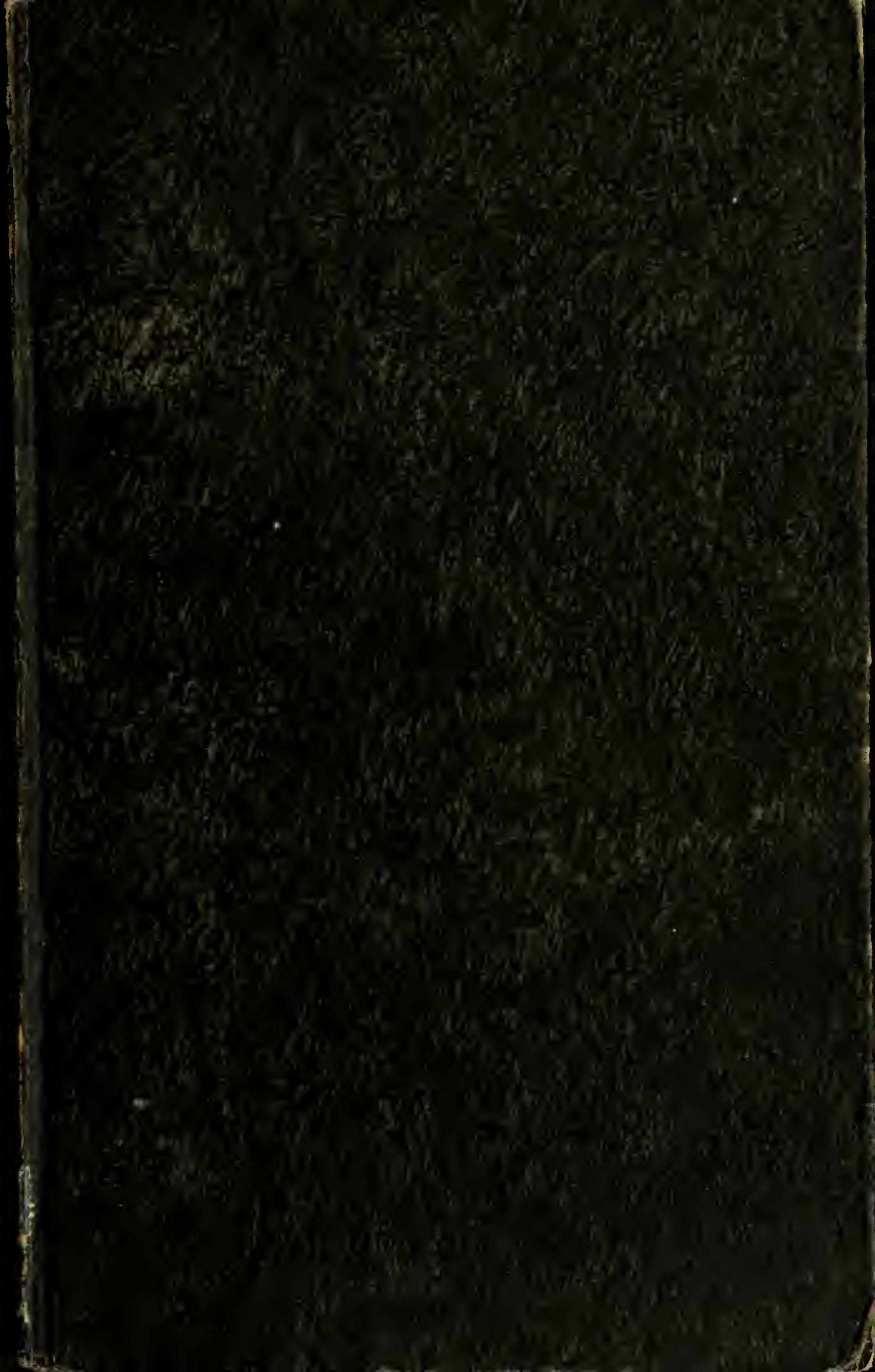


JAHRBÜCHER

FÜR

PHILOLOGIE UND PÆDAGOGIK.

Eine kritische Zeitschrift

in Verbindung mit einem Verein von Gelehrten

herausgegeben

von

M. *Joh. Christ. Jahn.*



Dritter Jahrgang.

Erster Band. Erstes Heft.

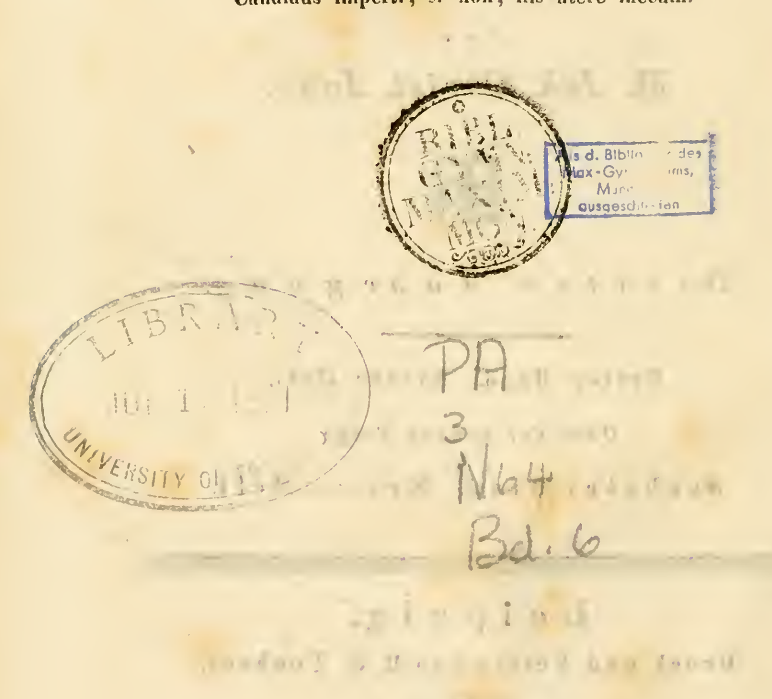
Oder der ganzen Folge

Sechster Band. Erstes Heft.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1828.

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum.



Mythologie.

Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie, von *Carl Otfried Müller*. Mit einer antikritischen Zugabe. Göttingen, Vandenhöck u. Ruprecht. 1825. XII u. 434 S. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

[Eine Inhaltsanz. steht in Beck's Repert. 1825 Bd. III S. 300—306, u. einen ausführlichen Inhaltsbericht hat Thorbecke in d. Bibl. crit. nova III S. 146—58 geliefert. Eine scharf tadelnde und leidenschaftliche Rec. von Lange in der Jen. Lit. Zeit. 1825 Nr. 161—168 liefert sehr viel Lesenswerthes und Gutes, kann aber nicht als gnügende Beurtheilung des Buchs gelten, weil sie nicht eine ruhige Prüfung desselben anstellt, sondern, von andern Principien ausgehend, Meinung gegen Meinung setzt. Eine ebenfalls leidenschaftliche Rec. von Völcker in d. Hall. Lit. Zeit. 1827 E. Bl. 121—124 rühmt Müller's Buch ausserordentlich und giebt dessen allgemeinen Inhalt an, liefert aber keineswegs eine kritische Würdigung desselben, sondern sucht Müller's Grundsätze gegen Lange's Einwürfe zu schützen und gegen die Vossische Schule zu rechtfertigen. Daher wird auch an mehrern Stellen gegen Voss gekämpft. Doch enthält auch diese Rec. manches Beachtenswerthe und ist bei Benutzung der Müller'schen Schrift zu vergleichen.]

Der Verf. hat bei der gegenwärtigen Schrift nach der Vorrede die Absicht, die Begriffe vom Wesen und von der Entstehung der Griechischen Mythen, die er für die wahren und richtigen hält, auch denen verständlich darzulegen, welche von dem Fache nur eine geringe Kenntniss haben, und auf diese Weise die Grundsäze, die er bey seinen bisherigen mythologischen Untersuchungen mehr unbewusst befolgt habe, nun auch methodisch zu entwickeln.

Die Schrift zerfällt in funfzehn Kapitel, deren Ideengang wir, wie es die Beurtheilung einer wissenschaftlichen Schrift erfordert, zuerst, soviel möglich, mit den eigenen Worten des Verf. kurz bezeichnen wollen.

In dem ersten Kapitel, das die Untersuchung an den äussern Begriff des Mythus anknüpft, bestimmt der Verf. den My-

thus in dieser Hinsicht nach folgenden drey Hauptmerkmalen: dass der Mythus die Erzählung einer Handlung oder Begebenheit ist, dass persönliche Wesen in ihm auftreten, und dass die Begebenheiten, von welchen die Mythen reden, ihrem Zusammenhang und ihrer Verflechtung nach alle eine frühere, von der Geschichte ziemlich genau abgegrenzte Zeit betreffen. Schritte zum innern Begriff des Mythus thut der Verf. im zweiten Kapitel durch die Unterscheidung des Geschehenen und Gedachten im Mythus, oder des Reellen und Ideellen, welche beide Elemente bey den meisten Mythen sehr enge verknüpft seyen. Von den weitern Bestimmungen über die Art, wie jedes dieser beiden Elemente im Mythus sey, wird nachher die Rede seyn. Im dritten Kapitel überblickt der Verf. die verschiedenen Klassen der Schriftsteller, aus welchen unsere Kenntniss der Griechischen Mythen zu schöpfen ist, um im vierten hieraus das Resultat zu ziehen, dass wir bei keiner derselben auf die eigentlichen und ursprünglichen Quellen des Mythus kommen, dass wir zwar die Mythen häufig durch poëtische und wissenschaftliche Behandlung modificirt sehen, diese Modificationen aber doch immer einen Kern des Mythus vorfanden, und stehen liessen. Daher der Hauptsaz dieses Kapitels, das die Frage von den Quellen der Mythen selbst oder die Entstehung derselben zum Gegenstand hat, „dass der ganze Begriff der *Erfindung*, d. h. einer freien und absichtlichen Handlung, durch welche etwas von dem Handelnden als unwahr Erkanntes mit dem Scheine der Wahrheit umkleidet werden soll, als unpassend für die Entstehung des Mythus von unserer Betrachtung zu entfernen ist. Oder mit andern Worten: dass bey der Verbindung des Ideellen und Reellen, welche im Mythus vereinigt liegen, eine gewisse Nothwendigkeit obwaltete, dass die Bildner des Mythus durch Antriebe, die auf Alle gleich wirkten, darauf hingeführt wurden, und dass im Mythus jene verschiednen Elemente zusammenwuchsen, ohne dass diejenigen, durch welche es geschah, selbst ihre Verschiedenheit erkannt, zum Bewusstseyn gebracht hätten, dass es der Begriff einer gewissen *Nothwendigkeit* und *Unbewusstheit* im Bilden der alten Mythen ist, worauf zu dringen ist.“ Mit dem hier aufgestellten Hauptbegriff verbindet der Verf. die Unterscheidung von zwei verschiedenen Klassen von Mythen, von welchen die eine bey genauerer Betrachtung sehr mannigfache und verschiedenartige Stoffe zu einem Ganzen verbunden hat, die andere aber einen der Allegorie näher verwandten Character zeigt, und eine durchgeführte Gedankenreihe in mythischer Rede dargelegt zu erkennen gibt, eine Unterscheidung, auf die hier deswegen aufmerksam gemacht wird, um auch von den Mythen der zweiten Klasse den Begriff einer eigentlichen Allegorie fern zu halten, und auf sie, wenn sie auch offenbar einem jüngern Zeital-

ter angehören, als die der erstern Klasse, im Ganzen doch denselben allgemeinen Begriff anzuwenden. Die folgenden Kapitel, Kap. V: Ueber die Bestimmung des Alters eines Mythus nach der Erwähnung desselben in Schriftstellern, Kap. VI: Bestimmung des Alters von Mythen nach historischen Ereignissen, Kap. VII: Ausdehnung dieses Verfahrens bis in die mythische Zeit, treffen Kap. VIII: Ueber das Alter der Hauptmasse der Mythen, in das Ergebniss zusammen: dass die grössere Masse der Mythen ihre Wurzel in der mythischen Zeit selbst (welche die Griechen selbst von der historischen bestimmt trennten) gehabt haben müsse, oder dass die Mythen der Mehrzahl nach in der Zeit, von der sie im Ganzen reden, entstanden sind, und sich von da an stetig fortgebildet haben. Wie die zunächst vorhergehenden Kapitel den Mythus rückwärts verfolgten, so gibt das unmittelbar folgende neunte eine ungefähre Bestimmung der Zeit, in welcher die Mythenbildung thätig zu seyn aufhörte. Die zusammengestellten Data stimmen in das Ergebniss zusammen, dass bis Olymp. 50 und vielleicht etwas weiter herab, d. h. bis prosaische Schriftstellerei in Aufnahme kam, Gedanken und Meinungen mit Fakten verschmolzen unter dem Griechischen Volke häufig die Gestalt mythischer, wirklich geglaubter Erzählungen annahmen, später aber nicht leicht mehr. Die Einwendung, welche gegen diesen Saz von den sogenannten astronomischen Mythen hergenommen werden könnte, die wohl Manchem als theilweise Erfindung Alexandrinischer Gelehrten und Dichter gelten, und doch von den Alten als Mythen behandelt werden, beantwortet ein Anhang zu diesem Kapitel dahin: Die Sagen von den Pleiaden, von Orion, von Sirius, und vielleicht noch von den Hyaden seyen die einzigen astronomischen, d. h. aus Verhältnissen, Eigenschaften, geglaubten Wirkungen von Sternbildern zu erklärenden Mythen, welche die Mythologie der Griechen uns darbietet: in der folgenden Zeit seyen weder astronomische Mythen, die man so nennen könne, entstanden, noch überhaupt Mythologie und Astronomie Hand in Hand gegangen, und wenn auch das Leztre desto mehr in den Schulen Alexandrinischer Grammatiker statt gefunden habe, so habe man doch nicht aus der Gestalt des Sternbildes oder den Verhältnissen desselben zu andern mit fertiger Hand einen Mythus gemacht, sondern nur alte mythische Sagen zur Erklärung von Sternbildern angewandt. (Einfacher und natürlicher scheint dem Rec., um dies hier sogleich zu bemerken, diese ganze Frage so gefasst werden zu können, von welcher Periode an bei der Tradition und der Bildung der Mythen, welche leztere eigentlich so gut wie jene durch das ganze Alterthum fortdauerte, ein helleres durch Reflexion bestimmtes Bewusstseyn statt gefunden habe; welche Zeit allerdings mit dem Anfang

der prosaischen Schriftstellerei, dem sprechendsten Erzeugniss der jezt besonders hervortretenden Verstandesthätigkeit, zusammenfällt.) Nach diesen Betrachtungen über den Begriff, die Quellen, die Entstehungsart, das Alter des Griechischen Mythus versucht der Verf. Kap. X den Weg näher zu zeichnen, auf welchem man mit einiger Sicherheit zur Entzifferung desselben gelangen und seine erste und ursprüngliche Gestalt kennen lernen kann. Dies kann nur dadurch geschehen, dass wir abzulösen suchen, was die Schriftsteller als Ueberlieferer des Mythus hinzugethan haben, die poëtische Ausschmückung, die pragmatische Verbindung, die philosophische Deutung, wozu allein die Kenntniss der verschiedenen Schriftsteller und ihrer Verfahrungsweise führen kann. In dieser Beziehung folgen einige Bemerkungen über das psychologische Motiviren der Begebenheiten bey den Dichtern von Homer an und über den Einfluss, den die Dichter gehabt haben, um eine gewisse Gleichmässigkeit und Uebereinstimmung in allen Theilen der Griechischen Mythologie zu bewirken, so wie über die von den alten pragmatisirenden Historikern behandelten Mythen. Weiter fortgesezt wird die Erörterung dieses Geschäfts der Trennung in Kap. XI: Wie der mythische Stoff in seine ursprünglichen Bestandtheile aufzulösen sey; wobei als entschiedene Sache vorausgesezt wird, dass im Alterthum das Bestreben herrschte, Sagen zu verbinden, um zusammenhängende Ganze daraus zu bilden. Daher haben wir vor allen andern Dingen den Zusammenhang zu vernichten und aufzulösen. Soll aber dies Verfahren nicht mit Recht ein atomistisches, das Leben des Mythus zerstörendes genannt werden, so kann das Auflösen des Mythus nicht wohl geschehen, wenn ihm nicht gleich das Verständniss desselben zu Hülfe kommt, und wenn nicht, noch vor der vollständigen Deutung, drei Punkte eine Bestimmung erhalten: W o ist diese und jene mythische Erzählung entstanden (d. h. man muss jeden Mythus localisiren, weil jeder Mythus an irgend einem Orte entstanden seyn muss), durch welche Personen (wie es z. B. nicht immer die geschichtlich bekannten Einwohner einer Landschaft, sondern oft frühere und durch nachfolgende Völkerstämme verdrängte sind) und woran (die meisten Sagen beziehen sich auf einen bestimmten vorhandenen Gegenstand) hat sie sich gebildet. Der leztere Punkt, welcher darauf aufmerksam macht, wie wichtig es sey, das Vorhandene, seiner Natur nach nicht mythische zu kennen, an welches der Mythus sich anschliesst, veranlasst die Behauptung: Es scheine kaum einem Zweifel unterworfen, dass die Geschichte der Griechischen Götterdienste die bedeutendste Hülfswissenschaft für die Mythologie sey, und in der Behandlung von ihr kaum getrennt werden könne, obgleich sie nur zum Theile in mythischem Boden

wurzelt. Daher werden nun Kap. XII die nach der Ansicht des Verf. für die Mythologie nöthigen Hülfs- und Lehrsäze über den Gottesdienst und die Symbolik der Griechen in 32 Paragg. aufgestellt, auf deren Inhalt wir hier nicht weiter Rücksicht zu nehmen haben. Da sich die vorhergehenden Kapitel zwar mit der Angabe der Methode beschäftigten, durch welche der Mythus auf seine ursprünglichen Bestandtheile zurückgeführt und die Umstände und Beziehungen, unter denen derselbe entstanden, aufgefunden werden können, damit aber der Mythus selbst noch nicht erklärt ist; so ist nun Kap. XIII noch von der Mythendeutung selbst die Rede. Der Hauptsaz, der hier aufgestellt wird, ist: Im Mythus spricht sich durchweg die Grundansicht aus, dass Wesen den Menschenseelen analog, und von ihnen nur durch mehr Einheit und innern Zusammenhang des Thuns verschieden, in der physischen wie ethischen Welt lebendig und thätig sind, weswegen die gewöhnlichen menschlichen Verhältnisse auf alle nicht menschlichen Wesen übertragen werden, vor allen die Verhältnisse der Geschlechts-Verwandtschaft, durch welche erstaunlich viel bezeichnet wird, das Verhältniss der Eltern, Geschwister, Gatten. Die beiden noch übrigen Kapitel, Kap. XIV: Beispiele des angegebenen Verfahrens, Kap. XV: Vergleichung anderer Ansichten mit den dargelegten, enthalten nichts, was wir hier für den wissenschaftlichen Zusammenhang der Schrift noch besonders hervorheben müssten.

Beim Ueberblick der hiemit dargelegten Ideenreihe des Verf. dringt sich uns sogleich als Mittelpunkt und Kern derselben der wichtige Saz auf, dass der Mythus nicht als Produkt selbstbewusster Reflexion und willkührlicher Dichtung oder wohl gar als „Erfindung einer Caste und Sekte von Schlauköpfen“ angesehen werden dürfe, sondern nur aus einer gewissen Nothwendigkeit, Unbewusstheit, Absichtlosigkeit begriffen werden könne, oder, wie wir dasselbe auch ausdrücken können, dass demselben kein individuelles Bewusstseyn, sondern ein höheres allgemeines Volksbewusstseyn zu Grunde liege. Diesen Saz, die nothwendigste Bedingung eines richtigen Verständnisses des alten Mythus, dessen Anerkennung oder Verwerfung alle Ansichten über Mythologie sogleich von vorn herein in zwei durchaus entgegengesezte scheidet, hat der Verf. wenn auch keineswegs zuerst, doch aufs neue von verschiedenen Seiten auf eine so lehrreiche und überzeugende Weise auseinandergesezt, dass wir eben dies vor jeder andern Bemerkung als ein sehr wesentliches Verdienst dieser Schrift um die wissenschaftliche Mythologie rühmen müssen. Je mehr wir aber diesen Vorzug zu schäzen wissen und dem Verf. in der angegebenen Hinsicht unsere volle Zustimmung geben; desto weniger glauben wir auf der andern Seite unser Befremden

darüber zurückhalten zu dürfen, dass der Verf. von dem Standpunkte aus, auf welchen er sich gestellt hat, nicht tiefer in die wissenschaftliche Erörterung des Wesens des Mythus eingedrungen ist, und die Untersuchung hierüber nicht so weit fortgeführt hat, wie man doch mit Recht in Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie erwarten muss.

Der Verf. hat durchaus den Weg der empirischen Abstraction eingeschlagen, er geht von gegebenen Beispielen aus, hebt aus diesen einzelne Hauptbegriffe hervor, um so auf allgemeine Folgerungen über das Wesen des Mythus zu gelangen. Auf demselben Wege ergab sich nun auch dem Verf., indem er die Spuren des Mythus rückwärts verfolgte, dass der Ursprung desselben aus keiner literarisch bekannten Periode schriftstellerischer Thätigkeit abgeleitet werden könne, sondern nur das Erzeugniss einer über jede individuelle Willkühr hinausliegenden innern Nothwendigkeit sey. Allein, genauer betrachtet, ist dies zunächst eine blos negative Bestimmung: wir wissen nur, was der Mythus nicht ist, und haben somit auch solange noch einen inhaltsleeren Begriff, solange nicht zu dem Negativen auch ein Positives hinzugekommen ist. Dass nun aber dieses Positive nicht auf demselben Wege der empirischen Abstraction zu finden ist, ergibt sich unmittelbar daraus, dass jener nur zu etwas Negativem geführt hat. Was aus der Thätigkeit einzelner Individuen nicht zu begreifen ist, gleichwohl aber als eine periodisch allgemeine und characteristische Erscheinung sich kund gibt, kann nur aus dem innern Wesen des menschlichen Geistes selbst abgeleitet werden, und der Begriff des Mythus kann demnach, wenn er auch gleich als ein bestimmter historisch gegebener Begriff nur historisch aufgefasst werden kann, dennoch gewissermassen nur a priori deducirt werden, eine Behauptung, die niemand misverstehen wird, wer überhaupt einen richtigen Begriff einer philosophischen Deduction hat. Es liesse sich sogar, wenn wir schon hinzunehmen wollten, was der Verf. S. 336 sq. über den Glauben an das Göttliche sagt, aus den eigenen Behauptungen desselben leicht darthun, dass der Begriff des Mythus, wenn auch nur historisch aufgefunden, doch nicht blos historisch oder empirisch erklärt werden kann. Betrachten wir nun nach dem hier bezeichneten Gesichtspunkt den Mythus im Allgemeinen, so gibt sich uns als das allgemeinste Merkmal des Mythus dies zu erkennen, dass er Ideen in einer eigenthümlichen Form darstellt. Diese eigenthümliche Darstellungsweise ist aber keine andere, als die indirecte oder bildliche, im Gegensaz gegen die directe oder logische. Der Begriff des Mythus muss demnach, wenn wir uns auch nur an dasjenige halten, was auch unser Verf. so wenig, als irgend ein anderer, der das Wesen

des Mythus zum Gegenstand seines Nachdenkens gemacht hat, verkennt, dass nemlich der mythische Ausdruck eine eigenthümliche Art der Darstellung ist (S. 279), auf den Begriff des Bildes führen. Dem Bilde aber liegt, wir mögen es nehmen, wie wir wollen, nothwendig immer eine Anschauung zu Grunde. Somit gelangen wir auf diesem Wege zu dem einfachen Hauptsaze, dass die mythische oder indirecte Darstellung sich zur logischen oder directen auf dieselbe Weise verhält, wie sich überhaupt das ganze menschliche Erkenntniss- und Darstellungs-Vermögen in Begriff und Anschauung, als seine beiden nothwendigen oder apriorischen Formen, theilt. Daraus ergibt sich auch sogleich die Folgerung, dass nach demselben Entwickelungsgeseze des geistigen Organismus des Menschen, nach welchem überhaupt dem Begriffe immer die Anschauung vorangeht, auch die mythische Form der Darstellung als die ältere und älteste gesezt werden muss. Verfolgen wir den auf diese Weise eingeschlagenen Weg weiter, so ist das Nächste, worauf wir unsere Aufmerksamkeit richten müssen, die Unterscheidung des Bildes von der Anschauung. Das Bild ist zwar auch eine Anschauung, aber keine sinnliche Anschauung im gewöhnlichen Sinne. Die sinnliche Anschauung ist ein unmittelbar Gegebenes, eine für sich abgeschlossene Sphäre, über welche hinauszugehen wir zunächst keine Nöthigung haben; die bildliche Anschauung aber nöthigt uns, da ja das Bild seiner Natur nach immer nur von etwas anderem abhängig seyn kann, sogleich zu einem Höheren aufzublicken, wovon eben sie der sinnliche Reflex, die in der Anschauung gegebene Form ist. Diese formelle, oder bildliche Anschauung ist es, was man in der Mythologie mit dem Namen des Symbols bezeichnet, und der Mythus kann demnach, wenn er nach den Elementen seiner Entstehung, d. h. wissenschaftlich betrachtet werden soll, ebenso wenig vom Symbol getrennt werden, als in der psychologischen Analyse des Erkenntniss-Vermögens der logische Begriff von der Anschauung zu trennen ist. Daher musste es auch bey unserm Verf. von durchgehendem und wesentlichem Nachtheil für die Behandlung des Gegenstandes seyn, dass er den Mythus nicht von vorn herein im Zusammenhang mit dem Symbol aufgefasst, vielmehr alles, was er über die Beziehung des Symbols zum Mythus zu bemerken sich veranlasst sah, erst Kap. XII unter die Hülfs- und Lehrsäze über den Gottesdienst und die Symbolik der Griechen aufgenommen hat (S. 258—266). Es hat dies vors erste die Folge gehabt, dass auf diese Weise nicht einmal das mit allem Recht vorangestellte Hauptmerkmal des Mythus, der Begriff der Nothwendigkeit und Unbewusstheit in das rechte Licht gesezt werden konnte. Dass die mythische Form der Darstellung keine blos zufällige und willkührliche, sondern nothwendige und in lezter

Beziehung a priori gegebene ist, kann doch dann erst vollkommen eingesehen werden, wenn sie aus der Natur und Gesezmässigkeit des menschlichen Geistes, aus dem Wechselverhältniss der beiden Elemente aller Erkenntniss, des Begriffs und der Anschauung, des Ideellen und Reellen construirt wird. Ebenso natürlich ist dann zweitens, dass dem Verf. nicht einmal die Bestimmung des Begriffs des Mythus auf eine durchgreifende und erschöpfende Weise gelingen konnte. Es wird zwar vor allem ganz richtig auf die Unterscheidung der beiden Elemente des Mythus, des Geschehenen und Gedachten, des Reellen und Ideellen hingewiesen; vergleichen wir aber die verschiedenen Erklärungen, welche hierüber gegeben werden, so bleibt im Ganzen doch immer etwas Schwankendes und Unbestimmtes zurück. Der Verf. spricht nemlich von dem Verhältniss des Ideellen und Reellen im Mythus bald so, als gehörte es überhaupt zum Wesen des Mythus, dass in ihm überall sowohl ein Ideelles als ein Reelles ist, bald aber auch wieder so, als gäbe es auch solche Arten von Mythen, in welchen entweder nur ein Ideelles, oder nur ein Reelles zu erkennen ist. S. 109 wird gesagt: „Das Ideelle ist mit dem Reellen im Mythus oft so eng verwoben, so unzerreisslich verknüpft, dass man deutlich sieht, der Mythus ist von Anfang an durch die Vereinigung und gegenseitige Durchdringung beider entstanden, und wir müssten dem Dichter, wenn das Ideelle darin sein Werk seyn sollte, sogleich auch das Reelle zutheilen." — „Ein Mythus ist *oft durchaus ideell*, und enthält keine Nachricht von faktischen Begebenheiten, und doch ist er deutlich an einem bestimmten Orte entstanden, und Werk der Bewohner einer einzelnen Landschaft." Dagegen gleich nachher S. 110: „Die eigenthümliche Mischung von Idee und Faktum die das Characteristische in der Mythologie ist, gehört zum ursprünglichen Wesen der Mythen." Damit vergleiche man S. 70: „In der That findet diese Verknüpfung (des Gedachten und Faktischen) bey den *meisten* Mythen statt, und es möchten nicht viele seyn, in welchen nicht etwas Reelles und etwas Ideelles nachgewiesen werden könnte. — Daher auch die Unterscheidung der historischen und philosophischen Mythen, auf die man früher oft sehr grossen Werth legte, von verhältnissmässig geringer Anwendbarkeit ist, und nur Weniges dadurch aus der ganzen Masse herausgeschieden und classificirt werden kann." In demselben Zusammenhang wird sodann zuerst nach dem Gedachten, dem Ideellen im Mythus besonders gefragt und für die Beantwortung dieser Frage nothwendig der theogonische Theil der Mythologie von der übrigen Masse abgesondert, da in jenem dem Betrachtenden sogleich eine Menge Ideen in ziemlich klarem Ausdruck entgegen treten, in dem andern weit weniger. Auf dieselbe Weise wird S. 80 das Faktische besonders be-

trachtet. Von welcher Art dies seyn müsse, sey keine so schwierige Frage. Denn da der Mythus die Form der Erzählung habe, faktische Begebenheiten aber in keiner andern Form vorgetragen werden können, Ausdruck also und Inhalt sich bey diesem Element der Mythologie weit mehr entsprechen als bey dem andern, so sey auch weit leichter abzunehmen, was für Classen von Begebenheiten vorgetragen werden, Genealogien von Heroen, Abentheuer, Wanderungen, Vermählungen derselben u. s. w. Fassen wir alles dies zusammen, so scheint der Verf. mit der Unterscheidung des Ideellen und Reellen, für welches leztere er wiederholt das Faktische gleichbedeutend sezt, eigentlich nur dies sagen zu wollen, es gebe zwei verschiedene Classen von Mythen, die eine enthalte Gedachtes oder Ideen, die andere Fakta oder Reelles: im Grunde also doch dasselbe, was man auch durch die Unterscheidung philosophischer und historischer Mythen mit Recht bezeichnet. Damit erhalten wir aber noch keinen deutlichen Begriff über das innere Wesen des Mythus, und alles, was im zweiten Kapitel, welches dem innern Begriff des Mythus näher führen soll, gesagt wird, fällt im Grunde wieder ganz mit dem Inhalt des ersten Kapitels zusammen, welches vom äussern Begriff des Mythus handelt, und diesen so bestimmt: der Mythus rede zwar von Handlungen und handelnden Personen, betreffe aber eine frühere von der eigentlichen Geschichte getrennte Zeit, d. h. er sey in einer Hinsicht historisch, in einer andern nicht-historisch. Oder wenn wir diese Bestimmung des Begriffs in einem andern Sinne nehmen, als die vorige Unterscheidung des Ideellen und Faktischen, und sie so verstehen, wie sie nach Kap. I allerdings verstanden werden zu müssen scheint, dass nemlich jeder einzelne Mythus in gewissem Sinne sowohl historisch als nicht historisch sey, so führt vielmehr eben dies, was der Verf. über den äussern Begriff des Mythus sagt, dem innern Begriffe desselben weit näher als dasjenige, was er im zweiten Kap. unter die Schritte zum innern Begriffe des Mythus rechnet. Zum innern Begriffe des Mythus gelangen wir nur dadurch, dass wir die beiden äusserlich gesonderten Arten des Mythus, wie es jede wissenschaftliche Deduction erfordert, unter einen höhern gemeinschaftlichen Begriff zusammenfassen, und es muss daher allerdings das Ideelle und Reelle als gemeinschaftlicher Character jeder Art von Mythen anerkannt werden: woraus sich die Folgerung ergibt, dass verschiedene Arten von Mythen nur so statt finden können, dass sich das Verhältniss des Ideellen und Reellen in den einzelnen Mythen bald so bald anders modificirt, bald das eine, bald das andere Element das Uebergewicht hat. Da wir nun aber bereits als wesentliches Merkmal des Mythus die Beziehung desselben auf eine bildliche Anschauung gefunden haben, das

Bild aber eben dadurch Bild ist, dass es an und für sich nichts ist, sondern seine Bedeutung nur durch die Beziehung auf etwas anders erhält; so wird hieraus von selbst klar, dass jenes Reelle, das wir im Mythus vom Idcellen unterscheiden, eben das Bildliche sey. Wie wenig sich die Untersuchung des Verf. dem Punkte genähert hat, auf welchem das Reelle des Mythus in das Bildliche desselben zu sezen ist, erhellt am besten aus dem S. 109 angeführten Beispiel eines durchaus ideellen Mythus. Dass nemlich Kallisto, die Artemis als die Nährerin des Wildes in Feld und Wald, als die Göttin blühender Kraft darstellend, in Arkadien in Gestalt einer Bärin erscheine, dies sey etwas blos Gedachtes; denn es habe im Kreise sinnlicher Erfahrung weder eine solche Göttin gegeben, noch sey sie je als Bärin erschienen. Das Leztere ist allerdings auch die Meinung des Rec., da aber nun doch einmal die Artemis-Kallisto in Arkadien die Gestalt einer Bärin hatte, so muss sie doch wenigstens bildlich als Bärin erschienen seyn: der Mythus ist demnach eigentlich ein Symbol, oder er enthält neben dem Ideellen ein Reelles, weil jede aus der Natur genommene Anschauung, durch welche eine Idee bildlich versinnlicht wird, wie die Anschauung überhaupt, etwas Reelles ist. Wir können aber auch bey dem bisher Bemerkten noch nicht stehen bleiben, da wir ja das Bild, oder die bildliche Anschauung auch das Symbol genannt haben, Symbol aber und Mythus sogleich als wesentlich verschiedene Formen erscheinen. Es muss daher zu dem Merkmale der bildlichen Anschauung, sofern es dem Mythus zuzueignen ist, noch etwas hinzukommen, wodurch erst der Mythus von der bildlichen Anschauung, wie sie im Symbol statt findet, characteristisch unterschieden werden kann. Dieses neue Merkmal wird uns dadurch gegeben, dass wir auf dieselbe Weise, wie der sinnlichen Anschauung der logische Begriff entgegen steht, auf die bildliche Anschauung den Gegensaz zwischen Raum und Zeit, zwischen Momentanem und Successivem, zwischen einer ruhenden Erscheinung und einer fortschreitenden Handlung übertragen. Dadurch erhalten wir die bestimmtere Unterscheidung zwischen Symbol und Mythus. Das Reelle oder Bildliche im Mythus muss nun nothwendig als ein Faktisches aufgefasst werden, d. h. die Handlungen und Personen, die den eigenthümlichen Character des Mythus ausmachen, sind nichts eigentlich Historisches, sondern eine blose Form, die zur Darstellung des Ideellen dient. Mit dieser historischen Form kann nun zwar allerdings auch wirklich Historisches sich verbinden, woraus sich uns die in der Natur der Sache gegründete Unterscheidung zwischen historischen und philosophischen Mythen ergibt, oder jenes oben bemerkte auf mannigfache Art sich modificirende Verhältniss des Ideellen und Reellen im Mythus; aber von hi-

storischen Mythen kann demungeachtet, wenn nicht ohne Grund für Mythisches gehalten werden soll, was eigentlich historisch ist, nur dann die Rede seyn, wenn wir bey irgend einer gegebenen Erzählung zum wenigsten darüber im Zweifel sind, wie vieles in derselben wirklich historisch ist, oder als blose äussere Form zur Darstellung einer Idee dient. Der Hauptbegriff jedoch, an welchem wir hier festzuhalten haben, ist, dass die mythischen Personen immer nur eine bildliche Bedeutung haben können, dass sie sich, sofern sie Personen sind, auf das Wesen des Mythus, und sofern sie symbolische Personen sind, auf den Zusammenhang des Mythus mit dem Symbol und somit auch, da das Symbol immer eine Naturanschauung ist, mit der Natur beziehen. Haben aber die Personen, die die Träger der ganzen mythischen Handlung sind, selbst nur eine bildliche Bedeutung, so versteht es sich von selbst, dass auch alles, was von ihnen gesagt wird, nur in demselben uneigentlichen Sinne verstanden werden kann, und es hängt daher alles, was der Verf. erst Kap. XIII über die Mythendeutung und den in der gewöhnlichen Mythologie durchgehenden Grundsaz sagt (S. 270), dass die gewöhnlichen menschlichen Verhältnisse auch auf alle nicht menschlichen Wesen übertragen werden, mit der Deduction des Begriffs des Mythus selbst aufs engste zusammen.

Das Bisherige betrifft übrigens nur die Form des Mythus, die Form aber wird überall nothwendig durch den Inhalt bedingt. Wir können daher selbst das obige Merkmal der Unbewusstheit und Nothwendigkeit der mythischen Form der Darstellung solange nicht mit wissenschaftlicher Ueberzeugung zuerkennen, solange wir nicht die Frage näher untersucht haben, wie der Inhalt des im Mythus Darzustellenden gerade diese eigenthümliche Form der Darstellung als eine nothwendige herbeygeführt habe. Dem Verf. ist dieselbe schwankende und unbestimmte Unterscheidung des Ideellen und Reellen im Mythus, von welcher so eben gesprochen wurde, einer tiefern Untersuchung wie der Form so auch des Inhalts des Mythus im Wege gestanden. Sehen wir jedoch, wie der Verf. sich hierüber äussert. Nach S. 71 machen theogonische Ideen einen Theil der Mythologie aus, Gedanken über Welt und Gott und über der Menschen Verhältniss zu einer höhern Natur, Gedanken, deren Zusammenhang, wenn wir das Religiöse darin zur Seite lassen, eine Art Philosophie bildet. Nach S. 72 ist es klar, dass die mythischen Erzählungen „ein Ausdruck des Glaubens an die Götter des Landes, der Religion sind, wenn wir auch immer die Quellen dieser Religion noch ganz unbestimmt lassen, und nicht einmal darüber entscheiden wollen, ob die Götter etwa aus Philosophemen entstanden seyen. So ist Religion neben der Geschichte das einzige Element, welches bey

der ersten Betrachtung der heroischen oder lokalen Mythologie hervortritt. Für den aber, der tiefer einzudringen sucht, gewinnt der Götterglaube in der Mythologie bald immer mehr Raum und Bedeutung." Doch will der Verf. nicht blos auf Ideen der Religion den Inhalt der Mythologie beschränkt wissen. Wir haben nach S. 77 „überhaupt keinen Grund, von der mythischen Darstellung irgend eine Klasse von Ideen und Gedanken zum voraus auszuschliessen, wenn irgend denkbar ist, dass sie innerhalb des Kreises der geistigen Thätigkeit jener frühern Menschen gelegen haben könne. Ganz im Gegentheil ist es sehr wahrscheinlich, dass eine Gesammtheit von Wissen und Denken in der Mythologie enthalten ist. Denn auf jeden Fall ist der mythische Ausdruck, der alle Wesen zu Personen und alle Beziehungen zu Handlungen macht, ein so eigenthümlicher, dass wir zu seiner Ausbildung eine besondere Epoche der Cultur eines Volks annehmen müssen." Diese leztere Bemerkung über die Allgemeinheit des Inhalts der Mythologie ist in gewisser Hinsicht ganz richtig, bedarf aber doch einer Modification. Bey genauerer Betrachtung kann uns nicht entgehen, dass der Mythus, so mannigfaltig und verschiedenartig auch sein Inhalt seyn mag, doch immer irgend eine Beziehung auf das Göttliche ausdrückt, wie der Verf. selbst auch anzuerkennen scheint, wenn er S. 72 sagt: „Lesen wir die Mythen einfach mit einer gewissen Beseitigung des Bestrebens zu erklären: so ist es besonders nur ein Punkt, wo uns das Gedachte überall in die Augen fällt, das beständige Einwirken der Götter." Dieses beständige Einwirken der Götter, welches sich nicht blos auf die Form, sondern auf den innern Zusammenhang zwischen Form und Inhalt bezieht, ist es eben, was die mythische Handlung characteristisch von der historischen unterscheidet. Das Uebernatürliche und Wunderbare ist das wahre Element des Mythus, die Götterwelt reflectirt sich in der sichtbaren Ordnung der Dinge, eine persönliche und absichtliche Causalität ist bald offener bald versteckter die Urheberin und Lenkerin aller Handlungen und Ereignisse. Selbst die Genealogien, deren die Mythologie eine so grosse Menge enthält, tragen neben der Aufstellung idealer Personen statt wirklicher Personen den Character des Mythischen nur deswegen an sich, weil sie die ganze Reihe der Geschlechter in lezter Beziehung immer an einen göttlichen Stammvater anknüpfen, und nicht eher einen festen Punkt gefunden zu haben glauben, als bis sie zur höchsten Einheit gekommen sind. Halten wir uns demnach auch blos an die empirische Abstraction, so können wir unmöglich verkennen, dass die Idee der Religion oder das Göttliche den allgemeinsten und eigenthümlichsten Inhalt der Mythologie ausmacht. Aber von diesem Punkt aus muss nun erst die wissenschaftliche Untersuchung

eine höhere Richtung nehmen, und das empirisch Gegebene an das Apriorische angeknüpft werden, d. h. eben an die Idee der Religion im allgemeinsten Sinne, die auch der Verf. S. 236 auf eine überzeugende Weise aus sinnlichen Eindrücken und darauf gebauten Schlüssen abzuleiten für unmöglich hält. Haben wir uns aber einmal zu diesem Standpunkt erhoben, den Glauben an das Göttliche als eine in dem unmittelbaren Bewusstseyn des Menschen mit innerer Nothwendigkeit sich aussprechende Idee anzusehen, so können wir auch die in der Mythologie erscheinende Religion nur als eine besondere Form betrachten, in welcher sich die Idee der Einen und allgemeinen Religion auf eine eigenthümliche Weise abspiegelt. Daraus ergibt sich sodann für den wissenschaftlichen Begriff des Mythus und der Mythologie zweierlei: 1) Das obige in dem Mythus anerkannte Merkmal der Nothwendigkeit und Unbewusstheit erhält jezt erst, da die Form durch den Inhalt bestimmt ist, seinen bestimmtern Sinn und seine feste Haltung. Ist das religiöse Bewusstseyn von dem Selbstbewusstseyn überhaupt nicht zu trennen, so müssen die Ideen der Religion auch auf jeder Stufe des sich entwickelnden menschlichen Geistes ihren eigenthümlichen Ausdruck finden, und die symbolisch-mythische Form ist diejenige, die als die concrete und sinnliche der abstracten und logischen Erkenntniss- und Darstellungsweise vorangeht. Es ist ein innerer unabweisbarer Drang, der den Menschen nöthigt, was das ahnungsvolle Gemüth und die fühlende Brust bewegt, auch äusserlich auszusprechen und darzustellen; aber durch welche andere Mittel sollte ihm dies gelingen, als nur durch solche, an welche er nach dem Grade seiner ganzen geistigen Bildung gebunden ist? Das Uebersinnliche hüllt sich ihm in sinnliche Form, und die Natur, mit welcher sein eigenes Leben noch so innig zusammengewachsen ist, bietet ihm die Typen des Göttlichen dar. Daher die in der mythischen Ansicht, wie auch der Verf. S. 269 bemerkt, durchaus erscheinende Identität des Menschengeistes mit dem Naturgeiste, daher dann auch, indem ja die Symbole, obgleich verhüllt, doch nichts anders ausdrücken, als wozu jeder den Schlüssel in seinem eigenen Innern findet, die Macht der Tradition und der Glaube an die Ueberlieferung als eine göttliche Offenbarung. 2) Wie sich aus der blosen Entwickelung des Begriffs der Religion der allgemeine Inhalt derselben nach den einzelnen Lehren a priori ableiten lässt, so gewinnen wir nun hieraus auch, da das Allgemeine immer auch in dem Besondern enthalten seyn muss, die formelle Grundlage, auf welcher ein gewisses System der Mythologie errichtet, und jedem einzelnen Mythus, sobald wir einmal darüber Gewissheit haben, wie sein Inhalt zu deuten ist, die ihm gebührende durch den wissenschaftlichen Zusammenhang des Ganzen bestimmte Stelle

angewiesen werden kann. Nach unserer Ueberzeugung ist dies eine der wichtigsten Aufgaben, welche in Prolegomena zu jeder Wissenschaft, und somit auch in Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie zur Sprache kommen muss; sie kann aber natürlicher Weise nicht gelöst werden, so lange man den Begriff des Mythus blos als einen historischen durchaus nur von der äussern Erfahrung gegebenen betrachtet, und den Begriff des Apriorischen dadurch verwirrt und aufhebt, dass man zwischen der in unserm höhern Bewusstseyn sich aussprechenden Idee und den einzelnen allerdings nur historisch erkennbaren Formen einer solchen Idee nicht gehörig unterscheidet. Rec. glaubt diese Bemerkung um so mehr machen zu dürfen, da der Verf. Vorrede S. V selbst gesteht, der Leser werde ihm wohl glauben, dass er nicht im Geringsten die Meinung von sich hege, durch diese Schrift etwas Aehnliches für die Mythologie geleistet zu haben, was ein bekanntes philosophisches Werk von grosser Bedeutung unter demselben Namen leistete, sondern nur etwa die: *etwas Aehnliches thue der Mythologie gerade jezt am meisten Noth.*

Wissenschaftlich in strengem Sinne soll also nach der eigenen Forderung des Verf. der Begriff der Mythologie bestimmt werden. Jede wissenschaftliche Bestimmung ist aber nur dadurch möglich, dass wir den gegebenen Begriff, um dessen wissenschaftliche Bestimmung es uns zu thun ist, auf den höhern Begriff, unter welchem er enthalten ist, zurückführen. Auf diesem allein möglichen Wege müssen wir nun auch den Begriff der Mythologie auf den der Religion zurückführen, und aus dieser einfachen aber nothwendigen Voraussezung ergeben sich uns alle bisher entwickelten Bemerkungen, gegen welche Jeder einer solchen Aufgabe und des sie betreffenden Gegenstandes kundige nicht wohl einen bedeutenden Widerspruch wird erheben können. Dem Verf. aber konnte sich auf dem von ihm eingeschlagenen Wege, so wahr und trefflich auch alles ist, was er im Einzelnen ausführt, die Lösung der wissenschaftlichen Aufgabe wenigstens, die er sich zum Ziele gesezt hat, auf eine befriedigende Weise aus dem Grunde nicht ergeben, weil er, was uns das Unbegreiflichste in dem ganzen Inhalte dieser Schrift ist, Religion und Mythologie völlig trennt, und die Griechische Religion als eine blose Hülfswissenschaft der Griechischen Mythologie betrachtet. Man vergleiche wie sich der Verf. S. 234 sq. hierüber äussert, um darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig es sey, das Vorhandene seiner Natur nach nicht mythische zu kennen, an welches der Mythus sich anschliesst. „Es scheint mir nach allem diesen kaum einem Zweifel unterworfen, dass die *Geschichte der Griechischen Götterdienste* die bedeutendste *Hülfswissenschaft* für die Mythologie sey, und in der Behandlung von ihr kaum getrennt werden könne, obgleich sie nur

zum Theile in mythischem Boden wurzelt. Und so liegt es wohl auch diesem Versuche ob, eine bestimmte Ansicht davon aufzustellen, die freilich nicht in allen Punkten gleich ausführlich dargelegt werden kann, eben weil die Geschichte des Cultus doch blos Hülfswissenschaft ist. Nur muss ich bemerken, dass die Richtigkeit der bisher entwickelten mythologischen Methode ganz unabhängig ist von der Richtigkeit der hier an der Spize stehenden Ansichten, *indem der Mythus den Götterglauben im Ganzen als etwas Gewordenes voraussezt*, *und wie er ursprünglich geworden*, *für dessen Deutung beinahe gleichgültig ist*," worauf sodann wirklich eine Reihe von Hülfs- und Lehrsäzen über den Gottesdienst der Griechen folgt. Um davon nichts weiter zu sagen, dass diese Behauptung mit andern Stellen der Schrift, nach welchen ja vorzugsweise Religion Inhalt des Griechischen Mythus ist, man vergl. z. B. S. 269, nicht übereinstimmt; so erhellt die Unrichtigkeit dieser Ansicht auch schon unmittelbar aus der Natur der Sache selbst, selbst abgesehen von den bisherigen Erörterungen. Wie sollte denn der Mythus in allem demjenigen, was er über die Götter des alten Glaubens zu erzählen weiss, nur an etwas Vorhandenes, seiner Natur nach nicht mythisches sich anschliessen? Wie sollte nur das, wobey die Götter handelnd erscheinen, mythisch zu nennen seyn, und nicht vielmehr ihr persönliches Wesen selbst seiner Natur nach eben das eigentlich Mythische seyn? Person und Handlung fallen ja ohnedies bey jeder Betrachtung wieder in Eins zusammen. Nach der Ansicht des Verf. müsste man also, wenn man auch bereits das Wesen und den Begriff des Mythus vollkommen erkannt zu haben glaubt, doch erst ganz unabhängig von allen diesen Untersuchungen über den Mythus sich die Frage beantworten, wie der Glaube der Griechen auf die religiöse Idee eines Zeus, eines Apollon, einer Athene, Demeter u. s. w. gekommen sey? Aber welche Antwort könnte darauf gegeben werden? Können alle diese persönlichen Götterwesen aus einer andern geistigen Thätigkeit abgeleitet werden, als eben aus derjenigen, welche die Quelle der mythischen Erkenntniss und Darstellungsweise ist? Versuche es Jeder, der die Ansicht des Verf. theilt, er wird bey jedem Schritte an einer in sich selbst widersprechenden Aufgabe anstossen. Alle jene Götterwesen des alten Glaubens überhaupt und des Griechischen insbesondere müssen, wenn wir sie in den Elementen ihrer Entstehung ergreifen wollen, ebenso auf eine bestimmte bildliche Natur-Anschauung zurückgeführt werden, wie der Mythus immer in dem Grund und Boden des Symbols wurzelt. Was bey solchen Götterwesen, wie z. B. Poseidon, Hephästos, Demeter sind, sogleich von selbst klar ist, die Beziehung auf eine gegebene Natur-Anschauung, gilt von allen diesen Wesen überhaupt, und die

erste Aufgabe des Mythologen bey der Erklärung derselben muss immer darin bestehen, den freilich oft versteckten und auf verschiedene Weise modificirten Natur-Anschauungen nachzugehen, welche der alte Glaube bey seinen Göttergestalten zuerst fixirt hat. Und wie der Mythus zwar einerseits im Symbol wurzelt, auf der andern Seite aber ebendadurch Mythus ist, dass zum Elemente des Symbols ein neues Element hinzukommt, nemlich der Begriff der persönlichen Thätigkeit und Handlung, so sind auch aus jenen religiösen Natur-Anschauungen durch die Personification persönlich lebendige und ethische Wesen hervorgegangen, und je mehr der Mythus gerade diese Seite seines Wesens wenigstens in Einer Klasse seiner Göttergestalten vorzugsweise hervorgehoben und ausgebildet hat, desto mehr kommt darauf an, beide Elemente seines Wesens und das verschiedene auf vielfache Weise modificirte Verhältniss derselben in genauere Erwägung zu ziehen. Es ist völlig dieselbe Methode, wir mögen einen Mythus oder irgend eine Gottheit des alten Glaubens, oder die Mythologie und die alte Religion im Ganzen zu erklären versuchen. Der Verf. hat auch in der That, so sehr er Religion und Mythologie trennt, dennoch die Identität beider selbst auch in seinen Säzen über die Griechische Religion wieder ausgesprochen, wenn er S. 237 sagt: „Erklären, warum eine besondere Gestalt des Glaubens bey einem Volke eigenthümlicher Bildung gefunden werde, heisst nichts anders, als den Grund der gesammten geistigen Beschaffenheit dieses Volkes angeben.“ Was werden wir nun aber über den Grund der gesammten geistigen Beschaffenheit des Griechischen Volkes in dieser Hinsicht anders sagen können, als nur dies: Es ist ein Gesez der Entwickelung der geistigen Thätigkeit des Menschen, dass er auf einer bestimmten Stufe derselben die Ideen des Uebersinnlichen und Göttlichen sich nur unter der sinnlich-anschaulichen Hülle des Bildes, d. h. des Symbols und des Mythus, zum Bewusstseyn bringen und darstellen kann. Ebenso kommt auch alles dasjenige, was der Verf. S. 238 f. über die in der alten Griechischen Religion nachzuweisende entgegengesezte Tendenz sowohl zum Polytheismus als zum Monotheismus ausführt, neben der historischen Betrachtung, auf die immer festzuhaltende Unterscheidung des Bildes und der Idee im Mythus zurück.

Es wäre leicht zu zeigen, wie der Mangel einer tieferen Untersuchung der beiden die Form und den Inhalt betreffenden Hauptpunkte des Mythus auch im Einzelnen Behauptungen und Erklärungen zur Folge gehabt hat, von deren Wahrheit man sich nicht so leicht überzeugen kann. Wir berühren dies jedoch nur ganz kurz. Die Trennung der Mythologie von der Religion veranlasste den Verf. zu der sonderbaren Behauptung, dass ein Cultus nicht aus einem Mythus, sondern ein Mythus

aus einem Cultus zu erklären sey. So wird z. B. S. 108 gesagt: „Wir wissen bestimmt, dass die Fabel (diesen vom Verf. einigemal gebrauchten Ausdruck wünschten wir nicht mit dem Ausdruck Mythus verwechselt) von Herakles geliebtem Knaben Hylas, den die Nymphen rauben und der Held umsonst in Bergen und Thälern ruft, aus einem in der Gegend von Kios in Bithynien herrschenden Cult entstanden ist, bey dem ein in das Wasser versunkener Gott an den Quellen im Gebürg gerufen und beklagt wurde. Denn dass etwa der Gebrauch des Cultus aus der Fabel entstanden sey, kann durchaus nicht angenommen werden, da auch die weiterhin wohnenden Mariandynen, ein alteinheimisches Volk Kleinasiens, genau denselben Gebrauch hatten, und die religiöse Bedeutung durch Analogien sehr deutlich wird. Wenn nun also der Mythus aus dem Cultus hervorgebildet ist, so“ u. s. w. Es ist völlig undenkbar, wie ein Cultus entstehen konnte ohne eine bestimmte Idee, die dem Cultus voranging, und denselben veranlasst hat. Der Verf. spricht ja eben in der angeführten Stelle von der religiösen Bedeutung des Cultus. Worin anders aber wird diese ausgedrückt gewesen seyn, als in einem Mythus? Die mythische Handlung verhält sich zu der Handlung eines Cultus ganz so, wie sich das Innere zum Aeusseren verhält; wie sich die Idee in dem Mythus objectivirt, so objectivirt sich nach demselben Zuge zur sinnlichen Darstellung die mythische Handlung in einer ganz nach aussen gekehrten Handlung, und es ist eigentlich eine Verkehrung von Ursache und Wirkung, wenn der Mythus vom Cultus abgeleitet wird. Auf dieselbe Weise verfährt der Verf. S. 235, wo er von dem Mythus des Athamas spricht: Von der Bildung des Mythus habe die dichterische Ausbildung fast nichts übrig gelassen. Dies werde dem Leser erst deutlich, wenn er erfahre, dass es einen alten Cultus des Zeus im Lande der Minyer gab, und wenn er die Mannigfaltigkeit der Sagen erwogen, werde er auch einsehen, dass der gesammte Mythus aus dem Cultus, nicht der Cultus aus dem Mythus entstanden ist. Aber aus welcher Idee entstund denn der Cultus selbst, und wie kann die religiöse Idee, die wir voraussezen müssen, anders aufgefasst gewesen seyn, als mythisch? Somit kann nur die mythische Idee den Cultus erzeugt haben, nicht aber der Cultus den Mythus.

Die zulezt gemachte Bemerkung betrifft den Inhalt. Nicht minder scheint dem Verf. auch in Hinsicht der Form der richtige Gesichtspunkt für die Behandlung des Mythus öfters dadurch verrückt worden zu seyn, dass er die Form nicht bestimmt in das Bildliche, d. h. die Einheit einer Naturanschauung, sezte. Damit hängt nemlich offenbar zusammen, dass der Verf. bey der Erklärung und Deutung der Mythen die Trennung und Zerlegung des Mythus in verschiedene Bestandtheile

gar zu sehr als Hauptgeschäft des Mythologen hervorhebt. Es ist allerdings wahr, die fortgehende Tradition hat in dem Mythus häufig sehr Verschiedenartiges verbunden und der deutende Mytholog hat demnach den gerade entgegengesezten Weg zu gehen, den die Alten genommen haben. Auf der andern Seite aber liegt der Irrthum ebenso nahe, wenn man über dem Bestreben zu trennen in Gefahr kommt, auch die ursprüngliche Einheit aufzulösen und somit das organische Leben des Mythus zu zerstören. Es muss ein festes Kriterium geben, das uns der Trennung des im Mythus Verbundenen die gehörige Grenze sezen heisst, und dieses besteht nicht blos in den drei Punkten: Wo ist diese und jene mythische Erzählung entstanden, durch welche Personen (nach *Personen* scheint uns ohnedies hier nicht richtig gefragt zu werden) und woran hat sie sich gebildet? wie sie der Verf. S. 226 bestimmt und ausführt. Es kommt nach der obigen Deduction vor allem darauf an, dass wir bei einem Mythus die bildliche Grundanschauung festhalten, welche als die Wurzel eines Mythus anzusehen ist. Die Anschauung gibt immer eine momentane Einheit. Was daher mit dieser nothwendig zusammenhängt, kann nicht erst etwas zufällig Hinzugekommenes seyn, sondern nur das ursprünglich Vorhandene, der Kern und Mittelpunkt des Mythus. Richten wir nicht darauf vorzüglich unsere Aufmerksamkeit, so können wir gar zu leicht verleitet werden, was auch dem Verf. gewissermaassen begegnet ist, das Merkmal der innern Nothwendigkeit, welches doch als Grundbegriff des Mythus anzuerkennen ist, einer vorausgesezten freien Willkühr der Dichter, von welchen jeder folgende immer etwas neues und eigenes zum ursprünglichen Mythus hinzugesezt habe, wieder aufzuopfern. Es ist dies in der That ein sehr bedeutender Punkt, der hauptsächlich auch dazu beiträgt, die Mythologen unserer Zeit in zwei entgegengesezte Partheien zu theilen. Die Einen wollen überall trennen und auflösen, weil sie im Mythus das Symbol als festen Punkt der Einheit nicht achten, die Andern sind bemüht, auch das dem Anschein nach Verschiedene im Mythus auszugleichen und auf Einheit zurückzuführen, weil sie vor allem auf die Ausmittelung einer den Mittelpunkt eines Mythus bildenden symbolischen Anschauung losgehen zu müssen glauben. So mag z. B. allerdings in die Sagen von der Argonautenfahrt, von den Thaten des Herakles, vom Troischen Krieg sehr vieles aufgenommen worden seyn, wovon die älteste Ueberlieferung noch nichts wusste. Die ursprüngliche Aea der Argonauten war vielleicht eine andre als die Kolchische am Phasis, aber dennoch behaupten wir, auch schon in dem ältesten Aea lag ein Merkmal, welches von selbst die Veranlassung enthielt, dasselbe in eine immer entferntere örtliche Lokalität zu verlegen, und es zulezt in dem dieser Voraussezung

zu Folge erst später bekannt gewordenen Kolchischen Aea wie historisch zu fixiren. Ueppiger gewuchert hat nicht leicht ein anderer Sagenkreis als der Troische und Herakleische, und doch wird sich auch hiebei nicht leicht ein bedeutender Mythus aufweisen lassen, dessen wesentlicher Inhalt nicht schon durch die ursprüngliche Tendenz der ältesten Sage bedingt und veranlasst war. Es kommt hier ganz darauf an, den Mythus als einen organischen Keim zu betrachten, dessen spätere Erscheinung nicht als eine blos äusserliche Anhäufung verschiedenartiger erst mit der Zeit in eine solche zufällige Verbindung gebrachter Elemente anzusehen ist, sondern vielmehr als eine vom Innern herausgehende Entfaltung, als eine naturgemässe Ausbildung einer schon ursprünglich vorhandenen Anlage; und dadurch erst erhält das obige Merkmal, auf welches wir immer wieder zurückkommen müssen, dass der Mythus der Gegensaz gegen die freie, absichtliche, zufällige Poësie der Dichter ist, seine wahre Bedeutung. Ist der Mythus ganz als ein organisch sich entwickelndes Naturgewächs zu nehmen, so konnte die Ueberlieferung und die mit dieser allmälig sich verbindende Reflexion grossentheils nur das innerlich Verschlossene äusserlich hervorheben, und das unbewusst Gegebene mehr und mehr zum Bewusstseyn bringen. Das Unbestimmte wurde bestimmter, individueller, und der Mythus zulezt wohl gar historisch fixirt. Durch die meisten Mythen zieht sich in der That ein innerer organischer Zusammenhang so deutlich hindurch, dass es, wenn wir nur auf die Idee in ihrem Verhältniss zum Bilde genau achten, nicht schwer ist, das Ursprüngliche von dem Fremdartigen und bedeutungslos Hinzugekommenen zu trennen. Als ein Beispiel eines solchen innern Zusammenhangs zwischen scheinbar sehr abweichenden ältern und neuern Sagenformen würden wir hier, wenn es der Raum gestattete, die Helena der Ilias und des Euripides wählen. Aus demselben Gesichtspunkt ist zu beurtheilen, was der Verf. S. 208 über das psychologische Motiviren der Begebenheiten bey den Dichtern von Homer an sagt. Der Verf. bemerkt dabey Manches, was uns der Willkühr der Dichter in der Behandlung des Mythus einen zu grossen Spielraum zu gewähren und mit der vom Verf. selbst anerkannten Voraussezung nicht recht zusammenzustimmen scheint, dass das Ideelle des Mythus nichts Hinzugethanes sey (S. 167). Es kommt auch hier auf eine genauere Betrachtung des Wesens des Mythus an, und im Allgemeinen kann durchaus nicht behauptet werden, dass der lyrische, wie der tragische Dichter die Motivirung ganz in seiner Gewalt gehabt habe (S. 209). Es kann dies nicht einmal von Euripides, von welchem man doch gewöhnlich die grösste Freiheit hierin annimmt, gesagt werden. Als eines der

augenscheinlichsten Beispiele einer solchen dichterischen Motivirung, wie sie der Verf. hier meint, könnte man in dem Mythus von Zeus und Semele den Zug ansehen, dass der Semele die Gewährung des Wunsches verderblich wird, den Zeus auf dieselbe Weise zu sehen, wie er der Here am Tage der Vermählung nahte. Und doch würden wir den grössten Irrthum begehen, wenn wir diese Motivirung von dem ursprünglichen Mythus als spätere Dichterzugabe ausscheiden wollten, da uns eben hierin die symbolisch-mythische Grundanschauung, auf welcher der ganze Mythus ruht, gegeben ist. Denn die Vermählung der Here mit Zeus, als *εριγδουπος ποσις Ηρης* bey Homer, geschieht in der Majestät des Gewitters, das die Erde im neuen Frühjahr befruchtet, und Semele ist gerade dadurch, was sie auch nach dem übrigen Inhalt des Mythus seyn muss, am deutlichsten als die Erde bezeichnet. Dass Aeschylos zu seinem Prometheus von Hesiodos nur die scheinbaren Fakta, den Feuerraub, die Anfesselung, die Rettung durch Herakles und Einiges der Art genommen, die Beweggründe der Handelnden und *somit die innere Bedeutung* der Handlung aus eignem Geiste geschöpft habe (S. 209) ist eine ganz ungegründete Behauptung. Auch bey Hesiod ist Prometheus keineswegs nur der Betriebsame und Gewerbfleissige, der erst im Kopf eines Aeschylos zu einer ganz andern Person von mehr speculativer Bedeutung umgeschaffen werden musste (S. 123). Auch bey Hesiod ist Prometheus doch wenigstens der Feuerräuber, und eben dieser symbolisch-mythische Begriff ist der innere Kern, aus welchem sich der ganze Mythus sowohl bey Hesiod als bei Aeschylos sehr natürlich entwickelt hat. In demselben Zusammenhang S. 209 sagt der Verf.: „Was die Weise betrifft, in welcher die Dichter zu motiviren pflegen, so scheint mir kein Zweifel zu seyn, dass sie persönliche Wünsche, individuelle Neigungen gern auch da als Beweggründe sezen, wo sie es dem ursprünglichen Sinne der Fabel nach nicht seyn konnten.“ Als Beispiel statt anderer wird dann der Homerische Hymnus auf Apollon Pythios angeführt. Aber auch hier können wir nicht blos eine von Dichtern herrührende Motivirung erblicken, aus dem einfachen Grunde: Wenn einmal symbolisch-mythische Wesen schon nach dem ursprünglichen Begriffe des Mythus die stehenden Charactere desselben seyn müssen, so versteht es sich von selbst, dass sie auch als persönliche von individuellen Wünschen und Neigungen bestimmte Wesen handeln. Es müssen in jedem Fall erst noch andere Betrachtungen hinzukommen, wenn hieraus, was der Verf. meint, folgen soll. Der Beisaz, dass in dem Homerischen Hymnus persönliche Wünsche, individuelle Neigungen dem ursprünglichen Sinne der Fabel nach nicht Beweggründe seyn konnten, sagt eigentlich nichts, da dies bei

jedem Mythus deswegen der Fall ist, weil seine Götterwesen keine wirkliche, historische, sondern blos mythische Personen sind. Wir kommen auch hier nur auf die für den Mythus wesentliche Personification zurück. Der Grund, sagt der Verf. S. 211, welchen derselbe Hymnus von dem Beinamen des Apollon *Δελφινιος* angebe, sey natürlich durchaus mythisch, wodurch ohne Zweifel dieser Name und Mythus gleichfalls als ein späterer unwesentlicher Zug der Sage bezeichnet werden soll. Aber eben, wenn Apollon, wie der Verf. selbst nachweist, auch in Knossos als Delphinios verehrt wurde, kann der Name nicht blos so zufällig entstanden seyn, und es möchte auch hier, wenn wir den Mythus auf seine Naturanschauung beziehen, nicht schwer seyn, den Zusammenhang des Namens und Mythus mit dem Begriffe des Apollon zu entdecken. Man denke nur an die Verbindung, in welche Apollon auch sonst mit Poseidon gesezt wird.

Die Aufgabe, von welcher wir hier reden, erfordert auch noch kurz, die Ansichten des Verf. über die ältesten Völkerverhältnisse, sofern davon ein richtiger Begriff des Mythus abhängt, zu berühren. Es wird in der ganzen Schrift stillschweigend vorausgesezt, dass unter dem Mythus, dessen wissenschaftliche Behandlung untersucht wird, nur der Griechische Mythus zu verstehen sey. Erst S. 281 erklärt der Verf. ausdrücklich, dass er nur von der Mythologie der Griechen als einer bestimmten historischen Wissenschaft handeln wollte. „Dass man diese überhaupt nicht in dieser Absonderung treiben könne, wäre so viel, oder eigentlich noch mehr gesagt, als man könne die Griechische Sprache nicht ohne Sanskrit und Hebräisch erlernen.“ Der Verf. stellt sich also auf die Seite derjenigen Mythologen, welche die Griechische Mythologie rein für sich betrachtet wissen wollen. Was zuerst den zur Rechtfertigung dieser Ansicht von der Sprache genommenen Grund betrifft, so wird er eigentlich durch das, was der Verf. selbst auf die angeführten Worte folgen lässt, so ziemlich wieder entkräftet. Ueberdies kommt dabey noch zweierlei in Betracht. 1) Fragt es sich vor allem, was man unter der Erlernung einer Sprache versteht. Versteht man eine solche Erlernung einer Sprache, welche soviel möglich auf die ersten Elemente der Sprache zurückgeht, und darauf gerichtet ist, aus einer einzelnen gegebenen Sprache die in der Bildung der Sprache sich äussernde geistige Thätigkeit selbst zu begreifen; so ist doch wohl klar, dass dies nur auf einem universelleren, den Blick in den innern Geist und Organismus mehrerer Sprachen eröffnenden Standpunkt gelingen kann. Das Geschäft des Sprachforschers hat in der That in dieser Hinsicht die grösste Aehnlichkeit mit dem des Mythologen, oder ist vielmehr dasselbe. Wie der Mytholog, um die Bedeutung eines Mythus zu

erforschen, vor allem die bildliche Form desselben, die symbolische Naturanschauung, aus welcher er erwachsen ist, ins Auge fassen muss, so kann auch der Sprachforscher in den innern Geist und Character einer Sprache nur dann eindringen, wenn er aus den Sprachformen soviel möglich die Wurzeln ausscheidet, und diese auf die sinnlichen Anschauungen zurückführt, aus welchen sie grösstentheils als Zeichen für abstracte Begriffe entstanden sind. Etymologie ist daher ein wesentlicher Bestandtheil wie der Grammatik, so der Mythologie. Solche Sprachwurzeln aber können mit Sicherheit nur durch Vergleichung mehrerer Sprachen aufgefunden werden. 2) Bey der Behauptung, die Griechische Mythologie könne ebenso rein abgesondert werden, wie man auch die Griechische Sprache ohne eine andere erlernen könne, übersieht man gar zu leicht eine bedeutende Verschiedenheit des Mythus und der Sprache. Die Sprache besteht zwar auch, wie der Mythus, aus Zeichen und bildlichen Formen, deren Bedeutung erforscht werden muss. Aber die Bedeutung derselben ist bei jeder uns bekannten Sprache ein durch die Ueberlieferung unmittelbar Gegebenes, das insofern nicht philosophisch, sondern nur empirisch, historisch aufzufassen ist. Der Mythus aber besteht aus Zeichen und Bildern, deren Bedeutung keinesweges durch sie selbst klar ist, sondern erst auf vielfachen Umwegen gefunden werden kann, und zugleich dient er nicht blos als ein Mittel, wie die Sprache, sondern hat einen selbstständigen Zweck. Er ist entweder gar nichts, oder nur insofern etwas, sofern er seinem wahren und ursprünglichen Wesen nach erkannt wird, d. h. seine philosophische Bedeutung liegt eben darin, dass wir ihn eigentlich nicht als ein Gegebenes und Vorhandenes oder als ein Gewordenes betrachten können, sondern nur als ein Werdendes. Der Begriff seines Wesens geht uns erst mit seiner philosophischen Deduction auf, während die Sprache auch dem befriedigende Rede und Antwort gibt, der von den Elementen ihrer Entstehung nichts weiss. Je mehr wir aber mit dem Mythus auf seine Genesis zurückgehen müssen, desto weniger kann er eine so enge Beschränkung seiner Sphäre ertragen. Dies führt uns auf den Punkt, von welchem aus dieser Gegenstand noch weitere Betrachtungen darbietet.

1) Auch der Griechische Mythus ist nach den Untersuchungen des Verf. nicht als Erfindung einzelner Individuen, sondern nur als Erzeugniss des geistigen Volkslebens zu betrachten. Es gehört dies sosehr zum Character des Mythus, dass derselbe durch nichts mehr aufgehoben wird, als die Annahme des Gegentheils. Tradition ist das Element des Mythus, Tradition aber geht ihrer Natur nach in eine unbestimmbare Zeitferne zurück, die über alle Geschichte hinausliegt, indem ja die Geschichte im gewöhnlichen Sinn und im Gegen-

saz gegen die volksthümliche Tradition erst in dem Grade mehr zum Leben kommt, je mehr einzelne Individuen faktisch hervortreten. Wir werden demnach schon wenn wir den Spuren der mythischen Tradition nachgehen, bey jedem Volke in eine vorhistorische Periode versezt, in welcher es erst das wird, was wir in der Zeit seiner historischen Erscheinung als ein Gewordenes erblicken. Die Zeit aber, in welcher ein Volk sich erst zu seinem historischen Character ausbildet, ist nothwendig zugleich auch diejenige, in welcher es noch mit andern Völkern, deren Trennung erst seinen individuellen Character bestimmt, am meisten zusammenhängt. Diese Annahme ist um so nothwendiger, da auch der Inhalt der mythischen Tradition von der Art ist, dass er als das unveräusserlichste geistige Eigenthum eines Volkes von dem geistigen Character desselben gar nicht getrennt werden kann. Die Ideen der Religion sind es ja, die hier in bildlicher Form niedergelegt sind; Religion aber ist so sehr der eigentlich menschliche Character und so wenig etwas erst später und von aussen Hinzugekommenes und Zufälliges, dass jedes geistige Bewusstseyn, sey es das individuelle, oder das gemeinsame des Geschlechts, nothwendig gleich anfangs auch ein religiöses ist. Was der Verf. in der genannten Stelle sagt: „Die Götter, Culte und Mythen der Griechen in ihrer Bestimmtheit gehören sicher einer ganz andern Zeit an (als der ältesten Vorzeit), einer Zeit gesonderter Entwickelung, in der es selbst kein äusserlich zusammengehaltenes Nationalganzes gab,“ ist sehr unbestimmt und schwankend. Die Griechische Religion und Mythologie hatte allerdings in der Zeit der volksthümlichen Entwickelung einen festbestimmten selbstständigen Character; aber keineswegs dürfen wir, so wenig die Nation schon Anfangs war, was sie nachher ward, diesen als den ursprünglichen voraussezen, und es enthält vielmehr die Griechische Religion auch noch in dieser Zeit die deutlichsten Merkmale eines aus verschiedenen fremdartigen Elementen entstandenen Uebergangs zu dem spätern entschiedenen Character. Dass es eine Athenäische Jungfrau nicht eher gab, als es ein Athen in der Kopaischen Niedrung oder an der Akte gab, und dass die Argivische Herrin schwerlich älter als Argos ist, S. 282, sind Beispiele, die so deutlich als irgend andere das Gegentheil von der Meinung des Verf. beweisen können.

2) Hat uns einmal die Untersuchung des innern Wesens des Mythus auf den Punkt geführt, wo wir die im Einzelnen gegebene historische Erscheinung an die Geseze der geistigen Thätigkeit des Menschen anknüpfen müssen; so ist damit unmittelbar auch die Nothwendigkeit ausgesprochen, mit jener Erscheinung über das Einzelne hinauszugehen und sie als eine allgemein menschliche aufzufassen, indem ja die Geseze des

menschlichen Geistes überall dieselben sind. Davon überzeugt uns auch sogleich die Geschichte selbst. Oder sind denn, um von den übrigen Europäischen Völkern nichts zu sagen, die Religionen der Orientalischen Völker, mit Ausnahme des Jüdischen, das die Verwerfung des Bildes ausdrücklich zum Grundsaz macht, nicht ebenso symbolisch und mythisch, wie die des Griechischen? Wie sollte daher der Begriff der Mythologie wissenschaftlich bestimmt werden können, wenn in prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie unter Mythologie immer nur die Griechische Mythologie verstanden und der nur durch Zusammenfassung aller gleichartigen Erscheinungen zu gewinnende Begriff nur aus einer einzelnen einseitig abstrahirt wird? Dieser Nachtheil muss eben bey einem so empirischen Verfahren, wie das des Verf. ist, um so sichtbarer seyn, und er zeigt sich, wie in der ganzen Ausführung, so besonders dadurch, dass über dem Begriffe des Mythus der Begriff des Symbols, ohne welchen auch jener niemals richtig bestimmt werden kann, so gut als ganz übersehen worden ist. Nur auf diesem universelleren von der Wissenschaft gefoderten Standpunkt kann die zuvor schon begründete Ueberzeugung ihre Bestätigung erhalten, dass die symbolisch-mythische Form einer grossen Periode der Entwickelung des menschlichen Geistes eigenthümlich angehört, und nur auf diesem Wege ist es dann auch möglich, die beiden Hauptformen, die sich uns in derselben selbst wieder darstellen, nach ihren characteristischen Merkmalen zu unterscheiden. Damit wollen wir zwar keineswegs sagen, dass die Griechische Mythologie nicht auch für sich betrachtet werden könne, hier aber ist es allein um die wissenschaftliche Bestimmung des Begriffs zu thun.

3) Das zulezt Bemerkte hat seine Gültigkeit, wenn wir auch nicht gerade darauf ausgehen, den Zusammenhang Griechenlands mit dem Orient durch einzelne historische Gründe darzuthun. Aber wie wahrscheinlich wird dieser durch Betrachtung der Mythologie und der ältesten Geschichte der Griechen selbst? Mehrere neuern Mythologen thun sich viel damit zu gut, die Verschiedenartigkeit der Bestandtheile der Griechischen Mythologie bis ins Einzelnste zu verfolgen; sie wollen überall nur trennen, nirgends eine gemeinschaftliche Einheit anerkennen: Localmythologie, rufen sie uns immer zu, sey die ganze Griechische Mythologie, jede Stadt habe ihren eigenen Zeus, ihren eigenen Apollon u. s. w., es gebe durchaus keine andere Methode für die Behandlung des Griechischen Mythus als die rein empirische, die ihren Stolz darin findet, jede Idee aus der Geschichte zu vertilgen. Möchten doch diese Mythologen, zu welchen wir übrigens unsern Verf. wegen gewisser Hauptansichten nicht zählen, vor allem auch die Erscheinung auf eine befriedigende Weise (d. h. nicht blos durch willkühr-

liche Berufung auf den Einfluss der auf Ausgleichung bedachter Dichter) erklären, dass die Griechische Mythologie gleichwohl einen gemeinsamen und in wesentlichen Ideen übereinstimmenden Grundcharacter hat, dass jener Zeus, der in jeder Stadt ein ganz anderer seyn soll, doch als der Gott der gesammten Nation überall mit demselben Begriff verehrt worden ist. Es verhält sich damit ebenso, wie wenn man deswegen, weil die so vielfach getrennten und verschiedenen Griechischen Stämme und Staaten besondere Namen, Sitten und Verfassungen gehabt haben, behaupten wollte, was freilich vielleicht der Sinn mancher Geschichtsforscher ist, es habe keine ursprüngliche Einheit der Griechischen Nation gegeben. Die Vereinzelung und Verschiedenheit der Griechischen Stämme und Staaten, die so alt ist als die Griechische Geschichte selbst, lässt sich nur aus einer der historischen Erscheinung der Nation vorangehenden Volks-Einheit erklären, und wo anders sollte die ursprüngliche Heimath desselben gesucht werden können, als im Orient, der gemeinsamen Wiege der Völkergeschichte? Beachten wir dann überdies die vielen und unzweideutigen Spuren, die uns aus dem ältesten Griechenland in bestimmte auswärtige Lokalitäten (wobei nur nicht sogleich an Aegypten und Phönizien zu denken ist) zurückführen, die auffallende Uebereinstimmung Griechischer Symbole und Mythen, Ideen und Lehren mit Orientalischen, die gerade in den ältesten Traditionen des Griechischen Volks enthaltene ideale Welt- und Lebens-Ansicht, die freilich die gewöhnliche Voraussezung der historisirenden Mythologen, es müsse in der Entwickelung des menschlichen Geistes alles ganz von unten herauf gehen, von vorn herein, obwohl im Widerspruch mit deutlichen Zeugnissen verwirft; — so kann gewiss eine gründliche und unbefangene Geschichtsforschung den engen und wichtigen Zusammenhang Griechenlands mit dem Orient nicht verkennen, und wie sollte es demnach anders als von dem grössten Einfluss für die Behandlung der Griechischen Mythologie seyn, wenn wir mit derselben innerhalb einer so unnatürlich beschränkten Sphäre stehen bleiben wollen?

Es ist natürlich, dass dieses Streben des Verf. die Griechische Mythologie so viel möglich vom Orient abzusondern, auch im Einzelnen Urtheile zur Folge gehabt hat, die mit jener allgemeinen Ansicht stehen und fallen. Dass z. B. die Mythen von der Medea, von Perseus erst durch die später eingetretene Verbindung mit dem Auslande, mit Medien und Persien, seit dem Sturze Lydiens entstanden sind (S. 177), dass man in dem Mythus von Dionysos für Nysa in Böotien ein Arabisches und Indisches, an die Stelle näherer Gegenden entferntere, gesezt habe (a. a. O.), sind Behauptungen, die eine freiere Ansicht über das Verhältniss Griechenlands zum Orient

und eine sorgfältige Benuzung auch des Mythus für die älteste Völkergeschichte unmöglich für richtig halten kann. Kann doch selbst bey den Kolonien, aus deren Stiftung der Verf. hauptsächlich chronologische Bestimmungen der Mythen zu entnehmen sucht, zum Theil auch noch die Frage entstehen, ob nicht auch solchen historisch bekannt gewordenen Wanderungen Erinnerungen an alte Völkerzüge zu Grunde liegen, von welchen zwar die Geschichte schweigt, der Mythus aber öfters noch Andeutungen gibt. Dieselbe Scheu, die die Völker abhielt, aufs Gerathewohl in die weite Welt hinauszuziehen, liess wohl auch nicht zu, dass sie zu leichtgläubig erst für einen solchen Zweck aufgebrachten Sagen folgten. Des Dionysos Indischer Zug ist dem Verf. natürlich auch nur spätere Erweiterung S. 221. Doch wird S. 228 auch die Meinung geäussert, der Zug des Dionysos habe wohl blos deswegen in Indien sein äusserstes Ziel erhalten, weil Alexanders Heer hier einen mit demselben Organismus verehrten Gott, den Mahadeva, vorfand. Aber was soll dann noch im Wege stehen, den Griechischen Gott wirklich für den aus dem Orient gekommenen Indischen zu halten, sobald wir neben den entsprechenden Eigenschaften auch die dazwischen liegenden Mittelglieder historisch so nachweisen können, wie es bey Dionysos wirklich der Fall ist? Nach S. 146 ist einer der wichtigsten Säze der historischen Mythologie, dass Tyrrhenische Pelasger die Mythen von Kadmos nach Samothrake gebracht haben. „Diese kamen, s. S. 148, ungefähr in der Zeit der Dorischen Wanderung als Vertriebene aus Attika, wie Herodot VI, 137 erzählt, nach Lemnos und andern Orten, zu denen, nach demselben Schriftsteller II, 51, auch das benachbarte Samothrake gehörte. Nach Attika aber waren diese Pelasger aus Böotien und zwar aus der Gegend Thebens gekommen, wie Ephoros angibt bey Strabon.“ Daher, s. S. 152: „der Kabirendienst sämmtlicher Orte, Samothrake, Lemnos, Imbros, einiger Städte in Troas u. s. w. auf Theben als seine Metropole zurückbezogen werden muss.“ Aber woher waren denn die Pelasger nach Böotien gekommen? Diese Frage lässt sich nicht beantworten, wenn wir keinen Schritt aus Griechenland selbst hinauszuthun wagen dürfen. Sobald aber dies geschieht, werden wir uns durch eine befriedigende Combination überzeugen können, dass die Pelasger schon in den ältesten Zeiten über die kleinasiatischen Küstenländer und Eilande nach Griechenland eingewandert sind. Daher muss es ungeachtet dessen, was Herodot II, 51 nach seiner Meinung über die Pelasger angibt, sehr zweifelhaft seyn, ob die Kabiren der genannten Orte nur aus jener Wanderung, die wahrscheinlich in Folge der ersten Einwanderung gerade dahin rükwärts geschah, schwerlich aber so bedeutend seyn konnte, zu erklären sind. Der Troische Kabirencultus, der hier besonders in Betracht kommt, ist ja in die älteste Zeit zu sezen, und unmöglich erst aus der Wanderung

der vertriebenen Pelasger herzuleiten. Solche Säze erfoderten jedoch eine für den Raum dieser Blätter nicht geeignete Ausführlichkeit.

Zum Schlusse der Untersuchung gibt der Verf. noch eine Vergleichung anderer Ansichten mit der von ihm selbst dargelegten. Der Verf. hat die von Heyne, Voss, Buttmann, Creuzer, Hermann, Welcker über die Behandlung der Mythologie aufgestellten Hauptsäze in eine kurze Uebersicht gebracht, und in angehängten Bemerkungen bey den einzelnen Stellen seine Zustimmung und Abweichung bemerkbar gemacht. Dem Zwecke der Wissenschaft wäre es wohl förderlicher gewesen, wenn der Verf. die verschiedenen über Mythologie statt findenden Ansichten nicht blos historisch zusammengestellt, sondern nach einem wissenschaftlichen aus dem Begriffe des Mythus abgeleiteten Gesichtspunkt geordnet und gewürdigt hätte. Es würde sich dann um so mehr ergeben haben, dass die in der Mythologie herrschende Verschiedenheit der Meinungen auf denselben grossen Gegensaz zurückkommt, der überhaupt immer in der Philosophie, Religion und Geschichte der Natur der Sache nach wahrzunehmen ist, und selbst auch das Eigene und Neue der Ansichten des Verf. würde sich auf diese Weise bestimmter dargestellt haben. Dieses besteht auch nach der hier noch gegebenen Zusammenstellung hauptsächlich in der Anerkennung, dass der Mythus als ein aus gewissen nothwendigen innern Bildungsgesezen hervorgegangenes Erzeugniss anzusehen sey, worüber wir nach allem Bisherigen nichts weiter hinzuzusezen haben.

Als Anhang zu den Prolegomenen folgen noch ebenfalls sehr interessante, obgleich nur aphoristische und darum auch hier keine nähere Berücksichtigung zulassende Bemerkungen über Homers, Hesiods und der Orphiker Verhältniss zu älterer Ueberlieferung. Nicht zu übersehen ist, wie der Verf. auch hiebei besonders auf den grosartigen von Dichter-Willkühr unabhängigen Sinn und Zusammenhang der ältesten Sage aufmerksam macht.

Die der Schrift vorangestellte antikritische Zugabe, enthaltend eine Characteristik des Herrn Doctor Lange als Recensenten der „Dorier“ in der J. A. L. Zeitung, und eine Antwort auf die Recension des Herrn Geheimen Hofrath Schlosser, überlassen wir billig ganz dem eigenen Urtheile des Lesers. Veranlasst sind dadurch die Zusäze, Erklärungen und Verbesserungen zu der Geschichte der Dorier, welche der Verf. dieser Schrift S. 397—433 noch angehängt hat.

Der Unterzeichnete, der den durch gründliche Quellenkenntniss und edlen Forschungsgeist ausgezeichneten Schriften des Verf. schon so manche Belehrung verdankt, trennt sich auch von der gegenwärtigen mit dem Gefühle gerechter Anerkennung des vielen Trefflichen, das er in ihr neben einer anziehenden, klaren und geistvollen Darstellung gefunden hat, so wie mit der Ver-

sicherung, dass alle hier mitgetheilten Bemerkungen, welchen bey aller Verschiedenheit der Ansicht eine sehr wesentliche Uebereinstimmung zu Grunde liegt, nur aus dem reinen Interesse für einen Gegenstand geflossen sind, über dessen Wichtigkeit derselbe mit dem Verf. vollkommen einverstanden ist.

Tübingen. *F. C. Baur.*

Inschriftenkunde.

Inscriptiones antiquae a comite *Carolo Vidua* in Turcico itinere collectae. Lutetiae Parisiorum. 1826. 8. IV und 52 S., nebst 51 Kupfertafeln.

Vorliegende Schrift liefert uns einen nicht unbedeutenden Beitrag zur Vermehrung der bis jetzt bekannten Griechischen und Lateinischen Inschriften, und ist uns um so willkommner, als manche der hier zum Erstenmale mitgetheilten Steinschriften im Stande sind, unsere Kenntniss des Alterthums beträchtlich zu erweitern. Sie ist die Frucht einer nicht eigentlich für gelehrte Zwecke unternommenen Reise durch einen grossen Theil der alten Welt, und wenn der Graf Karl Vidua zu bescheiden ist, um auf den Namen eines gereisten Archäologen Ansprüche zu machen (*nimirum*, sagt er in der Vorrede, *non est hoc eruditi hominis*, *sed peregrinantis opus*), so müssen wir doch die hier mitgetheilte Inschriftensammlung als eine wirkliche Förderung und Bereicherung der Archäologie ansehen. Die hier mitgetheilten Inschriften sind theils Griechische, theils Lateinische, ja selbst auch einige bilingues: die Zahl der Griechischen ist jedoch bei weitem überwiegend. Sie werden uns, sämmtlich in Kupfer gestochen, nach den freilich nur zu oft unrichtigen Abschriften des Reisenden mitgetheilt, unverändert, wie sie vom Stein abgeschrieben worden, wodurch eigenmächtigen Veränderungen, die sich so oft und leicht einschleichen, gut vorgebeugt worden. Dabei wird in dem vorausgehenden Text genau angegeben, wo jede der mitgetheilten Inschriften gefunden worden, oder sich jetzt noch befindet, eine sehr verdienstliche Nachweisung, die die Erklärung der Inschriften gar sehr unterstützt, und leider von Herausgebern ähnlicher Monumente zum Schaden der Alterthumskunde nur zu oft ausser Acht gelassen worden ist. Der Text enthält zuweilen auch einige Ergänzungsversuche (S. 11), Bemerkungen über das Zeitalter der Inschriften (S. 18 flg.), auch geographische Entdeckungen von Alterthümern (S. 29 flg.); im Ganzen jedoch ohne grosse

Bedeutung. Auf eigentliche Erklärung der Inschriften konnte und wollte sich der Herausgeber gar nicht einlassen, und es erfordern daher diese Inschriften erst noch ihre gelehrte Bearbeitung, die ihnen, wenigstens den Griechischen ja wohl bald zu Theil werden wird. Die Anordnung, nach welcher die Inschriften mitgetheilt werden, ist geographisch, in dieser Folge: Inscriptiones Sarmatiae, Bithynienses, Troadis, Pergami ac Tei, Aegypti, Nubienses, Syriae, Cypri, Rhodienses, Chii, Cycladum, Atticae; woraus man zugleich den Umfang der ganzen Sammlung übersehen können wird. Um dem künftigen Erklärer dieser Monumente nicht vorzugreifen, schliessen wir hier nur einzelne Bemerkungen über einzelne Inschriften an, und haben hierbei keinen andern Zweck, als auf das Wichtige und Verdienstliche dieser ganzen Sammlung aufmerksam machen zu wollen.

Tab. I. No. 2 ein bloses Fragment, wahrscheinlich in der Nähe der alten Olbia gefunden:

ΝΡΕΡΙΠΟΠΑΙΟΝ
ΗΝΟΣΚΑΛΑΜΑΙΟ

hier scheint *ΟΙΠΕΡΙΠΟΠΑΙΟΝ* (das Uebrige ist verstümmelt) zu lesen zu sein, mit Hinweisung auf ähnliche Inschriften des Bosporos, zusammengestellt Syllog. inscr. Sect. I S. 229, welche sich anfangen Ἀγαθῇ τύχῃ, Ἀπόλλωνι προστάτῃ οἱ περὶ (folgt ein Eigenname im Accusativ) στρατηγοὶ u. s. w. Ueber den Pontisch-Thrakischen Achilleus vergleiche die sehr merkwürdige Stelle Leo's bei Bast Ep. Crit. S. 41.

Tab. VI. No. 2 heisst es von einem gewissen Δεῖος: *ΕΛΕΤΤΗΣΑΣ ΕΝ ΠΟΤΙΩΛΩΙΣ*, sicher falsch abgeschrieben statt *ΤΕΛΕΤΤΗΣΑΣ* *) *ΕΝ ΠΟΤΙΟΛΟΙΣ, gestorben zu Puteoli.*

Die auf Tab. VII mitgetheilte, 23 Zeilen lange Griechische Grabschrift ist zwar verstümmelt, lässt sich aber mit Hülfe ähnlicher Monumente, die wir in grosser Zahl übrig haben, gewiss vollständig herstellen. Einige Ergänzungen mögen hier ihre Stelle finden. Z. 1 ist zu lesen: *[Γ]ΑΙΟΣ [Τ]ΡΤΦΩΝΟΣ ΟΙΚΟΝ[ΟΜ]ΟΣ*. Ein οἰκονόμος als kirchliches Amt findet sich in einer Inschrift in Burckhardt's Reisen durch Syrien Th. I S. 149. In der in Rede stehenden Inschrift wird natürlich ein οἰκονόμος τῆς πόλεως verstanden, wie sich derselbe auch findet in einer andern Inschrift, zu Rhodos gefunden, in Clarke Travels T. III S. 253 der Quartausg. Vgl. noch Ioseph. Archäol. XI, 6, 12 und Br. an die Röm. XVI, 23. Z. 5

---

*) Die Buchstaben *TH* und *TE* in *ΕΛΕΤΤΗΣΑΣ* und *ΤΕΛΕΤΤΗΣΑΣ* sind eigentlich auf der Inschrift in ein Zeichen verschlungen, was in der Druckerei nicht vorhanden war.

u. 6 steht *ΠΕΡΙΚΕΙΝΟΝ*, wahrscheinlich verschrieben statt *ΠΕΡΙΚΕΙΜΕΝΟΝ*, worauf dann gleich folgt *ΤΟΠΟΝ ΚΑΙ ΤΡΙΝΧΟΝ*. Letzteres muss *ΘΡΙΓΚΟΝ* heissen: jedoch sind wir sehr geneigt das *Τ* statt *Θ* in dieser alle Spuren einer neuern Zeit an sich tragenden Inschrift als Idiom zu ertragen, wie ja beide Buchstaben auch sonst auf Steinschriften sich vertauscht finden. Z. 13 u. 14 ist zu ergänzen: *ΤΗΣ ΦΟΙΤΗΣ Π[ΥΑΛ]ΟΥ ΔΩΣΕΙ [ΠΡ]ΟΣΤΕΙΜΟΥ ΕΙΣ [ΤΗΝ]*. Weiter oben nämlich nach *ΤΡΙΝΧΟΝ* folgt: *ΚΑΙ ΕΝ ΑΥΤΩ ΠΥΑΛΟΥΣ ΔΥΩ ΜΙΑΝ ΜΕΝ ΦΟΙΤΗΝ**) *ΕΤΕΡΑΝ ΔΕ* u. s. w. In beiden Stellen ist *ΦΟΙΤΗΝ* vor Allen bemerkenswerth, ein Wort, das zwar richtig copirt zu sein scheint, dessen Bedeutung Ref. aber ganz dunkel ist. Bemerkenswerth ist ausserdem noch die Form *πύαλος*, wofür die Attiker bekanntlich *πύελος* sagten: siehe Hemsterh. zu Thom. M. S. 862. *πύελος* steht auch noch auf zwei Inschriften in Journal Asiatique 1826 No. 11, 259 und Hammer's Umblick auf einer Reise nach Brusa S. 193. Nichts desto weniger findet sich aber auch die andere Form *πύαλος* noch bei Gruter S. 212. Uebrigens ist die ganze vorliegende Inschrift wegen einer mehrmals wiederkehrenden Sprachunregelmässigkeit merkwürdig, indem zwar von dem Subjekt des ganzen Redesatzes in der dritten Person die Rede ist, aber dennoch die Inversion in die zweite Person mehrmals vorkömmt, wie z. B. *συμβίῳ μου*, *παιδί μου*, und anderes dergl.

Tab. IX, No. 2 steht *ΑΣΚΛΑΠΩΝΑ* statt *ΑΣΚΛΑΠΙΩΝΑ*.

Tab. X, No. 1 Z. 2 lies *ΤΟΝ ΠΑΤΡΩΝΑ*. Bekannt ist dass die Griechen *πάτρων* aus dem Lat. patronus machten. Siehe eine Inschr. in Burckhardt's Reisen durch Syrien Th. I S. 166, auch Sylloge inscr. Sect. II.

Aus Tab. XI, 1 (womit zu verbinden Tab. X, 2), einer Inschrift agonistischen Inhalts, ersehen wir, dass in Neuilium *νέα Παναθήναια* gefeiert wurden, was bei dem in dieser Gegend vorherrschenden Cultus der Athene unter dem Namen der *Ἀθηνᾶ ἡ Ἰλιάς* nicht zu verwundern ist. Auf denselben Cultus spielt auch eine andere, in derselben Gegend gefundene Inschrift an, Tab. XII, 3, welche einen Volksbeschluss der Einwohner von Ilium enthält, wovon leider nur der dritte Theil einigermaassen erhalten ist. Es geschieht dieser Athene mit demselben Beinamen noch mehrfache Erwähnung auf Steinschriften, die in diesen Gegenden entdeckt worden: siehe Chishull. Antiq. Asiat. S. 51, Clarke Travels T. III S. 117 der

*) Auch hier sind in den Wörtern *ΠΡΟΣΤΕΙΜΟΥ*, *ΤΗΝ*, *ΜΕΝ* und *ΦΟΙΤΗΝ* die Buchstaben *ΠΡ*, *ΤΕ*, *ΤΗΝ*, *ΜΕ* und *ΤΗ* als in eins verschlungen zu denken.

Quartausg. Dieselbe Gottheit ist auch sicher zu verstehen unter der ἡ ϑεός auf einer Iliensischen Inschrift in Clarke Greek marbles No. XXVIII S. 50, wo ausserdem noch ein ἀγών und eine πανήγυρις erwähnt wird, worunter wir vielleicht die obigen νέα Παναϑήναια gemeint denken dürfen, wie auch dasselbe von einer andern Iliensischen Steinschrift, wo dasselbe erwähnt wird, gelten wird, bei Dubois Catalogue d'antiquités de la collection de Choiseul-Gouffier S. 77. Vgl. auch noch Clarke a. a. O. No. XXIX S. 51 und Creuzer Melet. I S. 23. Uebrigens führt Strabon VI S. 255 ed. Basil. den Dienst dieser Minerva auf die ältesten Zeiten zurück und erzählt unter andern, dass derselbe von Ilion aus nach Siris in Grosgriechenland übergegangen sei, und allerdings findet sich auf Münzen dieser Stadt, welche späterhin Heraklea genannt wurde*), wirklich das Bild einer Minerva, welche sicher die Troiische ist. Auf dieses Siris oder Heraklea muss wohl eine Münze bei Mionnet Th. I S. 161 No. 592 bezogen werden, wo sie fälschlich nach Metapont gerechnet wird: es befindet sich darauf ein Pallaskopf mit der Aufschrift *ΣΙΡΥ*, wohl *ΣΙΡΙ* zu lesen. Ueber das alte Palladion in Ilion vgl. Heyne Obs. in Iliad. T. V S. 199 flg. — Jedoch kommen wir von dieser Abschweifung zurück auf unsere Inschrift Tab. XII, 3. Unbemerkt blieb dem Herausgeber, dass der am meisten lesbare Theil der ganzen Inschrift bereits edirt war in Clarke Travels T. III S. 146, und zwar viel richtiger und genauer. Von der ganzen Inschrift, die vornherein sehr verstümmelt ist, so dass sich in vielen Zeilen nur zwei oder drei Buchstaben entziffern liessen, konnte der Herausgeber 34 Zeilen entdecken: Clarkes Abschrift hebt erst an von Z. 26, und wir theilen daraus die erheblichsten Varianten mit. Z. 26 Cl. . . . . . *ΕΝΠΑΝΤΙΚΑΙΡΩΠΕΡΙΤΗΣ*. Bei Vidua steht *Χ . . . ΩΙ* statt *ΚΑΙΡΩ*, so dass ich früher *ΧΡΟΝΩΙ* ergänzte: beide Formeln finden sich ohne Unterschied auf Steinschriften. Z. 28 findet sich am Ende bei Cl. vollständig *ΑΘΗΝΑΝ*, wo Vidua uns *ΑΘΗΝ*[*ΗΝ*] liefert. In der folgenden Z. hat Cl. richtig *ΓΡΑΦΕΙΣΗΣ* (es folgt darauf *ΕΠΙΣΤΟΛΗΣ*) statt *ΤΑΦΕΙΣΗΣ*. Z. 30 derselbe richtig *ΥΜΑΣ*, wo Vidua *ΥΜΑΕ*. Unmittelbar darauf folgt bei Cl. *ΠΕΠΕΙΣΜΑΙ*, bei Vidua *ΠΕΠΕΙΣΜΑΣΙ*. Z. 31 und 32 richtig *ΠΕΦΥΚΕΝΑΙ* bei Cl. statt *ΠΕΤΗΚΕΝΑΙ*: dage-

---

*) Stephanos von Byzanz v. *Μεταπόντιον* sagt, die Stadt Metapont habe früher *Siris* geheissen, was aber gewiss nur eine Verwechselung mit dem ganz nahe gelegenen Heraklea (Siris) ist. Uebrigens theilt denselben Irrthum auch Eustath. zu Dionys. Perieg. 368, welcher aber, wie auch die Worte deutlich verrathen, nur den Stephanos ausgeschrieben hat.

gen kurz darauf Cl. falsch *ΑΤΣ* statt *ΤΑΣ*, während Vidua falsch *ΒΩΤΣ* folgen lässt, wo Cl. richtig *ΒΟΤΣ*. Mit *ΤΟΤΣ ΒΟΤΚΟΛΟΤΣ* der folgenden Z. schliesst Clarke's Abschrift.

Tab. XIV, 1 enthält eine Griechische sehr lange Inschrift in Hexametern, auf die wir als auf einen schönen Nachtrag zur Griechischen Anthologie aufmerksam machen. Leider ist sie verstümmelt und auch sonst fehlerhaft abgeschrieben. Gern theilten wir sie und unsere Bemerkungen darüber mit, wenn es der Ort erlaubte.

Auf Tab. XIV, 3 findet sich der seltene männliche Eigenname *ΜΗΝΙΣ*, der auch wieder vorkömmt in einer Inschrift bei Dubois a. a. O. S. 53 No. 146, welche leicht zu ergänzen ist. In unserer Inschr., welche kein allgemeines Interesse hat, ist in der letzten Z. zu lesen: *ΤΡΤΦΩΝΑΓΤΜΝΑΣΙΑΡΧΗΣΑΝ-ΤΑΚΑΛΩΣ.*

Tab. XV, 2 wird eine Venus ἐπήκοος θεά genannt, wie Tab. XXIII, 1 Zeus ὕψιστος καὶ ἐπήκοος.

Merkwürdig ist Tab. XVI (fälschlich XVIII angegeben), 1 die Erwähnung eines Collegii (συμβίωσις genannt) von Dioscuriten (*ΔΙΟΣΚΟΤΡΙΤΩΝ*), wovon ein eigner γραμματεύς genannt wird.

Tab. XIX, 2 und XX, 1, welche, zusammen genommen, einander wechselseitig erklären und ergänzen, empfehlen wir den Martyrologen. Es sind zwei christliche, sehr späte, Inschriften, leider sehr fehlerhaft abgeschrieben, (was jedoch mehr auf Rechnung der schlechten jetzigen Beschaffenheit der Steine, als der Nachlässigkeit des Herausgebers kömmt,) beide in Nubien befindlich, welche vielleicht sogar für den Kirchenhistoriker Interesse haben dürften. Beide fangen an: Ὁ θεὸς τῶν πνευμάτων (im Original *ΠΝΑΤΩΝ* geschrieben) καὶ πάσης σαρκὸς, ὁ τὸν θάνατον καταργήσας καὶ τὸν Ἅιδην καταπατήσας u. s. w. Die hierbei gemachten Aenderungen ergeben sich von selbst, meistens aus Vergleichung beider Monumente. Statt *ΚΑΤΑΠΑΤΙΣΑΣ*, wie die erstere Inschr. hat, giebt die andere blos *ΠΑΘΑCΗC*, Fehler des Steinmetzen oder des Herausgebers, statt *ΠΑΤΗCΑC*. Bemerkenswerth ist die aus dem neuen Testamente entlehnte Formel ὁ τὸν θάνατον καταργήσας: vgl. II Timoth. I, 10. Hebr. II, 14. Das Wort καταργεῖν in dieser seltnern Bedeutung hat Schneider nur aus Jamblichos Protrept. 6 S. 98 ed. Kiessl. angemerkt.

Tab. XX, 3, ein ganz verstümmeltes Fragment, aus der Zeit Hadrians: denn diesen Namen vermuthet man leicht in den Ueberbleibseln der zweiten Zeile, zumal da in der vorhergehenden αὐτοκρατόρων zu stehen scheint. Jetzt liest man nur noch *ϽΚΡΑΤΟ.*

Tab. XXII, I in einer der Sabina Tranquillina, Gemahlin Gordians, zu Ehren errichteten Denkschrift findet sich verstümmelt DE . . . . . TANVMINIMAIE[S]TATIQVEEORVM, was richtig ergänzt wird durch DEVOTANVMINI u. s. w., wie sich dieses auch findet weiter unten Tab. XXVI. So eine Inschr. in Begeri Spicil. Antiquitatis S. 101: *Ferentinates Novani devoti numini maiestatique eius;* eine andere in Barthelemy Schriften Bd. I S. 293. Ueber *devotissimus* in einem andern Sinne auf einer Steinschrift vgl. Auctar. Lex. Gr. S. 182 flg. Die Zusammenstellung von *numen* und *maiestas*, von kaiserlichen Personen gesagt, findet sich auf Inschriften späterer Zeit nicht selten: siehe Seiverti Inscr. S. 14.

Auf Tab. XXVII, 2 kömmt ein ἱερεὺς des *ΔΙΟCΚΕΡΑΥΝΙΟΥ* (so zu lesen) vor.

Tab. XXIX, 1 führen wir nach unserer muthmaasslichen Herstellung ganz an:

[Η]ΚΑΤΑCΑΛΑΜΙΝΑ
ΓΕΡΟΥCΙΑ
— ΝCΩCΟΥΑΓΟΡΑΝΟΜΗCΑΝ[ΤΑ]
[ΑΓΩΝΟ]Θ[ΕΤΗ]CΑΝΤΑΔΕΚΑΠΡ[Ω]ΤΕΥC[ΑΝΤΑ]
ΚΑΙΕΤΕΡΑCΑΕΙΤΟΥΡΓΙΑCΤΗΠΑΤ[ΡΙΔΙ]
ΕΚΤΕΛΕCΑΝΤΑ

Ueber die Formel δέκα πρωτεύειν ist in der Sylloge inscr. gesprochen worden. Uebrigens gehört die Inschrift, in welcher die γερουσία bemerkenswerth ist, der Kyprischen Salamis an.

Tabula XXX, 3 ist *ΑΥΤΟΥ* in der ersten Z. wohl der falsch gelesene Anfang des Wortes *ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΩΝ*.

Das Zeitalter der Inschr. Tab. XXXI, 1 und die Stadt (es ist blos schlechthin ἡ πόλις angegeben), welche dem Q. (falsch abgeschrieben *ΚΟΙΝΓΟΝ*) Julius Cordus ein Denkmal weihet, lässt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit durch Vergleichung von Tab. XXXII, 1 ermitteln, wo die Stadt Kurion auf Kyprus eine Ehreninschrift dem Kaiser Claudius errichtet, und wobei derselbe ἀνθύπατος, in welcher Function er auch auf der erstern Inschr. genannt wird, nämlich Julius Cordus, erwähnt wird. Der Vorname fehlt daselbst nur scheinbar; denn er liegt abgekürzt noch in der fehlerhaften Abschrift verborgen. Nämlich daselbst heisst es *ΑΠΟΤΩΝΠΡΟΚΕΚΡΙΜΕΝΩΙΠΟΙΟΥΛΙΟΥΚΟΡΔΟΥΑΝΘΥΠΑΤΟΥ*, wo man leicht ἀπὸ τῶν προκεριμένων erkennt, in dem Sinn von προβεβουλευμένων; die darauf folgende verticale Linie I ist in Verbindung mit dem folgenden *O* dann leicht für *ΚΟ*, und dieses als Abbreviatur statt *ΚΟΙΝΤΟΣ* zu nehmen, wie dieselbe sich auf einer andern Griech. Inschrift findet: siehe Maffei de Graecor. siglis lapidariis S. 58. Derselbe Cordus wird bei Tacit. Hist. I, 76 erwähnt, wo nun sein Familienname Julius durch unsere Inschriften hinlänglich sicher gestellt wird gegen Alciatus Ver-

besserungsvorschlag *Manilius* statt *Julius*. Uebrigens lässt sich das Jahr, in welchem die letztere Inschr. abgefasst wurde, leicht aus den Ehrentiteln, welche daselbst dem Claudius gegeben werden, ausmitteln, was aber hier zu weit abführen würde.

Tab. XXXIII, 2, auf Kypros gefunden, erlauben wir uns ganz abzuschreiben:

ΑΦΡΟΔΙΤΗΗΠΑΦΙΑ
ΔΙΟΝΟΥΜΑΙΔΙΟΝΤΗΡΗΤΙΝΑΚΟΥΑΔΡΑΤΟΝ
ΤΟΝΑΡΧΙΕΡΕΑ
ΤΟΝΚΑΙΠΑΝΤΑ·Δ ΙΑΝΟΝΓΑΙΟΥ
ΤΗΡΗΤΙΝΑ
ΟΥΜΜΙΔΙΟΥΠΑΝΤΑΥΧΟΙΥΙΟΝ
ΤΟΝΑΡΧΙΕΡΕΩΝΚΑΙΓΥΜΗΔΕΙΑΡ
ΧΗCΑΝΤΟCΚΛΑΥΔΙΑΑΠΦΑΡΙΟΝ
ΤΕΥΚΡΟΥΘΥΓΑΤΗΡΗΑΡΧΙΕΡΕΑΓΩΝ
ΚΑΤΑΚΥΠΡΟΝΔΗΜΗΤΡΟCΙΤΕΩΝ
ΤΩΝΞΑΥΤΗCΗΩΝΟΝΕΥΝΟΙΑC
ΧΑΡΙΝΕΗ

wahrscheinlich so wiederherzustellen, wovon wir jedoch die nähere Auseinandersetzung vor der Hand schuldig bleiben:

Ἀφροδίτῃ [τ]ῇ Παφίᾳ
[Γ]άϊον Οὐμ[μ]ίδιον Τηρητίνᾳ Κουάδρατον
τὸν ἀρχιερέα,
τὸν καὶ Παντα[υχ]ιανὸν Γαΐου
Τηρητίνᾳ (nämlich *Τερεντίνᾳ*)
Οὐμμιδίου Πανταυχο[ῦ] υἱὸν
το[ῦ] ἀρχιερέω[ς] καὶ γυμ[νασ]ιαρ-
χήσαντος Κλαυδία Ἀπφάριον
Τεύκρου θυγάτηρ, ἡ ἀρχιέρε[ι]α [τ]ῶν
κατὰ Κύπρον Δήμητρος ἱ[ερ]ῶν
τὸν [ἐ]ξ αὐτῆς [υ]ἱωνὸν εὐνοίας
χάριν.

Auf Tab. XXXIV, 1 steht *ΑΡΧΙΕΡΕΑΤΩΝΑΤΑ ΤΗΝΝΗΤΩΝ*, vielleicht statt *ΑΡΧΙΕΡΕΑΤΩΝΚΑΤΑΤΗΝΝΗΣΟΝ*. Die Inschrift ist nämlich auf der Insel Kypros gefunden.

Tab. XXXV, 1 steht wohl falsch *ΑΙΧΡΩΝΟΣ* statt *ΑΙΣΧΡΩΝΟΣ*, wie dieser Eigenname auch auf einer Inschrift bei Dubois l. c. S. 46 gefunden wird. Daselbst — es ist eine auf Rhodos gefundene Inschrift — findet sich der bis jetzt noch unbekannte Ortsname *Καρπαθιοπολίτης*, der auch noch wiederkehrt in No. 3 derselben Tab.

Tab. XXXVI, 3, auf Rhodos gefunden, enthält ein Ehrendenkmal zur Erinnerung an einen öffentlich erhaltenen Kranz: sie fängt an *ΑΦΡΟΔΙΣΙΟ ΙΑΗ . . ΤΑΣΣΤΕΦΑΝΩΘΕΙΣ*, soll wohl heissen *ΑΦΡΟΔΙΣΙΟΣΦΑΣΗΛΙΤΗΣ* u. s. w.

Tab. XXXVI, 4 steht wahrscheinlich falsch *ΑΜΙΟΣ* statt *ΣΑΜΙΟΣ*.

Tab. XXXVII, 3 ist zu lesen *ΚΑΘΥΟΘΕΣΙΑΝ*, wie Tab. XXXV, 1, und unmittelbar darauf wahrscheinlich *ΗΓΗΣΙΔΑΜΟΥ*.

Tab. XXXVII, 4, auf Chios gefunden, enthält einen Beschluss, wornach οἱ πρεσβύτεροι einem gewissen Diodoros, welcher ἄρξας τοῦ πρεςβυτικοῦ genannt wird, öffentliche Ehrenbezeigungen weihen. Merkwürdig ist die Erwähnung dieser Behörde, οἱ πρεσβύτεροι und ihre Gesammtheit τὸ πρεσβυτικόν, die beinahe die oberste Behörde der Stadt gewesen zu sein scheint, und wobei der Wortähnlichkeit wegen an das Lat. Senatus, Senatores erinnert werden könnte. Unseres Wissens findet sich diese Behörde ganz mit denselben Ausdrücken nur noch einmal erwähnt, wiederum auf einer in Chios gefundenen Inschrift, wo auch ein σύνοδος πρεσβυτέρων angeführt wird: letztere Inschrift machte Fiorillo bekannt in Beckii Comm. soc. philol. Lips. IV, 1 S. 154. — Beachtenswerth ist ferner auch noch die Anführung eines Monat Ἀρτεμισιών, wofür sonst nur die Form Ἀρτεμίσιος bekannt ist: jene findet sich jedoch auch auf einer Inschrift (wir erinnern uns nicht gleich, wo gefunden) in Caylus Recueil d'antiquités Bd. II Planche LIX. Vgl. dazu S. 194.

Tab. XXXIX, eins der wichtigsten Stücke der ganzen Sammlung, enthält ein Edict eines uns unbekannten Römischen Proconsuls in Griechischer Sprache abgefasst, und betrifft das politische Verhältniss der Insel Chios zur Römischen Oberherrschaft. Hinsichtlich der Sprache, wie auch der Geschichte ist es sehr merkwürdig, leider aber verstümmelt, so dass es, um genau verstanden zu werden, erst die geübte Hand eines glücklichen Sospitators erwartet. In der Kürze lässt sich darüber gar nicht sprechen, und wir übergehen das Einzelne daher lieber ganz.

Tab. XLI, 3, auf Chios gefunden, enthält ein elegisches Epigramm, das von Vielen schon bereits herausgegeben, zuletzt in dem Auctarium Lex. Gr. S. 75 nach Walpole Memoirs relating to the European Turkey S. 476 wiederholt worden ist. Von diesem Text weicht die Abschrift Vidua's, einige paläographische Eigenthümlichkeiten abgerechnet, nur in Wenigem ab, und bestätigt vielmehr Walpole's Lesarten. Vs. 2 Walpole *ΗΡΠΑCΕ*, Vidua *ΑΡΠΑΣΕ*, und gleich darauf *ΦΕΡΣΕΦΟΝΑΣ*, wo Walp. *ΠΕΡCΕΦΟΝΑC*, worüber schwer zu entscheiden, da letztere Form nicht minder üblich als die erstere ist. Auf einer Inschrift in Férussac Bulletin des sciences historiques 1825 No. 9 S. 191 heisst es Φερσεφόνης θάλαμος κατέχει τινά, ein Ausdruck, der hieher vorzüglich passt. Beachtenswerther ist aber Vidua's Lesart Vs. 4 *ΟΥΚΕΤΙΘΕΙ*[*Ν*]

ΔΟΛΙΧΟΝ, wo man bisher *ΟΥΚΕΤΙΘΕΙΔΟΛΙΧΟΝ* las. Hieraus ergiebt sich nun die ziemlich sichere Lesart *οὐκέτι ϑεῖν* u. s. w. Das *N* ist freilich nur muthmaassliche, aber sehr wahrscheinliche Ergänzung, worauf der für einen Buchstaben leere Raum auf dem Marmor leicht und sicher führte.

Tab. XLII, 2, auf der Insel Paros gefunden, enthält die Relief zweier Kränze in Parischem Marmor, in deren einem befindlich *ΟΔΗΜΟΣΣΤΡΑΤΗΓΗΣΑΝΤΑ*, in dem andern *ΟΔΗΜΟΣΠΟΛΙΤΑΣΑΥΤΡΟΣΑΜΕΝΟΝ*. Statt letzterem muss *ΛΥΤΡΩΣΑΜΕΝΟΝ* gelesen werden, und man sieht leicht ein, dass das Monument vom Demos zu Ehren Jemandes errichtet worden, der, natürlich gefangene, Bürger von Paros entweder mittelst von sich selbst bestrittenen Lösegeldes befreit, oder gegen Lösegeld aus der Haft entlassen hatte. Der historische Vorfall, der hierbei zur Grundlage gedient, bleibt uns unbekannt.

Tab. XLIII, 3, wiederum ein Volksbeschluss der Parier zu Ehren eines gewissen *Γώρυτος*, von dem unter andern gesagt wird *ΑΓΟΡΑΝΟΜΗΣΑΝΤΑΩΣ* (dieses *ΩΣ* ist aus Versehen aus der folgenden Zeile wahrscheinlich hierher fälschlich wiederholt worden) *ΚΑΛΩΣΚ* — (*ΚΑΛΩΣ ΚΑΙ Δl* zu lesen) *ΚΑΙΩΣΚΑΤΑΤΕ ΤΟ..ΣΗΟΜΟΥ*—(zu lesen *ΚΑΤΑ ΤΕ ΤΟΥΣ ΝΟΜΟΥΣ ΚΑΙ*) *ΚΑΤΑ ΤΟ ΚΟΙΝΗ ΠΑΣΙ ΣΥΜΦΕΡΟΝ*. Die wiederhergestellte Formel *κατὰ τοὺς νόμους* kömmt häufig auf Decreten vor, noch häufiger *κατὰ τὸν νόμον*: Beispiele sind in der Sylloge inscriptionum gegeben worden. Füge noch hinzu Biagi Mus. Nan. S. 119. u. 208; Chandler. Inscr. ant. S. 84 No. 152; Raoul - Rochette Antiquités du Bosphore S. 209; Marm. Oxon. S. 118 ed. Prideaux. Auch die andere ergänzte Formel *καλῶς καὶ δικαίως* ist nicht ungewöhnlich in Inschriften verwandten Inhalts: ähnlich ist auch *ὀρϑῶς καὶ δικαίως* bei Pococke Inscr. antiq. S. 56 No. 63, wo falsch *ΟΡΟΩΣ* steht. Wiener Jahrb. 1822 Bd. 20 S 348.

Tab. XLV, XLVI und XLVII, 1 beziehen sich auf die Sitte, wornach man im Griechischen Alterthum Haare der Kinder, vorzüglich die ersten abgeschnittenen, dem Aeskulap weihete, um dadurch sich die Gesundheit der Kinder zu versichern.

Tab. XLVIII, 1, auf der Insel Keos (Zia) gefunden, ist nun bereits auch in Bröndstedts Reisen durch Griechenland Buch I Taf. XXV Inscr. 19, und nach Bröndstedts Copie auch im Corpus inscriptionum abgedruckt zu finden, weicht jedoch nicht allein in paläographischer Hinsicht von Bröndstedt sondern auch durch Verschiedenheit eines Buchstaben ab. Der dritte Name nämlich, welcher bei Bröndstedt *S†ΕΝΗΡΕΙΟS* lautet, wird hier *STENHPETOΣ* wiedergegeben, jedoch dazu S. 47 bemerkt, dass in „alienis schedis“ gelesen werde, gerade wie

bei Bröndstedt. Zeitalter und Zweck dieser aus vier Eigennamen bestehenden Inschrift ist annoch ein Räthsel.

Tab. XLVIII, 2, gleichfalls auf Keos gefunden, bei Bröndstedt l. c. Taf. XVII: hier jedoch vollständiger, wo nach *ΓΕΓΟΝΟΤΑ* (Bröndstedt *ΓΕΓΟΝΟΤΑΑ . . . .*) folgt *ΧΕΣΟΤΗΡΑ*. Freilich weiss man mit dem *ΧΕ* nichts Rechtes anzufangen. Uebrigens zeigt diese Inschrift von Neuem, wie selten ganz genau auch die Unterrichtetsten uns Abschriften der Steine liefern. Bei Bröndstedt nämlich haben die Omega die gewöhnliche Form *Ω*, bei Vidua dagegen die neuere *ω*. Wer hat nun Recht? Darf man einen Schluss wagen, so hat Bröndstedt Recht. Da nämlich Vidua *ΣΟΤΗΡΑ* statt *ΣΩΤΗΡΑ* abschrieb, so setzt dieses ein *Ω* voraus, welches wohl leicht für ein *O*, aber nicht für ein *ω* angesehen werden konnte.

Tab. XLIX, 3, zu Athen, im Hause des Oesterreichischen Consuls Gropius, die wir ihres mannigfaltigen Interesses wegen zum Schluss mittheilen wollen.

ΟΝΤΩΣΔΙΖΗΑΙ
ΞΕΝΕΦΙΛΤΑΤΕΤΙΣ
ΠΟΘΕΝΕΙΜΙΚΩΜΕΝ
ΜΟΙΠΑΤΡΙΣΕΣΤΙΝΕΓΩ
ΔΟΝΟΜΑΝΕΙΚΟΜΗΔΗΣ
ΜΟΥΣΑΩΝΘΕΡΑΠΩΝ
ΑΔΩΝΘΥΜΕΛΑΙΣΙΝΟ
ΜΗΡΟΥΔΟΞΑΙΣΕΝΓΕ
ΛΑΣΑΣΠΕΡΙΚΕΙΜΑΙΝΗ
ΔΥΜΟΝΥΠΝΟΝ

Ὄντως δίζηαι, ξένε φίλτατε, τίς, πόθεν εἰμί·
Κῶς μέν μοι πατρίς ἐστιν, ἐγὼ δ' ὄνομα Νεικομήδης.
Μουσάων θεράπων, ᾄδων θυμέλαισιν, Ὁμήρου
δόξαις ἐγγελάσας, περίκειμαι νήδυμον ὕπνον.

Die Erklärung dieses Epigramms überlassen wir Andern: auf jeden Fall scheint Nikomedes für einen Schauspieler der komischen Bühne genommen werden zu müssen.

Friedrich Osann.

Ueber die neuesten Bearbeitungen der Griechischen Anthologie.

Zweyter Artikel

[Vgl. Jahrbb. Bd. III Hft 2 S. 58.]

Unter den Blumenlesen, die seit dem vollständigen Bekanntwerden der Pfälzer Handschrift aus der Griechischen Antholo-

gie veranstaltet sind, haben wir des *Delectus epigrammatum* von Jacobs zuerst Meldung gethan, weil dieser Sammlung wegen ihrer reichen und zweckmässigen Ausstattung unter allen Arbeiten ähnlicher Art der erste Rang gebührt. Bereits um mehrere Jahre früher war folgende, auch jetzt noch beachtenswerthe Auswahl erschienen:

2) *Anthologia Graeca* sive *collectio epigrammatum ex Anthologia Graeca Palatina.* In usum scholarum curavit M. *August Weichert*, reg. schol. Grimens. rect. adj. et prof. Meissen b. Friedr. Wilh. Goedsche. 1823. XVI und 312 S. 8.

Der Herausgeber wurde zu dieser Arbeit durch den Wunsch veranlasst, von dem vielen nach Form und Inhalt Vortrefflichen, das die Griechische Anthologie in sich begreift, eine passende Auswahl im Gebrauch gelehrter Schulen zu sehn, und dem Jünglinge die erste Bekanntschaft mit diesen Schätzen leichter zu machen, als diess bey dem hohen Preise, zum Theil auch bey der innern Beschaffenheit der frühern Ausgaben und Abdrücke möglich war.

Da Jacobs durch seinen *Delectus* vorzugsweis gründliches Selbststudium fördern wollte, und danach seine Anmerkungen einrichtete, Weichert aber ein Schulbuch beabsichtigte, das sich begnügte, einen möglichst reinen Text zu geben, alles zur Erklärung Gehörige aber dem mündlichen Vortrage des Lehrers anheimstellte; so leuchtet ein, dass eine unmittelbare Vergleichung zwischen beyden Werken nicht ohne Ungerechtigkeit gegen Eines derselben, wo nicht gegen beyde zugleich, durchgeführt werden könnte. Da sie also nicht dieselbe Bestimmung haben, sondern füglich neben einander bestehn, so werden wir ohne weitere Rückblicke auf Jacobs zeigen, was Weichert hat leisten wollen und in wie weit er das vorgesteckte Ziel erreicht hat.

Da sein Plan jeden Commentar ausschliesst, kann hier nur von der Auswahl und Zusammenstellung der Gedichte und von der kritischen Anordnung des gegebenen Textes die Rede seyn.

Die Lese selbst ist keineswegs kärglich ausgefallen: wir finden etwa *neunhundert* und ohne Widerstreit von den trefflichsten Epigrammen vor. Im Ganzen ist dabey der Herausgeber zwar der Auswahl gefolgt, die Jacobs in seinem *Tempe* (1803.) getroffen hat, und wie wäre auch ein kundigerer Führer durch dieses Blumenlabyrinth zu finden gewesen! Weit entfernt jedoch, sich von diesem Vorgänger unbedingt abhängig zu machen, hat er manches nicht eigentlich in das Gebiet der Anthologie zu Ziehende, z. B. die elegischen Bruchstücke aus *Theognis*, weggelassen, dafür aber durch Aufnahme andrer, zum Theil als *Tempe* erschien noch gar nicht herausgegebner Stücke reichli-

chen Ersatz gegeben. So ist von den namhafteren Dichtern der Anthologie fast keiner übergangen: — nur vom *Hedylos* etwa und aus den Epigrammen *Theokrits* dürfte eine und die andre Mittheilung zu wünschen gewesen seyn: — dagegen sind auch einige solche berücksichtigt, die man nicht all zu sehr vermisst haben würde, z. B. *Diogenes von Laerte*, I, 95, 96, 110, 112, 113, unstreitig einer der armseeligsten Versmacher des ganzen Alterthums. Auffallend aber war dem Rec. eine gewisse Beschränkung in der metrischen Form, indem alles folgerecht ausgeschlossen ist, was sich nicht im gewöhnlichen elegischen Distichon bewegt. „*Praeterii ea epigrammata*," sagt der Herausgeber S. X, „*quae, quum alio, quam elegiaco,* „*scripta essent metro, pu e r i l i a e t a t i m i n u s c o n v e n i r e* „*m i h i v i d e r e n t u r:*" ein Urtheil, dem Rec. keineswegs beytreten kann, da doch der Unterschied zwischen diesen und den elegischen Epigrammen ausschliesslich in den Rhythmen liegt, solche Jünglinge aber, für die diese Auswahl veranstaltet ist, wohl allmälig auch in andre Versarten eingeführt werden dürfen: so können wir es denn nur gut heissen, wenn diese Regel hie und da, wie IV, 37, verlassen ist. Eher würden wir eine grössere Strenge in den erotischen Epigrammen des fünften Buches erwartet und gebilligt haben. Wir sind weit entfernt zu behaupten, dass wirklich Unreines und an sich Verwerfliches Aufnahme gefunden habe: wohl aber scheint der Herausg. grade hier den Unterschied nicht scharf genug ins Auge gefasst zu haben, der zwischen seiner Auslese und zwischen J a c o b s *Tempe* obwaltet. J a c o b s übersetzte für reifere Freunde des Alterthums, W e i c h e r t sammelte für Jünglinge, ja für Knaben: jener verhüllt nicht selten durch die keusche Muttersprache, was in seiner ursprünglichen Nacktheit selbst dem geübteren Sinne anstössig bleiben dürfte: dieser giebt ein Material, das zuerst den Schüler durch Vorbereitung beschäftigen, dann vom Lehrer gründlich und vollständig erläutert werden soll. Grade im epigrammatischen Gedicht ist aber vor allem der Hauptgedanke hervor zu heben und ins hellste Licht zu stellen: soll nun der Lehrling nach der erotischen Spitze eines vorliegenden Epigramms ahndend umhertasten? oder soll der Lehrer die Sache ins Klare setzen? Rec. gehört gar nicht zu den Aengstlichen, und er würde nie Anstand nehmen, tüchtigen Primanern diese und jene Komödie des Aristophanes zu erklären, sowie er sie als Schüler von J a c o b s erklären gehört zu haben noch jetzt sich mit Freude und Dank erinnert: das aber gesteht er gern, dass es ihm unmöglich seyn würde, Gedichte, die sich ausschliesslich und auf die lüsternste Weise um Geschlechtsverhältnisse bewegen, wie z. B. das des Meleagros bey W e i c h e r t V, 22, jungen Leuten zu erklären, die noch nicht einmal mit den Home-

rischen Gesängen bekannt sind, der höhern alterthümlichen Weihe also noch gänzlich ermangeln. Was aber dem Lehrlinge von Schriftwerken des Alterthums nicht zur vollen Klarheit des Verständnisses gebracht werden kann oder darf, das sollte überhaupt von dem reinen Kreise des Jugendunterrichts fern gehalten werden; und was der Herausg. selbst S. VIII über die unerlassliche grammatische Gründlichkeit in der Auslegung eines jeden Wortes trefflich bemerkt hat, enthält den Beweis, dass zwischen ihm und dem Rec. in der Grundansicht keine Verschiedenheit der Meinungen vorhanden ist.

Ueber die Anordnung der ausgewählten Epigramme und ihre Vertheilung in zehn Bücher können wir kürzer seyn. Es ist dieselbe, die bey Jacobs *Tempe* zum Grunde liegt: jedes Buch befasst einen besondern Abschnitt der alten Welt: ein jedes ist, gleichsam wie eine abgeschlossene Halle, irgend einem Ausschnitte des Hellenischen Lebens gewidmet, und in demselben das Gleichartige soviel als möglich nach dieser Beziehung geordnet*). Zwar hat Jacobs selbst nachmals diese Anlage geändert und erweitert: aber grade für die vorliegende Auswahl dürfte kaum ein zweckmässigerer Plan zu entwerfen gewesen seyn.

Wir haben also nur noch über den uns dargebotenen Text zu sprechen, welches ausführlicher zu thun uns sowohl der Name des Herausg., als die Sache selbst veranlasst.

In der Vorrede sind die Kriterien genügend angedeutet, nach denen unser Urtheil zu bestimmen ist. Grundlage des Textes ist durchweg die *Anthologia Palatina*, doch so dass von dieser da abgewichen ist, wo ihre Lesart entweder verdorben oder doch unverständlich erschien: in diesen Fällen sind Verbesserungsvorschläge, bald von Jacobs, bald von andern Kritikern, aufgenommen. Bey lückenhaften Gedichten, wie z. B. II, 53 (nicht 50, wie S. XI gedruckt ist) in der schönen Grabschrift auf die bey Potidäa gefallnen Athener, hat der Herausg. kein Bedenken getragen, die Ergänzungen Neuerer zuzulassen. Von den vorgenommenen Aenderungen aber Nachricht zu geben, schien allzu weitläuftig, und weder mit dem Zweck noch mit dem Umfang der Vorrede vereinbar. Um endlich höchst mögliche Richtigkeit des Druckes zu bewirken, theilte er diese immer mühvolle, selten mit gebührendem Dank erkannte Arbeit mit seinem Schwager, Hrn. Eduard Wunder, dem er überdiess gestattete, hie und da nach eignem Urtheil vom Jacobsischen Text abzugehn: ein Zutrauen, das dieser hier zum erstenmal auftretende Gelehrte seitdem durch seine ausgezeich-

---

*) Jacobs Kunst und Leben der Alten Th. I S. XI.

neten kritischen Arbeiten über Sophokles und Cicero hinreichend gerechtfertigt hat.

Wenn die kritischen Grundsätze, zu denen der Herausg. sich bekennt, manchem minder streng erscheinen mögten, so glaubt Rec. doch, dass sie in der mehr praktischen, als wissenschaftlichen Bestimmung des Buches ihre völlige Rechtfertigung finden. In ein Schulbuch darf nichts aufgenommen werden, als was der Schüler mit richtiger Benutzung seiner Sprachlehre und seines Wörterbuches grammatisch sich selbst bey der Vorbereitung vollkommen klar machen kann: daher gehört nicht hinein, was verdorben oder lückenhaft ist, und die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit darf an die Stelle der Evidenz treten. Kann das Stück nicht zu ausreichender Verständlichkeit hergestellt werden, so muss es ganz ausgeschlossen bleiben. Je mehr also Rec. mit dem Grundsatze des Herausg. einverstanden ist, desto mehr bedauert er, denselben nicht überall mit gleicher Consequenz in Anwendung und Ausübung gebracht zu sehn. Denn in mehrern der aufgenommenen Gedichte, z. B. I, 116, 7; V, 74, 4; 76, 6; VII, 17, 5, ist die beybehaltene Lesart der *Anthol. Palat.* bis zu völliger Sinnlosigkeit entstellt, dieser aber an allen einzelnen Stellen besonders durch Jacobs mit soviel Scharfsinn abgeholfen, dass wir nicht einsehn, warum dem Schüler lieber etwas durchaus Unverständliches als etwas der alten Dichter vollkommen Würdiges dargeboten ist. Misbilligte der Herausg. alle Verbesserungsversuche früherer, und fand auch sein eigner bewährter Scharfsinn keinen Ausweg, so waren diese Epigramme ganz bey Seite zu legen.

Am meisten aber muss Rec. darüber mit dem Herausg. rechten, dass er uns die Nachweisung seiner Abweichungen von Jacobs vorenthalten hat. Was er selbst S. XII darüber bemerkt — *quae in textus verbis mutata sunt, eorum hic recensum dare et longum est et ab hujus praefationis modo ac consilio alienum.* — hat uns durchaus nicht genügen können, da eine kurze Anzeige allen denen genügt haben würde, denen ein Urtheil in solchen Dingen zusteht: eine solche Anzeige aber würde auf den doch leer gebliebnen letzten vier Seiten, die jetzt mit Gödscheschen Verlag ausgefüllt sind, bequemen Platz gefunden haben.

Allen denen also, die sich für die weitere kritische Herstellung der Griechischen Anthologie interessiren, und die wie Rec. mit dem Namen des Herausg. die Erwartung der vorzüglichsten Leistungen zu verbinden gewohnt sind, — solcher aber werden nicht wenige seyn. — ist die Nothwendigkeit auferlegt, wenn sie zu wissen begehren, was durch Weichert Neues für die Begründung des Textes geschehn ist, das Buch wie eine Handschrift von Anfang bis zu Ende mit der *Anthol. Palat.* durch zu vergleichen: immer eine etwas harte Anmuthung, wie sie

kein Alterthumsforscher an die Musse seiner Studiengenossen machen sollte, zumal wo es so leicht war, dem Uebelstande abzuhelfen.

Unter diesen Umständen glaubte Rec. etwas Nützliches und Dankenswerthes zu thun, wenn er die Mühe einer vollständigen Vergleichung andern dadurch ersparte, dass er sie selbst auf sich nähme, und ihre Ergebnisse mittheilte. Als er jedoch diess Geschäft mit möglichst gespannter Aufmerksamkeit durch vier Bücher, *das erste*, *dritte*, *fünfte* und *neunte*, fortgesetzt hatte, schien ihm der Zeitaufwand doch zu der Ausbeute nicht in gehörigem Verhältnisse zu stehn: wohl aber ging daraus ein sicheres Urtheil über das Verhältniss des Weichertschen Textes zum Jacobsischen hervor; und so mag die Mittheilung des in den bezeichneten vier Büchern Wahrgenommenen genügen. Dass darüber die andern sechs Bücher nicht vernachlässigt sind, wird aus einzelnen Stellen einleuchten.

Vor allem unterscheiden wir, was auf andrer Gelehrten Auctorität geändert ist, von dem was wir hier zum erstenmal finden, was also dem Herausg. oder seinem gelehrten Freunde angehört.

Nach dem Vorgange Früherer finden wir den Text nicht selten verbessert, wenigstens lesbarer und verständlicher gemacht, und zwar wie billig am häufigsten nach Jacobs: die Stellen, wo Conjecturen dieses Kritikers aus den Anmerkungen in den Text gebracht sind, sind folgende: I, 53, 3; 89, 9; 10; (hier mögten wir aber doch die urkundliche Lesart *χαίρειν* der Aenderung *χαίρων* vorziehn. Die Worte *ἀλλά με τὸν λάλιον καὶ πρεσβύτην σὺ προσειπὼν χαίρειν, εἰς γῆρας καὐτὸς ἵκοιο λάλον*, drücken denselben Wunsch aus, welchen das bei Weichert gleich darauf folgende, ebenmässig von der Redseligkeit des Meleagros handelnde Gedicht: noch im Grabe mögte er freundlich mit einem Scheideruf begrüsst werden, und zum Lohne dafür wünscht er jedem, der ihm das leisten werde, ein eben so hohes Alter wie er selbst erreicht hat: also nothwendig *προσειπών με χαίρειν, ἵκοιο* —. Wie gebräuchlich aber diess *χαῖρε* und das Römische *vale* an Grabstäten war, lehren unter andern Jacobs zu der Anthol. Gr. T. XII p. 323 und Döring zum Catull. 101, 10.) III, 96, 3; 101, 2; V, 5, 1; 16, 6; IX, 9, 6; 14, 2; 48, 3; 53, 6; 59, 6. Ausserdem finden wir Aenderungen nach Reiske, I, 1, 7; nach Brunck, I, 90, 7; 8; V, 38, 7; IX, 25, 5; nach Schäfer, IX, 1, 4; nach Hermann, III, 48, 2; nach Gräfe, I, 1, 17; nach Purgold, I, 1, 54, und nach einer Vermuthung des Rec. bey Jacobs, I, 79, 8, vorgenommen.

Herstellungen der urkundlichen Lesart sind wir nicht öfter als zweymal begegnet, I, 40, 3 und III, 24, 6; aber keiner von beyden können wir unsern Beyfall geben. An der ersten

Stelle ist aus der Pfälzer Handschrift die Schreibung *Ἄϊδας* (den Hexameter beginnend) statt des allein zulässigen *Ἅιδας* zurückgerufen. Da aber jene Form an unsrer Stelle wenigstens drey Fehler in sich begreift, verdankt sie wohl nur einem zwiefachen Druckfehler ihr Daseyn. — Das andre Gedicht ist uns nur in der Sammlung des *Maximus Planudes* erhalten, und endet in den meisten Ausgaben derselben so:

Πραξιτέλης οὐκ εἶδεν ἃ μὴ θέμις, ἀλλ' ὁ σίδηρος
ἔξεσ', οἵαν Ἄρης ἤθελε τὴν Παφίην.

Andre geben *ἔξεσεν*, einleuchtend falsch. Aber auch die obenstehende Lesart verwarf J a c o b s mit mehrern Vorgängern, besonders weil *Ἄρης* in der Senkung des Verses die erste Sylbe kurz zu haben pflege. Dieser Zweifel wird jedoch durch ein Epigramm des *Antipatros*, Anth. Palat. IX, 323, 3, (bey *Weichert* IV, 9.) völlig gehoben, wo es heisst:

ἀγκρεμάσας Ἄρηϊ μιάστορι κόσμον ἄκοσμον.

Ja, dieselbe Form an derselben Stelle des Pentameter hat die lange Anfangssylbe bey *Leonidas von Tarent*, Anthol. Palat. VII, 449:

Μοῦσα χορούς, Ἄρης ἐγγυάλιξε μάχαν.

Wahrscheinlich dadurch bewogen ist der Herausgeber zur gewöhnlichen Lesart zurück gekehrt. Dem Rec. aber ist diese aus mehrern andern Gründen verdächtig: erstens scheinen die Handschriften alle *ἔξεσεν* zu haben, *ἔξεσ'* wäre also Correctur aus Versnoth; zweytens lahmt der Rhythmus unerträglich, sobald wir die erste Sylbe von *οἵαν* als Kürze nehmen; endlich ist die Attische Form *οἵαν* in diesem Epigramm höchst befremdlich, und wäre sie nothwendig in *οἵην* zu verwandeln, wenn nicht auch diese Aenderung eine viel zu willkührliche wäre. Rec. glaubt darum, dass die ganz in Vergessenheit gerathene Lesart *ἔξεσεν* wieder zu Ehren zu bringen und der Vers so zu schreiben ist:

ἔξεσεν, οἷ' ἂν Ἄρης ἤθελε τὴν Παφίην.

So ist wenigstens allen bisher erregten Bedenklichkeiten auf Einmal und ohne Aenderung eines Buchstaben abgeholfen: *οἷα* für *ὡς* gebraucht wird hoffentlich keinen Anstoss geben: er wäre sonst aus der Anthologie selbst leicht zu beseitigen, z. B. aus Anthol. Palat. IX, 375, 5; 606, 4; Planud. 4, 265, 3.

Wir wenden uns jetzt zu den Stellen, die, soviel wir wissen, ihre gegenwärtige Gestalt den Herren W e i c h e r t oder W u n d e r selbst verdanken. Es sind uns deren in unsern vier Büchern nur folgende *fünf* nicht grade sehr bedeutende aufgefallen: I, 44, 5 ist wie I, 91, 7 *Ἐριννύς* geschrieben, in der Hdschr. und bey J a c o b s *Ἐρινύς*, auf jeden Fall eine übereilte, vermuthlich aber auch eine falsche Aenderung, vgl. B r u n c k zu Aesch. Sept. adv. Theb. 490 und zu Aristoph. Lysistr. 813, J a c o b s zur Anthol. Palat. p. 258, W i l h. D i n d o r f in der

Vorr. zur Ilias und **Blomfield** zu Aesch. Prom. 53 und 525. — Ohne alles Bedenken verwerfen müssen wir die zweyte Aenderung, die uns als eine neue aufgestossen ist, III, 55 (Anth. Planud. IV, 95):

ἐκ Νεμέης ὁ λέων, ἀτὰρ ὁ ξένος Ἀργόθεν αἷμα,
πολλὸν ὁ μὲν θηρῶν μείζον' ὁ δ' ἡμιθέων.

Die alte Lesart ist *μείζων, ὁ δ' ἡμιθέων,* die freylich nur einen Sinn, keinen Vers giebt: von der eben mitgetheilten müssen wir das Umgekehrte sagen, sie giebt einen recht guten Vers, aber — uns wenigstens — so durchaus gar keinen Sinn, dass wir irgend einen groben, uns jedoch unentwirrbaren Druckfehler anzunehmen geneigt sind. **Jacobs** vermisst einen Superlativ: wir wüssten einen recht auserlesenen, darum der Corruptel stark ausgesetzten und in den Schriftzügen nicht so sehr abweichenden vorzuschlagen, *μεῖστος*. Nur ist seine Existenz überaus problematisch: **Matthiä** in der Griech. Gramm. S. 259 verweiset zwar auf die Auctorität des *Bion*, 5, 10, aber dort steht der Dorische Comparativ *μήονα*, und das ganze Citat ist ein blosser Abschreibefehler aus **Fischer** zum Weller, Th. 2 p. 99. Für *μεῖστος* wird sich schwerlich ein besserer Gewährsmann ermitteln lassen als *Eustath.* zur Ilias, *ά* p. 135, 11, Rom., aber auch bey ihm ist dieser Superlativ nur eine seiner vielen etymologischen Krücken, um eine Analogie für *πλεῖστος* zu gewinnen, und ebenso kommt er im *Etym. M.* p. 581, 57 u. 676, 14 und in *Zonar. lex.* T. 2 p. 1342 vor. Indess fodert unsre Stelle nicht so unbedingt den Superlativ: vielmehr scheint schon **Stephanus** das Richtige gesehn zu haben, der sich begnügte, an die Stelle des mascul. Comparativs das Neutrum zu setzen:

πολλὸν ὁ μὲν θηρῶν μεῖζον, ὁ δ' ἡμιθέων.

Es ist sehr begreiflich, wie Abschreiber bey diesem Neutrum stutzig wurden, weil sie es nicht als Prädicat erkannten, und es ohne Weiteres ins Masculinum änderten: von dieser auch in Attischer Prosa gar nicht seltnen Verbindung mit einem masculinen oder femininen Subject findet der etwa noch Zweifelnde hinreichende Beyspiele bey **Matthiä**, Griech. Gramm. S. 815 u. 816. Der scheinbare Gebrauch des Comparativs aber statt des Superlativs, richtiger die Auslassung von *τῶν ἄλλων* oder *πάντων* beym Comparativ, kommt schon bey *Homer* vor, z. B. Odyss. VII, 156, vgl. **Herm.** *Viger.* p. 717. — Die dritte Aenderung fanden wir III, 66, 1, wo anjetzt *ἐσθλοῖσι* zu Gunsten des Verses mit dem paragogischen *ν* versehn ist, unstreitig mit Recht. — Nicht minder beyfallswerth ist die vierte Aenderung zu III, 80, 1, wo statt des verswidrigen *οὐ τόσον Ἀθάμας* mit grösster Wahrscheinlichkeit *οὐ τόσσον γ' Ἀθάμας* geschrieben ist. Dasselbe glauben wir von der fünften, V, 23, 3, sagen zu dürfen, wo die Verslücke zwischen *τόξοις βάλλετε* durch Einschaltung derselben Partikel ausgefüllt ist,

ἢ μὴ καὶ τόξοισί γε βάλλετέ μ', ἀλλὰ κεραυνοῖς.

Dieser allerdings nicht reiche Ertrag aus vier sorgfältig verglichenen Büchern wird den Rec. entschuldigen, wenn er die sechs übrigen Bücher der Prüfung anderer anheimstellt. Doch ist noch bey zwey Gegenständen zu verweilen, die, überall und zumal in einem Schulbuche wichtig, der Aufmerksamkeit des Herausgebers keineswegs entgangen sind, bey den Berichtigungen in der Interpunction der Sätze und in der Betonung der Wörter.

Abweichungen von der Interpunction bey Jacobs haben wir in unsern vier Büchern oft wahr genommen, solche aber, die wir für Verbesserungen gelten lassen mögten, höchstens drey, III, 48, 8 die Tilgung des Komma nach δαίμονες, III, 110, 4 dasselbe Verfahren nach ἐφαπτόμενος, und V, 38, 8 nach ἐκπέμπω. Ausserdem haben wir an folgenden Stellen veränderte Interpunctionen wahrgenommen: I, 93, 3; III, 11; 66, 4; 69, 3; (dieser Druckfehler ist daraus entsprungen, dass der Herausg. in den dialogischen Epigrammen die Buchstaben weggestrichen hat, durch die in der Anthol. Palat. der Personenwechsel zweckmässig bezeichnet wird: doch findet auch hierin keine völlige Consequenz statt, s. z. B. III, 52.) V, 26, 1; 38, 4; 52, 3; 54, 2; 56, 2; 79, 4; IX, 9, 4; 26, 6; 45, 1. Diese alle aber müssen wir aus zum Theil leicht zu erkennenden Gründen verwerfen. Uns länger bey ihnen aufzuhalten ist aber um so weniger nöthig, als ganz gewiss viele derselben auf die Rechnung des Setzers kommen, eine Annahme, zu der wir, wie bald gezeigt werden soll, nur allzusehr berechtigt sind: einiges mag indess doch wohl beabsichtigt seyn, z. B. III, 11:

Τίς γλύψας τὸν Ἔρωτα παρὰ κρήνησιν ἔθηκεν,
οἰόμενος παύσειν τοῦτο τὸ πῦρ ὕδατι;

wo bisher der Hexameter mit der Frage schloss, und der Pentameter die Antwort enthielt, gewiss das Richtige. Denn nach der vorstehenden Anordnung wäre die Frage nach der Person oder dem Namen dessen, von dem man die Absicht der Aufstellung des Erosbildes an der Quelle schon weiss, eben so unpassend, als das Zerfliessen des Epigramms in eine unbeantwortete Frage widersinnig. Dass wir auch IX, 47, 4 und 57, 2 mit der jedoch schon von Jacobs überkommenen Interpunction nicht einverstanden sind, haben wir bereits in diesen Jahrbüchern, Zweiter Jahrg. Bd. I Heft 2 S. 72 und 73, bemerkt.

Die Betonung haben wir Einmal wesentlich berichtigt gefunden, II, 56, 1 in dem Eigennamen Ἆγις, wofür bisher falsch Ἄγις geschrieben war. Nicht für Berichtigung kann dagegen Rec. III, 49, 5; 69, 11; V, 70, 3; IX, 34, 5 die Weglassung der Koronis in τούνεκα und daher auch II, 22, 2 in ὁθούνεκεν anerkennen, obgleich er übrigens, wie er bereits im Griech. Wörterbuch dargelegt hat, in der Schreibung des letztern Wor-

tes als Eines mit dem Herausg. sowie mit Matthiä zu Eurip. Alc. 813 und Add. p. 507 zusammenstimmt. Entschieden fehlerhafte Accentuationen sind aus den frühern Ausgaben an folgenden Stellen mit herübergenommen: I, 110, 2 *ἐκλύσαι* statt *ἐκλῦσαι*, V, 77, 5 *Λάϊς* statt *Λᾶϊς* oder noch richtiger, wenn auch minder gewöhnlich, *Λᾶις*, IX, 10, 1 *κρανάας* statt *κραναᾶς*, was um so mehr zu rügen, da Jacobs in den Anm. p. 464 schon das Richtige nachgetragen hat, ebendas. v. 5 *μνᾶμα τε* statt *μνᾶμά τε* *), IX, 30, 3 *σύριγξ* statt *σῦριγξ*, und IX, 43, 9 *ἐΰβοτρυν* statt *εὔβοτρυν*, ein anjetzt fast unbegreiflicher Verstoss gegen die eben so einfache als sichere Regel. Besonders aber müssen wir darüber Klage führen, dass die Correctur des Druckes grade in diesen sogenannten Kleinigkeiten, in den Accenten, Hauchen und was die Alten sonst zur *προσῳδία* zählten, keineswegs ihre Schuldigkeit gethan hat: in unsern vier Büchern haben wir, lediglich in dieser Einen Beziehung, folgende zum Theil grobe Druckfehler wahrgenommen, die nach ihren Stellen zu bezeichnen hinreichend seyn wird: I, 12, 5; 33, 1; 49, 7; 61, 1; 67, 4; 85, 6; 8; III, 20, 2; 31, 2; 33, 3; 58, 1; 61, 1; 70, 3; 71, 1; 82, 3; 103, 3; 105, 4; V, 3, 4; 4, 6; 7, 7; 14, 3; 16, 5; 22, 3; 31, 3; 39, 1; 56, 1; 58, 5; 65, 1; 69, 3; IX, 11, 2; 13, 1; (oder wollte der Herausg. hier wirklich *ἃ πάρος ἄδμητος καὶ ἀνέμβατος* statt des gewöhnlichen *ἁ πάρος ἁ.* schreiben? billigen könnten wir das schon wegen des folgenden *ὦ Λακεδαῖμον* nicht.) 33, 5; 48, 5; 51, 2.

Diese lästige Incorrectheit des Druckes beschränkt sich aber keineswegs auf die *apices*, sondern sie fällt auch anderweitig um so mehr auf, je geneigter man durch eine Stelle der Vorrede, S. XII, und durch neun angezeigte, ziemlich unbedeutende Druckfehler wird, im übrigen Fehlerlosigkeit voraus-

---

*) Das letzte Distichon dieses Epigramms, Anthol. Palat. IX, 58, lautet in der Pfälzer Handschrift so:

κεῖνα μὲν ἠμαύρωτο δὲ κῆν ἴδε νόσφιν Ὀλύμπου
Ἅλιος οὐδέν πω τοῖον ἐπηυγάσατο.

Unter den mancherley Besserungsversuchen dieser berüchtigten Stelle hat Jacobs und mit ihm Weichert dem von Bentley nicht mit Unrecht den Vorzug gegeben:

κεῖνα μὲν ἠμαύρωτο· τί κεῖνα δέ; νόσφιν Ὀ. κτλ.

Doch glaubt Rec., dass die Worte fast ohne alle Aenderung geheilt werden können: er vermuthet:

κεῖνα μὲν ἠμαύρωθ'· ὃ δὲ κἠνίδε νόσφιν Ὀλύμπου
Ἅλιος, οὐδέν πω τοῖον ἐπηυγάσατο.

Was aber auch Helios ausser dem Olymp sah, nirgend erblickte er etwas so herrliches. —

zusetzen. Wir haben in unsern vier Büchern ausser den schon angegebnen noch folgende, zum Theil arge und den Sinn entstellende, nicht angegebne Druckfehler im Griechischen Texte wahrgenommen I, 3, 5 *κεὶ* statt *καὶ*, 12, 4 *κῶρον* statt *χῶρον*, 13, 3 *Κύπρις* statt *Κύπρος*, 48, 5 *ὅτε* statt *ὅτι*, 53, 3 *Βαδύλλῳ* statt *Βαθύλλῳ*, 68, 4 *σκῆμα* statt *σχῆμα*, 78, 2 *Σιλυών* statt *Σικυών*, 84, 3 *Ἑκάτης* statt *Ἑκάλης*. III, 20, 5 *εἰς* statt *ἐς*, (wenigstens ist nicht anzunehmen, dass der Herausg. dieses absichtlich in jenes verwandelt habe.) 57, 3 *λέοντες* statt *λέοντος*, 64, 2 *ἀκίσιν* statt *ἀκίσι*, (denn auch hier ist kein Grund, wissentlich zu ändern.) 66, 8 *βαλὸν* statt *βαλὼν*, 69, 10 *δρύξεται* statt *δράξεται*, 75, 5 *ἔπ* statt *ἔτ'*, 115, 1 *με* statt *γε*, (oder sollte es hier wirklich *με* heissen? dann wäre die Aenderung wenigstens überflüssig.) V, 10, 6 *αὐτομάτος* statt *αὐτομάτοις*, 12, 1 *ἤ* statt *ἦν*, 16, 3 *σειριόκαυσοτ*, 77, 3 ist *τὰ* vor *μύροισι* ausgelassen. IX, 4, 3 ist falsch *ἐφεσ-τρίς* abgesetzt, und 18, 5 *ἱεροὶ* statt *ἱεραὶ*.

So weit wir nun entfernt sind, es dem Herausg. oder Hrn. Wunder irgend zum Vorwurf zu machen, dass sie uns so selten mit Spuren eigner Kritik erfreut haben, (sie beabsichtigten ja keine kritische Ausgabe, und haben uns nur durch die Andeutungen in der Vorrede zum Nachsuchen und Vergleichen bewogen.) so sehr glauben wir uns doch berechtigt, sie für die Zulassung solcher und sovieler typographischer Sünden verantwortlich zu machen. Durch diese ist die Brauchbarkeit des Buches allerdings gemindert.

Von der äussern Einrichtung desselben ist nur zu bemerken, dass gleich unter dem Text zu grosser Bequemlichkeit besonders des Lehrers nachgewiesen ist, wo sich ein jedes Epigramm in Bruncks *Analecten*, in der *Anthol. Palat.* und in Jacobs *Tempe* vorfindet. (Umgekehrt weiset nun auch Jacobs in Kunst und Leben der Alten auf die Weichertsche Sammlung zurück.) Leider fehlt es nur auch in diesen Citaten an Druckfehlern nicht: so steht III, 49 p. 279 statt p. 281, III, 69 p. 275 statt 709, V, 62 p. 293 statt 298. Angehängt ist ein Verzeichniss der aufgenommenen Epigramme nach der Buchstabenfolge ihrer Verfasser.

Am Schlusse der Vorrede macht der Herausg. Hoffnung zu einem zweyten Bande, der einen hauptsächlich für Lehrer bestimmten Commentar enthalten würde. Möge es ihm dazu weder an Musse, noch an Neigung fehlen: möge er sich auch durch das viele Treffliche nicht abhalten lassen, das Jacobs inzwischen in seinem *Delectus* geleistet hat. Bey den vielfachen einzelnen Schwierigkeiten der Griech. Anthologie ist noch so mancher Preis zu erringen, und unser Herausgeber so ganz der Mann dazu, dass es hier wenn irgendwo heisst:

ἀμφοτέρους ὅδε χείσεται οὐδός.

Von keinem Belange für unsre Litteratur oder für philologisches Studium überhaupt ist die nachstehende, noch etwas ältere Sammlung:

3) *Anthologium epigrammatum Graecorum.* Graece et Suethice. Ed. Mag. *Axelius Gabr. Sjoestroem*, Facult. Philos. adj. E. O. et *Ed. Bergenheim*, Ostrob. Abo bey Frenkel. 1821. T. I. 115 S. T. II. 143 S. 8.

[Vgl. Schulzeit. 1826 Abth. 2 L. Bl. 12.]

Wir erwähnen dieser Schrift nur als eines erfreulichen Zeichens, dass die Liebe zum Griechischen Alterthum bereits im höchsten Norden Wurzel zu fassen und Blüthen zu entfalten beginnt, auf einem der entlegensten Musensitze, der grade jetzt durch sein trauriges Geschick die allgemeinste Theilnahme aller Gebildeten in Anspruch nimmt.

Auf eine kurze Geschichte des Griechischen Epigramms, die ganz aus Jacobs Prolegomenen entlehnt und in einem höchst blumenreichen, aber keineswegs correcten Latein abgefasst ist, folgen im ersten Bande 164, im zweyten 200 Gedichte, nach der Anthologia Palatina treu abgedruckt. Eine besondere Ordnung ist dabey nicht beobachtet: vielmehr heisst es S. 6, was zugleich eine Probe des Lateinischen Styls seyn mag, *quae florum, per prata spargentium odores, eadem etiam epigrammatum ratio: libere progerminantes, sine ullo characterum proprietatumve respectu, mirum in modum illi delectant. Ex hocce capite neque auctores, neque tempora intuens, neque materiam, ut sors obtulerit, optima et quae maxime niteant, dabo.*

Jedem Epigramm ist seine Stelle in der *Anthol. Palat.* und in den früher erschienenen ausführlichern Animadvv. von Jacobs beygefügt: unter dem Text aber laufen kurze, theils litterarhistorische, theils erklärende, theils auch kritische Lateinische Anmerkungen hin, jene meistens, diese immer aus Jacobs entlehnt und mit seinem Namen versehn. Neues haben wir in ihnen nicht gefunden.

Gegenüber steht die Schwedische Uebertragung, überall sich der Versart und der Verszahl des Originals genau anschliessend, mit beständiger Hinweisung auf Jacobs *Tempe*, im zweyten Bande auch, was ganz unnütz, auf die Tauchnitzische Stereotypausgabe. So viel wir uns zu urtheilen erlauben dürfen, scheint die Schwedische Sprache sich zu treuen Nachbildungen des classischen Alterthums in hohem Grade zu eignen, und gereicht es den Herausgebern zum Lobe, diesen Vorzug ihrer Muttersprache mit geschicktem Fleisse benutzt zu haben. So dürfte es ihrer Arbeit wohl gelingen, für das Studium der Griechischen Anthologie in Schweden eine günstige Stimmung vorzubereiten.

Auf ungleich höherer Stufe steht ein andres, gleichfalls ausserhalb Deutschland erschienenes Werk, das Einzige, was

seit Brunck im Auslande für die Anthologie bedeutendes geleistet ist, da die umfassenden Vorarbeiten von Chardon de la Rochette unwiederbringlich verloren zu seyn scheinen, und die eine Zeit lang mit Verlangen erwartete Ausgabe des grossen Archäologen Ennio Quirino Visconti wohl nie ernstlich begonnen seyn mag:

4) *Hieronymi de Bosch* *observationum et notarum in Anthologiam Graecam* vol. I. Utrecht, bey Wild und Altheer. 1810. XX, XVI und 510 S.

Vol. II. quod et indices continet. Opus *Boschii* morte interruptum *David Jacobus van Lennep* absolvit. 1822. LXXVI, 255 und 311 S. gr. 4.

Hugo Grotius hatte seine am Stobäos und den Bruchstücken der Attischen Tragiker und Komiker glänzend bewährte Meisterschaft im Uebertragen Griechischer Dichterwerke in Lateinische Poesie späterhin der Anthologie des *Maximus Planudes* zugewendet, und durch ihre kunstreiche Nachbildung den Ernst der letzten Jahre seines thatenreichen Lebens erheitert. Es war dem grossen Manne gegönnt, seine Lieblingsarbeit in der Hauptsache zu vollenden: aber die Herausgabe selbst hinderte sein Tod, (28 Aug. 1645.) und der von ihm kritisch berichtigte Text, der der Uebersetzung beygedruckt werden sollte, ging leider verloren. Glückes genug, dass sich die Handschrift der Uebersetzung nicht bloss in mehrern Abschriften, sondern auch in der zum Abdruck bestimmten Urschrift erhielt. Die letztere, deren Geschichte Chardon de la Rochette in seinen *melanges de crit. et de philol.* T. 1 p. 372 fg. ausführlich erzählt, kam endlich in die Hände Peter Burmanns des Jüngern, der viel Einzelnes daraus in mehrern seiner Ausgaben mittheilte; nach seinem Tode erkaufte sie der gelehrte Holländer Jeronymo van Bosch, zuerst Apotheker, dann Stadtsecretär in Amsterdam, zuletzt Curator der Universität Leiden, stets aber eifriger Freund des classischen Alterthums, beyder Sprachen wohlkundig und unter den Lateinischen Dichtern des 18ten und 19ten Jahrhunderts mit Recht den bessten beygezählt. Dieser ehrenwerthe Mann beschloss sofort, seinen solange verborgenen Schatz zu öffentlichem Gemeingut zu machen, da ihn eine congeniale Neigung den Werth desselben aufs lebendigste empfinden liess. So erschien denn, auch äusserlich aufs würdigste und liberalste ausgestattet, vom Jahre 1795 an in drey Quartbänden die Planudeische Anthologie nebst vierfachem Anhange anderweitig erhaltner Epigramme, gegenüber die durch Treue und dichterisches Verdienst gleich ausgezeichnete Grootische Uebersetzung, von der Lennep in seiner *laudatio Hieronymi de Bosch*, p. XXV, mit Recht urtheilt: *ex hoc opere vel maxime divina Grotiani ingenii vis elucescit: cujus enim hoc ingenii vel*

mentis est, inter infinitas occupationes, animi causa ac ludentem aliquot millia Graecorum epigrammatum ita Latinis versibus reddere, ut non modo nihil de gratia decedat, sed saepe elegantiora etiam Latina Graecis reperiantur: lusus adeo verborum pro Graecis Latini exstent!

Nach einer bedeutenden Reihe von Jahren fügte Bosch zu diesen drey Bänden einen vierten hinzu, der 1810 erschien, und ausser bisher ungedruckten Anmerkungen von Friedrich Sylburg und Claudius Salmasius des Herausgebers eigne *observationes et notas* zu den beyden ersten Büchern enthielt: die zu den fünf übrigen nebst den erforderlichen Registern sollten mit einem fünften Bande das Werk schliessen. Allein vor Beendung desselben, am ersten Junius 1811, rief der Tod den siebenzigjährigen Greis ab. Es verflossen wieder zehn Jahre, bis sein würdiger Freund, der Prof. David Jacob van Lennep in Amsterdam, den abgerissenen Faden, wie der Verstorbne es gewünscht hatte, wieder aufnahm, und das Ganze in dem Sinne, in welchem es begonnen war, zu Ende führte. Nur von diesem, 1822 ans Licht getretenen Bande kann hier ausführlicher die Rede seyn, da wir nur von demjenigen Bericht zu erstatten haben, was seit Erscheinung der Jacobsischen Anthol. Palat. für die Griechische Anthologie geschehn ist, die frühern Bände aber alle vor diesem Zeitpunkt erschienen und von dem Gothaer Herausgeber bereits benutzt sind.

Was Bosch selbst für die Anthologie leisten wollte und konnte, ist daher in Deutschland längst bekannt. Seine Kritik war dadurch beschränkt, dass er sich die Aufgabe gestellt hatte, seinen Griechischen Text mit der Uebersetzung von Grotius so viel wie möglich in Uebereinstimmung zu bringen. Die ganze Anlage seines Werkes brachte es so mit sich, und man muss die Pietät verehren, mit der er sich diesem Geschäft unterzogen hat. Was er selbst aus der Fülle seiner nicht gewöhnlichen Belesenheit in alten und neuen, besonders Lateinischen Dichtern beygesteuert hat, ermüdet nicht selten durch zwecklose Breite und Abschweifen von der Hauptsache. Lennep charakterisirt es treffend: *ipsa ratio operae non est ea, ut properantis ad exitum, sed ut lubenter in hoc studiorum curriculo versantis, quum res ferret, grata ibi diverticula captantis, subinde adeo liberius per vicina litterarum vireta exspatiantis.* Laudat. Boschii, p. XXVI.

Dass der fünfte Band an Planmässigkeit und Gleichartigkeit der Behandlung nicht gewonnen hat, ist natürlich, da der Herausgeber fast nichts dazu wirklich ausgearbeitet vorfand, und er sich also genöthigt sah, das meistens nur Angedeutete, wie es war, von den Rändern des Wechelschen Exemplars, dessen Bosch sich bedient hatte, zusammen zu tragen. Ue-

ber sein Verfahren dabey giebt er in der Vorrede Rechenschaft, und man kann nicht umhin, sie als gnügend anzuerkennen.

Indess hat Lennep, wie es von einem so tüchtigen Humanisten zu erwarten war, sich nicht begnügt, Vorgefundenes zu sammeln, zu ordnen, herauszugeben: eine nicht unbedeutende Reihe eigner Zusätze, deren einige zwischen den Anmerkungen von Bosch eingeschaltet, andre für besondere *addenda*, p. 228—255, zurückgelegt sind, geben diesem Bande einen vorzüglichen, ja wir dürfen wohl sagen den höchsten Werth. Sie bestehen zum Theil in unmittelbaren Berichtigungen des Textes und der Uebersetzung, zum Theil in sorgfältig ausgewählten Nachträgen zu den Anmerkungen des vierten und fünften Bandes, zum Theil aber auch in eignen Verbesserungs- oder Erklärungsversuchen, bey welchen uns zu verweilen vergönnt sey. Denn da das Boschische Werk schon seines hohen Preises wegen in Deutschland wenig verbreitet ist, dürfte es vielen Freunden der Anthologie erwünscht seyn, hier dasjenige kurz zusammengestellt und beurtheilt zu sehn, was in den Lennepschen Zusätzen für Kritik oder Auslegung besondere Bedeutung zu haben scheint. Zur Bequemlichkeit unsrer Landsleute gehen wir dabey nach der Folge der Epigramme in der Anthol. Palat. und heben zuerst die bemerkenswerthen Verbesserungsvorschläge hervor.

Anthol. Palat. V, 4, 5 (Lenn. p. 249.) ist die gewöhnliche Lesart, *ὦ φιλεράστρι' ἄκοιτις*, mit Recht in Zweifel gezogen, und dafür *ὦ φιλεράστρια κοίτη* vorgeschlagen. Allein die Ehre, diesen sinnreichen Gedanken zuerst gehabt zu haben, gebührt dem verstorbenen Wilhelm Schneider, von dem Jacobs diese Vermuthung bereits in den addendis zum 3ten Bande der Anthol. Palat. p. XXXII mittheilt, und sie durch V, 128, 4 und 181, 11 befestigt.

Anth. Pal. V, 9, 5 u. 6. (Lenn. p. 250.) Den durchaus zerrütteten Schluss dieses Epigramms, dessen Herstellung keinem frühern Herausgeber gelungen war, finden wir dem Sinne nach ganz gut angeordnet:

ἀλλ' αἰεὶ δακρύοισι πεφυρμένος ἢ ἐπιορκῶ,
ἔρχομαι ἢ μεγάλης νηὸν ἐς Ἀρτέμιδος
αὔριον· ἀλλ' ἀγανή με δεδέξεται —

Allein die Stellung des zweyten *ἢ* nach *ἔρχομαι* ist so widerwärtig und grade bey diesem *aut — aut* — so durchaus unerträglich, dass dadurch alles aufgewogen wird, was von andern Seiten diesen Vorschlag empfehlen könnte. Wollte der Dichter diesen Gedanken aussprechen, so konnte er *ἢ στείχω μ.* und was nicht sonst sagen, ohne einen so groben Verstoss gegen die Concinnität des Ausdrucks zu begehn.

Anth. Pal. V, 188, 5 u. 6. (Lenn. p. 247.) Wieder eine arg

verdorbne Stelle, der schwerlich mit leichten und einfachen Mitteln zu helfen seyn wird. Lennep giebt sie so:

χὼς θνητοῦ τάδ' ἀλιτροῦ ἔοικ'· εἰ θνητὸς ὁ βάλλων,
τίσομ', ἀνέγκλητος δ' ἔσσομ' ἀλεξάμενος.

Die letzten Worte hat bereits Jacobs so hergestellt, und auch das Uebrige dürfte wenigstens der völligen Herstellung näher gebracht seyn.

Anth. Pal. V, 245, 3. (Lenn. p. 249.) Die alte Lesart, *τρισὶν ὤμοσα πέτραις*, ist allerdings nicht ohne Bedenklichkeit, weil sie einen Gebrauch voraussetzt, den wir wenigstens bey Schwüren wie der hier vorkommende nicht kennen. Aber die von Lennep vorgeschlagne Verbesserung, *τρισὶν ὤμοσα Ποιναῖς*, hat von Seiten der Sprache nicht mindern Anstoss: denn wo hat wohl je bey *ὀμόσαι* der, den man zum Zeugen des Eides anruft, im Dativ gestanden? Auch die *drey Ποιναί* würden noch eines, vielleicht nie zu führenden Beweises bedürfen. Wir halten die von Jacobs gegebne Erklärung für die allein wahre.

Anth. Pal. VI, 41, 6 (Lenn. p. 123.) würde gegen die Aenderung *τὸν στάχυν ἐςκομίσαι*, statt des Planudeischen *κομίσαι*, an sich nichts einzuwenden seyn, wenn sie nicht den Standpunkt der Kritik für die Anthologie überhaupt verrückte. Denn *κομίσαι* bey Planudes ist nichts als ein Glossem statt des richtigen *ἀμῆσαι*, welches die Pfälzer Handschr. darbietet, *ἐςκομίσαι* also metrische Correction einer unhaltbaren Interpolation: man vergleiche das weiter unten zu VII, 289, 4 Bemerkte.

VI, 156, 1 (Lenn. p. 247.) ist schon durch Brunck verdächtig gemacht, dann von Jacobs mehrfach behandelt: einen neuen Beytrag giebt Lennep, der, jedoch ohne höhere Evidenz, *Χαρισθένεος* in *Χάρης τέκεος* schreiben mögte. Rec. glaubt, dass es bey der urkundlichen Lesart sein Bewenden behalten muss,

Καλῷ σὺν τέττιγι Χαρισθένεος τρίχα τήνδε
κουρόσυνον κούραις θῆκ' Ἀμαρυνθιάσιν.

Das Subject, aus dessen vermeintem Nichtvorhandenseyn alle Zweifel geflossen sind, wird man zu vermissen aufhören, sobald man in dem apostrophirten *θῆκ' Ἀ.* die erste Person *θῆκα* zu erkennen sich entschliesst.

VII, 243, 5, (Lenn. p. 237.) auch eine vielbesprochne Stelle: Lennep will, zum Theil nach Toup und Brunck,

ἣν δ' ἐςορῇς ἐπ' ἐμεῖ' εὐβοστρύχον εἰκόνα θηρός.

Höchst unglücklich! wie konnte es einem so sprachkundigen Gelehrten in den Sinn kommen, den Ionischen Genitiv *ειο* elidiren zu wollen!

VII, 260, 5. (Lenn. p. 237.) Hier sieht Rec. keinen Grund

ein, warum das alte *ἐμοῖς ἐνεκοίμισα κόλποις* in *ἐνὶ κοίμισα* verwandelt werden soll.

VII, 289, 4. (Lenn. p. 40.) Die Lesart des Planudes, *ὦ γαίης κύματα πικρότερα*, ist allerdings sinnlos, und die Verbesserung *οὐ γ. κ. π.* zu ihr wohl passend. Da aber die Pfälzer Handschr. *ὦ γαίης κύματα πιστότερα* darbeut, fällt alles andre weg, und es gilt auch hier, was wir schon zu VI, 41, 6 gerügt haben.

VII, 330, 4 (Lenn. p. 238.) ist eine wahrscheinlich ganz gesunde Stelle, wenn man nur mit Jacobs *ὥς* für *οὕτως* nimmt, und es zum vorhergehenden Verse zieht. Ueberdiess gehört aber auch der Vorschlag von Lennep keineswegs zu den glücklichern: er vermuthet:

σύν τε, γυναικὶ Καληποδίῃ τεῦξεν τόδε σῆμα,
ὥς ἐνὶ τὴν στοργὴν καὶ φθιμένοισιν ἔχοι.

Diese Trennung der Präposition *ἐνί* von ihrem Dativ würde wohl nur dann zulässig seyn, wenn *ἐνί* unmittelbar vor *καί* stehn könnte.

VII, 420, 5 u. 6. (Lenn. p. 237.) Zwey durchaus verdorbne, selbst lückenhafte Verse, für die folgende, wo nicht unzweifelhaft gewisse, so doch höchst sinnreiche Aushülfe gefunden ist:

αὐλοί τ' ἄφθεγκτοι καὶ ἀπευθέες, οἷς ἐνέπνευσε,
κεῖσθ', ἐπεὶ οὔ τι ἔρωτ', οὐ χόρον οἶδ' Ἀχέρων.

Nur *αὐλοὶ δ' ἄφθ.* in *αὐλοί τ' ἄφθ.* zu verwandeln, scheint unnöthig; ja, der Uebergang der Anrede von *Ἐλπίδες χαίρετε* zu *αὐλοὶ κεῖσθε* erfordert vielmehr jene als diese Partikel.

VII, 477, 3 (Lenn. p. 239.) ist gleichfalls sehr gefällig verbessert, *Ἐλευθεριεῦς* statt *ἐλευθερίης*. Der Gegensatz von *πρὸς Νείλῳ* scheint einen bestimmten Ortsnamen zu fodern: dagegen würde der Trost, Philänis ruhe in *freyer* Erde, hier ganz fremdartig seyn, da der Dichter gleich fortfährt: *ἔστι γὰρ ἴση πάντοθεν εἰς Ἀΐδην ἐρχομένοισιν ὁδός.*

VII, 513, 1. (Lenn. p. 53.) Die den Vers zerstörende Lesart der Pfälzer Handschr. *φῆ ποτε Πρόμαχος*, ist durch Einschaltung von *παῖς* vor dem letzten Worte so glücklich hergestellt, dass wir dieses Epigramm jetzt als völlig geheilt betrachten dürfen. Nun steht auch das Lemma mit dem Epigramm selbst im Einklang.

VII, 655, 3 (Lenn. p. 238.) können wir der Aenderung *οἵ παριόντες* statt *οἵ με θανόντα*, auch von ihrer Gewaltsamkeit abgesehn, nicht ebenso beypflichten. Rec. begnügt sich, nach *βάρος* ein volles Punktum zu setzen; die folgenden Worte, *οἵ με θανόντα γνώσοντ', Ἀλκάνδρῳ τοῦθ' ὅτι Καλλιτέλευς.*, haben keine weitere Schwierigkeit, wenn man aus *γνώσονται* im ersten Satzgliede für das zweyte *γιγνωσκόντων* ergänzt.

IX, 254, 5 (Lenn. p. 230.) erscheint die Verbesserung *ἥ*

δύςπαις statt ἡ δ' εὔπαις ebenso glücklich als nothwendig, da Philänion weder in Bezug auf ihre eignen, dem Tode geborenen Kinder, noch auch wegen des angenommenen und ihr gleichfalls wieder entrissenen Sohnes εὔπαις heissen konnte.

IX, 774, 3. (Lenn. p. 242.) Auch hier ist die Ausfüllung einer Verslücke, ἁ θεοποιὸς ἐμήσατο [σᾷ χερὶ] τέχνα, wohlgelungen.

Ebenso rechnen wir X, 78, 3 (Lenn. p. 232.) die Verwandlung des sinnlosen σκώληκα βαλεῖν in σκώληξι βολήν zu den kaum noch bezweifelbaren Emendationen.

Endlich ist Append. epigr. 9, 94 (Lenn. p. 250.) ἀτρεκές ἐστι in ἀτρεκὲς ἴσθι verbessert, und auch hier können wir, theils wegen der Verbindung mit ἀτρεκές, theils wegen des vorhergehenden πέλας στείχων, unsere völlige Beystimmung nicht versagen.

Zu den gelungensten Versuchen, die urkundliche Lesart gegen alle Eingriffe der Kritik zu behaupten, zählen wir die Bemerkungen zu Anth. Palat. IX, 233, 5; 271, 1; 289; (Lenn. p. 228, 231, 232.) dagegen glauben wir, dass Anth. Palat. VI, 39, 1 der mangelhafte Vers:

αἱ τρισσαί, Σατύρη τε καὶ Εὔκλεια καὶ Εὐφρώ,

nicht mit Jacobs und Lennep (p.126.) in das übergeschriebene, selbst schon aus der Versnoth entsprungene καὶ Ἡράκλεια, sondern einfacher in die Ionische Form καὶ Ἠΰκλεια zu verwandeln ist. Auch kann Append. epigr. 5, 4 (Lenn. p. 177.) μοῦνος wenigstens nicht durch die folgende Aspiration vertheidigt werden.

Um endlich auch noch einige Beyspiele von gelehrter und scharfsinniger Auslegung hervorzuheben, verweisen wir auf das, was zu Anth. Palat. VII, 233, 1; 347, 5; IX, 614, 1; XI, 107, 3; 128, 4 (Lenn. p. 233, 234, 235, 240, 245.) bemerkt ist.

Ausser einem achtfachen Index, über die in der Anthologie vorkommenden Wörter, (unvollständiger als der auch nicht vollständige Jacobsische.) über die Dichter, von denen sich Epigramme in der Sammlung befinden, über die wichtigsten in der Anthologie erwähnten Sachen, über die in ihr vorkommenden Personen- und Ortsnamen, über die Epigramme selbst nach der Buchstabenfolge ihrer Anfangswörter, über die Anmerkungen und über die (wenigen) in denselben gelegentlich verbesserten alten Schriftsteller, ist diesem letzten Bande beygefügt Lenneps schön geschriebene, auch durch Gediegenheit des Inhalts sich auszeichnende *memoria Hieron. de Bosch* nebst seinem schön gestochenen Bildnisse, (sie war schon einige Jahre früher besonders erschienen.) und des Agathias von Jacobs zuerst herausgegebnes Einleitungsgedicht zu seiner Epigrammenlese mit einer Lateinischen Uebersetzung von E. Q. Visconti und Anmerkungen von J. G. Huschke. Die letztern beziehn

sich theils auf die kritische Herstellung des Textes, theils auf die Erklärung dunklerer Ausdrücke und Wendungen, theils auf Berichtigung der nicht selten fehlerhaften Uebersetzung von Visconti. Mit Beystimmung der Pfälzer Handschrift hergestellt ist V. 35 οἴκοθεν, das bisher falsch οἰκόθεν betont war. Nicht minder sicher sind in dem Hexametrischen Abschnitte die Verbesserungen zu V. 15 (61) und 65 (111), die erstere findet sich jedoch bis auf den wohl nur verdruckten Hauch, die zweyte ganz ebenso bey Jacobs in der Anthol. Palat., sowie sie denn überhaupt nicht füglich einem verskundigen Herausgeber entgehn konnten. Ganz neu dagegen und sehr beachtenswerth ist die Behandlung von V. 32, wo statt des Siebenfüsslers

ταυτὶ μὲν οὖν ἐρεῖ τις οὐδὲ τῶν σοφωτάτων,

leichter und sinngemässer als nach den Emendationen andrer, vorgeschlagen wird:

ταῦτ' οὖν ἐρεῖ τις οὐδὲ τῶν σοφωτάτων.

Sehr einleuchtend ist auch in den Hexametern V. 71 (117) ἐγείρει statt ἀγείρει oder ἀρήγει vermuthet. Unter den gelegentlich beygebrachten Verbesserungen zu andern Schriftstellern zeichnen wir p. XL Anm. 2 die zu *Agath. hist.* I p. 11, A, ed. Venet. ἐς ἐκεῖνο τοῦ καιροῦ für ἐς ἐκείνου τ. κ. aus: sie verdient, in der neuen Ausg. dieses Byzantiners, die wir von Niebuhr zu erwarten haben, im Text ihren Platz zu finden, und erhält vielleicht aus der Rehdigerschen Handschr. auch von aussen Bestätigung. Unter den Sprachbemerkungen scheint in der zu V. 1: „Aristoph. Vesp. 914 cod. Ravenn. pro πεπλησμένος habet ἐμπλήμενος, *quod magis Atticum est*," eine Verwechselung obzuwalten, da beyde Formen gut Attisch, (die letztere grade wohl nur bey Dichtern) die Zeiten aber verschieden sind. Besonders gelungen haben wir die Erklärungen gefunden, die sich mit den oft sehr künstlichen figürlichen Ausdrücken des Agathias beschäftigen, so wie wir denn von Hrn. Huschke schon früher manches Dankenswerthe der Art in den *Anal. crit. ad Anthol. Graec.* empfangen haben.

Von Ausgaben der Anthologie ist nun weiter nichts zu erwähnen, da der folgende Textesabdruck, den wir nur anführen, um vor ihm zu warnen, auf den Namen einer Ausgabe keinen Anspruch machen kann:

Anthologia Graeca ad Palatini codicis fidem edita. Editio stereotypa. III tomi. Lipsiae, ex officina Car. Tauchnitii. 1819. 396, 300 u. 431 S. 12.

Hier aber mag Jacobs in der Vorr. zum *Delectus epigr.* p. XXIX für uns das Wort nehmen: „*Novam, quae ante aliquot annos apud Tauchnitzium, bibliopolam Lipsiensem,* *prodiit, editionem, aut potius editionis nostrae repetitionem vitiis deformatam, ambigo equidem utrum dicam pejore consilio insti-*

tutam, an majore socordia profligatam. Nam primum, qui viro industrio et commodis suis intento persuasit, ut editionem nostram στερεοτύπως repeteret, pessime ejus rebus consuluit. Quis enim nescit, textum Anthologiae ob haud unam caussam ita comparatum esse, ut nullus fere ejus corrigendi, emendandi et expoliendi reperiatur finis; quod et nunc novis quotidie exemplis intelligimus, et tum intelleximus, quum observationes criticas ad easque addenda ad Anthologiam Palatinam scriberemus. In his observationibus plurimos textus a nobis editi locos tum ex membranis diligentius inspectis, tum ex aliis fontibus rectius constituimus, vitiaque typographica et nostros errores frequenter emendavimus; quas δευτέρας φροντίδας nostras is, qui Tauchnitzii editionem curavit, adeo sibi negligendas putavit, ut tertium editionis nostrae volumen aut plane ignorasse, aut ne semel quidem consuluisse videatur. Quid? quod veteres errores non solum propagavit, sed novis eosdem atque turpissimis auxit; neque solum, quod vulgo fit, spirituum accentuumque apicibus aut omissis aut perperam positis, sed quovis alio vitiorum genere, quibus bonae chartae inquinantur, peccavit. Quare quam titulus profitetur editionem σὺν πλείστῃ ἀκριβείᾳ factam, eam ῥαθύμως καὶ ἀμελῶς procuratam esse quaevis fere pagina loquitur. Quod ne temere dixisse videar, exempla quaedam, pauca de multis, in margine ponam, unde dictorum veritas clarissime apparebit. Zu dieser Dornenlese hat das eilfte Buch allein, von den Fehlern in der Betonung ganz abgesehn, etwa vierzig gröbere Druckvergehn beygesteuert, mit denen wir natürlich unsere Leser verschonen. Aus der Tauchnitzischen Officin ist einiges so correct Gedrucktes hervorgegangen, dass diese ungeheure Fahrlässigkeit hier um so mehr befremdet, und der thätige Typograph sich in Acht nehmen mag, von Seiten der Incorrectheit nicht mit Hrn. *Reimer* *) auf eine Stufe gestellt zu werden, von dem er sich in allem Uebrigen sehr zu seinem Vortheil unterscheidet.

Endlich gedenken wir noch eines schätzbaren Nachtrages von Epigrammen zur Jacobsischen Anthologie:

6) *Epigrammata Graeca ex marmoribus collecta.* Als Programm zum 3ten Aug., dem Geburtstage Sr. Maj. des Königs von Preussen, herausgegeben von *Friedr. Gottl. Welcker.* Bonn. 1819. 14 S. gr. 4. *Specimen alterum.* 1822. 33 S. gr. 4. [Jen. L. Z. 1822 Nr. 196.]

Wir begnügen uns zu berichten, dass diese beyden Programme 62 bey Jacobs fehlende Epigramme enthalten, die der

*) Es genügt, an den 6ten Band des *Lucian von Lehmann* zu erinnern, diess non plus ultra typographischer Lüderlichkeit!

Herausgeber aus zum Theil Wenigen zugänglichen archäologischen Werken und Reisebeschreibungen gesammelt, und zum Theil ausführlich erläutert hat. Da aber Hr. Welcker so eben mit einer neuen Ausgabe beschäftigt ist, so fodert es die Achtung gegen diesen ausgezeichneten Alterthumsforscher, eine ins Einzelne eingehende Kritik bis zur Erscheinung jenes Werkes zu versparen.

Franz Passow.

Philosophie.

---

1) *Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie* von *August Matthiae.* Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1827. XIV und 193 S. 8. 20 Gr.

2) *Darf auf Gymnasien philosophischer Unterricht ertheilt werden, oder nicht?* Eine pädagogische Abhandlung von Dr. *J. G. Mussmann.* Berlin, in der Myliusschen Buchhandlung. 1827. 40 S. 8. geh. 4 Gr.

3) Zur öffentlichen Prüfung der Zöglinge des Königlichen Gymnasii am 27 und 28sten September 1827 ladet ein Dr. *Friedrich Schmieder.* Voran eine Abhandlung *über den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien* von Dr. *Bobertag.* Brieg, gedruckt von Carl Wohlfahrt. 38 (28) S. 4.

Vorliegende drei Schriften, welche alle den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien betreffen, beweisen einerseits durch ihre ziemlich gleichzeitige Entstehung, welche lebendige Theilnahme die Wiederherstellung desselben erregt, andrerseits aber auch durch den offnen Widerspruch, in welchen jede gegen die andere tritt, wie wenig der Streit darüber als ausgeglichen betrachtet werden kann, ja, wie er vielmehr jetzt noch seiner Entstehung näher liegt als seiner Entscheidung. Rec. bedarf aber hoffentlich weder darüber, dass er diese Beurtheilung dennoch unternimmt, noch darüber, dass er die Anzeige seiner Schrift damit verbindet, einer weitern Rechtfertigung. Denn, was das letztere, die Anzeige seiner Schrift betrifft, so scheint sie, wiewohl sie eben nichts als dieses sein kann, hinlänglich sowohl durch die Gleichheit des Gegenstandes, als auch dadurch begründet, dass sie den Standpunkt bezeichnet, von welchem allein nach seiner Ueberzeugung die Lösung des Problems zu finden ist, und, auf welchem er sich desshalb auch bei dieser Beurtheilung wird halten müssen. Was aber diese selbst betrifft, so kann sie, wenn nicht unmittelbar

doch mittelbar auf Entscheidung hinwirken, wenn sie durch die Sonderung des Streitigen und des Zugestandenen und dann durch Beziehung der besondern Behauptungen eines jeden auf die allen gemeinsamen, sowohl, was in dem Streite bereits als allgemein zugestanden angesehen werden kann, als auch, welcher der verschiedenen Wege der Wahrheit am nächsten liegt, vor die Augen stellt. Eine Zusammenstellung der von allen anerkannten Voraussetzungen möge desshalb zugleich als Grundlage der Beurtheilung jedes Einzelnen vorangehen; es möge dann die Betrachtung der Art und Weise, wie der Verf. des Lehrbuchs von diesen Voraussetzungen aus nicht nur seine in der Vorrede entwickelte Theorie ableitet, sondern auch, wie er sie in seinem Lehrbuche ausführt, folgen, dann die abweichende Theorie des Verfs. von Nr. 2 dagegen gehalten werden, und eine kurze Darlegung der Art und Weise, wie Rec. dabei verfahren zu müssen glaubte, den Schluss machen.

Gehen wir von den ersten Fragen aus, die bei der Untersuchung über den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien in Betrachtung kommen, so zeigt sich in der Beantwortung derselben in allen drei Schriften eine solche Uebereinstimmung, dass der erwähnte Widerstreit bei dem ersten Anblick befremden könnte. Denn, nicht nur, dass zu den übrigen Zweigen des Gymnasialunterrichts ein andrer, sich bestimmter auf die Philosophie beziehender, hinzukommen müsse, behaupten alle drei Schriften einstimmig, sondern sie sind auch alle über die Grenzen desselben in dem Grade einig, dass sie ihm einerseits nur die höchsten Stufen der Gymnasialbildung zuweisen, andrerseits aber auch alle die Universität als den eigentlichen Sitz der philosophischen Bildung anerkennen, den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien aber nur als vorbereitend betrachten. Vergleiche Matthiä Vorrede. S. XI, 2te Auflage, Mussmann S. 26 und 27. Wie leicht es nun auch erscheint, über die angegebenen Punkte einig zu werden, eben so schwer wird die Untersuchung, wenn wir nach dem Inhalt und der Form des seiner Aufgabe nach so bestimmten Unterrichts fragen. Und eben hier beginnt mit der Schwierigkeit auch sogleich der Widerstreit. Die Schwierigkeit liegt aber näher darin, dass die Philosophie ihrem Wesen nach das sowohl seinem Inhalte als seiner Form nach vollendete Wissen ist, die Gymnasialbildung aber, als der akademischen untergeordnet, nicht nur ihrem Inhalte sondern auch ihrer Form nach eine niedere sein muss, mithin die Forderungen an den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien sich so stellen, dass je mehr er in Wahrheit Philosophie behandelt, er um so weniger der Gymnasialbildung entspricht, je mehr er aber dieser entspricht, er um so weniger philosophisch sein kann.

Matthiä, zu dessen Betrachtung wir uns zuerst wenden,

berührt diese Schwierigkeit mit der Meinung derjenigen, die in dem Unterricht in der Philosophie „ein Hinüberstreifen in das Gebiet der Universität finden" (Vorrede S. XI), und er giebt sie auch zu, indem er diesen vollkommen beistimmt, wenn sie unter Philosophie nicht bloss Psychologie und Logik, sondern auch die Metaphysik nach deren gewöhnlichen Zuschnitt, selbst in Feders oder Gerlachs Lehrbüchern, verstehen. Fragen wir nun hier, wodurch soll, wenn doch Matthiä nach Vorr. S. XIII die Universität als den eigentlichen Sitz des philosophischen Unterrichts betrachtet, der Gymnasial-Unterricht in der Philosophie nach seiner Meinung propädeutisch sein? so finden wir in der Vorrede darüber keine genügende Erklärung. Denn, wenn er doch die Psychologie und die Logik in den Gymnasialunterricht ziehen will, so bleibt nun zweierlei übrig, wodurch dieser Unterricht in Vergleich mit dem eigentlichen philosophischen auf der Universität propädeutisch seyn kann. Nämlich entweder Matthiä behauptet, Logik und Psychologie sind für sich propädeutisch und nicht Philosophie selbst, und gehören eben desshalb nicht in den eigentlichen philosophischen Unterricht auf der Universität, sondern in den propädeutischen auf Gymnasien, und findet so die Vereinigung der scheinbar widersprechenden Anforderungen an den philosophischen Gymnasialunterricht. Oder er sagt, die Anforderung an diesen Unterricht, die in den Begriffen der Philosophie liegt, denen, die sich aus dem Gymnasialunterricht ergeben, nachsetzend: nicht bloss die Psychologie und Logik gehören in den philosophischen Gymnasialunterricht, sondern gleichmässig alle philosophische Disciplinen: und der Unterschied des vorbereitenden Gymnasialunterrichts in der Philosophie von dem eigentlichen auf der Universität liegt in einer niedern elementarischen und aphoristischen Form. Allein, dass Matthiä die Psychologie und die Logik nicht desshalb in den philosophischen Gymnasialunterricht aufnimmt, weil sie an sich und ihrem Inhalte nach propädeutisch sind, beweist einerseits zwar deutlich genug, dass § 5 die Logik, die in der ersten Auflage noch mit zur Propädeutik gezogen wurde, als ein eigentlicher Theil der theoretischen Philosophie angeführt wird, noch deutlicher aber, dass nach Vorrede S. VII u. VIII u. X eben nicht bloss die Logik, sondern auch Metaphysik und philosophische Moral, wenn auch nicht alle in gleichem Grade, für in diesem Unterrichte zulässig erklärt werden. Sehen wir nun, ob der philosophische Unterricht auf Gymnasien, der sich nach Matthiä nicht dem Inhalte nach propädeutisch zu dem akademischen verhalten kann, es der Form nach soll, und ob das propädeutische Element mehr in der Form liegen soll, so finden wir auch diese Seite unsers Dilemmas auf das Bestimmteste verneint. Denn, ob er gleich die Metaphysik nach dem gewöhnlichen Zuschnitt

verschmäht, S. XI, so ist doch nicht gesagt, warum dieser Zuschnitt mit der Schule unvereinbar sei, und auf der anderen Seite fodert er S. XII ganz bestimmt für den Unterricht auf Schulen die vollendete Form, in Vergleich mit welcher es keine höhere geben kann: den systematischen Zusammenhang. Da nun die Lösung der Schwierigkeit, die wir in Beziehung auf Inhalt und Form des Gymnasialunterrichts in der Philosophie finden, nur darin liegen kann, dass ihm entweder ein seinem Wesen noch propädeutischer Inhalt zugesichert wird, oder mit Beibehaltung des Inhalts des eigentlichen Unterrichts in der Philosophie eine niedere Form, oder, dass ihm sowohl eine besondere Form als auch ein besonderer Inhalt bestimmt wird; Matthiä aber Beides, sowohl den Inhalt als die Form des eigentlichen Unterrichts in der Philosophie für den Gymnasialunterricht in derselben fordert: so ergiebt sich von selbst, wie er mit der ersten Voraussetzung, die bei unsrer Untersuchung feststehen muss, in Widerspruch geräth, und seine Theorie an der ersten Schwierigkeit, die unsere Frage hat, scheitert. Ob nun Matthiä dem philosophischen Inhalt die pädagogische Bestimmung des Lehrbuchs hintangesetzt, oder ob er der pädagogischen Bestimmung den philosophischen Inhalt aufgeopfert hat, wird sich am leichtesten beurtheilen lassen, wenn wir den systematischen Zusammenhang, den er beabsichtigte, näher untersuchen.

In dem Begriffe des systematischen Zusammenhanges liegt nun vor Allen, dass, wenn gleich das Ganze in mehre Theile zerlegt ist, diese doch alle von einer allgemeinen Einheit ausgehen, und sich darauf beziehen. Das Verhältniss der verschiedenen Theile dieses Lehrbuchs zu ihrer Einheit haben wir desshalb zu prüfen, und zwar um so bestimmter und genauer, als Matthiä jede Rücksicht auf ein wegen der Fassungskraft der Schüler nothwendiges Ablassen vom systematischen Zusammenhange schon damit ablehnt, dass er Vorrede S. VIII in Beziehung auf die Eintheilung selbst gesteht, sein Lehrbuch nicht gradehin nach dem Bedürfniss des Unterrichts, sondern nach dem Inhalte selbst eingerichtet zu haben. Wir finden nun das Ganze nach der Einleitung in vier koordinirte Theile zerlegt, wovon der erste die empirische Psychologie, der zweite die Logik, der dritte die Metaphysik und der vierte die praktische Philosophie behandelt. Alle diese Theile zerfallen wieder in mehrere Unterabtheilungen: der erste nach den drei Seelenvermögen in drei, denen die allgemeine Psychologie oder die Lehre von mannigfaltigen Verhältnissen und Mischungen der Seelenvermögen folgt; der zweite in die Lehre von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, der dann angewandte Logik folgt; der dritte in die Ontologie, rationale Psychologie, rationale Kosmologie und rationale Theologie; der vierte

in die Moral und Rechtslehre. Wie hat nun der Verfasser diese vielen und mannigfaltigen Theile in systematischen Zusammenhang gebracht und auf eine allgemeine Einheit bezogen? Diese Einheit, zu der sich alle Theile gleichmässig verhalten sollen, muss das Absolute sein. Denn nach § 2 ist Gegenstand der Philosophie eben die Erforschung des Absoluten. Aber, was ist dem Verfasser das Absolute, wie ist es ihm, obgleich Eines, doch ein so Mannigfaltiges, dass alle Thätigkeiten des menschlichen Geistes und das Wesen desselben, dass Gott und Welt und alles menschliche Handeln dabei in Betrachtung kommt? Bei dieser Frage fällt zuförderst auf, dass die Metaphysik selbst schlechthin als die Lehre vom Absoluten bestimmt wird, § 6; denn mit dieser Bestimmung fallen, weil nach ihr nur ein Theil den Gegenstand des Ganzen, das Absolute, behandelt, streng genommen alle übrigen schon aus dem Zusammenhange heraus, und es ist keine Rettung mehr für das Systematische des Ganzen: ausser, dass der Verf. sich darauf zurückzieht, dass nicht gradehin das Absolute, sondern die Erforschung desselben als Gegenstand der Philosophie bestimmt ist, § 2, die übrigen Theile also, wenn nicht als unmittelbare Lehre vom Absoluten, doch eben als zur Erforschung desselben gehörig im Zusammenhange mit dem Ganzen stehen können. Aber wenn auch damit die empirische Psychologie und die Logik gerettet wären, so würde doch die Stellung der praktischen Philosophie bedenklich, weil diese als Theil der Erforschung des Absoluten nothwendig mit der Psychologie und der Logik vor die Lehre von demselben selbst gehören würde, als ein Theil der Lehre vom Absoluten selbst aber nicht ein koordinirter Theil mit der Metaphysik, sondern ein Theil derselben selbst sein müsste. Doch es fragt sich hier eben noch, ob der Verfasser den Begriff des Absoluten so gefasst habe, dass die praktische Philosophie in seiner Darstellung als ein nothwendiger Theil des Ganzen erscheint, und, dass die Psychologie und Logik wesentliche Theile der Erforschung desselben sind? Wir müssen daher die Erklärungen des Verfs. über den Einen Begriff, der allein den systematischen Zusammenhang seines Lehrbuchs halten kann, näher untersuchen. Dieser Begriff nun wird zwar § 2 mit mehrern Worten als das an sich allgemein Unbedingte, absolut Beharrliche oder als dasjenige bestimmt, was allen einzelnen unter einander bedingten und veränderlichen Erscheinungen zum Grund liegt, tritt aber doch bald darauf in ein Helldunkel, welches Rec. nicht durchschauen zu können gestehen muss. Denn, wenn es § 3 heisst: „die Vernunft kann das Absolute nicht anders aus sich nehmen, als, indem sie die ursprünglich eingepflanzten Gesetze zur Richtschnur nimmt, und nach dem, was diese fodern, jenes Absolute aufzustellen sucht:“ so wird offenbar das Absolute als

ein von der Vernunft Verschiedenes gefasst, und wir können, zumal nachdem eben die Erkenntniss der Seele und der Natur einander entgegengesetzt sind, der Vernunft, dem Geiste, gegenüber an nichts anders denken als an die Natur. Wenn wir aber weiter lesen: „Indem also jenes Absolute auf den ursprünglichen angestammten Gesetzen des geistigen Wirkens als auf seiner Grundlage ruht:" so verträgt es sich schon schlecht mit dem Begriffe des in sich selbst Begründeten, dass es auf einem Anderem ruhen soll, und wir können diesen Satz nur dann mit der Unbedingtheit des Absoluten vereinigen, wenn wir uns hier den Geist und die Natur als identisch und in ihrer Identität als Absolutes gesetzt denken. Auf die Identität des Geistes selbst und des Absoluten deutet aber das Folgende hin, wo es heisst: „die Erkenntniss des Absoluten fällt mit der Erkenntniss der ursprünglichen geistigen Natur zusammen." Denn wohl lässt sich denken, dass der Geist aus sich selbst das Absolute zu bestimmen sucht, die Erkenntniss des Absoluten also wenn nicht unmittelbar doch mittelbar mit der des Geistes gegeben ist, wie es kurz vorher heisst, wenn Beides verschieden ist; aber, wie unter derselben Voraussetzung die eine Erkenntniss nicht bloss aus der andern folgen, sondern mit ihr zusammenfallen soll, ist wieder undenkbar. Dass der Verf. hier das Absolute ein Objektives und den Geist ein Subjektives nennt, deutet noch auf eine Differenz Beider hin, hilft aber zur Erklärung nichts, sondern schiebt diese nur weiter zurück, weil ja auch von der Erkenntniss des Subjektiven und Objektiven gesagt wird, dass sie zusammenfällt: was wieder nur möglich ist, wenn das Subjektive und Objektive als identisch gesetzt wird. Ebenso heisst es bald darauf: „die Philosophie," die doch vorhin als die Erforschung des Absoluten erklärt wurde, „kann erklärt werden für das System der ursprünglichen Gesetze und Grundsätze der Vernunft, da nur durch die Erkenntniss dieser die Erkenntniss des Absoluten möglich ist." Denn hiernach ist das Absolute wieder der menschliche Geist selbst. Dreierlei also kann nach diesen beiden §§ das Absolute sein, der menschliche Geist, die Natur und die Identität Beider. Können wir nun aus der Einleitung keine bestimmte Anschauung von dem Absoluten im Sinne des Verfassers erlangen, und finden wir hier nur einen schlüpfrigen Boden, auf dem wir uns bei der Beurtheilung des Buches nicht halten können, ohne nach verschiedenen Seiten hin zu gleiten, so sehen wir uns schon durch die Aufgabe, einen festen Standpunkt zu gewinnen, auf die Mitte des Buches, den Theil desselben, gewiesen, als dessen eigentlichen Inhalt der Verfasser das Absolute selbst bestimmt. Wir müssen dabei zunächst darauf verzichten, aus § 6 der Einleitung, wo der Verf. die Theile der Metaphysik näher bestimmt, für unsere Untersuchung Etwas zu

gewinnen. Denn hier heisst es von der Metaphysik nur: „Sie zerfällt in zwei Theile," und das so ohne alle nähere Begründung und in so willkührlicher Form, dass wir nicht glauben können, der Verf. habe hier schon das Eine Nothwendige als solches behandeln wollen. Wenden wir uns desshalb zur Metaphysik selbst, so ist uns zunächst der § 124 von Wichtigkeit, in welchem der Begriff des Absoluten bestimmt wird, nachdem vorher von den „drei ursprünglichen Gesetzen des Raums, der Zeit und der Kausalität" die Rede gewesen ist. Das letzte ist als dasjenige bestimmt, wodurch der Geist genöthigt ist, für jedes Geschehene und Bestehende eine Ursache vorauszusetzen und zu suchen (§ 121), und dann heisst es weiter: „Zufolge des Gesetzes, wodurch der Verstand genöthigt ist, zu allem Bedingten das Unbedingte zu suchen, findet er sich auch genöthigt an eine letzte und höchste Ursache zu denken, die nicht mehr Wirkung einer andern Ursache ist, sondern den Grund ihres Daseins in sich selbst, zugleich aber den Grund alles Bestehenden enthält. Dieser letzte und höchste Grund heisst das Absolute." Diese Bestimmung ist nun zunächst für sich sehr klar. Denn als die alles Sein bedingende Ursache können wir nichts Anderes als das höchste Wesen denken. Dennoch vermehrt sie, näher betrachtet, nur die Rathlosigkeit, in der uns der Verfasser über das Absolute lässt. Denn noch in demselben § heisst es: „Die bloss in der Vernunft vorhandene Vorstellung von einem solchen alle Erfahrung übersteigenden Gegenstande, die den Grund alles Uebrigen enthält, heisst eine Idee." Mit diesen Worten wird die Einheit des Absoluten wieder aufgegeben, und es entsteht der Schein, dass es nicht nur eine Mehrheit von absoluten Gegenständen, sondern auch eine Mehrheit von Vorstellungen über das Absolute geben kann: welches beides in den bestimmtesten Widerspruch mit dem eben aufgestellten Begriff Einer letzten und höchsten Ursache tritt. Nehmen wir dennoch an, dass der Verf. das höchste Wesen als das Absolute setzt, und dass ihm die Bestimmung der Idee misslungen ist, und sehen von hier aus auf die frühern Erklärungen über das Absolute zurück, so tritt die Unbestimmtheit des Begriffes noch mehr in das Licht. Denn, wohl können wir die Erklärung des Absoluten als des in sich selbst Begründeten mit dem Begriffe des Absoluten vereinigen, und auch, was § 3 gesagt ist, dass die Vernunft nach dem, was die ihr eingepflanzten Gesetze fodern, das Absolute aufzustellen sucht, hat von dieser Erklärung aus seinen Sinn. Aber, dass das höchste Wesen, wie es § 3 vom Absoluten heisst, auf den Gesetzen des geistigen Wirkens als seiner Grundlage ruhen soll, tritt mit jeder Vorstellung von demselben in Widerspruch, und erscheint in dem Munde eines Lehrers der Philosophie schlechthin unbegreiflich. Warum ferner § 4 das Absolute, als höch-

stes Wesen, bloss als die Grundlage unserer Erkenntniss vom Sein der Dinge und nicht als der Grund der Dinge selbst bestimmt ist, zumal es hernach die Richtschnur unsers Handelns genannt wird, ist von diesem Begriff des Absoluten aus nicht abzusehen. Doch wir haben erst einen § der Metaphysik erwogen, und es bleibt noch übrig, die übrigen Sätze dieses Abschnittes auf denselben zu beziehen. Nach § 124 müssen wir als eigentlichen Inhalt der Metaphysik die Lehre vom höchsten Wesen, also eine Lehre erwarten, die in irgend einem Sinne Theologie ist: nach § 2 freilich etwas Anderes, nämlich die Lehre vom menschlichen Geiste, in wiefern dort dieser als das Absolute erscheint, die Lehre von der Natur, in wiefern diese, aber am wenigsten die Lehre von diesem Allen. Wir finden nun aber, näher betrachtet, in der Metaphysik dieses Alles behandelt, den Geist in der Ontologie und der rationalen Psychologie, die Natur in der Kosmologie und das höchste Wesen in der rationalen Theologie, die alle als Theile der Metaphysik aufgeführt werden. Wie konnte nun der Verf. dieses Alles unter der Metaphysik, der eigentlichen Lehre vom Absoluten, befassen? Wir hören ihn darüber selbst. § 117 heisst es, nachdem der Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Urtheilen festgestellt ist: „das System der synthetischen Grundsätze a priori mit Anwendung derselben zur Beantwortung der für den Menschen wichtigsten Fragen über Freiheit, Unsterblichkeit und Gott heisst Metaphysik.“ Sollen wir nun hier den Verfasser so verstehen, dass nur der menschliche Geist, in dem doch nach § 117 die Grundsätze a priori liegen, das Absolute sei, so können wir uns freilich denken, wie die Lehre von Freiheit und Unsterblichkeit mit in die Metaphysik kommt; aber gerade die Lehre von Gott und noch mehr die von der Welt, deren hier als Gegenstand der Metaphysik gar nicht gedacht wird, erscheint einerseits als ein dem Absoluten selbst Aeusserliches, anderseits als ein so zufälliger Anhang desselben, dass von der früher demselben beigelegten Nothwendigkeit keine Spur mehr zurückbleibt. Sollen wir aber den Verf. so verstehen, als sei der menschliche Geist eben so wie das höchste Wesen und die Welt in der Einheit des Absoluten begriffen, dann finden wir hier eine solche Verwirrung der höchsten Gegensätze, die, weit entfernt philosophisch zu sein, sich von den gröbsten materialistischen Verwirrungen nicht unterscheidet. Für die erste Erklärung spricht, dass schon § 6 die Lehre von den ursprünglichen Gesetzen des menschlichen Geistes als der Hauptheil der Metaphysik aufgestellt ist, und alles Andere nur als Anwendung derselben aufgeführt wird; für die andere aber, dass § 126 die rationale Psychologie, Kosmologie und Theologie als die Theile aufgeführt werden, in welche die Untersuchungen der Metaphysik

zerfallen. Beides zusammen genommen aber beweist zur Genüge, dass dem Verfasser weder der Begriff des Absoluten, noch die Behandlung desselben in der Metaphysik klar waren. Dieser § nun müsste, in sofern er den Zusammenhang des ersten und zweiten Hauptheils der Metaphysik vermitteln soll, wenn irgend einer, die Verwirrung aufheben, in der wir den Begriff des Absoluten in den übrigen Theilen des Lehrbuches finden. Es musste hier vor Allem vom Begriff des Absoluten aus zuerst die Grenze des mit diesem § beschlossenen Theils der Metaphysik festgestellt, und durch Beziehung des Gott- und Weltbegriffs auf denselben der folgende Theil als ein von dem vorigen verschiedener, anderseits als ein mit jenem in einer höhern Einheit nothwendig verbundener nachgewiesen sein. Allein wir finden hier zunächst von einer Beziehung der angegebenen Theile auf den sie umfassenden Begriff keine Spur. Denn es heisst zu Anfange von § 126, wieder nur in der ganz willkührlichen Form einer blossen Relation: „In dem ursprünglichen Selbstbewusstsein erscheint der Geist selbst als den Einwirkungen des Körpers und überhaupt der Aussendinge ausgesetzt, aber auch als wieder auf sie einwirkend.“ Hiermit ist aber auch sogleich wieder jeder bestimmte Begriff vom Absoluten als dem Geiste, den wir im vorigen Theile der Metaphysik festhalten konnten, zerstört; denn als unbedingte Ursache kann das Absolute nicht, was doch hier vom Geiste gesagt wird, den Einwirkungen der Aussenwelt ausgesetzt seyn. Eben so wenig aber hält der Verf. in diesem § die Natur als das Absolute fest, wozu wir in dem Vorigen auch eine Andeutung fanden. Denn von dem Körper, worunter der Verf. in diesem § die gesammte Aussenwelt versteht, sagt er ausdrücklich, dass er eines äussern Antriebes bedürftig ist. Die Identität der Natur und des Geistes ist nach diesem § nicht das Absolute, denn beider Sein ist nicht unbedingt, wenn ihr Zusammenhang durch ein drittes, Gott, vermittelt ist, wie der Verf. sich hier erklärt. Das Schlimmste ist aber endlich, dass hiernach auch keine Möglichkeit übrig bleibt, Gott selbst als das Absolute zu setzen. Denn, wenn sein Wesen damit erschöpft ist, dass er den Zusammenhang der Körper- und Geisterwelt vermittelt, so ist er eben in seinem ganzen Sein bedingt durch das Sein der Körper- und Geisterwelt. Aus einer solchen Verwirrung des Hauptbegriffes ergiebt sich zunächst die Unmöglichkeit des wissenschaftlichen Zusammenhanges als nothwendige Folge. Wir können indess nicht läugnen, dass der Verf. sich sichtbar bestrebt, die verschiedenen Theile des Lehrbuchs auf einen Einheitspunkt zu beziehen, und wir haben, wenn sich zugleich dieses Bestreben nach dem schon Erwiesenen nicht anders als in leeren sich selbst vernichtenden Formeln äussern kann, doch eben diese noch zu betrachten

und als solche aufzuweisen, um einerseits die aufgezeigte Verwirrung noch deutlicher in das Licht zu setzen, anderseits unser hiermit über das Ganze ausgesprochenes Urtheil noch tiefer zu begründen. Sehen wir zunächst darauf, wie der Verf. die empirische Psychologie, als den ersten der Metaphysik vorangehenden Theil des Ganzen, mit derselben verbindet, so finden wir sie im Schematismus des Lehrbuchs, in der Einleitung § 5, bestimmt als die Lehre von den Kräften, Fähigkeiten und Trieben der menschlichen Seele, „insofern sie sich im Selbstbewusstsein, also durch Beobachtung und Erfahrung offenbaren.“ Bei dieser Bestimmung ist sogleich die Einheit des Stoffes der empirischen Psychologie mit dem grössten Theile der Metaphysik unverkennbar. Denn die Ontologie, der eine Haupttheil derselben, enthält nach dem Verf. das System der ursprünglichen der Vernunft angestammten Gesetze und Grundsätze, und die Psychologie die Anwendung derselben auf die Erforschung des Wesens und der Fortdauer der menschlichen Seele. Es kann demnach scheinen, als habe der Verf. die nähere Entwickelung des Verhältnisses der Psychologie zur Lehre vom Absoluten hier für überflüssig gehalten. Allein je deutlicher hier die Einheit und der Zusammenhang beider hervortritt, desto weniger können wir die Frage abweisen, wie er doch darauf kommt, sie als zwei verschiedene zu behandeln? Der Unterschied beider ist nun am deutlichsten § 8 ausgesprochen, wo die empirische Psychologie als die Lehre von den Kräften und Fähigkeiten der menschlichen Seele insofern bestimmt wird, als diese durch Beobachtung und Erfahrung zu erkennen sind, und zwar „im Gegensatze der rationalen Psychologie, welche dasjenige enthält, was durch blosse Vernunft in Ansehung der Seele zu erkennen ist, und einen Theil der Metaphysik als des Systems der Erkenntnisse a priori ausmacht.“ Aber, näher betrachtet, heisst es nun auch von den synthetischen Grundsätzen a priori, die § 117 als Inhalt der Metaphysik bestimmt werden und von denen doch alle rationalen Disciplinen nur eine Anwendung sind, in demselben §, dass sie durch aufmerksame Beobachtung des innern Menschen entdeckt werden, die Kenntniss derselben also empirisch ist. In Uebereinstimmung damit heisst es § 119, „dass die ursprünglichen Gesetze des menschlichen Geistes sich schon im ursprünglichen Selbstbewusstsein offenbaren müssen;“ und ähnliche Erklärungen finden wir in allen folgenden Theilen der Metaphysik. Wie nun hiermit aller formelle und genetische Unterschied der Metaphysik und der empirischen Psychologie aufgehoben wird, indem jene nicht weniger als diese zur Erfahrungskenntniss herabgesetzt wird, leuchtet von selbst ein, und wir kommen von dieser Seite auf keine Weise zu einer Erklärung des Verhältnisses beider im Lehrbuche. Wir können hierbei nicht

unbemerkt lassen, dass der Verf. den Widerspruch, in welchen er hiermit verfällt, und der um so unbegreiflicher erscheint, je bestimmter er selbst die rationale Psychologie in Gegensatz zu der empirischen stellt, auch selbst gefühlt hat und zu lösen sucht, aber auf eine Weise, die eben so unbegreiflich ist, als der Widerspruch selbst. Die ganze Lösung desselben soll nämlich darin liegen, dass die subjektive Art der Erkenntniss eines Dinges nicht den objektiven Ursprung desselben bestimmt; dass die ursprünglichen Gesetze des menschlichen Geistes ihn von jeher bestimmt haben, aber erst spät als solche anerkannt wurden: also eine Ueberzeugung, die sich auf die ursprünglichen Gesetze der Vernunft gründet, obgleich diese erst durch Beobachtung erkannt werden, ihren ersten Ursprung in der Vernunft hat, und a priori gilt (§ 3 Anmerkung). Wir fragen hier nur: Sind die Gesetze der Vernunft selbst der Inhalt der Metaphysik, und ist diese desshalb a priori, weil das Sein und Wirken derselben unabhängig ist von ihrer empirischen Erkenntniss? Dann muss alles Andere, was seinem Sein und Wirken nach unabhängig ist von seiner empirischen Kenntniss, auch a priori sein, mithin auch die Kräfte und Fähigkeiten der Seele, von denen doch nach dem Verfasser die empirische Psychologie handelt. Oder nicht darin, dass diese Gesetze selbst Inhalt der Metaphysik sind, sondern darin, dass der ganze Inhalt derselben sich auf sie gründet, liegt ihre Apriorität und ihr Unterschied von der empirischen Psychologie? Dann aber ist hiermit von dem Inhalte der empirischen Psychologie behauptet, dass er sich nicht auf die im Wesen der Vernunft liegenden Gesetze gründet, also mit ihr selbst doch eine Erkenntniss zugegeben, der die Gesetze des Verstandes nicht zum Grunde liegen: in offenbarem Widerspruch mit § 125. Eben so wenig wie hiernach in der angegebenen Bestimmung der empirischen und rationalen Psychologie ein formeller Unterschied liegt, ist dadurch eine von der andern in materieller Hinsicht auf bestimmte Weise geschieden. Denn schon an und für sich ist es, wenn die empirische Psychologie von den Kräften, Trieben und Fähigkeiten der menschlichen Seele handelt, nicht leicht einzusehen, was dann noch der blossen Vernunft an der menschlichen Seele zu erkennen übrig bleibt. Wir müssen desshalb den Verf. hier so verstehen, dass die Kräfte und Fähigkeiten der menschlichen Seele der gemeinschaftliche Inhalt der empirischen und der rationalen Psychologie sind, nur beide sie von verschiedenen Seiten darstellen, und dass eben darin die Verschiedenheit ihres Inhalts liegt. Aber was hat nun die empirische Psychologie an den Kräften und Fähigkeiten der menschlichen Seele darzustellen, und, was die rationale? Weiter oben ist die rationale Psychologie als die Erforschung des Wesens der menschlichen Seele bestimmt (§ 6). Aber

das bestimmt den Unterschied der rationalen und empirischen Psychologie nicht. Denn, was andres kann das Wesen der menschlichen Seele bilden, als ihre Kräfte und Fähigkeiten? Wir können hierüber nur noch denken, dass der Verf. in den Kräften und Fähigkeiten der menschlichen Seele selbst noch einen Unterschied des Wesentlichen und Unwesentlichen, wie das Innere und Aeussere der Erscheinungen und der Kraft selbst, macht, und das Erste in der empirischen, das Andere in der rationalen Psychologie behandeln will. Allein sollte nach dem Verf. der Unterschied beider sich nur darauf gründen, so müsste die ganze rationale Psychologie nur in der Lehre bestehen, dass es keine rationale Psychologie giebt, und alles Weitere, was in dieser gelehrt würde, wäre ein grosser Widerspruch. Denn § 127 lesen wir, „dass wir das eigentliche Wesen der Seele eben so wenig zu erforschen vermögen als das innere Wesen eines Naturgegenstandes." Hatte nun der Verf. den Unterschied der gesonderten Lehren selbst so wenig erkannt, so war es unvermeidlich, dass er in ihrer Ausführung ganz willkührlich verfuhr, und Zusammengehörendes schied, und Verschiedenes verband. Wir können uns der weitern Nachweisung dieser Verwirrung aber um so eher enthalten, je deutlicher der Grund derselben vor Augen liegt, und bemerken nur, dass auf keine Weise einzusehen ist, warum die Lehre, dass die menschliche Seele einfach und frei und eine Substanz ist, nicht mit der Lehre von dem Verhältnisse ihrer Kräfte, und mit der Lehre vom Charakter, die wir in der empirischen Psychologie finden, verbunden wird, ja dass streng genommen schon mit der Sonderung dieser Lehren der richtige Standpunkt für dieselben verrückt wird. — Aehnliches ist dem Verf. in seinen Erklärungen über das Verhältniss der Logik zur Metaphysik begegnet und war in der aufgezeigten Verwirrung des Hauptbegriffs unvermeidlich. Im Schematismus des Ganzen (§ 5) scheint dieser Unterschied sehr bestimmt angegeben. Die Logik nämlich wird bestimmt als „das System der dem Verstande ursprünglich eingepflanzten Gesetze und Grundsätze, welche der Verstand beim Denken überhaupt (nicht bloss dem philosophischen), ohne Rücksicht auf den Gegenstand desselben, befolgt; (*formale* Gesetze des Denkens;)" die Ontologie aber als „das System der ursprünglichen der Vernunft angestammten *materialen* Gesetze und Grundsätze." Hier fällt schon der Beisatz formal und material auf, der in der zweiten Auflage hinzugekommen ist. Denn, warum ein Gesetz des Verstandes als solches *formal*, ein Gesetz der Vernunft als solches *material* ist, ist für sich nicht einzusehen, und bedurfte eine nähere Erklärung. So hat dieser Zusatz schon, für sich betrachtet, ganz das Ansehn eines Nothbehelfs, der in der zweiten Ausgabe hinzugekommen ist, um den, wie der Verf. wohl

fühlte, im Begriff nicht sehr begründeten Gegensatz, wenn auch nur durch ein Wort, zu unterstützen. Dass er das nun in der That ist, und der Verf. damit, wenn wir auf den Begriff sehen, nicht nur nichts gewann, sondern die neue Auflage mit einem neuen Widerspruch ausstattete, zeigt § 118, wo von den Gesetzen, die die Metaphysik lehrt, ausdrücklich gesagt wird, dass sie „nicht etwa ursprünglich Begriffe, die von allem Anfang im menschlichen Geiste liegen, sondern, wie alle Gesetze einer jeden Naturkraft, gewisse ursprüngliche von der Natur selbst eingeprägte Richtungen und Verfahrungsweisen des Geistes", also doch, wenn irgend etwas, nur formal, keinesweges material sind. Doch der Gegensatz des Formalen und des Materialen ist nur ein untergeordneter in des Verfs. Bestimmung der Logik und Metaphysik, und eben so auch der Widerspruch in demselben. Der eigentliche Gegensatz soll in dem Verstande und der Vernunft liegen. Hier fragt sich nun, wie dem Verf. der Verstand und die Vernunft ein so Verschiedenes ist, dass er die Gesetze beider in zwei verschiedene Disciplinen vertheilt? Wir bemerken dabei zuerst, dass der Unterschied beider Disciplinen nicht in ihrer Form, in der Art, wie ihr Inhalt erkannt wird, liegen kann. Denn schon oben ist bemerkt, dass der Verf. die Ontologie durch Beobachtung entstehen lässt, und eben so wird schon § 5 eingeschärft, dass die Gesetze der Logik zwar durch Beobachtung entstanden sind, aber unabhängig von dieser die Richtigkeit des Denkens begründen. Beides, die Logik wie die Ontologie, ist ihm demnach reine Empirie. Es ruht daher die ganze Unterscheidung beider Disciplinen allein auf dem Unterschied von Verstand und Vernunft, und wir müssen des Verfs. Bestimmung darüber noch untersuchen. Wir finden dieselbe in der empirischen Psychologie § 16 ff., wo der Verstand als das Vermögen, die Verhältnisse und Beziehungen zwischen mehreren Vorstellungen und mehrern Begriffen zu finden, erklärt wird, die Vernunft hingegen als das Vermögen, das Allgemeine und Unbedingte oder die ursprünglich ordnenden Prinzipien aufzustellen. Die Thätigkeit des Verstandes ist hiernach offenbar die Subsumtion oder ein fortgesetztes Klassificiren, wie es der Verf. weiter unten § 20 beschreibt: ein Beziehen mehrerer einzelnen Erscheinungen auf das ihnen zum Grunde liegende Allgemeine und umgekehrt. Die Vernunft nun hat es nach der Erklärung des Verf. auch mit einem Allgemeinen zu thun, und darauf alles Uebrige zu beziehen. Denn das Allgemeine, Unbedingte ist ja eben nach des Verfs. Erklärung dasjenige, was allen einzelnen unter einander bedingten und veränderlichen Erscheinungen zum Grunde liegt (§ 2). In Uebereinstimmung damit heisst es auch § 25, dass die Vernunft die letzten Gründe dessen, was ist, aufzufinden hat: im Gegensatze zu der Beobachtung von Aussen-

dingen, durch die man höchstens „die höchsten Gründe einzelner Erscheinungen aber nie die letzten Gründe des Systems der Erscheinungen oder des Bestehenden findet," und das ist nach § 14 und 17 die Thätigkeit des Verstandes. Hiernach liegt nun der Unterschied des Verstandes und der Vernunft offenbar darin, dass der Verstand Einzelnes auf relativ Allgemeines bezieht, die Vernunft aber relativ Allgemeines auf das absolut Allgemeine. In wiefern nun hiermit der Verf. das Wesen des Verstandes und der Vernunft richtig bezeichnet hat, kann uns zu beurtheilen um so weniger obliegen, je mehr wir die pädagogische Bestimmung des Lehrbuchs immer vor Augen behalten müssen. Allein, sehen wir nun darauf zurück, dass diese Unterscheidung nach § 5 die Sonderung der Logik und Ontologie begründen soll, so zeigt sich eine unauflösliche Verwirrung in der Behandlung beider als unvermeidliche Folge. Denn, geben wir auch einmal die Richtigkeit jener Unterscheidung zu, so bedarf es doch keines Beweises, dass sie eine materielle, keineswegs eine formelle ist. Denn, wenn gleich die Vernunft zu dem absolut Allgemeinen aufsteigt, der Verstand aber sich nur auf das relativ Allgemeine bezieht, so ist doch die Form der Thätigkeit beider eben nichts Anderes als das Beziehen eines als Einzelnes Gesetzten auf ein Allgemeines und umgekehrt. Nun ist nach § 121 ein Gesetz nichts Anderes als das Prinzip des Wirkens oder das Wesen der Kraft, wodurch sie nach einer gewissen Weise thätig ist: also eben ihre Form. Die Logik nun behandelt die Gesetze des Verstandes, die Ontologie die der Vernunft: beide mithin, weil diese eben nach des Verfs. Erklärung selbst identisch sind, dasselbe. Wie konnte nur der Verf., wenn er gleich nicht selbst einsah, dass seine Worte über den Unterschied der Logik und Ontologie eben nur Worte und nichts Anderes sind, wenn er den so offenbaren Widerspruch auch nicht sogleich bemerkte, ihn doch bei der Ausführung beider Disciplinen nicht wahrnehmen, und woher gewann er für beide einen verschiedenen Inhalt? Nicht anders, als dass er mit einer grundlosen Willkühr in jede von beiden Sätze vertheilte, die weder ihrer Form noch ihrem Inhalte nach eine Spur von wissenschaftlichem Zusammenhange an sich tragen. Diese Willkühr tritt freilich bei dem Anblick der Ueberschriften der einzelnen Abschnitte der Logik nicht sogleich hervor. Aber eine unabsehbare Willkühr thut sich uns auf, wenn wir in der Logik die Sätze der Identität und des Widerspruchs finden, die doch offenbar nicht aus der gegenseitigen Beziehung mehrerer Begriffe und der Betrachtung ihres Verhältnisses entstehen, sondern, wenn irgend etwas, als ursprüngliche Gesetze der Vernunft ihr zum Grunde liegen: und, wenn dagegen in der Anmerkung das Gesetz der Kausalität desshalb aus der Logik verwiesen wird, weil nur die Vernunft nach Gründen und nach dem letzten Grunde forsche, der Verstand aber nur nach

Gründen verfahre und nur nach Gründen Begriffe entgegensetze: und, wenn weiterhin von Vernunftschlüssen die Rede ist (§ 89). Grösser aber zeigt sich noch die Verwirrung, wenn wir sehen, was nun der Verf. eigentlich seiner Ontologie vorbehalten hat. Hier nämlich handelt er, um seine Ausdrücke zu brauchen, von den Gesetzen des Raums, der Zeit und der Kausalität (§ 119). Dass die Lehre vom Raume in die Logik als die Lehre vom Verstande gehörte, folgt unmittelbar aus des Verfs. eignen Worten, da er selbst sagt, die meisten unserer Begriffe sind durch Beobachtung äusserer Gegenstände entstanden (§ 72), und dann § 120 vom Raume lehrt, dass er die Bedingung ist, „unter welcher allein der Mensch äussere Gegenstände unmittelbar wahrnehmen kann, oder die Art und Weise, wie der Mensch nach seinen ursprünglichen Gesetzen sie wahrnehmen muss.“ Die nähere Bestimmung des Gesetzes der Kausalität § 121 sagt ferner, zusammengehalten mit der oben erwähnten Bestimmung der Thätigkeit des Verstandes, mit klaren Worten aus, dass sie eigentlich in die Logik gehört. Denn „es ist,“ wird gesagt, „schon thätig beim Bilden der Begriffe, beim Aufsteigen vom Besondern und Einzelnen zum Allgemeinen.“ Die tiefste Verwirrung zeigt sich endlich darin, dass in der Ontologie, wo doch die Gesetze der Vernunft behandelt werden sollten, immer nur vom Verstande die Rede ist; so dass die ganze Ontologie vor lauter Verstande nicht zur Vernunft kommt. Denn, statt dass nach § 16 der Verstand nur mehrere durch die Wahrnehmung gegebene Vorstellungen zu Begriffen verbindet, dagegen die Vernunft das Unbedingte sucht, fängt hier der Verstand an, über dasjenige, was nie Gegenstand der Erfahrung werden kann, und selbst über die Gottheit nachzudenken (§ 120). Der Verstand muss zufolge des Kausalitätsgesetzes nothwendig eine feste Grundlage für das Wechselnde annehmen (§ 123), und eine letzte und höchste Ursache, zu allem Bedingten das Unbedingte, zu denken, sieht sich nicht die Vernunft sondern der Verstand genöthigt (§ 124). — Wie sich nun in dem Verhältnisse der empirischen Psychologie und der Logik zur Metaphysik der Schein des systematischen Zusammenhanges näher betrachtet in ein chaotisches Gemisch auflöst, und die hier zur Unterscheidung beider angewendeten Formeln sich in der Ausführung leer und gehaltlos zeigen, so fällt, wenn wir uns nicht an den Formeln genügen lassen, die den Zusammenhang scheinbar vermitteln, und auf die Ausführung selbst sehen, die Metaphysik und die praktische Philosophie als ein sich selbst äusserlicher Stoff aus einander. Schon bei der ersten Bestimmung der theoretischen und praktischen Philosophie (§ 4) tritt der Gegensatz nicht rein hervor. Denn hiernach ist das Absolute theils die Grundlage unsrer Erkenntniss vom Sein der Dinge, theils die höchste allgemeine und unbedingte Richtschnur alles Handelns oder dessen, was sein soll: und „daher wird die Philo-

sophie eingetheilt in die theoretische, die bloss die Erforschung und Betrachtung dessen, was ist, bezweckt, und in die praktische, welche die höchsten Grundsätze für die menschlichen Handlungen feststellt.“ Wir fragen hier: ist das, was sein soll, gleich dem, was nicht ist: sind also die menschlichen Handlungen nicht, und bloss in sofern als sie nicht sein sollen? Die Antwort liegt in demFolgenden, wo wir bald lesen, dass die praktische Philosophie das Sittengesetz enthält oder aufstellt, und dieses ein in der Natur ursprünglich Gegebenes ist. Ist aber das, so hat es auch die praktische Philosophie mit dem, was ist, und nicht mit dem, was sein soll, zu thun, und der Unterschied, der im Anfange des § zwischen beiden Theilen der Philosophie aufgestellt wird, wird am Ende wieder aufgehoben: der Widerspruch ist also nur durch den schiefen, falschen Gegensatz: „das was ist“ und „die höchsten Grundsätze für die menschlichen Handlungen“, verdeckt, keinesweges ausgeglichen. Gehen wir weiter, so finden wir, dass der Verf. § 7 sich bemüht, den Zusammenhang der praktischen Philosophie und der theoretischen zu entwickeln, und beider Verhältniss zu bestimmen: nämlich so, dass der höchste Satz, von dem die Moral ausgehen müsse, als eine Folge der höchsten Gesetze der Vernunft überhaupt, mithin als von der Ontologie abhängig dargestellt wird. Das liegt wenigstens offenbar in den Worten: „Aber für die Wissenschaft ist es nothwendig, den aus jenen Gesetzen abgeleiteten höchsten Grundsatz aufzustellen, der einestheils die Natur der moralischen Verbindlichkeit am bestimmtesten ausdrückt, und anderntheils den Grund der bei jeder einzelnen Pflicht eintretenden Verbindlichkeit enthält, Moralprinzip.“ Wir müssen nun hierbei nach dem bereits früher Erwähnten zuerst bemerken, dass hiermit zwar ein Zusammenhang der praktischen Philosophie mit dem, was der Verf. Ontologie nennt, aufgestellt ist, keinesweges aber mit der ganzen Metaphysik, weil diese sich auch auf ganz andere Gebiete erstreckt; und am allerwenigsten liegt hierin eine Verknüpfung der praktischen Philosophie mit der Lehre vom Absoluten, von dem wir gar nicht mit Bestimmtheit sehen konnten, was es im Sinne des Verfassers sei. Das Schlimmste aber ist, dass selbst der Zusammenhang mit der Ontologie, der in diesen Worten liegt, nur scheinbar ist, und, wie es nach der ganzen Weise dieser Ontologie unvermeidlich war, sogleich wieder *in dem Folgenden* aufgehoben wird. Denn ob wir gleich eben eine Ableitung des Moralprinzips aus den Gesetzen der Vernunft versprochen finden, wird doch sogleich gesagt, dass der allgemeine Theil der praktischen Philosophie das Moralprinzip aus dem Selbstbewusstsein entwickelt, und wir haben schon gesehen, wie willkührlich und unphilosophisch das Verfahren ist, welches der Verf. damit bezeichnet. In eben dieser willkührlichen und unphilosophischen Weise wird nun

auch wirklich in der praktischen Philosophie das Moralprinzip aufgestellt. Denn dem § 145 geht nichts vorher als einige Erklärungen über die Beschaffenheit des Moralprinzips, in denen aber eben so wenig, wie in demselben selbst, eine Ableitung aus den Gesetzen der Zeit, des Raums und der Kausalität angegeben und zu entdecken ist. Fällt aber auf diese Weise der allgemeine Theil der Sittenlehre des Verfs. so aus allem Zusammenhange mit dem Mittelpunkte seiner Philosophie heraus, so bedarf die Abgerissenheit des zweiten Theils, der das System der Pflichten und Rechte des Menschen enthalten soll, keiner nähern Nachweisung. Hiernach scheint es nun hinlänglich bewiesen, dass diesem Lehrbuche der systematische Zusammenhang ganz entgeht. Denn, dass es bei einem Schwanken des Hauptbegriffs, bei einer Zusammenhangslosigkeit der verschiedenen Theile mit ihrem Mittelpunkte und bei einer Verwirrung ihres Inhalts, wie wir bemerkten, auch andere Forderungen, die in dem Begriffe des systematischen Zusammenhanges liegen, die einer wissenschaftlichen Anordnung aller Theile und einer in ihrem Begriffe begründeten Unterabtheilung, nicht befriedigen kann, folgt daraus unbedingt. Wir können uns der Nachweisung der Willkühr, mit welcher der Verf. auch in dieser Hinsicht verfahren ist, eben desshalb enthalten, und diess um so mehr, als sie in allen Theilen hervortritt, und eine ausführliche Darlegung derselben uns weit über unsre Gränzen hinausführen würde. Erscheint aber dieses Lehrbuch in dem Grade zusammenhangslos, dass es nicht nur keine Verbindung seiner Theile nachweist, sondern auch die höchsten Begriffe verwirrt, die bestimmtesten Gegensätze verwischt; so ist es zunächst, ungeachtet vieler aus der Philosophie entlehnten Ausdrücke und Formeln, weit entfernt davon, philosophisch zu sein. Es ist aber eben desshalb nicht als eine Darstellung der Philosophie anzusehen, die eben um ihrer propädeutischen Bestimmung willen von der strengen Form der Philosophie selbst abliesse, und darum eben ihrem Zwecke mehr entspräche, sondern vielmehr als ein Gemisch von Ausdrücken und Erklärungen, die freilich gewöhnlich nicht anders als unter dem Namen der Philosophie gehört werden, die aber gerade in dieser Gestalt am wenigsten geeignet sind den jugendlichen Geist für die Philosophie vorzubilden, vielmehr die Begriffe desselben verwirren und den erwachenden philosophischen Trieb ersticken müssen. Der Beifall, durch welchen die zweite Auflage dieses Lehrbuchs nach Vorrede S. XIV nöthig wurde, ist demnach so wenig gegründet, dass uns vielmehr der gute Erfolg des philosophischen Unterrichts auf Gymnasien durch die Abstellung dieses Lehrbuchs bedingt erscheint, und so lange dasselbe noch gebraucht wird, der schlechte Erfolg dieses Unterrichts nicht als Beweis gegen die Zulässigkeit desselben im Allgemeinen gelten kann.

Die Art und Weise, wie der Verf. von Nr. 2 sein Problem zu lösen sucht, unterscheidet sich von der Matthiä's auf den ersten Anblick sehr bedeutend. Wie nämlich dieser sich in der Bestimmung seiner Theorie vornehmlich auf seine Erfahrung stützt, gesteht jener gleich in der Vorrede den Mangel derselben ein, nimmt seinen Standpunkt um so bestimmter im Gebiete des Begriffs und sucht von diesem aus den Streit zu entscheiden. Und gewiss kann nur ein Versuch dieser Art in einer so wichtigen und so streitigen Angelegenheit die Entscheidung herbeiführen. Dass indess diese Abhandlung die Sache selbst gefördert habe, müssen wir läugnen. Denn, wie sehr auch der Verf. bemüht ist von der Idee des Gymnasiums und der Universität aus die Aufgabe des Gymnasialunterrichts in der Philosophie zu finden, wie wenig wir läugnen wollen, dass er auf diesem Wege, im zusammenhängenden Fortgange des Begriffs, das Wahre hätte finden müssen; eben so deutlich zeigt sich doch auch bei näherer Betrachtung, dass er bei Feststellung seines Resultats eben die Voraussetzung, die er selbst feststellt, aus den Augen verliert, dass mithin dieses Resultat selbst, ungeachtet der vorangestellten Untersuchungen, willkührlich ist. Diese Willkühr im Ganzen, die sich hinter strenger Wissenschaftlichkeit in einzelnen Theilen verbirgt, giebt der Schrift ein eigenthümliches Gepräge, welches selbst in der Sprache des Verfs. zu erkennen ist, die zwischen sinnreichen und in dem Systeme seines leicht zu erkennenden Lehrers bedeutungsvollen Formeln und unwissenschaftlichen Wendungen, wie „möchte, dürfte", seltsam hin- und herschwankt. Wir begründen dieses Urtheil durch eine kurze Darlegung des Inhalts. Die ganze Abhandlung zerfällt in drei Abschnitte, von welchen der erste „einige Einwürfe und Vorwürfe, welche man jetziger Zeit oft gegen den philosophischen Unterricht auf Gymnasien laut werden lässt", abweist. Wir bemerken dabei, dass nur der erste dieser Einwürfe, nämlich der, dass man ohnehin schon in zu vielen Fächern auf Gymnasien Unterricht ertheilen müsse, der übrigens auch nicht mit Tiefe abgewiesen wird, hierher gehört, die anderen aber, wenn gleich im Allgemeinen „der Aufmerksamkeit und Würdigung" werth, doch hier nicht in Betrachtung kommen konnten, weil sie nicht den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien, sondern den Unterricht in derselben überhaupt betreffen. Die Widerlegung derselben steht übrigens in so loser Beziehung zu der Entwickelung des Resultates selbst, dass wir ohne Weiteres zum zweiten Abschnitte, der „Gymnasium und Universität ihrem innern Zwecke und Verhältnisse nach" betrachtet, uns wenden können. Es wird hier von dem wichtigen Satze ausgegangen, dass „beider besondere Zwecke und Bestimmungen zunächst von einem gemeinschaftlichen höhern, nämlich dem der vollkommensten wissenschaft-

lichen Entwickelung und Bildung des vernünftigen Geistes umfasst werden" (S. 18). Der Unterschied beider wird dann als ein gradueller, nicht als wesentlicher, und zwar dahin bestimmt, dass das Gymnasium im Verhältniss zur Universität die niedere Stufe einnimmt, die Wissenschaft also nur dem Anfange oder Grunde nach der besondere Gymnasialzweck ist. Hier nun ist der „Anfang" und „Grund" schon schwankend. Denn wir wissen hiernach schon nicht, wo der Verf. die Elementarschulen hinstellt: ob diese seiner Meinung nach gar nicht sein sollen, oder ob der Unterricht in denselben in gar keiner Beziehung zur Wissenschaft steht, oder wie? Das Schwankende geht bald darauf in Willkühr und, was dabei unvermeidlich ist, in Widerspruch über. Denn nun wird sogleich gesagt, dass Stoff und Form dem Gymnasium in einer gewissen Getrenntheit zukommen! Wir sehen nicht, wie diess aus dem Vorigen folgt. Es wird zur Bestätigung angeführt, dass in dem naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Unterrichte mehr das Materielle, in der Mathematik hingegen das rein Formelle, und in dem Sprachunterrichte beides zugleich gelehrt und geübt wird. Hierbei aber vergisst der Verf. einerseits, dass er eben dieses zugleich nach seiner Behauptung nicht billigen kann, und anderseits, dass danach die Naturwissenschaft und Geschichte und eben so auch die Mathematik auf der Universität keinen Ort finden könnten. Es wird nun weiter gesagt, dass mit dem erwähnten Unterrichte der formelle Zweck des Gymnasiums noch nicht erreicht ist; „indem, eben so wie das materielle Wissen hauptsächlich das Menschheitliche oder allgemeine Menschliche umfasst, zur vollkommenern und allgemein menschlichen formellen Ausbildung des Geistes auch die des subjektiven oder formellen Denkens oder die reine Form des Wissens gehört." Diese Behauptung aber ist schon wieder willkührlich und dem Vorigen widersprechend. Denn, wenn der Verf. Nothwendigkeit der Ausbildung des subjektiven oder formellen Denkens, oder der reinen Form des Wissens, auf Gymnasien daraus folgert, dass sie zur vollkommen allgemein menschlichen formellen Ausbildung gehört, so liegt darin die Voraussetzung, dass das Gymnasium die vollkommen allgemein menschliche formelle Ausbildung zu bewirken habe; und das streitet mit der obigen Behauptung, dass die Wissenschaft nur ihrem Anfange nach der besondere Gymnasialzweck sein könne: woraus der Verf. zwar nur folgerte, dass Stoff und Form dem Gymnasium nur in einer gewissen Getrenntheit zukommen, woraus aber auch eben so unmittelbar folgt, dass keins von beiden in seiner Vollendung dem Gymnasium angehört. Diese Behauptung ist demnach völlig nichtig, und es ist reine Willkühr, wenn der Verf. unmittelbar darauf sagt: „somit wäre der Gymnasialunterricht wenigstens einer wesentlichen Seite des Geistes nach offenbar

in das Gebiet der allgemeinen oder besondern Wissenschaft übergegangen." Wie sich nun hiermit die Begründung des Unterrichts in der Logik, wie man nach dem Verf., (S. 21), die formelle Thätigkeit des Geistes im Bewustsein genannt hat, als unsicher erweist, eben so willkührlich ist das Folgende, womit der Verf. einen andern Theil des philosophischen Gymnasialunterrichts, den er weiter unten entwickelt, rechtfertigen will. Denn zuerst folgt aus den früheren Erklärungen des Verfs. keinesweges, „dass das Gymnasium als wirkliche Vorschule aller Wissenschaft bestimmt ist, die allgemeine Bildung des menschlichen Geistes für sich zu umfassen und der Universität vorauszusetzen, so dass dieser nur überlassen bleibt, das Allgemeine nach dem besondern wissenschaftlichen Ganzen und den geistigen Bestimmungen des Lebens näher zu entwickeln." Denn, wenn das Gymnasium nur der Anfang und der Grund der Universität ist, so ist es Anfang und Grund derselben eben sowohl ihrer allgemeinen als besondern Seite nach: und, wenn der Verf. richtig zugiebt, dass auf dem Gymnasium nicht bloss allgemeine Kenntnisse, sondern auch besondere, wie Naturgeschichte und Sprachen u. s. w., behandelt werden, so muss er mit gleicher Nothwendigkeit der Universität auch die Behandlung des allgemeinen Wissens als solches zuweisen. Dann aber ist es auch willkührlich hingestellt, dass das Gymnasium noch einmal alles früher dem Schüler mitgetheilte allgemein menschliche Einzelwissen als ein zusammenhängendes Ganze und gleichsam in seiner jetzigen allgemein menschlichen Gestalt so vorstellen soll, dass er sich selbst darin in seiner ideellen Ganzheit begreift und anschaut. Denn daraus, dass das Gymnasium Anfang und Grund der Universität sein soll, folgt zuerst noch nicht, dass es alles allgemein menschliche Einzelwissen mittheilen soll; dann aber noch viel weniger, dass es dasselbe als ein zusammenhängendes Ganze darzustellen hat; vielmehr, weil es in dieser Form aufhört Anfang und Grund zu sein, das Gegentheil. Hiermit schliesst der Verf. den zweiten Abschnitt, und wir erwarten vom dritten, der „den philosophischen Unterricht auf Gymnasien, wie er ist, nicht ist, und sein dürfte," beschreiben will, mit Recht, dass er die angefangne Begriffsentwickelung fortsetzen und die Folgerungen aus dem Vorigen zusammenstellen werde. Der Verf. wendet sich aber gerade hier zu der Wirklichkeit, und findet in dieser Psychologie, Encyklopädie und Logik zur philosophischen Propädeutik gerechnet, von denen er auch sogleich sagt, dass sie mit dem Namen einer allgemein wissenschaftlichen Vorbereitung oder Propädeutik zu belegen und als solche festzuhalten wären. Von dieser Bemerkung aus gelangt nun der Verf. zu seinem Resultate, dass Menschenlehre, Wissenslehre und Wissenschaftlehre die drei Disciplinen des propädeutischen Gymna-

sialunterrichts sein sollen, und zwar auf die Weise, dass er die Unzulässigkeit eines Unterrichts in der empirischen Psychologie nachweist, und dann den Begriff einer Anthropologie hinstellt, die im gewissen Sinne jenes alles — nämlich was der Verf. eben aus der empirischen Psychologie erwähnt hat — und noch etwas Mehres, aber doch auf keine Weise Wissenschaft sein darf; dann den Zusammenhang einer solchen Anthropologie mit der Encyklopädie der Wissenschaften und der Logik nachweist; und dann von diesen beiden behauptet, dass sie obiger Bestimmung des Gymnasialzweckes gemäss recht eigentlich den Schluss alles Gymnasialunterrichts ausmachen, und sie zuletzt noch näher dahin bestimmt, dass es bei der ersten hauptsächlich darauf ankomme, „dass entwickelt werde, wie alles empirische Wissen in Bewusstseyn sich sammle, immer mehr erweitere, in einzelne und besondre wissenschaftliche Ganze auflöse und sowohl der wirklichen Natur als auch der praktischen Wirksamkeit des Menschen entspreche“ (S. 32), und, „dass das Wesen der andern eben die vollkommne organische Thätigkeit des Geistes in seinem Wissen und in Beziehung auf Wissenschaft ist.“ Wir bemerken hier nur noch Folgendes: die Anthropologie, der Theil des philosophischen Gymnasialunterrichts, ist auf keine Weise im Zusammenhange mit dem früher entwickelten Begriffe des Gymnasialzweckes dargestellt und aus diesem abgeleitet, sondern rein aus der Wirklichkeit aufgegriffen. Wir können daher die Forderung derselben nur als willkührlich hingestellt ansehen. Die Forderung der Logik und der Encyklopädie ist zwar in dem Früheren schon vorbereitet, aber eben die Vorbereitung derselben zeigte sich selbst als willkührlich: und so ist unser zu Anfange ausgesprochenes Urtheil über das Ganze begründet, mit dem wir die Behauptung verbinden, dass der Verf., wäre er seinen Begriffen strenger gefolgt, nicht nur das Willkührliche seiner Forderung, sondern auch zugleich die Unvereinbarkeit derselben mit dem Gymnasialunterrichte würde erkannt haben: eine Behauptung, deren weitere Begründung freilich die Grenzen einer Beurtheilung überschreiten würde. — Nur das Eine glaubt Rec. noch erwähnen zu müssen, dass der Verf. seine Untersuchung mit der negativen Behauptung schliesst, dass es nicht zu billigen sei, wenn die allgemeine wissenschaftliche Propädeutik auf Gymnasien nur in dem beschränkten Sinne einer Einleitung in die Philosophie gefasst wird. Rec. erwähnt diese Bemerkung nicht wegen ihrer Bedeutsamkeit, sondern eben aus dem entgegengesetzten Grunde, um zu zeigen, dass gerade diese negative Behauptung nach so willkührlichen positiven ohne allen Eindruck an dem vorübergehen muss, dessen Ueberzeugung sich bereits dagegen entschieden hat. Denn in diesem Falle findet sich eben Rec. selbst, der in seiner Schrift, um den Abweg zu vermeiden, auf wel-

chem er den Verf. des Lehrbuchs sah, wie der Verf. von No. 2 von der Idee der Philosophie und des Gymnasiums ausgeht, diese aber mit grösserer Sicherheit auf sein Problem anzuwenden glaubt. Er versucht diess, indem er seinen Standpunkt über dem Dilemma nimmt, in welches er den Verf. des Lehrbuchs gerathen und darum irren sah, und, statt eine Form der Philosophie zu suchen, die für das Gymnasium geeignet wäre, weil doch der nur vorbereitende Werth des Gymnasialunterrichts allgemein zugestanden ist, zuerst die Möglichkeit des nur vorbereitenden Unterrichts in der Philosophie für sich selbst betrachtet, um erst, wenn er diese sicher begründet gefunden hat, zu untersuchen, ob ein solcher vorbereitender Unterricht in der Philosophie dem Gymnasium angehört oder der Universität. Aus dem Begriffe der Philosophie ergiebt sich ihm dann die Einleitung in dieselbe, wenn auch als von der Einleitung in jedes bestimmte wissenschaftliche Gebiet verschieden, doch als eine mögliche: und zwar bestimmt sich die Aufgabe derselben als eine dreifache, als eine Beurtheilung der gewöhnlichen Vorstellungen von Philosophie, als eine Betrachtung des niedern Erkennens, als eines an sich unvollkommenen, und als Erweiterung der dadurch ausgebildeten Vorstellung von Philosophie zu einer alles wahrhaft Philosophische umfassenden. Diese dreifache Aufgabe der Einleitung in die Philosophie wird nun wegen der damit zu verbindenden Untersuchung selbst noch weiter ausgeführt, das aber in einer Weise, die dem Verf. keinen Auszug erlaubt. Die Untersuchung aber, ob die Einleitung in die Philosophie dem Gymnasium zukomme oder der Universität, entwickelt zuerst die in diesem Unterrichte liegenden Voraussetzungen, und, da sich einerseits zeigt, dass sie alle in einer grössern Masse empirischer Kenntnisse und einer damit verbundenen höhern Entwickelung des Denkens begriffen sind, anderseits aber, dass die Gymnasialbildung auf ihren höchsten Stufen diesen Voraussetzungen entspricht; so wird dafür entschieden, dass die Einleitung in die Philosophie in der beschriebenen Weise der dem Gymnasium wesentlich zukommende Unterricht in der Philosophie sei, der aber erst auf den höchsten Stufen desselben eintreten könne. Zuletzt aber sucht der Verf. die aufgestellten Forderungen durch Widerlegung der beiden Meinungen zu begründen, die als Inhalt des philosophischen Gymnasialunterrichts eine Erörterung der philosophischen Terminologie oder die Philosophie selbst, nur in einer niedern elementarischen Form fodern, indem er nachweist, dass, weil sie den Inhalt des philosophischen Unterrichts auf Gymnasien aus dem Gebiet der Philosophie selbst entlehnen und zum Unterschiede von dem eigentlichen Unterrichte in der Philosophie nur die niedere Form fodern, sie unvermeidlich in Widersprüche verfallen, wogegen er, weil er einen Inhalt für

den philosophischen Gymnasialunterricht setzt, der für sich noch ausserhalb der Philosophie liegt, auch eine, wenn gleich höhere, doch noch nicht streng philosophische Form ohne Widerspruch nicht bloss zulassen, sondern fodern kann.

Bobertag.

Geographie.

1) *Leitfaden beim Schulunterricht in der mathematischen Geographie* für die obern Klassen der Gymnasien(,) bearbeitet von *J. Hermsdorf*, Lehrer der Mathematik an der Kreuzschule in Dresden. Dresden, Wagner'sche Buchhandl. 1826. VIII u. 79 S. gr. 8. 9 Gr.
2) *Die Elementar-Geographie*, oder *die Topographie des Erdbodens*, als Grundlage jeder besonderen Geographie dargestellt, und sowohl zum Gebrauch an Schulanstalten, als zum Selbstgebrauche eingerichtet, von *Joh. Heinr. Gottlieb Heusinger*, Professor an dem adelichen Cadettencorps und an der Militär-Akademie in Dresden. Mit einem Atlas von 16 Blättern. Dresden, in der Hilscher'schen Buchhandl. 1826. XII u. 60 S. 8. 1 Thlr. 18 Gr.
3) *Wegweiser durch das Gebiet der allgemeinen Geographie.* Eine Anweisung zum methodischen Verfahren in diesem Unterrichtsgegenstande für Lehrer, ein Hülfsbuch zum sichern Fortschreiten darin für Lernende(;) von *C. Hiersche*, Pfarrer zu Unter-Greisslau, Ober-Greisslau u. s. w. Halle, bey Eduard Anton. 1826. XVI u. 236 S. 8. 8 Gr.
4) *Kurzer Abriss der Erdbeschreibung* nach den neuesten Bestimmungen für Schulen. Von *Joh. Daniel Petersen*, Pfarrer in Wenigern. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Essen, bey G. D. Bädeker. 1826. IV (Ohne Register) u. 212 S. 8. 12 Gr.
5) *Hodegetisches Handbuch der Geographie*(,) zum Schulgebrauch (,) bearbeitet von *F. L. Selten*. Erstes Bändchen. Für Schüler. Vierte Auflage. Halle, bey Hemmerde und Schwetschke. 1827. Auch unter dem besondern Titel:

   Grundlage beym Unterricht in der Erdbeschreibung. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage, in Verbindung mit dem Stielerschen Schul-Atlas zu gebrauchen. XVI u. 198 S. 8. 9 Gr.
6) *Kleine Geographie*(,) oder *Abriss der mathematischen, physischen und besonders politischen Erdkunde*(,) nach den neuesten Bestimmungen (,) für Gymnasien und Schulen (,) von D. *Christian Gottfr. Daniel Stein*,

Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster, Mitgliede der königl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt u. s. w. Mit einer neuen Weltcharte in Mercators Projection. Sechszehnte, rechtmässige, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, bey J. C. Hinrichs. 1827. IV u. 396 S. gr. 8. 16 Gr.

An die lange Reihe solcher geographischen Schriften, die vorzugsweise dem Schulunterrichte gewidmet sind, schliessen sich schon wieder 6 neue Werke an, von welchen jedoch gerade die Hälfte nur aus neuen Auflagen besteht. Die grosse Menge der nur in diesem Jahrhundert unter mannigfaltigen Titeln, als da sind: Handbuch, Lehrbuch, Leitfaden, Wegweiser, Abriss, Grundlage, Elementar-Geographie u. s. w., erschienenen Jugendschriften hat nun in unsern Tagen mehrere Schriftsteller, —um nicht immer bloss aufs Neue das schon tausend Mahl Gesagte, wenn auch mit andern Worten, wiederhohlen zu müssen,— bewogen, beym Entwurf solcher Werkchen auf neue Methoden beym Unterrichte in dieser Wissenschaft zu sinnen, die das an sich nicht schwere, sondern hauptsächlich nur ein treues Gedächtniss verlangende Studium derselben noch mehr erleichtern sollen. Und auch unter den zur Beurtheilung vorliegenden Büchern zeichnen einige sich durch bedeutende Abweichungen von der noch immer gebräuchlichen Lehrmethode aus, deren Werth aus der unpartheyischen Berichterstattung dem Leser sich von selbst vor Augen stellen wird.

No. 1 beschränkt sich, wie schon der Titel besagt, lediglich auf die *mathematische* Geographie. Der in der Vorrede ausgesprochene Zweck des Werkchens ist, den Privatfleiss der Schüler zu erleichtern und möglichst zu befördern, weil es den Lehrern an höhern Schulen gemeiniglich an Zeit gebricht, diesem Theile der Geographie viele Zeit zu widmen, und auch zugleich die Lernenden durch dasselbe in den Stand zu setzen, dem mündlichen Vortrage gehörig folgen zu können.

Die in 24 §§ abgetheilte Einleit. handelt — ohne jedoch zuvor Etwas über den Begriff der Geogr. im Allgemeinen zu sagen, — sogleich in einem gedrängten u. leicht verständlichen Styl folgende Gegenstände ab: *Allgemeiner Gegenstand der mathem. Geogr.* (Warum nicht lieber *Begriff?*); *Quellen derselben; deren Basis; kugelförmige Gestalt des Himmels und kreisförmige Gestalt des Gesichtskreises; Begriff des Ausdrucks: scheinbarer Horizont, Zenith und Nadir, Scheitellinie, Scheitel- und Vertikalkreis; tägliche scheinbare Umdrehung der Himmelskugel; Begriff der Ausdrücke: Weltaxe, Nord- und Südpol derselben, Tagekreis, Auf- und Untergang der Gestirne; gleichförmige Geschwindigkeit der Umdrehung des Himmels, Begriff und Eintheilung eines Sterntags u. s. w.; Begriff der Ausdrücke: Culmination der Gestirne, Meridian oder Mittagskreis, Mittagslinie* (Hieher gehört Fig. 1 auf der Kupfertafel); *Be-*

griff der Ausdrücke: Höhe, Scheitelabstand, Azimuth oder Südweite, Höhenkreis eines Sterns; Begriff des Ausdrucks: Polhöhe eines Orts, Aequator und Aequatorhöhe, Zusammenhang derselben mit der Polhöhe (Hiezu Fig. 2); *Begriff des Ausdrucks: Abweichung oder Declination und gerade Aufsteigung oder Rectascension eines Sterns* (Hiezu Fig. 3); *Bestimmung der Lage eines Punktes an der Himmelskugel, sowohl in Beziehung auf den Horizont, als auch auf den Aequator; Begriff des Ausdrucks: Standpunkt der Erde im Weltsystem, Hülfsmittel zur Auffindung derselben.* (In diesem § geht der Hr. Verf. auf eine äusserst zweckmässige Weise von der *scheinbaren* Bewegung des Himmels auf die *wirkliche* Rotation der Erde um ihre Axe über.) *Unterschied der Sterne in Betreff ihrer gegenseitigen Lage und ihres Lichts, Fixsterne, Planeten; scheinbare Bewegung der Sonne und daraus hervorgehende Bestimmung des Standpunktes unserer Erde in der Reihe der Planeten; Einrichtung unsers Sonnensystems;* (dieses besteht aus 11 Hauptplaneten, 20 Nebenplaneten, denn dem Uranus werden schon 8 beygemessen, und etwa 12,000 Kometen. Aber sind schon soviel Kometenbahnen berechnet und bestimmt, dass wir uns bereits eine solche Schätzung erlauben dürfen?) *Grösse der Weltkörper unsers Sonnensystems; Entfernungen der Hauptplaneten von der Sonne und der Nebenplaneten von ihrem Hauptplaneten; Beschaffenheit der Planetenbahnen* (Hiezu Fig. 4); *verschiedene Lagen der Planetenbahnen, sowohl um die Sonne, als auch um ihre Axe, und der Nebenplaneten um ihren Hauptplaneten; merkwürdige Verhältnisse der gegenseitigen Entfernungen und der Umlaufszeiten zu diesen Entfernungen; Kräfte, durch welche die Planeten im Weltenraume bewegt werden, Centripetal- und Centrifugalkraft.* — Rez. findet in diesem musterhaft bearbeiteten und geordneten Abschnitte nichts zu erinnern, als dass dem Worte Aequator auch die Deutschen Benennungen (*Gleicher, Linie,*) hätten hinzugesetzt werden können.

Das eigentliche Werkchen zerfällt in 9 Kapitel, in welchen über folgende Gegenstände Unterricht ertheilt wird. 1stes Kap.: *Gestalt der Erde.* 2tes Kap.: *Mathematische Eintheilung der Erdkugel* (Hiezu Fig. 5). 3tes Kap.: *Breite und Länge der Orte auf der Erdoberfläche.* — Nicht immer unterscheidet man, wie der Verf. angiebt, eine westliche u. östliche Länge; denn wenigstens eben so häufig wird ja von einem bestimmten Meridian nach Osten zu immerfort bis 360 Gr. gezählt. — 4tes Kap.: *Bewegung der Erde um ihre Axe.* — Hier hätte wohl die Ursache, warum die Weltumsegler bey ihrer Rückkunft in ihrer Tagesberechnung einen Tag entweder gewonnen oder verlohren haben, *näher* entwickelt werden sollen. — 5tes Kap.: *Bewegung der Erde um die Sonne.* — 6tes Kap.: *Erscheinungen, welche*

in der doppelten Bewegung der Erde ihren Grund haben. Bey der Dämmerung hätte nicht ausser Acht gelassen werden sollen, dass solche innerhalb der heissen Zone weit kürzer sey, als in den gemässigten Zonen, und dass solche je näher den Polen, auch an Dauer zunehme. — (Hiezu gehört die Fig. 6.) 7tes Kap.: *Eintheilung der Zeit nach der doppelten Bewegung der Erde.* —8tes Kap.: *Messung der Meridiangrade, und dadurch bestimmte sphäroidische Gestalt und Grösse der Erde.* 9tes Kap.: (*Bildliche*) *Darstellungen der Erdoberfläche, Construction der Land- und Seecharten.*

Der Leser ersieht schon aus der Anzeige des Inhalts, dass der Verf. seinen Gegenstand völlig erschöpft, und die meisten Lehrsätze aus dem Gebiete dieses Haupttheils der Geogr. ausführlicher und vollständiger dargestellt habe, als es in den gewöhnlichen geogr. Handbüchern der Fall ist, indem sich solche in Regel, aus Mangel an Raum, auf das Nothwendigste beschränken. Um so unbegreiflicher ist es aber, dass der Umsicht des Verf., mit welcher er alle hieher gehörige Sachen ans Licht gezogen, gleichwohl die Lehre von den Gegenfüsslern, Neben- und Gegenwohnern, so wie die von den verschiedenen Schatten der Erdbewohner und ihrer diessfallsigen Eintheilung und von den Abweichungen der Magnetnadel ganz entgangen ist.

Indess eignet sich diess Werkchen, der bemerkten kleinen Mängel ungeachtet, ganz besonders zum Unterrichte. Sehr zweckmässig sind desshalb zu Ende jedes § oder Kap. mehrere, oft 12 bis 18 Fragen beygefügt, welche den Lernenden eine recht verständige Recapitulation der eben entwickelten Lehrsätze und Erfahrungen gewähren.

Papier und Druck unterliegen keinem Tadel; auch ist letzterer sehr rein von Druckfehlern gehalten. Eine dankenswerthe Zugabe ist die beygegebene Kupfertafel, deren 6 Figuren zur Versinnlichung der wichtigsten Lehrsätze der mathem. Geogr. dienen, wie schon bey den betreffenden Abschnitten bemerkt worden ist.

No. 2. Der Hr. Verf. verfolgt in diesem Werkchen seine schon früher bey andrer Gelegenheit ausgesprochenen Ideen, wie der erste Unterricht in der Geogr. am erfolgreichsten betrieben werden müsse, weiter, und weist in der mit grossem Scharfsinn aufgesetzten Vorrede die Widersprüche, die seine Ideen hin und wieder erfahren haben, beharrlich, jedoch ohne gerade sehr zu überzeugen, zurück. Worin besteht aber die vorgeschlagene neue Lehrmethode? Vornehmlich darin, dass der Lehrer den Schüler die Nahmen von den vorzüglichsten Gegenständen eines Landes, also von Seen, Flüssen, Gebirgen, Orten und Inseln, auch hie und da von einer alten in Ruinen liegenden Stadt auswendig lernen, und dann hersagen und auf der dazu gehörigen Charte nachweisen lässt. Der Leser darf

sich demnach nicht wundern, wenn er, um sich zu unterrichten, diess Büchelchen zur Hand nimmt, und darin vom 3ten Abschn. (S. 24) an, nichts als Nahmen auf gespaltenen Seiten findet, und folglich nach allen Dingen, welche das Studium der Geogr. interessant machen, sich vergeblich umsieht. Dagegen wird er sich recht bald überzeugen, dass der Verf. sowohl sich als dem Lehrer es sehr leicht und bequem gemacht habe. Denn was kann leichter seyn, als etliche Bogen mit Nahmen von Gebirgen, Seen, Flüssen und Orten anzufüllen? was bequemer für den Lehrer, als seinem Schüler tagtäglich eine Anzahl solcher Nahmen zum Memoriren aufzugeben, und sich dieses Pensum am andern Tage hersagen zu lassen?

Indessen, so wenig Rez. nach dieser vorgeschlagenen Methode die Geographie lernen möchte, — denn noch immer erinnert er sich mit einem gewissen Schauer seiner ersten Unterrichtsjahre, wo er Tag für Tag 50 lateinische Vokabeln aus Langens Grammatik auswendig lernen musste, — so sehr auch solche bey vielen Lehrern Unbehagen erzeugen wird, so steht doch keineswegs zu bezweifeln, dass dieselbe auch ihre Liebhaber und Befolger finden werde, da die Ansichten so sehr verschieden sind. Rez. mag daher nicht die Arroganz zur Schau tragen, die hier empfohlene Methode unbedingt zu verwerfen; aber missbilligen muss er, dass der Verf. bey Durchführung seiner Ideen keine strengere Consequenz befolgt, und bey den zum Memoriren ausgehobenen Gegenständen keine sorgfältigere Auswahl getroffen hat. Die nähere Beleuchtung des Inhalts und die Verfahrungsweise des Verf. wird diese Missbilligung zur Gnüge rechtfertigen.

Der 1ste Abschnitt: *von der Erde und deren Oberfläche*, — unstreitig der wichtigste, zwar sehr gedrängte, aber doch in einer schicklichen Reihenfolge vorgetragene und in einer leicht verständlichen Sprache geschriebene Theil des Werkchens, — hebt in 14 §§ das Wichtigste aus der mathematischen und physischen Geogr. aus. Insbesondere wird in den letzten 5 §§ von der Eintheilung der Erdoberfläche in Meer und Land, von der Eintheilung des Landes in Kontinente und Inseln, so wie in 5 Haupt- (hier Welt-, aber doch wohl bescheidener Erd-) Theile, von den Ausdrücken: O. W. S. N., und endlich von der Eintheilung des Ozeans in 5 Hauptmeere gesprochen; und Alles dieses stellt die erste Charte dar. — Der 2te Abschnitt beschäftigt sich ausschliesslich mit Europa und dessen Abtheilung, und zwar sowohl in *politischer* Hinsicht, als auch nach *natürlicher* Begränzung. Nach der letztern betrachtet der Verf. Europa als einen *Körper*, der einige auswärts gestreckte Gliedmassen hat. Der *Körper* selbst zerfällt, nach des Verf. Ansicht von natürlichen Gränzen, in das Land 1) von dem Atlantischen Meere bis zu den Pyrenäen; 2) von den Pyrenäen an bis zum Rhein;

3) von dem Rhein an bis zur Oder; 4) von der Oder bis zu dem Dnjepr; 5) vom Dnjepr bis zum Ural. Die *Glieder* würden dann seyn: 6) die beyden nördlichen Halbinseln, welche die Reiche Schweden mit Norwegen und Dänemark bilden; 7) die beyden Brittischen Inseln; 8) die westliche Halbinsel des Mittelländischen Meers, also Italien, und 9) die östliche Halbinsel dieses Meers, also Griechenland. — So wenig nun, streng genommen, Ströme und Flüsse als Naturgränzen angenommen werden sollten, weil das, was die Natur zu einem Ganzen, — nehmlich zu Einem Stromgebiet vereinigt hat, muthwillig zerrissen wird, so will Rez. diese Eintheilung gern passiren lassen, weil doch wenigstens darin Konsequenz wahrgenommen wird. Allein was hat der Verf. mit dem Hauptstrome Europa's, der Donau, angefangen, da dieser hier gar nicht genannt wird? Er hilft sich unbedenklich damit, dass er die obere kleinere Hälfte, so weit solche zu Deutschland gehört, zum Lande zwischen Rhein und Oder, und die untere grössere Hälfte zum Lande zwischen Oder und Dnieper schlägt. Darf man diess aber eine *natürliche* Begränzung nennen? Musste man nicht vielmehr erwarten, dieses so ausgedehnte Stromgebiet als ein für sich bestehendes Ganzes behandelt zu sehen? Darf man selbst die zum Oesterreich. KR. Illyrien gezogenen Küstenstriche am Adriatischen Meere, die doch offenbar, wenn man auf Naturgränzen Rücksicht nehmen will, an Italien überwiesen werden müssen, zum Lande zwischen dem Rhein und der Oder zählen? Doch es ist schon so viel über die natürliche Eintheilung unsers Erdtheils gesprochen worden, dass Rez. die Lust vergeht, hierüber noch ein Wort zu verliehren, zumahl da jeder Lehrer der Geogr., welcher eine solche der politischen vorzieht, hierin, trotz aller gemachten Ausstellungen, dennoch seinen Lieblingsideen treu bleibt. — Den Beschluss des 2ten Abschn. macht eine Uebersicht der Europäischen Meere und ihrer Unterabtheilungen, der vorzüglichsten Inseln, der Meerengen und Landzungen. — 3ter Abschn.: *Die Pyrenäische Halbinsel.* Von hier an bietet das Büchelchen nichts als blosse Nomenclatur dar. Die in Reih' und Glied gestellten Orte sind nach ihrer Lage am Meere, an Flüssen oder entfernt von den Hauptflüssen geordnet. Unter den Küstenorten wird man Mataro, Almeria, Viana u. s. w. vermissen. Das längst verschwundene Numantia hat hier seinen Plaz gefunden, aber das nooh in seinen herrlichen Trümmern lebende Merida, an Alterthümern der reichste Ort in Europa, ist nicht der Aufnahme werth gehalten worden. — 4ter Abschn.: *Land zwischen Pyrenäen und Rhein.* Von den grossen Nebenflüssen ist bey der Seine nur die Marne, beym Rhein bloss die Mosel, und beym Rhone (der Verf. sagt *die* Rhone) die Saone, Isère und Durance aufgezeichnet worden. Aber Loire und Garonne gehen leer aus. Von Küstenflüssen sind Charente und

Var, aber nicht Vilaine, Somme u. s. w. aufgenommen worden. Der Schüler muss hier die Orte Cognac, Venlo, Toul, Brienne, Varennes, Digne, Pau u. s. w. seinem Gedächtniss einprägen, aber mit Montpellier, Montauban, Arles, Caen, Angers, Rennes, Bonn u. s. w. wird er nicht behelligt. Auch schweift der Verf. auf das *rechte* Rheinufer herüber, und hohlt Wesel, Düsseldorf, Manheim u. Kehl herbey. — 5ter Abschn.: *Land zwischen Rhein und Oder.* Hier wird der Rhein abermahls durch die Mosel bereichert, ja der Oder, die zum folgenden Abschn. gehörige Warthe mit der Netze zugetheilt. Auch die Etsch paradirt hier. Unter den Orten sind auch Basel, Hüningen, Colmar, Strassburg, Landau, Mainz, Koblenz, Kleve, ja selbst Trier auf das *rechte* Rheinufer verpflanzt, so wie Kolberg, Stargard, Küstrin, und Teschen vom *rechten* Oderufer auf das *linke* versetzt worden. Noch weniger kann die Auswahl der aufgenommenen Orte Beyfall finden. Denn während der Schüler die Nahmen von vielen unerheblichen Orten, als Wurzen, Saatz, Arnau, Trautenau, Schandau, Pirna, Mühlberg, Barby, Havelberg (das selbst 2 Mal aufgeführt wird), Lauenburg, Lübben, Deggendorf, Ens, Braunau, Leoben, Bruck u. s. w. seinem Gedächtniss aufzwingen soll, bleiben ihm ungleich wichtigere Städte, als Elberfeld, Barmen, Solingen, Duisburg, Greifswald, Anklam, Prenzlau, Brandenburg, Güstrow, Hildesheim, Goslar, Klausthal, Burg, Aschersleben, Schönebeck, Quedlinburg, Nordhausen, Mühlhausen, Langensalza, Schmalkalden, Suhl, Schweinfurth, Fürth, Schwabach, Ansbach, Rothenburg a. d. Tauber, Dinkelsbühl, Nördlingen, Hall in Schwaben, Esslingen, Gemünd, Ludwigsburg, Reutlingen, Heilbronn, Hallein, Steyer, Wienerisch - Neustadt, Baden u. s. w. völlig fremd. Auch wird das Gedächtniss der Schüler keinesweges mit Nahmen *Deutscher Gebirge* inkommodirt: selbst die Alpen bleiben hier unerwähnt. — 6ter Abschn.: *Land zwischen Oder und Dnjepr, und zwischen der Donau und dem Finnischen Meerbusen.* Bey der Weichsel fehlen die Pilica, der San u. s. w.; bey der Donau: Waag, Leytha, Ipel u. s. w.; bey der Theiss: Marosch, Samosch, Körös, Hernath u. s. w. Das Waldai-Gebirge hat hier eine Stelle erhalten, obschon die Sudeten, der Schwarzwald, das Fichtelgebirge, der Harz u. s. w. im vorigen Abschnitt der Ehre der Aufnahme nicht würdig gehalten worden sind. — 7ter Abschn.: *Land zwischen dem Dnjepr und dem Ural.* Hier widerfährt Finnland eine ausgezeichnete Ehre. Denn selbst Nester wie Nystadt, Kajaneborg, Tawasthus und Nyflot paradiren hier. — 8ter Abschn.: *Skandinavische Halbinsel mit Dänemark.* Ist nach dem Verf. ein Land *ohne Ströme;* denn selbst die Gotha-Elf sucht man hier vergeblich. In Norwegen sind nicht einmahl die Seestädte von den Binnenorten geschieden. — 9ter Abschn.: *Brittische Inseln.* Während die un-

bedeutenden Küstenorte Hastings, Weymouth, Dartmouth, Cardiff, Flint u. s. w. sich unter Bristol, Liverpool u. s. w. verirrt haben, forscht man nach den blühenden Seestädten: Hull, Ipswich, Lynn-Regis, Whitehaven, Chatham, Brighton, Swansea, Holywel u. s. w. umsonst. Das arme Schottland ist mit Edinburgh, Glasgow, Perth und Dunbar, und das eben so beklagenswerthe Ireland mit Dublin, Waterford, Cork, Galway und Londonderry abgefertigt worden. 10ter Abschn.: *Land am Ausfluss des Rheins, der Maas und der Schelde; die Niederlande in ihrem alten Umfange.* Die *erste Abweichung vom frühern oben entwickelten Theilungsplane.* Hier hätte wenigstens das ganze Stromgebiet der Schelde mit den Städten Lille, Douay, S. Amand, Conde, Arras u. s. w. eben so gut als Valenciennes, Cambray u. S. Omer aufgenommen werden sollen, und um so mehr, da selbst Amiens, welches doch unstreitig zum 4ten Abschnitt gehören muss, hier mit aufgezählt ist. — 11ter Abschn.: *Das Land am Ursprunge des Rheins, des Rhone und des Po; die Schweiz, Savoyen, Piemont.* Die *2te Abweichung vom ursprünglichen Plane.* Und ist diess auch eine Abtheilung nach Naturgränzen? Unter den Nebenflüssen des Po fehlt gerade der vornehmste, der Tanaro. Sonderbar ist hier Rez. die Vertheilung der vornehmsten Alpengipfel *nach Stromgebieten* vorgekommen. Denn, wie er nicht anders weiss, liegen alle hier aufgezählte Berggipfel, etwa den Montblanc ausgenommen, in den Hauptketten der Alpen, welche überall die Wasserscheide machen, und gehören mithin nicht einem, sondern stets 2 Stromgebieten an. — 12ter Abschn.: *Die beyden Halbinseln des Mittelländischen Meers.* I) *Italien.* Hier kommen zuvörderst alle im vorigen Abschnitte schon aufgezählten Seen, Flüsse und Orte wieder vor, so weit sie zu Italien gehören, ja selbst der Montblanc wird wieder hieher verpflanzt. Auch hier fehlt der Tanaro als Nebenfluss des Po, desgleichen die Küstenflüsse Garigliano, Volturno, Ofanto u. s. w. Die Orte sind meist nach Willkühr ausgehoben, und auf Sizilien werden bloss die 4 Städte Messina, Palermo, Mazzara und Syracus bemerkt. Also nicht einmahl Catanea, Trapani und Girgenti sind hier zu finden. — II) *Die östliche Halbinsel.* Die Gränzen derselben sind nicht etwa, wie die Natur bestimmt hat, bloss bis zu den Dinarischen Alpen oder dem Hämus ausgedehnt, sondern bis zur Donau hinaufgerückt, ja selbst bis zur Wallachey und Moldau vorgeschoben worden, denn die Hauptstädte beyder Fürstenthümer werden hier nahmhaft gemacht. Muss diess nicht Willkühr genannt werden? Zwar gehören die Moldau und Wallachey allerdings eben so gut zur Europäischen Türkey, als die Griechische Halbinsel, aber politische und natürliche Eintheilungen stimmen nur selten mit einander überein. Beyde können nicht mit einander vereinigt werden. Will man nun bey Entwerfung eines Lehr-

buchs für den ersten Cursus der letztern den Vorzug geben, so muss man derselben auch durch das ganze Werk ganz treu bleiben, und sie nicht alle Augenblicke mit der politischen Eintheilung vermengen.

Ohne nun in einer Einleitung etwas Näheres über die aussereuropäischen Erdtheile, über ihren Umfang, ihre Verhältnisse zu einander und zu Europa, über die darin befindlichen Reiche und Gebiete zu sagen, lässt der Verf. diese sofort auf einander folgen, indem er jedem Erdtheile nur einen einzigen Abschnitt widmet. — 13ter Abschn.: *Asien.* Hier hat der Schüler nichts zu lernen, als die Nahmen der Gebirge Ural, Mustag, Altai und Himalajah (hier Himalai); der Flüsse Ob, Irtysch mit Tobol, Jenisey mit Angara, Lena, Anadyr, Amur, Hoangho, Jantsekiang, Cambaja, Menang, Jegu, Irabaddi, Burampnter, Ganges, Indus, Euphrat, Tigris, Jordan, Gihon und Sihon, wozu nun noch die Nahmen von 59 Städten kommen. Hierunter befinden sich nun 3 Orte, nähmlich Tonker im Gebirge Thibet's, Almansora am Indus und Somelbur (vielleicht Sumbhulpur?) südlich von Delhi, die Rez. nicht kennt, auch in keinem geograph. Wörterbuche gefunden hat. — 14ter Abschn.: *Afrika.* Hier werden *kein* Gebirge, die Flüsse Nil, Senegal, Gambia, Niger und Elephantenfluss, und in allem 21 Orte zum Memoriren empfohlen. Ausserdem sind nur noch der See Marawi und die vornehmsten Inseln genannt. — 15ter Abschn.: *Amerika.* a) *Nord-Amerika.* Hier findet man kein Gebirge, auch nicht die grossen Städte Neu-York, Baltimore, Boston, Puebla, Queretaro u. s. w., wohl aber die unerheblichen Orte S. Augustin, Pensacola und Loretto angeführt. b) *Süd-Amerika.* Hier wird wenigstens der Berg Tschimborasso genannt, dagegen vermisst man Bahia, Pernambuco, S. Luis de Maranhao, Cumana, Porto Cavallo, Carthagena, Guayaquil, Arequipa, Coquimbo u. s. w. Auch ist Lima als eine Seestadt verzeichnet. — 16ter Abschn.: *Australien.* Bey Neu-Holland ist sowohl der neuere, passendere Nahme, als auch die Hauptstadt der Brittischen Kolonie nicht berücksichtigt worden.

Den Beschluss machen, auf nicht weniger als 37 Seiten, 5 Register, welche zur Wiederhohlung dienen sollen. Das erste umfasst Portugal, Spanien, Frankreich, Grossbritannien, Italien, und die Türkey; das 2te Deutschland, Schweiz, die Niederlande, Dänemark, Schweden und Norwegen; das 3te die Ungarischen, Pohlischen und Russischen Länder; das 4te die 4 übrigen Erdtheile, und das 5te die ganze Elementar-Geographie. Da aber weder die Seitenzahl, noch die Nummer der Charte, wo die Orte zu finden sind, beygesetzt ist, so vermag Rez. den Nutzen, den diese Register haben sollen, nicht einzusehen, und muss demnach sowohl die Mühe, die sich der Verf. gegeben, als auch das schöne Papier bedauern.

Uebrigens ist das Werkchen recht nett ausgestattet. Papier und Druck sind ausgezeichnet gut. Es ist daher Schade, dass die Correktur nicht sorgfältiger besorgt worden ist.

Die sauber lithographirten Charten sind Queer-Folio, durchgängig $10\frac{3}{4}$ Z. breit und $8\frac{1}{2}$ Z. hoch. Jede gehört zu dem gleich bezeichneten Abschnitt, und enthält alle die in dem treffenden Abschnitt benannten Gegenstände, die jedesmahl mit dem Anfangsbuchstaben angedeutet worden sind. Die Lage der noch jetzt existirenden Orte ist mit *o*, die der in Trümmern liegenden Städte mit ♅, und die der Berge mit + bestimmt worden. Aufgefallen ist es Rez., dass die Meeresküste nicht schärfer hervorgehoben worden ist. Die feine Linie, welche die Gränze zwischen Land und Meer bestimmt, ist nur bey vollem Tageslicht zu erkennen, und desshalb sind diese Charten des Abends nicht zu gebrauchen. Auch ist der Preis (für das Stück sind wahrscheinlich 2 Gr. gerechnet) gerade hoch genug, da sie fast nichts als die äussern Umrisse der Länder, den Umfang einiger Seen, und den Lauf der im Werke aufgezählten Flüsse und die Anfangsbuchstaben der aufgezeichneten Gegenstände enthalten.

No. 3. Der Hr. Verf. hat, wie er uns in der Vorrede erzählt, in seinen frühern Jahren, als Schulmann, unter der Menge der geographischen Handbücher keinen ihm genügenden Leitfaden gefunden, wesshalb er sich bewogen sah, den vorliegenden Wegweiser zu entwerfen. Er will durch denselben nichts zur Erweiterung und Vervollständigung der Erdkunde beytragen, wohl aber einen Beytrag zum bessern methodischen Verfahren in diesem Unterrichtsgegenstande liefern, der nur zu häufig als *blosse Gedächtnisssache*, ohne den rechten Sinn, ohne reges Interesse, und darum ohne Segen betrieben werde. Er übergiebt diesen Wegweiser zum methodischen Verfahren *nicht dem Geographen* sondern *dem Schulmanne*, welcher Unterricht in der Geographie ertheilt, nennt offen die Quellen, aus welchen er das Materiale entlehnte, und wünscht zum Schluss diesem Werkchen freundliche Aufnahme, worin Rez. von Herzen einstimmt.

Der Leser wird also schon durch diesen Bericht auf die Vermuthung geleitet, dass der Verf., ganz im Gegensatze von dem des Werkchens No. 2, die Methode tadelt, welche den geographischen Unterricht zur blossen Gedächtnisssache machen will. Wir wollen nun sehen, auf welche Art derselbe die Sache behandelt.

1ste Abtheilung: (S. 1 — 68.) *Die Erde, ein messbarer Himmelskörper.* In 8§§ spricht sich der Verf. über folgende Sätze aus: Himmelskörper; Sonnensystem; Gestalt und Grösse der Erde; die Erde in ihren Bewegungen; der Erde Aequator und Meridian; Wendekreise, Polarkreise und Horizont; Klima

und Zonen; der Mond; hat aber dabey ausser Acht gelassen, etwas Näheres über den Begriff und die Eintheilung der Geogr. zu erwähnen. Der Leser wird schon hieraus gewahr werden, dass der Verf. eine andere Ordnung zum Vortrag der mathemat. Geogr. sich erwählt, dass er aber dabey keinen bemerkenswerthen Umstand aus dem Auge verlohren habe, und sonach seinen Zweck ebenfalls erreiche. Aber dieser Theil ist offenbar für einen Leitfaden zum ersten Cursus viel zu gelehrt behandelt, und der Lehrer an niedern Schulen wird nur das Leichtfasslichere herausheben dürfen. Die Annahme des Verf., dass Thales der Erste gewesen sey, welcher der Erde eine Kugelform zugeschrieben habe, ist gewiss irrig. Giebt es doch Geschichtforscher, welche diese Ehre selbst noch dem viel später lebenden Pythagoras streitig machen wollen. — Im § 9: *Erläuterung mehrerer zur allgemeinen Geogr. gehörenden Begriffe*, handelt er die vornehmsten Gegenstände aus der physischen Geogr. ab. Allein so umfassend der mathematische Theil abgefasst ist, so dürftig und oberflächlich möchte diese Erläuterung erscheinen, obschon in der Regel die phys. Geogr. für jugendliche Gemüther weit mehr Interesse hat, als jene. Denn über die so abweichende Höhe der Berge, über die verschiedene Temperatur der Quellen, über die Beschaffenheit des Meeresbodens, über die verschiedene Tiefe des Meers, über den Gehalt und die Farbe des Meerwassers, über dessen Temperatur, über die Beschaffenheit der Luft, über Atmosphäre, Lufterscheinungen, Winde u. s. w. wird kein Wort verlohren. Ueber das hier Gesagte muss Rez. auch einige Bemerkungen niederschreiben. *Flussriegel* werden in der Schiffersprache *Barren* genannt. Der Definition der Teiche: „Wassersammlungen, welche weder *sichtbaren Zu- noch Abfluss* haben", werden wohl wenige beystimmen, da aus Teichen öfters die Quellen bedeutender Flüsse abfliessen. — Das Erforderniss eines Küstenflusses ist wohl nicht der Mangel an Nebenflüssen; denn der Minho, der Adour, die Vilaine, der Garigliano u. s. w. haben zahlreiche Zuflüsse, und bleiben doch nur Küstenflüsse; sondern vielmehr der kurze Lauf, nach welchem sie das Meer erreichen, ohne Zeit gehabt zu haben, sich zu einem Hauptstrome auszubilden. — Hochebenen sind, nach des Verf. Ansicht, Gegenden, wo man steigen muss, ehe man auf das Ebene kommt. Besser wäre wohl: die zu Ebenen ausgedehnten Rücken hoher Gebirge, wie z. B. die Parameras im Innern Spaniens, die Plateau's des Anahuac-Gebirgs im Innern Mexiko's, der Anden in Quito u. s. w. — Aus Mangel an Fruchtbarkeit sind die Savannen (durch einen Druckfehler steht hier Savonnen) wohl nicht bloss mit holzigem, aber sehr hohem Gras bewachsen, da sie nach allen Reiseberichten häufig kulturfähig sind, und auch der üppige Graswuchs schon dem Begriff der Sterilität widerspricht. Auch

sind sie nicht bloss in Nord- sondern auch in Süd-Amerika zu finden, wo sie aber in Kolumbien Llanos, und in Peru und Paraguay Pampas genannt werden. — § 10: *Benennung der einzelnen Theile des grossen Ozeans* (richtiger wohl des Weltmeers). Beym östlichen Ozean fehlen die Sunda und die Malakka-Strasse. — Die Bassa's-Strasse (statt Bass'-Strasse) S. 31 ist gewiss auch ein Druckfehler. Beym Arabischen Meere fehlt der Busen von Sind oder Kutsch. — Auch im südlichen Eismeere, das nach dem Verf. keine Polarländer in sich fassen soll, hat man neuerer Zeit Inselgruppen entdeckt, z. B. Neu-Shetland. — Im 11ten § werden die grössern Inseln und Inselgruppen aufgezählt. Unter den Inseln des Mittelländischen Meers ist gerade die wichtigste, Sizilien, vergessen worden, und unter den Ostsee-Inseln vermisst man Usedom und Wollin. Im östlichen Ozean wird Jesso oder Matsumai hier Chicha genannt. In Australien ist das Kontinent Neu-Holland auch den Inseln beygerechnet worden. — § 12: *Gebirge und Gebirgszüge in Europa.* Hier kommt also bereits der Nahme unseres Erdtheils vor, ohne dass der Verf. es für nöthig erachtet hätte, von der Eintheilung der Erde schon etwas zu sagen. Der Verf. nimmt nur 2 Hauptgebirgsstöcke, die Schweizer und Tyroler Alpen im westlichen, und den Wolchonsky-Wald, das Waldai- und Wolga-Gebirge im östlichen Theile an. Zu den Alpen rechnet er demnach nicht bloss die Pyrenäen und übrigen Spanischen Gebirge, sondern auch die Karpathen und Sudeten, sogar den Harz; zu den letztern, die er jedoch selbst mehr eine hochgelegene, grosse Fläche, als ein ansehnliches Gebirge nennt, die Finnischen, Lappländischen und Skandinavischen Bergzüge. Den letztern nennt er statt Kjölen Skiölen. Das heisst freylich sich's hübsch bequem machen! — § 13: *Gebirge von Asien.* Hier heisst es: „das Gränzgebirge zwischen Asien und Europa ist der Ural und nach N. zu das Werchoturische Gebirge.“ Wird man durch diese Stellung der Worte nicht zu der Vermuthung geführt, der Verfasser nehme unter diesen 2 Nahmen auch 2 verschiedene Gebirge an? Durch das *hohe Wolga-Gebirge*, — (das übrigens Rez. gar nicht kennt: meint der Verf. etwa das Mangischlak'sche?) — soll der Kaukasus sich mit dem Ural vereinigen!! Ein einziger Blick auf die Charte zeigt indessen die Unstatthaftigkeit dieser Behauptung. Der Kaukasus streicht bekanntlich von SO. nach NW. bis zum Asowschen Meere hinauf, und an seinem nördlichen Fuss breiten sich die Kuban'sche und Terek'sche, überhaupt die Kaukasischen Steppen aus, welche in der Vorzeit, wo der Kaspische See noch mit dem Schwarzen Meere zusammenhieng, von den Meereswogen bedeckt waren, und die bis zur Wolga reichen. Auf ähnliche Art sollen alle Gebirge dieses Erdtheils mit einander in unmittelbarem Zusammenhange stehen, so dass ganz Asien ein einziges Hauptgebirgssystem in

sich zu fassen scheint, von welchem dann alle übrigen Gebirgszüge auslaufen würden. — § 14: *Gebirge von Afrika.* Nichts Neues oder Abweichendes. — § 15: *Gebirge von Amerika.* Hier sagt der Verf.: „Ganz Amerika durchläuft auf der westlichen Seite ein Gebirge. Der nördliche Theil davon (also in Nord-Amerika?) bis nach Süd-Amerika, heisst Cordilleras, der südliche aber die Anden oder Andes.“ Hier erfährt der Leser etwas ganz Neues! Rez. wenigstens hat nicht anders gewusst, als dass die ganze auf der Westküste dieses Erdtheils hinstreichende Gebirgskette im Allgemeinen Anden, in Nord-Amerika aber insbesondere von S. nach N. Anahuac, Sierra Madre, S. Verde, glänzendes Gebirge, steiniges oder Felsen-Gebirge (Rocky Mountains), und dass nur in Süd-Amerika die höchsten Gipfel der Anden Cordilleras genannt werden. Eben so weiss Rez. nicht anders, als dass Apalachen, Alleghanys (Alleguanische Gebirge ist wohl nur ein Druckfehler? —), Blaue und Weisse Berge nur die Nahmen *Eines* Gebirgs sind, das sich nicht bloss in S. verbreitet, sondern bis zum St. Lorenzbusen hinaufsteigt. Des Landeshauptes wird keine Erwähnung gethan. — § 16: *Gebirge Australiens.* Nur der Egmont gehört Neu-Seeland, der Mauna-Perah aber den Sandwichsinseln an. — § 17: *Schlussbemerkungen über die Gebirge.* Hier sagt der Verf.: „Alle Gebirge der Erde hängen unter einander zusammen, d. h. es giebt wohl kein Gebirge, welches einzeln dastände, das nach allen Seiten so vollkommen von lauter Ebenen umgeben wäre, wie eine Insel vom Wasser. Oft sind es bloss ganz unbedeutende Höhenzüge von kaum 100 F. Höhe über die Meeresfläche, welche die letzten Zweige weit von einander entfernter Gebirge verknüpfen u. s. w.“ Freylich, wenn der Verf. dergleichen Höhen für hinreichend dazu hält, so hat er völlig Recht. Ob aber alle Geologen diese Ansicht theilen, ist eine andere Frage. Die meisten möchten wohl nur in dem Falle einen unmittelbaren Zusammenhang zugestehen, wenn der Seitenzweig, welcher 2 Gebirgszüge mit einander verbindet, aus denselben Gebirgsmassen konstruirt ist, aus welchen die Bergketten selbst bestehen. — Gegen die Eintheilung der Gebirge in Haupt-, Mittel- und kleine Gebirge hinsichtlich *ihrer Länge* wird sich auch wohl Widerspruch erheben. Denn wenn es nur auf die Länge ankommt, so würde die 5 — 6000 F. hohe Serra de Monchique, — die nach Bory de S. Vincent ein für sich bestehendes Gebirgssystem ausmacht, — nur ein kleines, das nur 2 — 300 F. über die Landfläche hervorragende Waldai-Gebirge hingegen ein Hauptgebirge genannt werden müssen. — § 18: *Die vorzüglichsten bekannten Vulkane.* Da der Verfasser selbst einräumt, dass dieser § von Vielen für überflüssig gehalten werden möchte, so sagt Rez. darüber weiter nichts, als dass er darin nichts Neues gefunden habe, und dass derselbe auch nicht auf Vollständigkeit An-

spruch machen dürfe. — § 19: *Verzeichniss der merkwürdigsten Berge nach ihrer Höhe über die Meeresfläche.* Auch diesen § werden viele Leser, obschon er in allem nur 52 Nahmen, vom Dhawalayeri an bis zur Landskrone herab, enthält, in einem solchen Werkchen für entbehrlich erklären. — § 20: *Die merkwürdigsten Seen.* Ziemlich oberflächlich. So fehlen der Müritz- und Plaue'sche See im Meklenburgischen, die grossen Seen Irelands und Hollands, die grossen Seen China's. Beym Ober-See in Nord-Amerika hätte bemerkt werden sollen, dass er nächst dem Kaspischen Meere das grösste Bassin darbiete. — § 21: *Die bedeutendsten Flüsse aller 5 Erdtheile.* Unter den in den Finnischen Busen fallenden Gewässern fehlt die Newa, obschon sie wasserreicher ist als die hier aufgenommene Narwa und Wolchow. — § 22: *Vergleichende Uebersicht der Länge mehrerer Hauptströme der Erde*, 29 an der Zahl. Ebenfalls sehr entbehrlich. Die Länge der Loire zu 115 Meilen ist um fast 30 Meilen zu niedrig angeschlagen. — § 23: *Uebersicht der vorherrschenden Produkte in den Ländern, Flüssen und Meeren der verschiedenen Zonen.* Einer der interessantesten und zweckmässigsten Abschnitte des Werkchens. Denn nichts ermüdet wohl mehr, als das ewige Wiederhohlen von Produktennahmen, die so vielen Ländern gemeinschaftlich sind, zumahl da die nähere Beschreibung dieser Gegenstände der Naturgeschichte vorbehalten bleiben muss. Es ist daher Schade, dass der Verf. diesem Verzeichnisse nicht grössere Vollständigkeit gegeben hat. Denn unter den bekanntesten Früchten und Gewächsen der heissen Zone hat Rez. Bananen, Pataten, Maniok, Manglebäume, Aloë, Sandel- und Thekholz, Bambusrohr u. s. w. vermisst. Ginseny und Rhabarber sind keineswegs Gaben der heissen, sondern der gemässigten Zone; denn das Vaterland von beyden ist Hoch-Asien.

2te Abtheilung: (S. 69—216.) *Die Erde als ein von Menschen bewohnter und unter Völker und Staaten vertheilter Körper.* § 1: *Die Hauptstämme, in welche sich das gesammte Menschengeschlecht eintheilen lässt. Einige der merkwürdigsten Menschengattungen.* — *Verfassungen.* — Die Mohren sind keineswegs *Abkömmlinge* der Mauren; sondern diess Deutsche Wort bedeutet entweder die Mauren selbst, oder, was wohl noch richtiger ist, die Neger. Uebrigens zählt der Verf. die Mauren der Aethiopischen Hauptrasse bey, da sie doch, als allgemein anerkannte Stammgenossen der Araber, zur Kaukasischen Rasse gehören. — Warum nach Beschreibung der 5 Hauptrassen unter den durch Vermischung entstandenen Menschengattungen, den Mulatten, Mestizen u. s. w., auch so recht ex abrupto die Creks — wohl richtiger Creeks oder Criks — herbeygezogen werden, kann Rez. nicht begreifen, da sie doch offenbar unter der Amerikanischen Rasse hätten vorkommen

sollen. Nicht bloss die Pescheräs, sondern auch die Aetas auf den Philippinen, die Eingebohrnen des Australlandes u. s. w. stehen auf der niedrigsten Stufe der Kultur. — § 2: *Eintheilung des gesammten Festlandes in 5 Landmassen und deren Gränzen.* Dieser Abschnitt hätte bey einer konsequenten Reihenfolge durchaus der ersten Abtheilung beygegeben, und dort zwischen dem 10ten und 11ten § eingeschaltet werden sollen. Bey der *bedeutenden Anzahl* von Staaten, die man in jedem Erdtheile findet, hätte doch billig Australien ausgenommen werden sollen, da dort nur erst 2 (Sandwichs- und Sozietäts-Inseln) als solche angeführt werden können.

Bis hieher hat nun Rez. es für zweckmässig erachtet, den Verf. Schritt für Schritt zu begleiten, um dem Leser dessen Ideengang vollständig zu entwickeln, und ihn in den Stand zu setzen, dessen neuempfohlene Methode von allen Seiten würdigen zu können. Gern gesteht Rez. ein, dass er es bey einem Lehrbuche für den *ersten* Cursus allerdings sehr sachgemäss finde, wenn zuvörderst das Allgemeine von dem Besondern streng geschieden, das erstere erst vollständig gelehrt, und dann endlich auf den speciellen Theil der Erdbeschreibung übergegangen werde. Doch dehnt der Verf. den Begriff des Generellen offenbar zu weit aus, und die §§ 11, 18, 19 und 22 hätten ganz der 2ten Abtheilung aufgespart, die §§ 12 bis 16, 20 und 21 aber sehr beschränkt werden sollen. Denn allein von solchen Gebirgen, Seen und Strömen hätte hier Erwähnung geschehen sollen, welche *mehr als einem Staate* angehören, in Europa also nur der Pyrenäen, Alpen und Karpathen; des Genfer-, Boden-, Garda- und Grossen-Sees, der Donau, des Rheins, des Rhone, und, in sofern die Gränze gegen Asien nur bis zum Don vorgerückt wird, auch der Wolga. — Von hier an darf sich, weil die Beschreibung der einzelnen Länder nichts Neues darbietet, Rez. desto kürzer fassen; er braucht also bloss den Inhalt des Ueberrestes in gedrängter Kürze anzugeben, auch sich dabey, mit Uebergehung aller kleinen Mängel und Gebrechen, nur auf Berichtigung erheblicherer Verstösse und Irrthümer zu beschränken. — § 3 — 6: *Europa nach seiner Grösse und Vertheilung in Reiche.* Wales ist nicht in 6, sondern in 12 Shiren, Schottland dagegen nicht in 83, sondern nur in 29 Shiren abgetheilt. Die Besitzungen der Britten in Ost-Indien hätten geographischer benannt werden können. — Madera gehört nicht den Britten, sondern noch immer den Portugiesen. — Auf Van Diemensland ist weder der Kohlenfluss noch eine Stadt Richmond zu suchen. — Bey Russland ist das neue Gouvernement Bessarabien vergessen worden. — Frankreich: Bloss die Ost- und Südgränze ist sehr gebirgig. In Lothringen muss es statt Meurthe heissen Nancy. — Bey den Niederlanden werden mehrere Provinzen noch als Herzogthümer, Fürsten-

thümer und Grafschaften aufgeführt. — Bengalen wird hier zu den Niederländischen Besitzungen gerechnet. Auch auf Japan soll eine Niederländische Niederlassung zu finden seyn. — Emden die Hauptstadt des Königreichs soll wohl heissen Haupthandelsstadt? — Im S. Koburg. Fürstenth. Lichtenberg ist Ottweiler nicht zu suchen. — Die Preussen hier gegebene Bevölkerung von 16,300,000 Köpfen muss auf einem Druckfehler beruhen. Unter den Handelstädten des Reichs hat zwar Pillau einen Platz gefunden, aber Magdeburg, Stettin und Stralsund haben diese Ehre nicht verdient. Duisburg ist keine Universität mehr, hat auch wohl nie zu den berühmtesten hohen Schulen Deutschlands gehört. — Salzburg besitzt auch keine Universität, wohl aber Padua und Pavia. — Parma fällt allerdings einst an den Herzog von Lucca, der aber dann Lucca an Toscana abtritt, wofür dieses dem Sohne Napoleons seine Güther in Böhmen überlässt. — Kandia scheint hier zur Statthalterschaft des Kapudan Pascha gezogen zu seyn. — Bosnien und Servien sind hier als Königreiche aufgestellt. — § 7 — 10: *Asien.* Konjeh ist *nicht* die Hauptstadt von Cypern, denn diese heisst Lefkosia, sondern von der Landsch. Karamanien. — Die Länder am Kaukasus, denen ein Flächenraum von nicht weniger als 31,260 □ M. zugetheilt wird, werden hier noch als ein besonderer Abschnitt Asiens behandelt. — Afghanistan wird hier in 3 Reiche, Kandahar, Kabul und Herat abgetheilt. — Bey Japan findet der Leser noch die alten statistischen Angaben. — Der Mahrattenstaat wird hier noch in seinem vorigen Umfange (von 1817) beschrieben. — Delhi wird hier eine Volkszahl von 1,700,000, Kalkutta aber nur von 180,000 S. zugetheilt. — Dass die Niederländer im J. 1824 ihre Besitzungen auf dem festen Lande Ost-Indiens gegen Benkulen an die Britten vertauscht haben, hätte der Verf. bereits wissen können. — In Hinder-Indien werden noch Laos und Kambodscha als besondere Königreiche beschrieben. — § 11 — 14: *Afrika.* Bey mehrern Landschaften zählt der Verf. wieder Produkte auf. — Bey Nubien führt er ein *neues* Königreich, Nahmens Dekin, ein, aber leider ohne etwas Näheres darüber zu sagen. Beym Lande der Jaloffer ist der Nahme der Residenz aussengelassen. Da aber dieses Land unter mehrere Häuptlinge vertheilt ist, so ist es schwer zu errathen, welche der Verf. gemeint habe. — Bey Habessinien fehlt der Nahme der Hauptstadt Gondar. — Bey Ober-Guinea sind nicht einmahl die Reiche Aschanti und Dahomei genannt. — § 15 — 18: *Amerika.* — Die katholische Kirche ist keinesweges in *ganz* Kanada, sondern nur im Gouv. Quebeck vorherrschend. — Bey den Nord-Amerikanischen Freystaaten hätten doch wenigstens die Nahmen der einzelnen Staaten richtig angegeben werden sollen, denn Mischigur und Arkanjas sind noch blosse Gebiete. Dagegen fehlen

Maine, Missisippi und Louisiana. — Bey der dem Spanischen Nord-Amerika vorgesetzten Einleitung ist nur Mexiko, aber nicht auch Guatimala berücksichtigt worden. — Die Kolumbische Prov. Panama war doch wohl auch sonst ein Bestandtheil vom V.KR. Neu-Granada? — Das vormahlige V.KR. la Plata bildet hier noch immer *ein Ganzes*, und von der Zertheilung desselben in 3 unter sich unabhängige Staaten (la Plata, Paraguay und Bolivia) erfährt man hier kein Wort. — § 19 und 20: *Australien.* Dieser Erdtheil ist auf 2 Seiten abgefertigt worden, und selbst Neu-Guinea's wird hier mit keiner Sylbe gedacht. Die Bewohner der Sozietäts-Inseln werden noch als Heiden geschildert.

Zum Schlusse muss Rez. noch einige Worte über die Topographie sagen. Dass diese bey so beschränktem Raume nicht reichhaltig seyn kann, und bey dem Plane des Werkchens auch nicht seyn darf, liegt auf der Hand. Ob aber nicht hinsichtlich der aufgenommenen Orte hie und da eine bessere oder strengere Auswahl hätte getroffen werden können, ist eine andere Frage. So fehlen, um nur ein Beyspiel anzuführen, bey den N.-Amerik. Fr.-St. Baltimore und Neu-Orleans. — In der Regel ist auch nur den Hauptstädten die Volkszahl beygesetzt. Häufig liegen aber hier veraltete Zählungen zu Grunde. So hat Berlin erst 180,000, Warschau 76,000, Dresden 46,000 E. u. s. w. Dem Werkchen ist ein 20 Seiten langes Register beygegeben. Das Papier ist weniger, als mittelmässig, der Druck aber gut. Druckfehler sind nicht selten, aber leider nicht angezeigt.

No. 4. Die erste Auflage dieses Büchelchens vom J. 1817 hat den durch den 2ten Pariser Frieden herbeygeführten mannigfachen politischen Umänderungen seine Entstehung zu verdanken, weil der Hr. Verf. es für nöthig hielt, ein *kleines*, *wohlfeiles* Werkchen zu bearbeiten, das dem Schüler zum Lernen dienen, dem Lehrer aber Gelegenheit geben solle, einen ausführlichern mündlichen Unterricht hinzuzufügen. Zu demselben hat der Verf., nach seiner Versicherung, die besten geographischen Schriften benutzt. Die 2te Auflage erschien, wie die Vorrede besagt, nachdem die erste in 11 Monaten vergriffen war, um $\frac{1}{3}$ vergrössert im J. 1818. Und die 3te hier vorliegende Aufl. erscheint ebenfalls durchaus verbessert und vermehrt, mit Berücksichtigung der dem Verf. bekannt gewordenen Veränderungen.

Sowohl Titel als Vorrede bestimmen dieses Buch vornehmlich für Schulen, und reihen es sonach den geographischen Lehrbüchern an. Gleichwohl werden hier die Grundzüge der mathemat. und phys. Geogr. auf kaum 6 Seiten abgefertigt. Dieser offenbar sehr flüchtige Abriss derjenigen Theile der Geogr., welche bey einem Lehrbuche der Art, weil solche die Grundlage des ganzen Unterrichts ausmachen, mit besonderer

Aufmerksamkeit und Umsicht behandelt seyn wollen, steht nun, nach der Ansicht des Rez., mit dem Begriffe eines geogr. Schulbuchs in geradem Widerspruch. Auch äussert sich der Verf. nicht näher über den Gebrauch desselben; und noch weiter ist er davon entfernt, eine neue Methode anzupreissen, oder irgend einer neuen Eintheilung der Erdtheile nach Naturgränzen zu huldigen; vielmehr tritt er unbedenklich in die Fusstapfen der ältern Geographen, welche, ohne eine allgemeine Uebersicht der ganzen Erdmasse voranzuschicken, sogleich auf die mathem. und phys. Geogr. die politische folgen lassen. Rez. möchte daher dieses Buch viel lieber in die Klasse der geographischen Volksbücher versetzen, da es in einer im Ganzen leicht verständlichen Sprache und ohne grosses Wortgepränge gerade so viel vom heutigen Zustande unserer Erde vorträgt, als heut zu Tage von dem gebildeten Bürger und Landmann zu wissen verlangt werden kann, zumahl da es von groben Irrthümern und Mängeln ziemlich rein gehalten worden ist, wie nachstehende Bemerkungen näher an den Tag legen werden.

In der schon erwähnten kurzen Einleitung hätten die Gründe, welche für die Kugelgestalt der Erde sprechen, noch sorgfältiger entwickelt werden sollen. Auch kann Rez. mit der Erklärung des Wortes *Rhede* nicht zufrieden seyn. Denn diess ist ja der zunächst eines Havens liegende Theil des Meeres, welcher den Schiffen schon einen sichern Ankergrund darbietet, die daher hier vor dem Winde so lange sicher liegen, bis sie in den Haven einlaufen können.

1ster Abschn.: (S. 7 — 144.) *Europa.* Da unter den wichtigsten Flüssen dieses Ertheils Weser, Duero, Guadalquivir, Guadiana, Themse, Niemen, Dniester u. s. w. nicht einrangirt worden sind, so war Rez. verwundert, die Tiber hier genannt zu sehen. *Frankreich.* Da der Verf. hier (richtig) *der* Rhone sagt, so war es auffallend, dass er gleichwohl *die* Allier, *die* Cher, *die* Doubs u. s. w. zu schreiben sich erlaubt hat. — *Italien.* Beym Po hat Rez. den Nebenfluss Tanaro nicht gefunden. Auch wird hier die Prov. Aosta zu Savoyen geschlagen. — *Deutschland.* Unter den erheblichern Nebenflüssen der Donau sind Altmühl, Naab, Regen und Traun mit Stillschweigen übergangen worden. Unter den Binnenseen fehlt der Müritz-See. — Da die Oesterreichischen und Preussischen Besitzungen in Deutschland bey den betreffenden Staaten beschrieben werden, so hätte auch dieser Grundsatz bey Holstein und Luxemburg in Ausführung gebracht werden sollen. — *Oesterreich. Die* Inn ist wohl ein blosser Druckfehler. — Statt der unerheblichen Ips hätte die schiffbare Traun genannt werden sollen. Auch bey der Theiss wird der Leser mehrere beträchtliche Nebenflüsse, als Samosch, Marosch, Hernath, Körös u. s. w. vergeblich suchen. — Bey Ungarn hätte der Landschaften Gross- und Klein-Ku-

manien, und Jazygien, so wie der Zipser und der Haiducken-Städte wenigstens mit einigen Worten gedacht werden sollen. — *Niederlande.* Der Staat ist nicht *durchgehends* eben und niedrig. Denn der südwestliche Theil ist mit waldigen Bergen und Hügeln, die zu den Ardennen gehören, bedeckt. — *Gross-Britannien.* Alte und neue Bevölkerungsangaben wechseln hier mehr als anderwärts mit einander ab. So hat Cork erst 65,000, Waterford hingegen schon 48,000 Einw. bekommen. Auch ist bloss England an sich nach seiner Eintheilung in Shiren, Wales aber nur nach der in Nord- und Süd-, Schottland nach der in Süd-, Mittel- und Nord-Schottland, und Ireland nach der in 4 Provinzen beschrieben. Wenn das letztere der Kürze wegen für nöthig erachtet wurde, so hätte auch England bloss nach seinen 7 alten Landschaften dargestellt werden sollen. — *Europäische Türkey.* Auch hier folgt der Verf. der beliebten Eintheilung in Ejalets und Sandschaks. Lobenswerth ist es daher, dass er bey den letztern angiebt, in welcher Landschaft solche zu suchen sind. Freylich trifft diess nicht bey allen genau zu, da verschiedene derselben aus Parzelen mehrerer Landschaften zusammengesetzt sind, z. B. Sofia, welches zwar Bulgarien beygezählt wird, aber sich auch über einen beträchtlichen Theil von Thrazien verbreitet.

2ter Abschn.: (S. 144 — 175.) *Asien. Asiatische Türkey.* Im Ejalet Rakka sind die Nahmen Racca und Orfa durch einen Punkt getrennt, also als 2 besondere Orte dargestellt, obschon es nur 2 verschiedene Nahmen Einer einzigen Stadt sind. — *Afghanistan.* Hier hätte bemerkt werden sollen, dass der Herrscher nicht König, wie hier geschrieben steht, sondern ebenfalls, wie bey Iran, Schach titulirt werde. — *Hinter-Indien.* Malakka wird hier noch eine Niederländische Besitzung genannt, obgleich auf Sumatra Benkulen bereits als seit 1824 den Niederländern gehörig behandelt ist. — *China.* Die Portugisische Besitzung Makao ist zwar allerdings eine Halbinsel, aber nicht vom festen Lande, sondern nur der südliche Theil der gleichnahmigen Insel, im Busen von Kanton, deren grösserer nördlicher Theil stäts den Chinesen verblieben ist. — Die Chinesischen Ladronen sind hier, jedoch nur unter dem Nahmen Larronen, angeführt. — *Japan.* Die vulkanische Beschaffenheit des Landes ist gar nicht berücksichtigt worden. — Dunkel ist die die Regierung dieses Reichs betreffende Stelle. Vermuthlich hat der Verf. sagen wollen, dass die noch heut zu Tage, wenigstens dem Range und dem Titel nach, herrschende Dynastie des Dairy schon seit Jahrtausenden auf dem Throne des Reiches sitze.

3ter Abschn.: *Afrika.* (S. 176 — 188.) Der Flächenraum ist sehr genau auf 510,619 □ Meilen berechnet. Noch genauer und sorgfältiger hat der Verf. aber die Volkszählung veranstaltet.

Denn er bringt netto 109,779,000 Einw. heraus. Ist es nicht drollig, bey einem Erdtheile, dessen Binnenländer den Europäern bis jetzt nur an einzelnen Punkten zugänglich waren, ja dessen Küsten noch nicht einmahl gehörig erforscht sind, eine so genaue Menschenzahl zu supponiren? — *Oestliche Küstenländer.* Nach dem sonst so berühmten Reiche Monomotapa sieht man sich vergebens um. — *Sudan.* Der Stadt Tombuktu wird auf gut Glück eine Bevölkerung von 216,000 (!!) S. zugetheilt.

4ter Abschn.: (S. 188—208.) *Amerika.* — Bey Nennung des See's Parime hätte wenigstens bemerkt werden sollen, dass dessen Existenz noch nicht erwiesen sey. — *Nord-Amerikanische Freystaaten.* Hier heisst es S. 193: „Dieser ganze Freystaat besteht aus 31 freyen Staaten, die aber in allgemeinen Angelegenheiten mit einander verbunden sind." Es ist auffallend, dass ein Schriftsteller, der ein geograph. *Lehrbuch* schreibt, und in jedem noch so kleinem Handbuche wirkliche Staaten von Gebieten *getrennt* angegeben finden muss, den grossen Unterschied zwischen einem Freystaat und einem Gebiet für zu unerheblich erachten kann, als dass er nicht weiter erwähnt zu werden brauche. Gleichwohl hat er den 2 letzten Nummern Missuri und Oregan das Wort Gebiet vorgesetzt. Von diesen 2 Gebieten erfährt der Leser aber auch nichts als die Nahmen. — Der Flächengehalt Süd-Amerika's wird zu 395,000 □ Meilen angenommen, also um mehr als 73,000 zu hoch. — *Kolumbien.* Hier wird gesagt: „Diese Republik ist 1820 aus der Verbindung der *Staaten* (?) *Neu-Granada, Caracas, Quito und Panama* entstanden." Wie konfus! Die genannten Länder waren doch wohl sonst ein Theil des *Spanischen* Amerika, und durften also auf den Titel eines *Staats* keinen Anspruch machen? Und Neu-Granada bildete doch wohl mit Quito und Panama nur *ein einziges* Vize-Königreich? Richtiger musste es also heissen: Dieser Freystaat umfasst das vormahlige V. KR. Neu-Granada und die vormahlige General-Hauptmannsch. Caracas. — Der Flächenraum des Französischen Guiana's ist mit 3,600 □ Meilen viel zu hoch angenommen.

5ter Abschn.: (S. 208—212.) *Australien.* Dieser Abschn. ist sehr kurz behandelt, und besteht meistens nur aus Nomenclatur. Neu-Holland werden hier 180,000, Neu-Guinea 500,000, Neu-Britannien 200,000, Neu-Georgien 100,000, Neu-Seeland 150,000, den Sozietäts-Ins. 120,000, den Sandwichs-Ins. 450,000, den Karolinen 100,000 Einw. zugetheilt. Neu-Süd-Wales soll schon 42,000, und die Hauptst. Sidney 13,400 M. zählen. Als Zugabe ist eine Skizze von der Vertheilung der S. Gotha-Altenburgischen Lande anzusehen. Aber diese ist noch so unbestimmt, dass sie bedeutender Berichtigung bedarf, und daher wenig brauchbar ist. Den Beschluss macht ein Register.

Jedem Erdtheile ist am Schlusse der Einleitung eine Tabelle über Areal und Volksmenge der einzelnen Staaten und Ländermassen beygesetzt. Da aber diese Zahlen wiederum bey jedem einzelnen Staate oder Lande vorkommen, und Wiederhohlungen bey einem Buche von so beschränktem Raume möglichst vermieden werden sollten, so möchten diese Tabellen wohl für überflüssig zu erklären seyn. — Bey jedem Reiche werden auch die jetzt lebenden Regenten nahmentlich angeführt. Auch diess werden viele Leser für ein dem ersten Cursus gewidmetes Handbuch für zu früh ansehen. — Die Topographie unterliegt auch mitunter keiner sorgfältigen Auswahl. So hat Rez. bey Frankreich die beträchtlichen Städte: Hagenau, Schlettstadt, Chalons s. Saone, Autun, Thiers, Tarascon, Moissac, Sarlat, Libourne, Saintes, Issoudun, Saumur, u. s. w. vermisst. — Den meisten Orten ist auch die Zahl der Einw. und zwar in runden Summen beygesetzt worden, was Rez. für ein so beschränktes Werkchen sehr zweckmässig findet. Hätte doch der Verf. dieselbe Regel auch bey den Reichen und Ländern selbst gelten lassen!

Papier und Druck sind zwar nicht ausgezeichnet, aber auch nicht zu tadeln. Indessen kommen Druckfehler nicht gar selten vor, sind aber auch leider nicht angezeigt. Den Preis findet Rez. für die geringe Bogenzahl gerade hoch genug.

No. 5. In der Vorrede zur 1sten Auflage, welche im J. 1820 ans Licht trat, gesteht zwar der Hr. Verf. ein, dass eigentliche geographische Lehrbücher genug vorhanden wären, dass auch darunter mehr als *ein* vortrefliches sey; er versichert aber aber auch zugleich, dass, so viel er wisse, eine hodegetische Schrift, welche das, *worauf sich ein Lehrbuch nicht einlassen könne, zunächst und eigends behandelte*, noch Niemand herausgegeben habe. Da er nun eine solche zum Besten der Schüler für äusserst nothwendig erachte, so habe er die Ausarbeitung eines Handbuchs der Art übernommen. Vorliegende Grundlage macht aber nur denjenigen Theil davon aus, der lediglich für Schüler bestimmt ist. Das 2te Bändchen hingegen, welches ausschliesslich für Lehrer bestimmt, und rein hodegetischen Inhalts seyn sollte, würde nächstens nachfolgen. Zugleich bemerkt der Verf. aber, dass diese Grundlage den ununterbrochenen Gebrauch der geographischen Charten verlange, und schliesst mit den Worten: „Sollten demnach Kenner das Urtheil fällen, dass diese *Grundlage*, wenn man sie wie ein anderes Buch behandeln will, unbrauchbar erscheint, so ist das wohl richtig. Denn sie ist absichtlich so bearbeitet, dass sie den Mitgebrauch der Charte gar nicht entbehren kann, wie sie selber wiederum den Gebrauch der Landcharte und Erdcharte zum Behuf des geographischen Lernens und Wissens förderlich machen soll."

Die Vorrede zur *vierten* Auflage berichtet, dass dieselbe,

weil nach Verlauf eines *halben* Jahres die dritte schon vergriffen sey, verbessert und berichtigt erscheine, beklagt aber auch dabey, dass die Reinheit des Drucks sich in derselben *vermindert* habe.

Der grösste Theil der Leser wird, wie Rez. wohl mit Recht voraussetzen darf, neugierig seyn, auf welche bisher noch nicht dagewesene Weise hier die Geogr. gelehrt werde. Es ist daher doppelte Pflicht des Rez. — wenn er den Hauptzweck dieser Jahrbücher nicht aus den Augen verliehren will — auch diese Grundlage, so weit sie sich mit neuen Vorschlägen zu einem verbesserten Unterricht in dieser Wissenschaft beschäftigt, einer ausführlichern Prüfung zu unterwerfen, um die Leser zu belehren, was sie hier eigentlich zu suchen haben.

Das in 120 §§ vertheilte Werkchen zerfällt in folgende Abschnitte: *Einleitung.* (S. 1—9.) Diese handelt vom Begriff der Geogr. überhaupt, und giebt dann über die unentbehrlichsten Lehrsätze der mathem. Geogr. Auskunft.

1ste Abtheilung. (S. 10—77.) Diese beschäftigt sich ausschliesslich mit der *Erd-Oberfläche überhaupt*, oder mit der *allgemeinen Erdbeschreibung*, und zertheilt sich in 8 Lehrstücke oder Kapitel, worin die hieher gezogenen Gegenstände in folgender Ordnung vorgetragen werden:

1stes Lehrst.: *Von dem Bestand der E. O., oder Land- und Wasservertheilung.* Hier betrachtet der Verf. 1) den *Meeresstand*, wo er als eine schon ganz ausgemachte Wahrheit annimmt, dass das Meer immerfort in Abnehmen, das Land dagegen in stätem Zunehmen sey; 2) das *Erdland*, wo zwar von dessen Eintheilung in 5 Erdtheile, und in die alte und neue Welt, aber *nicht* von der ersten und nothwendigsten in festes Land oder in Inseln gesprochen wird; 3) das *Erdmeer*, wo der Verf. zuerst dessen Zerlegung in bloss 3 Hauptmassen als naturgemäss vorschlägt, von denen er das *erste* das *Binnenländische* Meer (das nördliche Eismeer und den Atlantischen Ozean in sich fassend), das *zweyte* das *Aussenländische* (aus dem grossen Ozean mit dem östlichen Meere bestehend) und das *dritte* den *Süd-Ozean* oder *das Stille Meer* (den weiten Meeresraum auf der südlichen Erdhälfte der nirgends von Küsten begränzt ist, [doch wohl mit dem Eismeer ?] begreiffend,) nennt; dann aber auch die gewöhnlichere in 5 Hauptmeere anführt.

2tes Lehrst.: *Von den 5 Welt- oder Erdtheilen*, wo über deren Gränzen und Eintheilung Bericht erstattet wird. Europa, dessen Ost-Gränze hier bis zum Ural, dem Kaspischen Meer, und zum Kaukasus vorgerückt ist, wird in Süd-, Nord-, Ost- u. Mittel-E. unterschieden, ohne bey den einzelnen Staaten und Ländern weiter auf natürliche Gränzen einzugehen; Asien wird in Nord-, Ost-, Süd-, West- und Mittel-A. und die Inseln; Afrika ebenfalls in Nord-, West-, Süd-, Ost-, Binnen-Afrika u. die Inseln; Amerika in Nord- und Süd-A. und West-Indien, und Australien

in das Kontinent, in die grössern einzelnen Inseln, und in die weiter nach Osten und NO. zerstreuten Inselgruppen abgetheilt.

3tes Lehrst.: *Von den 5 Weltmeerestheilen.* Hier wird zunächst im § 18, *Meeresgrund*, *Meeresrand und Meeresspiegel*, das Nöthigste aus der physischen Geogr., soweit solche das Meer betrifft, nachgeholt, dann jedes der 5 Hauptmeere nach seiner Ausdehnung und seinen Nebentheilen beschrieben.

4tes Lehrst.: *Von den Erzeugnissen.* Diese werden *a*) in Natur- und Kunst-, *b*) in See- und Land- und *c*) in animalische, vegetabilische u. mineralische Produkte unterschieden, und hierauf näher angegeben; wobey auch die diesen Abschnitt betreffenden Gegenstände aus der physischen Geogr. eingeschaltet sind.

5tes Lehrst.: *Von den Erdbewohnern oder den Menschen*, in welchem folgende Sätze behandelt sind: *a*) Herrschaft über den Erdboden; *b*) Religion (die Schamanische Rel. ist nicht bloss in Japan, sondern auch in Manschurey einheimisch); *c*) *Geistesbildung* (wo die Nationen in *Hirten*, *ansässige und gebildete* unterschieden werden); *d*) *Körperbildung*, welcher auch die in neuerer Zeit angenommenen 5 Hauptrassen zu Grunde gelegt werden; *e*) *Völker und Sprachen; f*) *Staaten.*

6tes Lehrst.: *Von der Gestalt des Erdbodens*, *oder von den Höhen und Tiefen.* Hier kommt in § *oben und unten* auch die Lehre von den Gegenfüsslern, Gegenwohnern und Nebenwohnern vor. Nun folgen die Abschnitte: das *Meer als Grundfläche aller Höhen;* die *Flüsse als Tiefenlinien oder Wasserwege*, wo auch von den Mineralquellen gesprochen wird; *Hauptströme in den 5 Erdtheilen; Binnen- oder Landseen* (wo statt des Champlain See's weit eher der Sklaven- und der Winnipek-See hätten genannt werden sollen); *Wasserscheide* oder *Höhenlinie; Bodengestalt* und *Bodenhöhe*, wo der ganze Erdraum in Gebirgsland, Hochland, Tiefland und Stufenland abgetheilt wird; *Bildung der Gebirge; Verzeichniss der Hauptgebirge*, die wir auf der Erde kennen; wo bey Europa zwar die Apenninen u. der Hämus (der hier zwischen dem Schwarz. u. dem Ionisch. u. Adriatisch. Meere ausgedehnt wird) als Hauptgebirge dargestellt, die Gebirge im Innern Spaniens, die Gebirge Grossbritanniens, die Sudeten, der Ural aber ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Die Karpathen sind, nach dem Verf., ein *schmales kurzes* Gebirge mit einem desto ausgedehnteren Hochlande. Ueber die Gebirge Asiens sagt er sehr zweckmässig: „Hier können nur die bekannteren unter den Hauptgebirgen nahmhaft gemacht werden, da mehr als der halbe Erdtheil, und zwar die rechten Gebirgsländer, noch zu wenig von den Europäern gesehen und beschrieben sind.“ Nachdem er nun den Ural, den Kaukasus, Taurus, Libanon, die Ghates, den Himalaja und den Altai genannt hat, fährt er fort: „Die alten Nahmen: Imaus, Emodus, wie auch die neuern Nahmen: Mus-dag, Mussart, Be-

lur, Hindukusch, Kantaisse, Bogdo-Oola u. s. w., welche den Gebirgen in N. der Ost-Indischen Landesgränze (besser Hoch- oder Mittel-Asiens) gegeben werden, bleiben hier ungenannt, weil unsere vermeintliche Kenntniss von ihnen so gut wie gar keine ist u. s. w." Mit diesem offenen Bekenntniss werden gewiss die meisten Geographen vom Fach zufrieden seyn; dagegen werden sie tadeln, dass der Verf., weil er den Altai nur auf die Südgränze des *westlichen* Sibiriens beschränkt, die *Ost-Sibirischen* Gränzgebirge, nähmlich die Sajanischen, Baikalischen, Nertschinskischen und Ochozkischen Geb., ganz unerwähnt gelassen habe. Ebenso nennt er bey Afrika den Atlas, die Abessinischen Alpen und das Kong-Geb. und rechnet die Mondsgebirge und den Lupata zu den Dingen, über welche die Geogr. erst noch mehr befriedigende Berichte abwarten muss. Auch bey Amerika führt er nur die Andes und die Apalachen an, und bemerkt dabey: „Ein weitläuftiges und hohes Gebirge in Brasilien, und die lange hohe doppelte Bergkette, welche das westliche Nord-Amerika von S. S. O. nach N. N. W. durchzieht, haben noch keinen Nahmen in der Erdbeschreibung." Letztere ist ja, nach der allgemeinen Annahme, ein Theil der Südamerikanischen Anden. Sie hat zwar strichweise verschiedene Nahmen, doch scheint der: *Felsengebirge* (Rocky-Mountains) immer allgemeiner zu werden. Die Leser werden also gleichwohl noch das *Landeshaupt* im nördlichen und das *Chiquitos-Geb.* im südlichen Amerika vermissen.

7tes Lehrst.: *Von dem vulkanischen oder unterirdischen Feuer*, wo der Verf. sowohl die vulkanischen *Räume unter* der Erdoberfläche, als auch die vulkan. *Ausgänge auf* die Erdoberfläche, und die vulkanische Gewalt *gegen* die Erdoberfläche berücksichtigt. Unter den Europäischen Vulkanen sind aber Stromboli und Vulcano unerwähnt geblieben.

8tes Lehrst.: *Von der Luft*, wo die Gegenstände: *Luftkreis*, *Lufterscheinungen*, Luftströme oder Winde, Klima, Wärme und Kälte, Schneelinie, und Zonen und Klimaten näher beleuchtet werden.

9tes Lehrst.: *Von dem Sonnenlichte*, in welchem die Artikel: Licht- und Schatten-Wechsel, Tageszeiten, Erdbahn, Himmelskugel, Jahreslauf, Tages- und Nachtlängen, Lichtklima und Zonen vorgetragen sind.

2te *Abtheilung*. (S. 78—154.) Diese begreift die *Länder-Beschreibung*, und ist keineswegs in Lehrstücke oder Kapitel, (was doch wohl der Konsequenz wegen sachgemäss gewesen wäre,) sondern nur in §§ 62 abgetheilt, von welchen 33 auf Europa, 8 auf Asien, 7 auf Afrika, 11 auf Amerika, und 3 auf Australien fallen.

Europa. Der Flächenraum wird zu 175,000 □ M., die Population aber nur zu 185 Mill., also um 31 bis 32 Mill. zu *gering*

angegeben. Die einzelnen Staaten werden nach ihrer geographischen Lage, nach Umfang, Gränzen, Flächenraum, Oberfläche, Boden, Klima, Bewässerung, Produkten, Einwohnern und Landestheilen, zwar in gedrängter Kürze, aber ziemlich befriedigend beschrieben. Nur ist mehrentheils die Topographie zu dürftig ausgestattet worden, denn sie beschreibt z. B. bey *Portugal* nur die Orte: Tavira, Elvas, Setuval, Lissabon, Cintra, Mafra, Belem, Caldas, Coimbra, Porto (wo nicht einmahl der neuen Stadttheile gedacht wird) und Braganza, also nicht einmahl Braga, Viana, Ovar, Vizeu, Santarem, Evora u. s. w. — *Spanien.* Das Gebirgssystem ist ziemlich richtig angegeben, nur das Guadalupe-Geb. wird nicht erwähnt. Die Volkszahl ist zu 10 Mill., also zu niedrig angeschlagen. Wenigstens in *Katalonien* hätten noch die Fabrikstädte Rues, Mataro und Olite aufgenommen werden sollen. Gibraltar ist mit 4000 Einw. abgefertigt worden. — *Italien.* Im Oesterreich. KR. Lombardey-Venedig hat d. Verf. mehrern Städten ganz veraltete Volkszahlen beygesetzt. So hat hier Venedig noch 150,000, Brescia noch 40,000, dagegen Verona nur 40,000, Padua nur 28,000, Mantua nur 20,000, Lodi nur 12,000 Einw. Nach den Städten Vicenza, Udine, Chiozza, Treviso, Bassano, Crema u. s. w. sieht man sich vergebens um. — In Piemont sind nur Turin und Aosta nahmhaft gemacht. Im Kirchenstaate hätten wenigstens noch Perugia, Civita vecchia, Urbino, Sinigaglia und Rimini die Aufnahme verdient. In Neapel beschränkt sich die ganze Topographie auf die Hauptstadt, Taranto, Capua und Gaëta, und auf Sizilien auf Messina, Catanea, Syragossa und Palermo. — *Europäische Türkey.* Sie soll eins der höchsten Länder Europa's seyn, obgleich der Verf. weiter unten selbst berichtet, dass im N. der Donau und an ihrer Mündung *ausgedehntes* Tiefland zu finden sey. Aber auch ein Theil der Westküste Griechenlands ist ja niedrig und sumpfig. Die Türkey wird übrigens nach ihren alten Bestandtheilen dargestellt. — Livadien hat hier nur 275 □M., was offenbar zu wenig ist. Ebenso scheint auch das Areal Makedoniens zu 720 □ M. etwas zu gering geschätzt worden zu seyn. Konstantinopel hat 800,000 und Philippopel 120,000 E. erhalten. — *Ungarn* ist hier nur mit 4000 □M. und mit 7½ Mill. E. angesetzt. Das *Karpathische Gebirge* bekommt nur eine Länge von 10 M., das *Karpathische Hochland* aber von mehr als 100 M. Also verdienen die 6—8000 F. hohen Gipfel der Karpathen in Siebenbürgen, das der Verf. selbst eins der höchsten Länder in Europa nennt, keineswegs den Nahmen Gebirg? *Pressburg* wird hier als Festung bezeichnet, *Ofen* aber nicht; was doch umgekehrt seyn sollte. — *Ungarische Nebenländer*, Slavonien, Kroatien, Dalmatien, und Siebenbürgen, mit Einschluss der Militärgränze, die aber hier mit keiner Sylbe erwähnt wird. *Galizien* hat hier erst 3,800,000 Einw. und soll *nicht einmahl Obst* erzeugen. Rez. hat aber immer gelesen, dass es zwar aller-

hand Obstarten, aber aus Mangel an Betriebsamkeit nicht in ausreichender Menge erzeuge. — *Preussen.* Die 3 nicht zu Deutschland gehörigen Prov. haben hier erst 2,200,000 Einw. bekommen. — *Deutschland.* Den meisten grössern Nebenflüssen der Hauptströme sind ihre bedeutendern Zuflüsse beygesetzt, nur der Moldau widerfährt diese Ehre nicht. Bey der Oder fehlen die Bartsch und die Peene. Auch die Küstenflüsse Ems, Jahde, Eyder, Trave, Warnow, Persante, Stolpe u. s. w. sind ganz und gar vergessen worden; ebenso die Landseen und Moorstriche. Bey den Städten der Preussischen Prov. ist häufig in Parenthesi der Nahme der vorigen Prov. beygesetzt, und insonderheit bey einigen der vor dem J. 1815 zum KR. Sachs. gehörigen das Wort *Kursachsen.* Aber Sachsen war schon seit 1807 kein Kurfürstenthum mehr. — Bey Hannover hätte das Niederstift Münster besser die Standesherrsch. Meppen genannt werden sollen. Auch fehlt der Kreis Emsbüren ganz. — Beym KR. *Sachsen* ist sowohl der Flächenraum (300 □M.) als die Volksmenge (1,450,000 Einw.) etwas zu hoch angeschlagen. Es war übrigens vor dem Jahre 1814 nicht *fast*, sondern *mehr als* noch einmahl so gross. — *Lippe* und *Schaumburg* werden noch Grafschaften genannt. — Saalfeld im Lande der Sächsisch Ernestinischen Linie ist nicht Altenburgisch, sondern jetzt Meiningisch. — In F. Waldeck ist nicht die Hauptstadt, aber der Badeort Pyrmont nahmentlich angeführt. — *Böhmen und Mähren* werden im § 79 und die übrigen Oesterreichischen Prov. in Deutschland im § 80 als 2 für sich bestehende Länder beschrieben. Warum sie aber nicht unter einem gemeinschaftlichen Titel in einen Abschnitt zusammenzogen worden sind, kann Rez. nicht einsehen. — *Schweiz.* Das Land ist kaum zur Hälfte bewohnbar. Der Rhone ist hier überall ein Femininum. — *Frankreich.* Hier sagt der Verf. S. 135: „Die Nahmen und Lage der Gebirge, wie auch Nahmen, Quellen, Lauf und Mündung der Flüsse, werden durch die Benennung der Departements kenntlich gemacht, ausgenommen 1) das inländische Gebirge, die Sevennen, zwischen Lyon und Toulouse, am südöstlichen Rande des Auvergner Hochlandes, 2) die Flüsse Adour, Dürancee, Ill, Sarre, Sambre und Schelde.“ Diese Annahme ist wohl nur zum Theil wahr. Das Dept. Isère liegt doch wohl auch grössten Theils innerhalb der Alpen, und trägt demungeachtet von einem Flusse den Nahmen. Die Gebirge Wasgau und Ardennen sind nicht bloss auf die Depart. d. N. beschränkt; ebenso wenig der Jura auf das nach ihm benannte Depart. Und geht bey den nach Flüssen benannten Prov. immer dessen Grösse, der Lauf und die Mündung dieser Flüsse hervor? Der Leser denke nur an das Depart. Saone-Loire, Loiret, Loir-Cher u. s. w. Das Reich wird nach der alten Eintheil. in 20 Prov. abgehandelt u. die Nahmen der Depart. sind nur in Parenthesi beygesetzt. — *Niederlande.* Hier hät-

ten die ausgedehnten Torfmoore angemerkt werden sollen, so wie auch die Seen Hollands. — Ostende, Dornick, Kortryck, Ypern, und andere beträchtliche Städte sind nicht aufgenommen worden. — *Gross-Britannien.* Das Gebirgssystem ist ganz mit Stillschweigen übergangen, und unter den Kanälen bloss der Bridgewatersche genannt worden. Leeds, Sheffield, Norwich, Nottingham und viele andere merkwürdige Orte sucht man vergebens. In Schottland findet man bloss Edinburgh mit Leith, Glasgow, New Aberdeen, und Inverness, und in Ireland nur Dublin, Belfast, Limerik und Cork. — *Dänemark.* Es soll aus *lauter* Tiefland bestehen. Aber der Verf. hat dabey wahrscheinlich nicht an den hohen, sandigen Haidestrich, der das Innere der ganzen Halbinsel durchstreicht, gedacht. — *Schweden.* Die allgemeine Schilderung ist gar zu dürftig ausgefallen. — *Russland*, mit Einschluss von *Pohlen* und des weiten Landesstrichs in SO., in W. des Ural und in N. des Kaukasus = 80,000 □M. mit 55 Mill. Einw. Der Wolchowsche Wald soll sich bis auf 3000 F. hoch erheben. Das Reich wird hier nur in Nord-, Mittel- und Süd-Russland zerlegt.

Asien. (S. 155 — 168.) *Nord-Asien* oder *Sibirien* = 250,000 □M. mit 4 Mill. Einw. — Sehr richtig bemerkt der Verf., dass der Russ. Antheil an Daurien (der Kreis Nertschinsk) und das Land am Uralstrome nicht die Sibirische Landesnatur haben. — *Tungusenland*, wobey behauptet wird, dass Tschoka nach neuern Entdeckungen (nach welchen?) *eine wirkliche Insel* sey. — *Korea*, in 4 Zeilen abgefertigt. — *China.* Diess wird hier sehr richtig ein sehr grosses, übermässig in O. bevölkertes, in W. unbekanntes Land genannt. — *Japan*, auch nur in 12 Zeilen beschrieben. — *Thibet*, wobey nur der Dalai-Lama erwähnt wird. — *Mongolenland;* — *Bucharenland*, wohin nicht bloss die Chinesische Prov. Turfan, sondern auch die s. g. grosse Bucharey und die zu Afghanistan gehörige Prov. Balkh gerechnet wird — *Tatarenland*, (das heutige Turkestan.) — *Asiatische Türkey*, ohne allgemeine Schilderung des Ganzen sofort nach seinen Bestandtheilen (Natolien, Syrien, Mesopotamien, Babylonien, Assyrien, Armenien und Georgien) abgehandelt. — *Russisches Gebiet auf der Südseite des Kaukasus*, hier bloss aus Mingrelien, Grusinien, Schirwan und Daghestan bestehend. — *Arabien.* Hier heisst es: „Arabien ist das wasserärmste Land in Asien, durch weite Wüsten unzugänglich, (doch nicht von der See aus?) daher aber auch unbekannt. *Kein Regen, keine Flüsse, kein urbarer Boden u.s.w.!!!* Jeder Leser wird diess als Uebertreibungen anerkennen, und diese sollen in einem Lehrbuche sorgfältigst vermieden werden. Bemerkenswerth ist, was hier der Verf. über den ursprünglichen Jordan-Lauf zwischen dem Todten Meere und dem Busen Aila sagt. — *Persien*, die Reiche Iran, Af-

ghanistan und Beludschistan umfassend. — *Indien.* Im Artikel Vorder-Indien hat sich beym Strome Indus ein sonderbarer Irrthum eingeschlichen. Denn der Punjund (wohl richtiger Punjab oder Pentschab) ist nicht der Nahme eines Nebenflusses, sondern der einer von 5 Nebenflüssen des Indus bewässerten Landschaft, die zur Prov. Lahore gehört. Und diese 5 Flüsse fallen theils dem Sedletsch (Seetuledge) theils einzeln dem Indus selbst zu. — Kaschmir wird hier zu Ost-Indien gerechnet. Eben so gut hätten dann aber auch, wenn einmal natürliche Gränzen gelten sollen, die meisten Prov. von Afghanistan, soweit solche zum Stromgebiet des Indus gehören, hieher gezogen werden sollen. — Von der Westküste sollen die Britten nur einen kleinen Theil besitzen. Diese Angabe hatte wohl noch vor dem J. 1817 so ziemlich ihre Richtigkeit; seitdem haben die Britten aber auch den ganzen Küstenstrich, so weit er zum westlichen Mahrattenreiche gehörte, zu ihren unmittelbaren Besitzungen geschlagen. Auch müssen die Niederländer unter den Nationen, die hier Etablissements haben, gestrichen werden. — Gar zu kurz sind die *Asiatischen Inseln* behandelt.

Afrika. (S. 169—179.) *Berberey* und *Marokko* — *Sahara* und *Aegypten.* Erstere hat hier einen Flächenraum von 100,000 □M., worin 50 grössere u. kleinere Oasen. — *Senegambien*, *Ober-Guinea*, *Nieder-Guinea*, *Kapland*, *Kaffernland*, *Ostküstenländer* — *Habesch.* Die Einw. sind nicht durchgängig Christen, sondern es giebt hier auch viele Muhamedaner und Fetischanbeter. Die Reiche, in welche das Land gegenwärtig zerfallen ist, werden nicht nahmhaft gemacht. *Nubien*, *Hoch-Sudan*, *Nieder-Sudan*, *Afrikanische Inseln.*

Amerika. (S. 179—194.) *Nord-Amerik. Bundesländer.* Louisiana besteht nicht bloss aus den 2 Gebieten Arkanjas und Missuri, sondern auch aus den 2 wirklichen Staaten Louisiana und Missuri. Uebrigens wird auch hier Mitschigan als der 25ste Staat aufgezählt, der diess seit dem J. 1824 seyn soll. — *Brittisches Nord-Amerika.* Die Insel Amelia ist zu Ende der Bermudas-Inseln genannt, hätte aber richtiger bey den Nord-Amerik. Fr.-St. angeführt werden sollen. — *Labrador* und *Grönland.* — *Freystaaten Mexiko und Guatimala.* Warum Kalifornien unter einer besondern Nummer aufgeführt, und nicht bey Mexiko mit beschrieben worden ist, davon kann Rez. keinen Grund angeben. Unter den Städten hätten doch wenigstens Puebla, Queretaro und Tlascala die Aufnahme verdient. — *Nordwest-Küstenländer.* — *Binnenländer.* — *Süd-Amerika. Vier neue Freystaatengebiete:* 1) *Columbia.* S. 188 heisst es bey Quito: „um Quito, wo seit dem letzten vulkanischen Ausbruche sich das Klima sogar *fortdauernd schlecht* erhält.“ Was will der Verf. mit dem Worte: *schlecht* hier sagen? — 2) *Peru;*

3) *Chile*, und 4) *la Plata*. Dass letzteres gegenwärtig in 3 Staaten zerfallen ist, davon schweigt der Verf. ganz. — *Brasilien*, eingetheilt in eigentliches Brasilien, Paraguay Portugisischen Antheils, Amazonenland, und Guiana ebenfalls Portugis. Antheils. Olinda heisst nicht die heutige HSt. von Fernambuco sondern Fernambuco oder Recife. — *Französ.*, *Niederländisches und Brittisches Südamerika.* — *Patagonien* mit den Inseln. Der auffallende Mangel an Waldungen wird nur auf der Ostküste wahrgenommen, denn die Westküste, vornehmlich das Land der Araukanen ist mit dichten Waldungen bedeckt. — *West-Indien.* Barthelemy soll jetzt nicht mehr Schwedisch, sondern Brittisch seyn. Bey Porto Rico ist nicht einmahl der Nahme der HSt. genannt.

Australien. (S. 195 — 198.) Das *Australische Kontinent.* Vom neuern passendern Nahmen: Australland, weiss der Verf. noch nichts. Auch wird noch nichts von den neuen in N. von Port Jackson gemachten Entdeckungen und neuen Etablissements gesprochen, sondern nur kurz die im Jahre 1813 gelungene Uebersteigung der blauen Berge berührt. Aber der angetroffene Fluss strömt nicht zur Küste, sondern ins sumpfige Innere. Bey Neu-Guinea hätte bemerkt werden sollen, dass es, den hohen, steilen Küsten nach zu urtheilen, als ein Hochland angesehen werden müsse. Von den kleinern Inselgruppen sind nur die vorzüglichsten aufgenommen. Die *Sandwichs-Inseln* erhalten hier 340 □ M. und 750,000 Einw.

Nur bey den Europäischen Staaten und bey den vorzüglichsten Inseln findet der Leser Angaben über Arealgrösse und Volksmenge, zwar gewöhnlich in runden Summen; doch mag diess Rez. bey dem beschränkten Raume und bey dem Hauptzwecke des Buchs nicht tadeln. Aber ein Uebelstand ist es, dass der Verf. bey den übrigen Erdtheilen so karg mit diesen Angaben gewesen ist. Dass ferner die Topographie hier ungemein dürftig ausgefallen, und dürftiger als in andern Werken von gleichem Umfange, wird man schon aus den bey einigen Ländern angegebenen Beyspielen abnehmen können, so wie dass die fast bey allen Orten beygefügte Einwohnerzahl (die natürlich auch nur in runden Summen besteht) bald auf neueren bald auf älteren Zählungen beruht. Dass endlich in einem solchen Buche wirkliche statistische Angaben, so wie die Nahmen der Herrscher nicht aufgenommen worden sind, wird wohl Niemanden befremden.

Diess ist nun der Inhalt vorliegender hodegetischen Schrift, von welcher ihr Verf. in der Vorrede so viel Besonderes behauptet. Fragt nun aber der Leser, worin dasjenige, worauf ein Lehrbuch sich nicht einlassen könne, und was desshalb hier zunächst und eigends dargestellt worden seyn solle, eigentlich bestehe? so muss Rez. die Antwort schuldig blei-

ben; denn er hat, so gut als die Leser, im ganzen Werke nichts Neues und Unerwartetes angetroffen. Der ganze Unterschied dieser Schrift von den meisten geogr. Lehrbüchern gründet sich darauf: dass hier das Allgemeine vom Besondern streng geschieden, und dass insbesondere in der Einleitung nur die mathemat. Geographie abgehandelt, die physische hingegen überall mit den Grundzügen der politischen vermischt und in unmittelbaren Zusammenhang gebracht worden ist. In Hinsicht der Sonderung der generellen von der speziellen Geographie stimmt diess Buch also im Ganzen mit Nr. 3 überein, und so bleibt dem Verf. nur noch die Verschmelzung der physischen und politischen Geographie eigen.

Noch wird der Leser vielleicht wissen wollen, warum der Verf. so eifrig dabey auf den Gebrauch der Landcharten dringe, ja zugestehe, dass das Buch ohne solche unbrauchbar sey? Auch darauf weiss Rez. nicht viel zu antworten. Denn dass beym Unterricht in der Geographie Landcharten nicht füglich entbehrt werden können, ist eine längst bekannte Sache; dass sie aber hier doppelt unentbehrlich seyn sollen, kann Rez. nicht gut einsehen. Es müsste denn seyn wegen der Bestimmung der Gränzen, die hier häufig von Punkt zu Punkt angegeben sind, die man folglich allerdings auf der Charte nachsehen muss; wegen der Eintheilung der Länder in Gebirgs-, Hoch-, Tief- und Stufenland, über welche die Charten auch die beste Auskunft geben können; so wie wegen der bey den aussereuropäischen Erdtheilen hin und wieder eingeführten Zusammenziehung mehrerer Staaten und Gebiete in ein Ganzes, und wegen der folglich auch unter einander gemengten Beschreibung der Orte dieser Staaten.

Rez. bekennt nun nach den vorausgeschickten Bemerkungen unverhohlen, dass er auch die hier vorgeschlagene Lehrmethode für zweckmässig und empfehlenswerth halte. Dabey möchte er indessen den Rath ertheilen, dass das 2te und 3te Lehrstück nicht in der vorgeschriebenen Ordnung, sondern erst zum Schlusse vorgenommen werden möchten, so dass man auf das 1ste sogleich das 4te folgen lässt.

Papier und Druck sind gleich lobenswerth. Es ist daher zu beklagen, dass Druckfehler sich in nicht ganz unbedeutender Zahl eingeschlichen haben. Auch werden die Leser ein Register vermissen und das blosse Inhaltsverzeichniss nicht ausreichend finden.

No. 6. Der im Fache der Geographie so unverdrossen arbeitende Hr. Verf. lässt von seiner *kleinen Geographie*, von welcher die erste Auflage im Jahre 1808 die Presse verliess, schon die 16te Aufl. ans Licht treten, und versichert in der Vorrede, dass in derselben kein § ohne bedeutende Verbesserungen geblieben sey. Rez. hat nun zwar gerade mehrere der

vorhergehenden Auflagen nicht zur Hand, doch darf er dieser Versicherung schon um desswillen Glauben beymessen, weil der überall sichtbare Fleiss, womit fast alle politischen Veränderungen sowohl als auch alle neuen Entdeckungen berücksichtigt worden sind, einen sichern Beleg zu dieser Versicherung liefern.

Obschon nun der Verf. auch in dieser Auflage nicht von seinem frühern Plane abgewichen, und dieser Plan, — wie schon als allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf, — ganz dem ältern Ideengange huldigt, nach welchem erst die vornehmsten Lehrsätze aus der mathematischen und physischen Geographie entwickelt und dann die Erdtheile in gewohnter Reihenfolge in politischer Hinsicht beschrieben werden; so hat doch dieses Werk trotz des Mangels an Vorschlägen zu neuen verbesserten Lehrmethoden und ungeachtet der so zahlreichen Concurrenz mit noch, jedoch einzig und allein wegen geringerer Bogenzahl, wohlfeilern Lehrbüchern in Zeit von 19 Jahren 16 Auflagen erlebt, was doch wohl für den innern Werth und die hohe Brauchbarkeit desselben sprechen muss.

Auch wird die nähere Beleuchtung desselben den Leser sattsam überführen, dass es unter allen hier beurtheilten Werken das *reichhaltigste* und *vollständigste*, so wie auch in Verhältniss zur Bogenzahl das *wohlfeilste* sey.

Die *Einleitung* (S. 1 — 20) beschäftigt sich nach Erklärung des Begriffs der Geogr. und deren Hülfsmittel in 21 §§ mit der mathematischen und in 8 §§ mit der physischen, so wie in 7 §§ mit den allgemeinen Umrissen der politischen Geographie. Erstere hätte freylich etwas vollständiger und gründlicher dargelegt werden können. Denn dass, wie gleich § 1 beginnt, die Erde ein Planet sey und sich um die Sonne bewege, durfte wohl nicht so apodiktisch hingeworfen, sondern musste erst bewiesen werden. Auch hat hier der Uranus statt 8, erst 6 Monde erhalten. — S. 11 wird der Gehalt der ganzen Erdfläche zu 2,392,853 □ Meilen berechnet, von welchen 2,332,000 bewohnbar seyn sollen. Allein welchen Maassstab hat der Verf. bey der Bewohnbarkeit zu Grunde gelegt? Wahrscheinlich erklärt er bloss diejenigen Landmassen, welche unter ewigem Schnee und Eis begraben liegen, für unbewohnbar. Aber schon die nördlichen Polarländer haben wahrscheinlich einen Flächenraum von mehr als 70,000 □ Meilen. Sollten nicht sämmtliche Landseen, Teiche, Flüsse des Erdballs u. s. w. einen Flächenraum von 50 — 60,000 □ Meilen bedecken? Wo kommen nun die wirklichen so ausgedehnten Sandwüsten Afrika's und Asiens hin? Und müssen nicht auch die in die Schneelinie hinausreichenden Gipfel der Hochgebirge hieher gerechnet werden? Also ist die Ausdehnung des *bewohnbaren* Theils der Erdoberfläche offenbar zu hoch angeschlagen worden. Auch wird hier ferner der *Hochebenen* (Plateau's) mit keiner Sylbe

gedacht, sondern die ganze Erdoberfläche nur in Bergstriche und flaches, ebenes Land unterschieden. — Nicht bloss nach den Graden der Höhe zeigt sich auf den Gebirgen üppiger Pflanzenwuchs, sondern auch nach ihrem sanftern oder steilern Abfall. Denn wie häufig finden sich nicht selbst in Deutschland niedrige nackte Flözgebirge, nur mit höchst sparsamen Pflanzenwuchs bekleidet? — Auch die Erklärung der *Steppenstriche*, d. i. Land, in dem kein Gesträuch, kein Baum *fortkommt*, möchte Widerspruch finden. Denn es sollte vielmehr heissen: *zu finden ist.* Diese Steppenstriche sind ja häufig der Kultur empfänglich, und selbst zum Anpflanzen von Obst- und Waldbäumen geschickt. Auch der *grosse Steppengürtel*, den der Verf. in Form eines ◡◠◡ von den höchsten Andenspitzen Süd-Amerika's, der Bergplatte von Tschimborasso und Antisana längs des linken Ufers des Orinoko nach Afrika durch die Sahara, und von da nach Asien durch die Arabischen Wüsten, durch die Dschesira und die Gedrosia zum Gipfel der alten Welt, dem Himalaja zieht, möchte Vielen nur ein Spiel der Phantasie dünken, da die nichts weniger als unfruchtbaren, hin und wieder selbst gut bewässerten Savannen oder Llanos Kolumbiens doch wohl nicht mit den so furchtbaren Sandwüsten der Sahara und Arabiens in Parallele gestellt werden dürfen. — Der Verf. nimmt nicht weniger als 3,064 Sprachen (wohl richtiger Dialekte) nähmlich 987 Asiatische, 587 Europäische, 276 Afrikanische und 1214 Amerikanische an. Wo bleiben aber die Australischen?

1ste Abtheilung. *Europa.* (S. 21 — 207.) Areal 153,865 □ Meilen innerhalb der ältern Gränzen, welche die untere Wolga Asien zutheilen. Unter den Hauptgebirgen fehlen auch hier die Spanischen, Französischen, Brittischen u. s. w., und nur die Pyrenäen, Alpen, Karpathen u. s. w. werden dazu gerechnet. Einwohnerzahl 210,815,500 S. mit 12 *Haupt*sprachen. Eintheilung in Ost- und West-Europa. — *Portugal.* Hier hat Rez. Santarem, Ovar, Vizeu, Aveiro, Viana, Torres Vedras u. s. w. vergeblich gesucht. — *Spanien.* Die Gebirge sind noch nach der alten Annahme, nicht nach Antillon's oder Bory de S. Vincent's System dargestellt. Auch wird nicht erwähnt, dass das Innere eine 2—3000 F. hohe Hochebene sey. Ausser den 6 Hauptströmen wird weder ein Neben- noch ein Küstenfluss genannt. Auch wird mit Stillschweigen übergangen, dass die Fabriken neuester Zeit immer mehr in Verfall gerathen, dass Handel und fast alle Gewerbe stocken, und dass selbst der Ackerbau in allen Provinzen sich im kläglichsten Zustande befinde. Madrid hat nur noch 114,000, Barcellona nur noch 98,000, dagegen Sevilla noch immer 96,000, Valencia 106,030, Granada 66,661, Malaga 52,376, Cadix 70,000, Zaragossa 55,000 Einw. u. s. w. Die Topographie ist auch sehr flüchtig ausgewählt, denn sie beschränkt sich z. B. bey Granada auf die

Hauptstadt, Malaga und Almeria, bey Valencia auf die Hauptstadt, Alicante, Castellon d. l. Pl. und Xativa, bey Katalonien auf Barcellona, Gerona, Lerida, Urgel, Tarragona, Tortosa und Cardona. — *Frankreich.* Hier werden die Landes (jedoch ohne Angabe ihres Umfangs), und die Crau der Provence, aber nicht die Kreidehügel der Champagne erwähnt, leider aber auch auf die höhere oder geringere Fruchtbarkeit der einzelnen Provinzen keine Rücksicht genommen. Auch hier steht statt *der*, die Rhone. Volkszahl im J. 1825: 32,192,000 Einwohner. Paris hat mit Einschluss der 80,000 Fremden 892,000, Lyon 144,033, Amiens 41,107, Nismes 37,908, Caen 36,664, Montpellier 35,123, Toulon 30,798, Rennes 29,589, Besançon 26,388, Brest 26,361, Versailles 27,528, Limoges 24,992, Orient 17,115, Cherbourg 15,855, Bayonne 13,248, Rochelle 12,327, Pau 11,444, Barle Duc 11,432 Einw. u. s. w. — Die Topographie ist zwar vollständiger als in Spanien, doch vermisst man noch mehrere beträchtliche Städte. — *Italien.* Areal = 5,798 □ Meilen. — Der Montblanc hat hier eine Seehöhe von 14,763 und der Mont Rosa von 14,210 F. — Volkszahl 20,253,400 K. — *Sardinische Staaten* mit 4,168,414 Einw. — *Kirchenstaat.* Rom hat nur 139,847 Einw. — *Beide Sizilien.* Auch hier ist die Topographie sehr dürftig. Die Hauptstadt Neapel zählt ohne 4,213 Fremde, ohne Garnison, 351,754, Palermo 167,505, und Messina 73,000 Einw. — Die Inseln Malta mit 97,629 Einw. — *Schweiz.* Wahrscheinlich durch ein Versehen hat hier der Jura seinen Platz zwischen dem St. Gotthard und dem Simplon gefunden. — *Niederlande* mit nur 1187 □ Meilen und 6,059,506 Einw. Amsterdam hat 200,782, Brüssel über 100,000, Rotterdam 59,000, Antwerpen 60,057, Lüttich 53,512, Brügge 34,248, Doornick 23,256, Haarlem 21,240 Einw. u. s. w. Bey den Prov. Antwerpen und Drenthe ist bereits der neuangelegten Armenkolonie gedacht. — *Deutschland.* Hier hätte Rez. den Gebirgen eine bessere Reihenfolge gewünscht. Denn hier heisst es: „Die Hauptgebirge sind der Harz, Schwarzwald, die rauhe Alp, die Rhätischen, Norischen, Karnischen und Iulischen Alpen, das Fichtelgebirge, der Kahlenberg, Birnbäumer Wald“ u. s. w. Und nachdem fast alle Gebirgszüge aufgezählt worden sind, folgt der Satz: „Viele hohe Spitzen dieser Gebirge starren von ewigem Eis und Schnee.“ Wäre es demnach nicht weit schicklicher gewesen, mit den verschiedenen Zweigen der Alpen (unter denen die Alpen im Allgau dennoch vergessen worden sind,) den Anfang zu machen, auf welche auch der Nachsatz von ewigem Schnee und Eis *allein* passt, und dann die übrigen Gebirge der Reihe nach, nach N. zu, folgen zu lassen, so dass der Harz und das Wesergebirge den Beschluss machten? — Auch die verschiedenen Flusssysteme sind nicht mit gehöriger Sorgfalt behandelt. So feh-

len bey der Donau die Nebenflüsse: Altmühl, Regen und Traun; beym Inn: die Salzach; beym Main: die Rednitz; bey der Weser: die Hunte; bey der Aller: die Leine; bey der Elbe: die Iser, schwarze Elster, Ilmenau und Oste; bey der Saale: Unstrut, weisse Elster und Bude; bey der Moldau: Sazawa, Beraunka, Luschnitz und Watawa, bei der Oder: die Bartsch, Lausitzer Neisse, der Bober, und die Peene. In der Zahl der schiffbaren Küstenflüsse, unter denen der Ems der erste Rang hätte angewiesen werden sollen, fehlen noch Persante und Stolpe. Des neuen Kanals zwischen der Ems und der Lippe ist auch noch nicht gedacht worden. — Bevölkerung im J. 1826 32,510,077 Einw., wovon 18,490,000 Kathol. 13,280,000 Protest. und Herrnhuther, 6,300 Mennoniten, 650 Griechen, 250 Armenier, und 290,000 Juden. — Zu den Deutschen Bundesländern Oesterreichs ist nicht bloss der grösste Theil, sondern das *ganze* KR. Illyrien, desgleichen auch das Galizische Herzogth. Auschwitz mit Zator gezogen worden. — KR. *Baiern.* Flächengehalt nur 1,382$\frac{3}{5}$ □ Meilen mit 3,800,000 Einw. München hat 75,000, Nürnberg 39,557, Ansbach 16,376, Bayreuth 13,986, Fürth 13,728, Passau 10,300, Erlangen 11,580, Schwabach 9,515, Speier 8,225, Eichstädt 8,075, Ingolstadt 8,050, Hof 7,850 Einw. u. s. w. — KR. *Sachsen* = 271$\frac{1}{3}$ □ Meilen mit 1,273,616 Einw. Dresden hat 72,000 (?), Leipzig 39,500, Chemnitz 16,000, Bauzen 11,000, Freyberg 9,100, Zittau 8,000 Einw. u. s. w. Aber alle diese Angaben beruhen nur auf muthmaasslichen Schätzungen. — *Hanover.* Die Hauptst. gleiches Nahmens hat hier schon 27,517, Hildesheim 12,730, Lüneburg 12,098, Göttingen 9,594, Klausthal 8,227 Einw. u. s. w. — *Würtemberg* mit 360 □ Meilen, 1,505,720 Einw. Die Hauptst. Stuttgard hat 31,335, Ulm 11,931, Ludwigsburg 9,413, Reutlingen 8,831 Einw. — *Baden* mit 1,110,000 Einw. und den Städten Karlsruhe 18,866, Manheim 19,870, Freyburg 13,055, Heidelberg 11,162, Lahn 5,763 Einw. u. s. w. — *Kur-Hessen* mit 588,109 Einw. Hanau hat nur noch 9,634, Fulda aber 8,332 Einw. *Gr.-Herz. Hessen* mit nur 153 □ Meilen und 671,789 Einw. Darmstadt mit 19,982, Mainz (mit der Garnison) 26,589, Giessen 8,030, Worms 7,610 Einw. — *S. Weimar* mit 66$\frac{4}{5}$ □ Meilen 216,622 Einw. Weimar hat 9,596, Eisenach aber nur 7,634 und Jena nur noch 4,840 Einw. — *S. Altenburg* mit 23$\frac{1}{2}$ □ Meilen, 108,000 Einw. Hier fehlen die Städte Eisenberg, Schmölln, Roda und Kahle. — *Sachsen Meiningen-Hildburghausen* mit 42 □ Meilen, 140,000 Einw. Die letztere Angabe ist wohl um 7 bis 8,000 Köpfe zu niedrig. Auch werden die Aemter Kamburg und Kranniehfeld nicht erwähnt. — *S. Koburg-Gotha* mit 48$\frac{1}{2}$ □ Meilen, 151,400 Einw. — *Br.-Wolfenbüttel* mit 236,000 Einw. — *Nassau* mit 90$\frac{2}{5}$ □ Meilen, 329,424 Einw. — *M.-Schwerin* mit 224 □ Meilen, 430,927 Einw. Rostock zählt 17,398, Schwerin 12,197, Wismar, 8,988,

Güstrow 8,015 Einw. u. s. w. — *M.-Strelitz* mit 75,500 Einw. und die Residenz Neu-Strelitz mit 5,354 Einw. Hier ist die bedeutende Stadt Friedland ausgelassen worden. *Oldenburg* mit 117½ □ Meilen und 240,700 Einw. und die Hauptst. gleiches Nahmens mit 6,684 Einw. — *Schw.-Rudolstadt.* Das Zuchthaus ist nicht mehr in Schwarzburg, sondern im Jahre 1825 von da nach Rudolstadt verlegt worden. — Die freie Stadt *Hamburg* zählte im Jahre 1825 111,729 Einw. — Alle übrige statistische Angaben sind bereits allgemein bekannt. — *Preussen.* Volksmenge im Jahre 1825 12,255,000 Einw. Unter allen Ländern erfreut sich hier Preussen der reichhaltigsten Ortsbeschreibung. Denn nur allein im Reg.-Bez. Potsdam sind 41 Städte und Marktflecken und 10 Dörfer ausgehoben worden. Mehrere Städte zeichnen sich auch durch ganz neue Angaben der Volkszahl aus. Es ist daher sehr zu beklagen, dass es dem Verf. nicht möglich gewesen ist, bey allen Orten dergleichen hinzusetzen. Die bedeutendsten Städte darunter sind: Berlin mit mehr als 220,000, Breslau mit 82,284, Köln mit 59,153, Danzig mit 55,393, Magdeburg mit 36,647, Aachen mit 35,428, Potsdam mit 29,688, Stettin mit 27,020, Elberfeld mit 26,514, Düsseldorf mit 26,371, Posen mit 24,598, Erfurth mit 21,331, Elbing mit 20,707, Barmen mit 19,472, Münster mit 17,972, Krefeld mit 15,945, Trier mit 15,318, Koblenz mit 14,888 Einw. etc. — *Oesterreich.* Areal 12,147¾ □ Meilen. Volkszahl 31,625,054 Seelen. — Unter den Nebenflüssen der Theiss fehlen Samosch und Hernath, und unter denen des Po der Oglio. Der Moldau sind gar keine Nebenflüsse zugetheilt. Unter den Küstenflüssen mangeln der Bacchiglione und die Livenza. — 1) Erzherzogthum *Oesterreich* = 701 □ Meilen, 1,906,304 Einw. Wien mit 280,000, Linz mit 17,243 und Steyer mit 10,135 Einw. — 2) *Steyermark* = 399½ □ Meilen und 829,731 Einw. Nach dieser Angabe wäre denn die Bevölkerung, die sich von der im Jahre 1794 gefundenen Summe von 830,000 im Jahre 1800 bis auf 812,000 vermindert hatte, in den letzten Jahren wieder gestiegen. Die Hauptstadt Grätz hat hier aber nur 29,576 Einw. — 3) *Illyrien* = 519⅕ □ Meilen, 1,039,175 Einw. Triest hat hier schon 43,602, aber Laibach nur 9,446, Klagenfurth nur 9,113, Görz nur 8,898 und Rovigno nur 9,538 Einw. — Die Stadt *Gollscher*, der man gewöhnlich 1,600—2000 Einw. gab, hat deren nur 617, Idria dagegen statt 3,500, schon 4,139 Einw. — 4) *Dalmatien* = 273¾ □ Meilen, 323,500 Einw. — 5) *Lombardey-Venedig* (ohne neue statistische Angaben). Venedig hat hier nur noch 98,000, Padua nur 41,270 und Vicenza nur 28,765, Treviso aber 15,795 Einw. — 6) *Tyrol* mit 766,738 Einw. Innsbruck hat nur 9,026, Rovereith nur 7,205, Botzen nur 6,863, Schwaz nur 4,000, Trient aber 10,705, Pergen 8,000 und Hall 4,376 Einw. — 7) *Böhmen* mit 3,698,142

8*

Einw. — Bey Aufzählung der merkwürdigen Orte hat sich der Verf. weder an die Eintheilung in Kreise, noch an ihre Lage an Flüssen gebunden, sondern sie meist aus allen Theilen des Landes unter einander geworfen. Hin und wieder wird man einen bedeutendern Ort vergeblich suchen, z. B. Böhmisch-Leipa. Auch zeichnet sich hier allein Prag mit 107,325 Einw. durch eine neuere Angabe der Einwohnerzahl aus. — 8) *Mähren* = 481½ □ Meilen, 1,968,713 Einw. Brünn hat hier schon 35,764 und Olmütz 13,588, Troppau aber nur 9,748 Einw. — 9) *Galizien* mit 1,548 □ Meilen und 4,293,448 Einw. Lemberg hat hier erst 41,493 und Brody 16,511 E. — 10) *Ungarn* mit *Slavonien* und *Kroatien* = 4,180⅕ □ Meilen mit 9,444,093 E. Pesth hat hier erst 56,561, und Ofen 28,500 Einw. Uebrigens zeichnen sich nur Pressburg mit 29,248, Ketskemet mit 31,339 und Gross-Wardein mit 17,521 (?) Einw. durch abweichende Bevölkerungsangaben aus. — Slavonien hat hier 348,000, und Kroatien 587,766 Einw. auf 172½ □ Meilen. Agram ist hier mit 10,000 Einw. abgespeiset. 11) *Siebenbürgen* = 842¾ □ Meilen mit 1,825,307 Einw. — 12) *Militärgränze* = 881⅗ □ Meilen und 1,010,878 Einw. — Freystadt *Krakau*. — *Brittisches Reich.* London, dessen Beschreibung nicht weniger als 78 enggedruckte Zeilen füllt, hat 245,000 Häuser und unter seinen Bewohnern an 200,000 Arme. Der unterirdische Weg unter der Themse hin ist hier schon als gelungen dargestellt; aber es ist doch wohl noch eine grosse Frage, ob er je zu Stande kommen werde. — Auch hier hat Harwich nur 3,732 Einw., dagegen Manchester 165,000, Liverpool 150,000, Birmingham 115,000, Plymouth 70,000, Bath 50,010, Hull 45,000, Sheffield 65,275, Aberdeen 50,600, Kilkenny 23,230, Belfast 37,767, Londonderry 9,315 (soll aber wohl heissen 19,315?), Galway 27,775, Waterford 28,679 (soll aber wohl heissen 48,679?) Einw. — *Dänemark* = 2,845½ □ Meilen mit 1,986,223 Einw. Koppenhagen hat schon 108,627, Altona 23,086, Kiel 10,025, Schleswig 7,823, Aalborg 7,435 Einw. — *Schweden und Norwegen* zählen jetzt schon 3,774,910 Einw., wovon 2,724,773 auf Schweden und 1,050,132 auf Norwegen fallen. Bey Aufzählung der Produkte heisst es: „Getraide seit 1820 hinlänglich, daher man jetzt nur in einigen Gegenden bey Missärndten Fichtenrinde und Moos unter das Brodmehl mischt.“ Stockholm zählt jetzt 73,210, Bergen 20,844, Christiania 20,581, Drontheim 11,639, und Christiansand 7,488 Einw. — *Russland.* Zu flüchtig ist der Artikel von den Flüssen. Denn bey dem Dnieper werden nur der Bog und bei der Wolga nur die Twerza und Oka als Nebenflüsse angeführt. St. Petersburg hat in 9,500 Häusern 433,374, Moskau in 9,570 Häusern 200,000, Tiflis 33,000, Saratow 26,744, Simbirsk 13,719 und Tobolsk 19,917 Einw. Warschau in Pohlen zählt schon 126,433 Einw. Hier findet der Leser auch schon die neugegründete Bergstadt Konstanti-

now angeführt. — Zum Schlusse dieses Abschnitts berichtet der Verf., dass die Russisch-Amerikanische Handels-Kompagnie, ohne Antheil der Russ. Regierung, die Halbinsel Sachin, Sachalien oder Tschoka im Ochozkischen Meere (die jetzt häufig dem Japanischen Reiche beygezählt wird) in Besitz genommen habe. — *Türkisches-Reich.* Dieser Abschnitt bietet nichts Bemerkenswerthes dar. Auch hier ist das Land nach der beliebten Eintheilung in Ejalets und Sandschaks beschrieben.

2te Abtheilung: *Asien.* (208—244.) Flächenraum 775,710 □ Meilen, wovon 40,454 auf die Inseln kommen. Für den Hauptstamm aller Gebirge wird der Bogdo-Oola unter 85—115° L. 35—45° n. B. erklärt. Diess kann allerdings wahr seyn. Wer hat aber das Innere Hoch-Asiens schon so genau erforscht, dass man auf dessen Autorität diese Hypothese als ausgemachte Wahrheit vortragen darf? — Unter den Seen sind die Chinesischen ganz ausser Acht gelassen worden. — Die unter die Hauptflüsse gestellte Selinga (Selenga), ist ja bloss ein Quellenfluss des Jenisei. — Einwohnerzahl nur 480,615,000 Köpfe, wovon auf die Inseln 65,824,000 kommen. Sollte man nicht glauben, der Verf. habe in allen Ländern Asiens, selbst in Japan, im Innern Borneo's, Sumatra's u. s. w. genaue Volkszählungen veranstalten lassen? — Die Baschkiren werden auch hier, weil sie einen Tatarischen Dialekt sprechen, der Kaukasischen, die Hindus dagegen der Mongolischen Hauptrasse zugetheilt. Letztere gehören aber ihrer Körperbildung nach offenbar mehr der Kaukasischen Rasse an. Asien wird nur in Nord-, Mittel- und Süd-Asien unterschieden. — *Turkestan.* So wird auch hier sehr passend die freye Tatarey genannt. Die Bevölkerung von Usbekistan beträgt, nach Meyendorf's Schätzung, 2,478,000 Köpfe. Die Stadt Buchara soll 70,000 und Samarkand 50,000 Einw. zählen. — *Arabien.* Die Naturbeschaffenheit dieser ausgedehnten Halbinsel hätte wohl mit etwas mehr Ausführlichkeit und Bestimmtheit vorgetragen werden können. Denn es heisst hier bloss: „Einige Gebirgsstriche ausgenommen, ist das Land eben, mit vielen völlig unfruchtbaren Sandsteppen." Also nichts von den unermesslichen, so furchtbaren Sandwüsten, die gewiss $\frac{2}{3}$ der ganzen Oberfläche einnehmen! Auch passt das Wort *Steppe* gar nicht auf die ganz nackten und sterilen Sandflächen, die sich nur während der kurzen Regenzeit mit etwas Grün überkleiden. — Bey den Flüssen werden Euphrat, Wadi sebi und Astak genannt, ohne zu erwähnen, dass Arabien das wasserärmste Land Asiens sey. — Bey dem Reiche der Wahabiten hätte auch berichtet werden sollen, dass neuerer Zeit deren Macht durch den Pascha von Aegypten gebrochen zu seyn scheine, und dass deren Hauptstadt Dreyeh wahrscheinlich noch in Trümmern liege. — *Persien* = 48,795 (59,400) □ Meilen. Unter diesem Nahmen hat der Verf. die 3

Reiche Iran, Afghanistan und Beludschistan begriffen, was um so lobenswerther ist, da die Gränzen dieser Staaten unter sich uns nichts weniger als genau bekannt sind, und deren ganze Gebiete, mit Ausnahme der Ost-Indischen und Turkestanischen Eroberungen, in Ansehung der Naturgränzen nur ein Ganzes ausmachen. Unter den Flüssen vermisst man den Gyndes, einen Nebenfluss des Schat el Arab. — Bey Iran wird die Insel Kenn oder Keese als ein seit dem Jahre 1821 bestehender Brittischer Waffenplatz aufgeführt. — Die Afghanen stammen, nach dem Verf., von den Medern ab, weil die Assakanen zu Alexanders Zeiten ihre Voraltern waren. Ist diess schon ganz ausgemacht? — *Ost-Indien* (hier nur in der Bedeutung als Vorder-Indien genommen). Areal = 59,535 □ Meilen. — Dass der Burremputer im Reiche Assam entspringen soll, darf wohl nur einem Druckfehler zugeschrieben werden, und um so sicherer, da hier die Länge seines Laufs auf 320 Meilen geschätzt wird, und jenes Reich bekanntlich an der N. O. Gränze Bengalens liegt. Wer hat aber diese Länge schon ausgemessen? — Bevölkerung: 132 Mill. — Die neuere Geschichte der Mahratten könnte etwas umständlicher dargestellt seyn. Denn es wird hier nicht erzählt, dass der grösste Theil der Besitzungen des Paischwah von den Britten zu ihren unmittelbaren Besitzungen geschlagen, aus dem Ueberreste aber das ihrer Oberherrschaft unterworfene Fürstenth. Sattarah (Sittarah) gebildet worden ist, und dass zu gleicher Zeit die Staaten des Holkar, des Guikowar und von Nagpur mit Verlust bedeutender Gebietstheile die Oberherrlichkeit der Ost-Indischen Kompagnie haben anerkennen müssen, und dass selbst das Reich des Scindia mehrere erhebliche Einbussen an Land erlitten habe. Endlich sind die Pindaren, die doch in dem letzten Kriege mit den Mahratten eine so wichtige Rolle spielten, ganz mit Stillschweigen übergangen. — Der Hauptstadt des Reichs des Scindia Oogen (wohl richtiger Udschein) sind nur 30,000 Einw. zugemessen. — In Nepal sollen die höchsten Berge zu finden seyn. Wenn aber, wie der Verf. in der Einleitung behauptet, der Bogdo-Oola der Hauptstamm aller Asiatischen Gebirge, mithin auch des Himalaja ist, so steht doch wohl mit Recht zu vermuthen, dass der Hauptstamm die Nebenäste an Höhe noch übertreffen müsse? — Die Brittisch-Ost-Ind. Komp. hatte im Jahre 1825 20,528,763 Pf. Sterlinge Einkünfte, 19,737,318 Pf. Sterlinge Ausgaben, 378,176,650 Gulden Schulden, und stüzte ihre Macht im Jahre 1827 auf 280,863 Krieger, worunter 22,000 Mann Europäische Truppen. — Bey Kochin wird nicht erwähnt, dass der Ort von den Niederländern an die Britten vertauscht worden sey. Ueberhaupt muss es gerechte Bewunderung erregen, dass der alle politische Veränderungen so fleissig beachtende Verf. hier den Nie-

derländern noch ein besonderes Gebiet von 37 □ Meilen mit 110,000 Einw. angewiesen hat. Dass aber die Besitzungen der Franzosen, Dänen und Portugiesen als besondere Gebietstheile beschrieben werden, wird jedermann als zweckmässig erkennen. — *Hinder-Indien* = 40,620 □ Meilen, 36 Mill. Einw. Birman = 13,000 □ Meilen, 9 Mill. Einw. Ohne des vor kurzem beendigten Kriegs zwischen diesem Reiche und den Britten mit einem Worte zu erwähnen, werden zum Schlusse des Artikels die an die Britten abgetretenen Prov. aufgezählt. Auch wird schon von der neuen, im Jahre 1826 von den Britten an der Mündung des Flusses Martaban gegründeten Stadt Amherstown gesprochen. — *Siam.* Die heutige Hauptst. ist nicht Si-yo-thiya, sondern Bankasuy oder Bankok mit 150,000 Einw. — Das Gebiet Malakka wird auch hier noch den Niederländern zugetheilt. — *Anam.* Unter den Einw. rechnet man schon 380,000 kathol. Christen. — *Ost-Indische Inseln.* Bey Sumatra wird zwar das vormahls Brittische Fort Marlborough (ohne jedoch des Nahmens Benkulen zu gedenken,) als eine seit dem Jahre 1824 den Niederländern gehörige Besitzung angeführt, ohne jedoch zu sagen, was die Britten dafür eingetauscht haben. — *China.* Areal 248,360 □ Meilen mit 179 (?) Mill. Einw. — Die grosse Mauer empfängt hier eine Länge von 714 (?) Meil. und geht über 2—300 (soll wohl heissen 2—3000) Fuss hohe Berge. Das eigentliche China enthält 61,138 □ Meilen und zählt (im eigentlichen Sinne) 146,280,143 Menschen, worunter im Jahre 1826 46,287 Christen. Von wem hat nun der Verf. diesen anscheinend so genauen Volkszensus? Ist es überhaupt bey der Verfassung dieses Reichs möglich, dass an eine vollständige Volkszählung gedacht werden dürfe? Und wenn ja hier wirklich Seelenregister geführt werden sollten, ist es wahrscheinlich, dass die so misstrauischen Chinesen solche den Europäern mittheilen werden? Dass übrigens diese Summe viel zu niedrig seyn müsse, liegt für jeden Unbefangenen klar am Tage. Denn nach derselben fallen noch nicht einmahl 2,400 Köpfe auf 1 □ Meile, so dass in der Stärke der Bevölkerung China selbst Preussen nachstehen würde. Recht gern gesteht Rez. zwar zu, dass nicht alle Theile im Innern so stark bevölkert seyn mögen, als die östlichen Provinzen. Aber in diesem wohnen gewiss im Durchschnitt auf 1 □ Meile mehr als 10,000 Köpfe. Wie stark nun auch von Natur unfruchtbare Striche hier bebaut und bewohnt sind, davon giebt Timbowski in seiner Reise von Kiachta durch die Mongoley nach Pekin ausführliches Zeugniss. Rez. lebt daher der Ueberzeugung, dass, wenn man bey diesem in jeder Beziehung einzigen Reiche im Durchschnitt 4,000 Köpfe auf 1 □ Meile annehme, man sicherlich nicht über die Schnur hauen werde, und in diesem Falle hätte China 244 ½ Million Einwohner. — Die Verf. geographischer Handbücher sollten in dergleichen Fällen nie ihrer eigenen Ansicht

oder auch Ueberzeugung folgen, sondern *alle vorhandenen Angaben* und *Schätzungen*, sie mögen so unwahrscheinlich seyn als sie wollen, zur Vergleichung neben einander stellen, und die Auswahl dem Leser überlassen. — Auch hier ist die Portug. Besitzung Makao als eine Halbinsel geschildert. Der Chinesischen Ladronen geschieht gehörige Meldung. Der Abschnitt Mongoley verdient auch nach Timbowski's Mittheilungen über dieses Land berichtigt zu werden. Die Halbinsel Sachalien (Tschoka Karasta) wird, obgleich weiter unten bey Japan zugestanden ist, dass die Japanesen im südlichen Theile Niederlassungen haben, doch zur Manschurey gerechnet, wohin sie freylich auch der Lage nach gehört. — *Japan.* Der Flächenraum von 12,569 □ Meilen, der hier auch angenommen wird, muss sich, sobald das eben erwähnte Karasta zur Manschurey geschlagen wird, um 2,244 □ Meilen vermindern. Uebrigens darf man in diesem Abschnitt keine neuen Aufschlüsse erwarten, doch wird auch die neu aufgefundene Insel-Gruppe Binin genannt.

3ter Absch. *Afrika.* (S. 245—271.) Flächenraum = 523,139 □ Meil. wovon 11,336 auf die Inseln gerechnet sind. — Beym Strome Niger werden in der Einleitung bloss 2 Fälle angenommen, nähmlich dass er entweder in den Aegyptischen Nil oder in den Binnensee Sudans fliese. Nur erst bey Sudan werden die übrigen Hypothesen, dass er auch in *westlicher* Richtung entweder durch den Kongo, oder durch den Benin ins Atlantische Meer ausströmen könne, erörtert. — Beym Klima wird nicht bemerkt, dass Afrika der *heisseste* Erdtheil unter allen sey. Auch bey diesem Erdtheil, unstreitig dem unbekanntesten, legt der Verf. durch Mittheilung ganz genauer Populationsangaben seine besondere Kenntniss davon an den Tag; denn er giebt Afrika, man lese und staune! 119,371,000 Einw. — Die vom Pascha von Aegypten schon vor einem Jahrzehend vernichteten Mameluken werden hier noch als ein besonderer Volksstamm angeführt, was sie doch nie waren. — *Aegypten* = 6,256 □ Meilen. Die Berge — die hier auch nicht näher bezeichnet werden, — sollen *meistens* — nicht durchaus? — kahl, so wie der Boden grösstentheils sandig und dürr seyn. Genauer sollte es heissen: Das ganze Land ist, mit Ausnahme des Nilthals und des Delta's, so weit beyde bewässert werden, eine dürre sandige oder felsige Wüste, in welcher nur nach Westen zu einige Oasen gefunden werden. — Einw. 2,514,100 Seelen, also nicht 4 Mill., wie beym Osmanischen Reiche angegeben worden war. — In Alexandria hat der Verf. 12,528 Einw. gezählt. — Die neuen Eroberungen des Aegyptischen Statthalters sollen in Nuba, Hedschas und dem steinigen Arabien 6,704 □ Meilen mit 1,485,000 Einw. enthalten. — Barka gehört grösstentheils zu Tripolis, doch sollen die Städte Barka, Tolometa, Kurang u. s. w., Bestandtheile Aegyptens seyn. — *Sahara.* Vom Klima wird weiter

nichts gesagt, als dass das Land eine heisse Ebene sey, also nicht, dass hier die Sonnenhitze einen solchen Grad erreiche, dass sie Hühner-Eyer im Sande zum Genusse der Menschen gar koche. Auch über die Bestandtheile des Bodens wird nichts Näheres erzählt. — *Nubien.* Auch hier wird nicht berichtet, dass der Landstrich zwischen dem Nil und Rothen Meere fast durchgehends aus nackten dürren Felsenbergen, und wasserlosen Thälern und Schluchten bestehe. — Der 1ste Abschnitt: *Türkisch Nubien und die Küste von Habesch*, ist in so fern unrichtig dargestellt, dass die hier genannten Inseln und Orte, welche doch auf der Küste von Habesch liegen, gleichwohl zu Nubien gerechnet werden, und dass das eigentliche Osmanische Nubien zum Paschal. Dschidda geschlagen wird, aber in der That zu Aegypten gehört. Auch sind die vielen kleinen Gebiete zwischen Aegypten und Dongolah, als Derr, Ibrim, Sukkot, Sai u. s. w., welche jetzt sämmtlich den Befehlen des Statthalters von Aegypten gehorchen, ganz mit Stillschweigen übergangen worden. — Dass Sennaar ebenfalls von den Truppen desselben erobert worden ist, wird auch nicht erwähnt. Endlich wird das gleichermaassen von den Osmanen bezwungene Kordofan nur beyläufig als zinnsbar an Dar Fur angeführt. — *Senegambien.* Auch hier sucht man die bereits im Jahre 1816 gegründete Brittische Niederlassung Bathurst, welche an die Stelle des verlassenen James-Forts getreten ist, vergebens. — Das *innere* Afrika soll, obgleich eingeräumt wird, dass es fast ganz unbekannt sey, im Ganzen aus unfruchtbarem Steppenlande bestehen und mit brennend heissem Sande bedeckt seyn. Woher weiss er aber diess, da er selbst unsere grosse Unbekanntschaft damit eingesteht? Darf man von einzelnen bekanntern Strichen sofort aufs Ganze schliessen? — *Ostküstenländer.* Monomotapa und Mokaranga werden hier als *zwey* besondere Reiche aufgestellt: doch ist vom erstern nur der Nahme genannt. — Das *Kapland* zählt schon 107,216 Einw. und die Kapstadt 18,422 Einw. — *Madagaskar.* Interessant ist was der Verf. über das Reich Oval berichtet. — Die jetzt von den Britten besetzte Insel Ascension, die gewöhnlich als ganz wasserarm geschildert wird, ist hier reich mit Wasser versehen, von welchem stets 40 Tonnen für die anlandenden Schiffe bereit gehalten werden. Sie erzeugt auch jetzt mannigfache Gemüse. — Die Kanarischen Inseln zählen 215,106 Einw.

4ter Abschnitt: *Amerika.* (S 272—318.) Flächenraum = 744,920 □ Meil., wovon 8659 auf die Inseln, und 71,010 auf die Polarländer kommen. — Die Apalachischen, blauen und Alleghanischen Gebirge werden hier als eine Fortsetzung der Anden ausgegeben. Dieser Ansicht kann Rez. aber nicht beystimmen, weil diese ausgedehnte auf der Ostküste hinlaufende Gebirgskette von den auf der Westküste fortstreichenden

Anden, die aber hier verschiedene Nahmen tragen, durch das weite Thal der Ströme Missuri und Missisippi geschieden wird, auch sich erst auf dem linken Missisippi-Ufer mit niedrigen Bergen erhebt. Auch wird hier den Nord-Amerikanischen Anden kein besonderer Nahme gegeben: eben so wenig wird gesagt, dass diese in dem nordwestlichen Theile unter dem Nahmen Felsengebirge wieder eine beträchtliche Höhe erreichen. Dem Landeshaupte Nord-Amerika's wird endlich eben so wenig als dem Chiquitos- und dem Brasilischen Küstengebirge hier eine Stelle vergönnt. — Unter den Meeren wird das nördliche Eis- oder Polarmeer nur schlechthin der Skandinavische oder Nord-Ozean genannt. Zwar sind dessen früher bekannte Theile und Busen, aber noch nicht die von Parry entdeckten Eingänge oder Strassen aufgezählt, was nur der Eile zugemessen werden darf. Eben so wird der grosse Ozean hier nur der Asiatische Ozean oder das Südmeer genannt. — Unter den Seen ist noch die räthselhafte Parime mitgezählt. — Dem Marannon wird, nach älterer Annahme, noch sein Ursprung am Tschimborasso angewiesen, und daher die Länge seines Laufs nur auf 570 Meilen berechnet. Auch findet man zwar den Magdalenen-Strom, aber nicht den viel mächtigern St. Francisco angeführt. Bevölkerung: 39,333,000 Seelen, worunter 6,433,000 Neger. Dass aber auch diese Zahl auf einer willkührlichen Schätzung beruhe, weil die zahlreichen Indianerstämme noch keine Populationsliste bekannt machen, wird nicht bemerkt. — *Nord-Amerika. Nördliche Polarländer.* Hieher werden das arktische Hochland, wo die neuern von Parry und Guédon gemachten Entdeckungen nachgetragen sind; Grönland, wo auch Scoresby's Erforschungen auf der Ostküste angeführt werden, Spitzbergen, Labrador und Neu-Wales gerechnet. — Kanada hat hier 26,902 □ Meilen und 903,195 Einw. — Den Ländern der freyen Indianer, die häufig neuerer Zeit, aber sehr freygebig, den Brittischen Besitzungen zugetheilt werden, ist hier zweckmässig ein eigner Abschnitt gewidmet worden. Columbia und Oregal (soll heissen Oregan) werden hier aus Uebereilung als 2 besondere Flüsse angesehen. Nach dem Verf. besteht die Brittische Niederlassung am Nutka-Sund noch und zählt an 2,000 Einw. — *Vereinigte Staaten von N. A.* — Beym Klima hat der Verf. anzumerken unterlassen, dass dasselbe jenseits der Apalachen viel milder und beständiger ist, als diesseits derselben. Das gelbe Fieber erscheint auch nur in den Küstenorten. Dass der Mischigan-See nur ganz, die übrigen genannten Seen aber bloss zum Theil hieher gehören, ist auch nicht erwähnt. Der Ausdruck: in *einigen* Prov. herrscht völlige Religionsfreyheit, ist wohl ein Druckfehler, und sollte heissen: in allen. — Bey Aufzählung der Unterrichtsanstalten hätte bemerkt werden können, dass der Jugendunterricht in mehrern

Staaten, zumahl in den neuern, noch sehr weit zurück sey. Auch hier ist Mischigan unter die wirklichen Staaten einrangirt. — Neu-York hat schon 166,086, Baltimore 70,000 und Pittsburg 10,515 Einw. Sonst hat Rez. keine neuen Angaben gefunden. — *Mexico und Mittel-Amerika* werden noch unter der Aufschrift: Das *bisherige Spanische Nord-Amerika*, abgehandelt, doch fehlen keine neuern statistischen Angaben dieser jungen Republiken. Gleichwohl sind deren Staaten oder Prov. noch nicht näher beschrieben, ja bey Mexico nicht einmahl nahmentlich angeführt. — Der vor wenig Jahren von dem Schottischen Abentheurer Mac Gregor auf der Musquitoküste versuchsweise angelegten Kolonie wird nicht gedacht. — *Süd-Amerika. Das vormahls Spanische Süd-Amerika.* Es enthielt 162,096 □ Meilen mit 5,739,000 Einw. — Bey Kolumbien wird der Parime-See als räthselhaft, und der Ucayale als der wahre Stamm des Marannon bezeichnet. Die 12 Departem. werden zwar genannt, aber nicht einzeln dargestellt. Die Topographie ist vollständiger, als zu vermuthen stand. Doch fehlt Neu-Barcelona. — *Peru.* Dass die ganze Küstenstrecke äusserst selten durch Regen bewässert werde, und desshalb nur an den nicht zahlreichen Küstenflüssen kulturfähig sey, ist zu erzählen nicht für nöthig erachtet worden. Dagegen wird berichtet, dass die eigentliche Quelle des Marannon in dem Apurimak zu suchen sey. Die 8 Provinzen sind auch nur mit Nahmen genannt. Der Hauptstadt Lima ist eine Bevölkerung von 73,000 Seelen gegeben. — *Chile.* Dass die südlichen Provinzen wegen häufigern Regen viel fruchtbarer sind, als die nördlichen, ist auch nicht bemerkt. — *La Plata.* Mit besonderer Flüchtigkeit ist dieser Abschnitt behandelt und umgeändert worden. Die allgemeine Schilderung betrifft, bis auf den Flächenraum (50,000 □ Meilen) und die Volkszahl (720,000, nach Engl. Berichten gar nur 431,000 S.), das ganze vormahlige Vize-Königr. d. N. Allein S. 305 geht der Verf. sofort, ohne erst ein Wort von der Zertheilung desselben in 3 Freystaaten zu verliehren, auf die heutige Republik la Plata über, zählt 13 Staaten derselben auf, giebt die wichtigsten Städte an, worunter sich aber auch die zu Bolivia gehörige, in der Prov. Charcas liegende Stadt la Plata eingeschlichen hat, und erwähnt nun erst, dass gegenwärtig die Banda oriental und Paraguay (dem letztern werden nur 500,000 Einw. zugeschrieben) davon getrennt wären. Nun folgt unter einer eignen Nummer (die natürlich darauf hinweisen muss, dass die Bestandtheile desselben vorher *nicht* zum V. KR. la Plata gehört hätten,) der Freystaat Bolivia. Da nun aber Ober-Peru unter Spanischer Herrschaft *nie* einen eigenen Verwaltungsbezirk ausgemacht hat, so hätte er auch unter dem vormahligen V. KR. la Plata mit beschrieben werden sollen. — Noch muss Rez. tadeln, dass in der allgemeinen

Schilderung dieses Landstriches die ausgedehnten, in der Regel mit mannshohem Graswuchs bedeckten Pampas hier schlechthin *unabsehbare Wüsten mit trockenem Sandlande*, auch vielen Salz- und Salpeterstrichen genannt werden. — *Patagonien.* Auch diess wird zu abschreckend gemahlt. Denn es heisst: „Auf der Küste sind viele grosse dürre Sandflächen, im Innern viele Moräste. Die Luft ist *sehr rauh.*" Das Letztere gilt doch wohl nur von der Südspitze? — *Brasilien.* Die ungeheuern Ebenen, aus denen das Reich grössten Theils besteht, hätten richtiger *Hochebenen* genannt werden sollen. Unter den Gebirgen sind bloss Carussa und Peidade genannt, ohne ihre Lage anzugeben. Die ausgedehnten Küstengebirge bleiben aber unerwähnt. — Die Bevölkerung wird (mit Anführung der Schäferschen Berechnung, in welche also mit Recht Misstrauen gesetzt wird) zu 3,878,000 Köpfen angeschlagen. Ganz richtig werden hier Recife und Olinda unterschieden. — *Brittisches-Süd-Amerika*, hat schon 132,990 Einw. — *West-Indien.* Vom heissfeuchten, für Europäer so verderblichen Klima wird nichts berichtet. Nach den *grossen* Antillen folgen die *kleinen*, die nicht nach ihrem Besitzstande, sondern nach ihrer Lage beschrieben sind. — Beym Eyland Bruba wird nichts von seinem Reichthum an Gold gesagt. Die Bahama-Inseln zählen jetzt 16,318 Einwohner.

5ter Abschnitt: *Australien.* (S. 319 — 332.) Flächenraum = 158,000 □ Meilen. Bevölkerung 2,688,000 Seelen. Auch diese Angabe ist für unsere noch so geringe Kenntniss eines so grossen Theils dieses Erdabschnitts viel zu genau. Wer kann mit Zuversicht läugnen, dass nicht nur allein auf Neu-Guinea mehr Menschen, als obige Summe besagt, gefunden werden *können?* Auf dem Kontinente, das immer noch Neu-Holland genannt wird, fehlen die neu entdeckten Ströme Macquarie und Brisbane; doch wird solcher in der Beschreibung von Neu-Süd-Wales nachträglich gedacht. Sidney-Cove hat hier schon 17,000 Einw. — Der Insel Van Diemensland giebt der Verf. übertrieben einen Flächengehalt von 3,438 □ Meilen. — Otaheiti hat hier wieder 16,000 Bewohner. — Auch auf den Sandwichs-Inseln macht das Christenthum starke Fortschritte. Schon blühen 6 Missions-Stationen mit eben so vielen Kirchen und Schulen, in welchen über 1,000 Kinder unterrichtet werden. — Uebrigens sind hier alle neuere, von Brittischen, Russischen und Nord-Amerikanischen Seefahrern gemachte Entdeckungen sorgfältig eingeschaltet worden.

Diess wäre nun der Inhalt dieser sogenannten *kleinen* Geographie, deren Stärke aber (22 Bogen, ohne das 4 Bogen starke, vollständige Register) nicht gut zu diesem Beynahmen passen will, und daher nur in Beziehung auf ein noch grösseres Werk so benannt werden darf. Der Leser wird aus dieser Beur-

theilung — bey welcher Rez., weil dieses Buch, nach den zahlreichen Auflagen zu urtheilen, so weit verbreitet ist, sich länger verweilt hat, als sein Vorsatz war, — ersehen, wie viel er für den geringen Preis erhalte, und mit welchem Fleiss auch diese Auflage berichtigt und erweitert worden sey. Doch werden auch gewiss mehrere Leser mit dem Rez. beklagen, dass der Verf. auf Umarbeitung verschiedener Abschnitte nicht mehr Zeit verwenden konnte, und dass derselbe insonderheit unterlassen hat, auch bey den Unterabtheilungen der Staaten und Länder Areal und Volksmenge, so weit solche bekannt sind, hinzuzufügen. Denn nur bey den Regierungsbezirken Preussens, und bey den Inseln hat er hiervon eine Ausnahme gemacht. Durch diese Zugabe, die so vielen Aufschluss über den verschiedenen Umfang, über den stärkeren oder geringern Anbau u. s. w. der einzelnen Landestheile gewähren, und vielleicht kaum $\frac{1}{2}$ Bogen Papier mehr erheischt haben würde, hätte er ohne Zweifel den Werth dieses Werks noch bedeutend erhöht, und so die Wünsche vieler Leser und Lehrer vollkommen befriedigt, zumahl da, hauptsächlich in Europa, die vornehmsten statistischen Angaben nirgends fehlen. Noch muss Rez. versichern, dass auch den meisten Städten die Volkszahl, und zwar in genauern Summen, beygesetzt worden ist.

Druck und Papier sind gleich ausgezeichnet. Insbesondere ist der Druck bey der Ortsbeschreibung so kompendiös eingerichtet, dass nicht weniger als 55 Zeilen auf eine Seite kommen. Ueberdiess hat sich der Verf. zur fernern Ersparung des Raumes mehrerer sachgemässer, leicht verständlicher Abbreviaturen bedient. Eben so wenig wird das Werk durch viele Druckfehler verunstaltet.

Eine sehr schätzbare Zugabe ist endlich auch die trefliche, nach Mercator's Projektion behandelte, sehr sauber und deutlich gestochene Weltcharte, welche 12$\frac{1}{2}$ Zoll hoch und 16$\frac{3}{4}$ Zoll breit ist. Sowohl Gebirgszüge als Flusssysteme sind auf derselben richtig eingetragen worden. Nur im Innern Asiens hat sich ein nicht unerheblicher Fehler eingeschlichen. Hier ist nähmlich der Baikal-See nicht allein in Osten sondern auch in Westen von einer Gebirgskette eingeschlossen und nur nach Norden zu offen, auch ohne Abfluss dargestellt, so dass man dieser Zeichnung nach den Ausfluss der obern Angara, und die Verbindung des Sees mit dem Jenisei für unmöglich halten muss. Ein kleinerer Fehler ist noch der, dass in der Asiatischen Türkey der Tigris seine *besondere* Mündung im Norden des Euphrats in den Persischen Meerbusen erhalten hat. Dagegen sind die von Parry gemachten Entdeckungen in der Polargegend recht fleissig benutzt worden. Auch wird in Afrika der muthmaassliche Lauf des Niger nach dem Meerbusen von Guinea, und dessen Mün-

dung in 2 Armen, so wie dessen Verbindung mit den Seen im Osten Sudans durch einen beträchtlichen Nebenfluss angedeutet.

Dr. *Weise.*

Miscellen.

Auf Cannings Tod.

Als Canning starb, lebte in England ein Grieche, der früher in Janina Lehrer gewesen war, und in reiner Begeisterung für die Sache seines Vaterlandes die weite Reise, die ihm bei der Unbekanntschaft mit den Sprachen Europa's doppelt schwierig sein musste, nicht scheute, um, obgleich nur als Einzelner, das Schicksal des unglücklichen Landes dem grossen Staatsmann ans Herz zu legen. Bald nach der Ankunft des weitgereisten Fremdlings starb der Britische Minister, und Georgios Christianos verfasste folgende Iamben, die, obgleich an einigen grammatischen und metrischen Schwächen leidend, doch die Theilnahme der Deutschen Philologen erregen werden. Man kann auch aus ihnen sehen, wie weit bis jetzt das Studium der alten Sprache vorgeschritten ist. Der Einsender erhielt sie, die früher schon in Englischen Blättern mitgetheilt waren, von dem Verfasser selbst, der jetzt auf der Rückreise durch Deutschland begriffen ist.

Δἰ ἰάμβων ἐγκώμιον τοῦ θανόντος Γεωργίου Κάννιγκ τοῦ τῆς Βριτταννίας μὲν πρώτου ὑπουργοῦ χρηματίσαντος, τῆς δ' ἀνθρωπότητος κοινοῦ εὐεργέτου μαρτυρομένου.

Ζῆς ὦ μάκαρ Κάννιγκ, καὶ οὐ θάνες θανών·
ὁ πᾶς γὰρ αἰὼν οὔποτ' ὄλλυσι κλέος,
οὗπερ σύγε πρὸ παντὸς ἀρτίφρων ἐὼν,
ἔργοις σφραγὶς πέφανσαι δὴ 'γαθοῖς μόνος.
Ἄνακτας, ἓν γὰρ πείσας ὀρθῶς ξυμφρονεῖν,
ἀνθρωπότητος προστάτας πάσης πέλειν
κοινοὺς, σὺ τούτοις αἰτίαν γε τὴν καλὴν
δέδωκας, ὥστε μηκέτ' εἶναι ὡς πάλαι·
„Οὗτοι μοι, σοὶ δ' ἐκεῖνοι, ἡμεῖς δεσπόται."
Ἀλλ' οὖν σοφοὺς εἶν' ἵμερον σχόντες, βροτοῖς
τὸν πρὶν τάχιστ' ἄξουσι νήνεμον βίον.
πατὴρ γὰρ ὡς ἅπαντας ἐξ ἴσου λαοὺς
φιλεῖν ἕλονθ', οἷς εὐνομεῖσθαι ἂν μέλῃ.
ὅθεν σὺ σωτὴρ οὐ μόνον δῆθ' Ἑλλάδος,
ἀλλ' ἣν τελειότητα δύνανται βροτοὶ
δέχεσθ' ἐπ' αἶαν, αἴτιος ταύτης σὺ εἶ.

σὸν οὖν κλέος μέγ' οὐ μόνον παρὰ βροτοῖς,
ἀλλ' ἔσται σοι ἐν τ' οὐρανοῖς δόξ' ἄφθιτος.
ᾳωκζ, τῇ ή αὐγούστου
ἐν Λονδίνῳ. Γεώργιος Χριστιανός.

In dem ersten Bande von Kühn's *Opusculis academicis medicis et philologicis* sind nur die ersten drei Abhandlungen für Philologen wichtig, nämlich: 1) *De causa mortis hominum aqua submersorum eosque in vitam revocandi ratione, veteribus Graeciae medicis usurpata.* v. J. 1778. 2) *Quaedam de dubia Aretaei aetate constituenda novaeque editionis ejus specimen.* v. J. 1779. [Aretäus wird in die Regierungszeit des K. Nero gesetzt.] 3) *De philosophis ante Hippocratem medicinae cultoribus, ad Celsi de medic. praefat.* Spec. I. v. J. 1781. [Nur Pythagoras, Alkmäon und Empedokles werden behandelt.] — Von dem *Museum criticum, or Cambridge Classical Researches* ist zu Cambridge, printed at the University Press, for J. Murray, 1826 Vol. II Nr. VIII erschienen (Nr. VII erschien bereits 1821.), und mit dieser Nummer die Zeitschrift geschlossen worden. Das Wichtigste dieses Heftes sind 27 *in Böotien gefundene Griech. Inschriften* von Leake mit Anmerkk. von Blomfield, und dann *Emendationes in Anthologiam Graecam*, Blomfieldii *animadversiones in Sapphonis*, *Alcaei et Stesichori fragmenta*, und die Fortsetzung der *Fragmentensammlung des Sophron Syracusanus.* Nächstdem sind zu beachten eine Abhandlung *über die Griechische Cursivschrift* und eine sehr ausführliche *Recension von Elmsley's* und *Hermann's Ausgaben der Bacchae des Euripides.* Wenig werth ist das *Memoir of Dr. James Duport.* Noch sind 17 *Briefe von* Rich. Bentley mitgetheilt, die aber auch in Burney's Sammlung und in dem Leipziger Abdruck stehen, und 6 *Prolusiones von* Boeckh aus den Berliner Lectionsverzeichnissen von 1812 — 23 wieder abgedruckt worden.

Zu Turin sind 1826 erschienen: *M. Tullii Ciceronis opera ex recensione Chr. G. Schützii additis commentariis*, welche nach einer kurzen Nachricht im Tübing. L. Bl. 1827 Nr. 96 S. 384 ausser einem sehr correcten Text und zahlreichen Conjecturen des Correctors im 5n Bande auch Varianten aus einem Turiner Codex rescriptus [wahrscheinlich die früher von Peyron bekannt gemachten] enthalten sollen. — Das Werk: *Les études grecques sur Virgile, ou recueil de tous les passages des poetes grecs imités dans les Boucoliques, les Georgiques et l' Enéide, avec le texte latin et des rapprochemens litteraires*, par F. G. Eichhoff (Paris 1825. III voll. 8.), welches Wagner in der Hall. Lit. Zeit. 1826 Nr. 51 recht gut gewürdigt hat, ist von dem kön. Rathe des öffentlichen Unterrichts in Paris unter die Zahl der classischen Bücher aufgenommen worden, welche in diesem Jahre in den Cursen der Rhethorik und der Humaniora erklärt werden sollen. — In Wien in der Jacob Meyer'schen Buchhandlung erscheinen: *Römi-*

sche und Griechische Dichter in Deutschen Uebersetzungen der Tauchnitzer Leipziger Stereotypausgaben, von denen bis zum Januar 1828 fertig geworden ist: *Quintus Horatius Flaccus nach Vossens Uebersetzung.* [Bloss die Oden und Epoden.] *Nebst Biographie und Bildniss, dann geographisch-historisch-mythologischem Erklärungswörterbuche und einer Bibliographie aller Horazischen Ausgaben.* Der bis Ende Januars 1828 gültige Pränumerationspreis war 1 Fl., auf Velinpapier 1 Fl. 30 Kr., der spätere Ladenpreis 1 Fl. 15 Kr., auf Velpp. 2 Fl. Auch wird das Buch in 2 Abtheilungen verkauft; die Oden und Epoden, nebst Horazens Bildniss und Biographie für 20 Kr. (Velpp. 36 Kr.); das Erklärungswörterbuch nebst der Bibliographie, als Anhang zu allen Deutschen Uebersetzungen des Horaz, für 30 Kr. (Velpp. 48 Kr.). Nach dem Horaz sollen Aeschylos und Virgilius, ebenfalls nach Voss übersetzt, folgen. Bei diesem Nachdruck der Vossischen Uebersetzungen ist bloss der absurde Zusatz *nach den Tauchnitzer Stereotypausgaben* sonderbar, und beweist, in welcher Achtung dieselben in Oesterreich stehen müssen.

Vom Anfang des Jahres 1828 an wird, von Böttiger herausgegeben, eine neue Zeitschrift, *Archäologie und Kunst*, in zwanglosen Heften bei Max in Breslau erscheinen. Ihre Gegenstände bezeichnet der Titel zur Genüge: sie wird die mit dem dritten Bande geschlossene *Amalthea* ersetzen und gewissermaassen fortsetzen. Das erste Heft eröffnet eine Abhandlung des Staatsraths von Köhler in Petersburg, *Dioskorides und Solon*, nebst einer Einleitung *über die Gemmen* mit den Namen der Künstler; eben so reich an neuen eigenen Ansichten, wie an Berichtigungen früherer Forscher über denselben viel besprochenen Streitpunkt, besonders Millin's und Visconti's. Dasselbe Stück wird eine Abhandlung des gelehrten Herausgebers *über Behexungen durch das Auge*, den *Fascinus der Alten*, eine *Uebersicht über das Toilettenwesen der alten Aegyptierinnen* aus den Passalacquaschen Schätzen von Levezow, einen *Beitrag zur Erklärung des dreiseitigen Candelaberfusses in Dresden* von Passow u. a. enthalten. — Bei Gelegenheit der Aufstellung einer alten Römischen Inschrift im Stadthause zu Trento hat der dortige Podesta, Graf Giovanelli zwei archäologische Gelegenheitsschriften (*Discorso sopra un' iscrizione Trentina del tempo degli Antonini*, und: *Trento, Citta de Rezj e Colonia Romana.*) drucken lassen, über welche im Tübinger Lit. Bl. 1827 Nr. 95 sehr ungnügend berichtet wird. In der letztern soll behauptet seyn, dass *Trento* nicht von den Cänomanischen Galliern, sondern von den Rhätiern erbaut sey, aber schon vor Unterjochung der Rhätier durch August eine Römische Colonie war, und dass *Trento* der Ort war, wo Catulus von den Cimbern geschlagen ward. Der *Dos di Trento* auf dem rechten Ufer der Etsch soll das *castellum editum ad Athesin* seyn. Den *Campus Raudius*, wo Marius die Cimbern schlug, dürfe man nicht bei Vercelli im Piemontesischen, sondern in der Venetianischen Ebene

suchen, weil sonst nicht einzusehen sey, wie die Tiguriner, welche die Nachhut hatten, in den Norischen Bergen stehen konnten. Vielleicht sey statt *ad Vercellas* zu lesen *ad Veronam*. — Ueber die von Harris und Angell bei Selinus in Sicilien gefundenen Bildwerke sind in Italien zwei ziemlich seichte Schriften erschienen. Die erste: *Memoire sulle opere di scultura in Selinunte ultimamente scoperte da* Pietro Pisani (Palermo, 1823) sucht die Bildwerke als Hetrurische und die Stadt als von den Sikulern gegründet nachzuweisen. Ihr widerstreitet mit seichten Gründen Francesco Inghirami in der Schr.: *Osservazioni sulle antichità di Selinunte illustrate dal Sig. Pietro Pisani* (Poligrafia Fiesolana 1825), welche auch in dessen *Nuova Collezione di opusculi e notizie di scienze, lettere ed arti* steht. Wichtiger ist die Beurtheilung beider Schriften in d. Tübinger Kunstbl. 1827 Nr. 98, welche zugleich gegen Pisani erweist, dass Syrakus Ol. XI, 4 gegründet ist, dass die Besetzung Hybla's durch die Megarer um Olymp. XV, 4 und die Gründung von Selinus also, welches Pisani noch vor 1442 v. Chr. erbaut seyn lässt, gegen Ol. XL, 4 fällt.

Zu Mailand und London sind von 1816 bis 1826 in Italienischer und Französischer Sprache in 9 Foliobänden, welche mit vielen Kupfern und Charten versehen sind, erschienen: *Moeurs et coutumes anciennes et modernes, ou histoire du gouvernement, de la milice, de la religion, des arts et des usages de tous les peuples, d'après les monumens de l'antiquité.* Das Werk wird in der Revue encyclop. empfohlen und soll über Waffen, Kleidung, Insignien, Kriegsgeräthschaften, Opfergebräuche, Feierlichkeiten, Ceremonieen u. s. w. der verschiedensten Völker eine oft bis in die kleinsten Züge ausgeführte Darstellung liefern. — Dass die Römer eben so wie die neuern Völker jedem Kriegsschiffe einen besondern Namen gaben, hat der Antiquar Cardinali in einem *Kataloge Römischer Schiffsnamen* nachgewiesen und in demselben alle aus Inschriften bekannt gewordenen Namen Römischer Kriegsschiffe aufgezählt, auch die Namen einiger ausgezeichneten Römischen Seebefehlshaber beigefügt. Beispiele solcher Schiffsnamen sind: Ammon, Mars, Neptunus, Aesculapius, Sol, Athena, Isis, Ops, Augustus, Arsinoë, Padus, Dacicus, Aquila, Galea, Iuventus, Pater, Pietas, Salus, Triumphus, Vinum, Providentia, Victoria, Armata, Clypeus, Grypi, Arusma etc.

„In der Nähe des Mineralbades Topusco, zwei Stunden von Glina im Banal-Generalat, lag die Römische Colonialstadt *Siscia*, Szissegg. Gemäuer von Röm. Ziegeln, hie und da verstreute Münzen und manche noch wichtigere Reste des Alterthums beweisen diess zur Gnüge, sind leider aber grösstentheils durch Nichtbeachtung wieder verwendet oder zerstört worden. So ward ein steinerner Meilenzeiger mit der Aufschrift: *Tausend sechshundert acht und achtzigster Meilenzeiger von Aquileja*

nach Siscia, daselbst von dem Bischof von Agram, Werhovacz, entdeckt, aber noch, bevor er ihn zu retten vermochte, wieder vermauert. Ein Stein mit der Inschrift:

CANTABRIA
SACR.
CVSTOD.
EIVSDEM.

befand sich noch voriges Jahr daselbst, ist aber nunmehr [1825] schon verschwunden. Die meisten Römerspuren finden sich auf einer schlammigen Wiese, wo mehrere Quellen aufsprudeln, die jetzt noch die heissesten sind und 49° Wärme zeigen. Da nun *Cantabries*, wie ich mir sagen liess, Wasser bedeutet, welches aus Wiesen quillt, so scheint es mir sehr glaublich, dass jener Stein einst hier gestanden, und ein Altar war, den *die Wiesenquelle ihren Schützern*, etwa den Nymphen oder den Genien des Orts, welchen die Römer allenthalben so gern Altarsteine setzten, weihte." [*Ausz. aus der Wiener Zeitschr. für Kunst, Lit., Theat. u. Mode*, 1827 Nr. 121 S. 999.]

In der 1824 von der päpstlichen Regierung angekauften Isola di Farnese hat man bei angestellten Nachgrabungen viele Lateinische Inschriften aufgefunden, durch welche die Lage des alten Veji, dessen Mauern der Fluss Cremera bespülte, bestimmt wird und auf denen die Obrigkeiten der Vejenter genannt werden. Die vorzüglichste ist folgende: IIII VIRIS VEIENTIVM. MVNICIPES MVNIC. I AVGVSTI INTRAMVRANI PATRONO.

Wer Griechische Mythologie gern mit dem Glauben anderer Völker vergleicht, der kann dazu künftig auch die Araucaner in Südamerica benutzen. Diese Indianer glauben nämlich, dass die Seelen der Verstorbenen in abgesondertem Zustande fortdauern und alles das besitzen werden, was während ihrer Vereinigung mit dem Körper ihr Eigenthum war. So hat die Seele eines Mannes ihre Weiber, aber ohne geistige Nachkommenschaft, weil das neue Land von den Geistern der Todten bevölkert wird. Dieses Land der Todten liegt jenseit des Meeres nach Westen, und dorthin bringt die Seelen die alte Fährfrau Tempulagi, welche sich derselben bemächtigt, nachdem die Verwandten bei dem Körper getrauert und ihn beerdigt haben, und sie über das Meer fährt.

Plutarch (Pompej. 36) und andere alte Schriftsteller erzählen, dass Pompejus im Kriege mit Mithridat (690 n. R. E.) vom Vordringen bis zum Caspischen Meere durch eine Menge giftiger Schlangen abgehalten worden sey. Dass die Nachricht keine Fabel sey, hat der Franz. Reisende, Ritter Gamba, nachgewiesen, indem er berichtet, dass sich in der Steppe von Mougan während der Monate Juni, Juli und August so viele Schlangen finden, dass Menschen und Pferde sich nicht blicken

lassen dürfen, ohne der grössten Gefahr ausgesetzt zu seyn. Als im J. 1800 der General Zuboff auf der Ebene von Mougan mit seinem Heer ein Winterlager bezog und die Soldaten die Zeltpfähle eingruben, fand man eine grosse Anzahl von Schlangen im Zustande der Erstarrung. Vgl. Spiker's Jour. f. die neuesten Land- und Seereisen, 1827, August S. 321.

In Paris bei Didot ist 1827 der erste Theil folgender Reisebeschreibung erschienen: *Relation d'un voyage dans la Marmarique, la Cyrénaïque et les Oasis d'Audjelah, accompagnée de cartes géographiques et topographiques et de planches représentant les monumens de ces contrées;* par M. J. R. Pacho. (Lpz., bei Ponthieu, die ersten 3 Liefr. mit 2 Heften Atlas 12 Thlr.) Es erregt schon ein gutes Vorurtheil, dass der Verfasser durch die Reise, welche hier beschrieben ist, den von der geographischen Gesellschaft zu Paris für eine antiquarische und topographische Untersuchung des alten Cyrenaika ausgesetzten Preis sich erwarb, und dass er zu der Herausgabe des Buchs von der Regierung Unterstützung erhielt. Auch enthält der erste Band, der die Reise durch Marmarika beschreibt, in 2 Heften Kupfertafeln gute Darstellungen der dort gefundenen Alterthümer. Besonders aber wird diese Schrift durch ihren zweiten Theil, die Beschreibung des alten Cyrene, wichtig werden, weil wir von diesem Landstrich im Ganzen nur wenig wissen, und uns meist immer noch mit den von dem Italiener Della Cella gegebenen Nachrichten begnügen müssen.

Zu den wichtigsten Werken und Quellen über die Geographie, Geschichte und Cultur Asiens, besonders Hindostans, gehören die *Memoirs of Zehir-ed-din Muhammed Baber Emperor of Hindoostan, written by himself, in the Jaghatai Turki and translated partly by the late* John Leyden, *partly by* William Erskine, welche in London 1826 in 4 erschienen sind. — Zu Paris hat Dufour eine *Charte von Palästina zur Zeit Christi*, gestochen von Blondeau, herausgegeben, welche vorzüglich seyn soll.

In Paris ist 1827 erschienen: *Manuel de l'histoire ancienne considerée sous le rapport des constitutions, du commerce et des colonies des divers états de l'antiquité; trad. de l'allemand de Mr. A. H. L. Heeren, par* Thurot. 2e édit. 8. 8 Fr. In London erschien in dems. J.: *Elements of universal history; containing a selection of the most remarkable events. Translated, with alternations and additions, from the German of G. G. Bredow.* 12.

Für die Geschichte des Mittelalters und des Kreuzzuges unter Kais. Friedrich I ist aus einer Pergamenthandschr. aus dem Anfange des 13 Jahrh., die aus den Händen eines Juden gerettet worden ist, erschienen: *Historia de expeditione Friderici Imperatoris, edita a quodam Austriensi clerico, qui eidem interfuit, nomine Ansbertus. Nunc*

primum e Gerlaci chronico, cuius ea partem constituit, typis expressa, curante Joh. Dobrowsky. Prag bei Cajetan von Mayregg. 1827. XIV u. 138 S. 8. 1 Thlr. 4 Gr. In der Vorrede wird noch nachgewiesen, dass das Böhmische Chronicon, welches man unter dem Namen des *Chr. Vincentii et Chronographi Siloensis* kennt, von dem Abt *Gerlach von Milewsk* verfasst sey. — Ein anderer und früherer Theil des Mittelalters ist sehr gut, vielleicht mit etwas zu wenig Scepticismus, behandelt in d. Schr.: *Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au dixième siècle.* Par G. Depping. Ouvrage couronné en 1822 par l'académie royale des inscriptt. et b. lettr. Paris, Ponthieu et Sautelet. 1826. II Voll. LII, 464 u. 348 S. 8. Vgl. Lpz. L. Z. 1827 Nr. 317 f.

Von Historikern sind nicht zu übersehen die *Lettres sur l'histoire de France pour servir d'introduction à l'étude de cette histoire.* Par Augustin Thierry. Paris, Ponthieu. 1827. XII u. 472 S. 8. 2 Thlr. 12 Gr. Sie sind nicht bloss als Kritik der Franz. Geschichte und Geschichtschreibung wichtig, sondern enthalten viele allgemeine treffende Bemerkungen über Behandlung der Geschichte überhaupt, unter andern eine scharfe Prüfung der drei historischen Methoden [der historischen Romanschreiber, der Nachahmer der alten Geschichtschreibung, der philosophirenden und reflectirenden Geschichtschreiber] seit dem 16 Jahrhundert. — Eine der wichtigeren Erscheinungen der historischen Literatur der neusten Zeit ist John Lingard's *Geschichte von England seit dem ersten Einfalle der Römer*, von welcher jetzt zwei Deutsche Uebersetzungen (die eine in Quedlinburg bei Basse, die andere und sorgfältigere von C. A. von Salis in Franf. a. M. bei Wesché) erscheinen. Das Werk hat in England eine ungemein günstige Aufnahme gefunden, obschon man gegen den katholischen Priester, welcher Lingard ist, Vorurtheile hatte. Auch tritt es durch einige Eigenthümlichkeiten der bestehenden Sitte scharf entgegen. Zuerst nämlich hat sich Lingard zum Gesetz gemacht, nichts aus neuern Historikern zu nehmen, sondern in seinen Forschungen sich überall auf die Originaldocumente und ältesten Autoren zu beschränken, neuere aber erst dann zu Rathe zu ziehen, wenn er sein eigenes Urtheil schon festgestellt und niedergeschrieben hatte. Sodann hat er sich aller philosophischen Betrachtungen und Combinationen enthalten, indem er behauptet, dass die philosophischen Historiker bei ihrem Eifer, eine Lieblingstheorie durchzuführen, nicht selten sich verleiten lassen, Thatsachen zu entstellen oder ganz wegzulassen, wenn sie dem von ihrer Phantasie geschaffenen System widerstreiten. Nur der historische Romanschreiber habe das Vorrecht, die geheimen Beweggründe derjenigen anzugeben, deren Charakter und Handlungen er beschreibt; der Historiker dürfe nicht mehr davon wissen, als was die Quellen sagen oder was sich aus der Thatsache nothwendig ergiebt. Endlich ist es nicht gering anzuschlagen, dass er die Thatsachen der frühern Zeit nicht von dem Civilisationspuncte unserer Zeit aus betrachtet und schil-

dert, sondern sie stets von ihrem eigenthümlichen und ihrer Zeit angehörigen Gesichtspuncte aus würdigt.

In Wien bei Schrämbl soll im J. 1828 erscheinen: *Grosses etymologisches Wörterbuch der Oberdeutschen Sprache;* a) *als einer eigenthümlichen Stammsprache;* b) *als einer Tochter der Altgriechischen, Hebräischen, Lateinischen, Slavischen* etc. *Sprachen;* c) *als der ersten Quelle der Hochdeutschen und Niederdeutschen Mundart; kritisch bearbeitet und herausgegeben* von Joseph A. Moshamer. Aller 14 Tage soll ein Heft von 4 Bogen ausgegeben und das Ganze in einem Jahre vollendet werden. Auf jedes Heft kann man mit 20 Kr. pränumeriren; doch ist der Pränumerationstermin bereits zu Ende des Januars geschlossen. — In Paris bei Didot hat M. Suckau 1827 herausgegeben: *Tableaux synoptiques de la langue allemande*, und: *Exercices gradués pour apprendre l'allemand d'après la méthode naturelle.* Das erste Buch ist zum Gebrauch des Herzogs von Bordeaux, das zweite für die Vorlesungen bestimmt, die Suckau in Paris über Deutsche Sprache hält.

In Paris hat der Jurist Vernier eine neue Methode im Unterricht der Sprachen erfunden, wodurch das Studium derselben sehr vereinfacht und beschleunigt wird. Eine im vorigen Sommer öffentlich angestellte Probe gab das Resultat, dass 5 junge Leute von 12 Jahren, die vorher das Lateinische gar nicht kannten, nachdem sie 4 Monate lang täglich eine Stunde darin unterrichtet worden waren, den Phädrus, Curtius und Virgilius interpretiren konnten.

Schul- und Universitätsnachrichten, Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Aachen. Der Lehrer *W. Korten* am Gymnasium ist zum Oberlehrer ernannt worden. Vgl. Preussen.

Berlin. Se. Majestät der König haben dem geh. Oberregierungsrath Dr. *J. Schulze*, dem Oberbibliothekar Prof. *Wilken* und dem Professor *Böckh* in Berlin, dem Professor *Mackeldey* in Bonn und dem Consistorial- und Schulrath *Mohnike* in Stralsund den rothen Adlerorden 3r Classe zu ertheilen geruht. Der geh. ORR. Dr. *Schulze* ist von der kön. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preussen und vom Thüringisch-Sächsischen Vereine zur Erforschung der vaterländischen Alterthümer zum Ehrenmitgliede gewählt worden. Dem Dr. *Lehmus* ist das Prädicat eines Professors beigelegt, der Professor an der kön. Kriegsschule Dr. *Zumpt* zum ausserordentlichen Professor in der philosoph. Facult. der Universität, der Privatgelehrte *Wilh. Dindorf* in Leipzig zum au-

sserordentlichen Professor in derselben Facultät und zum ersten Custos der kön. Bibliothek ernannt. Der Candidat der Philologie *Moritz Pinder* und der Studierende *Knorr* sind als Gehülfen bei derselben Bibliothek gegen eine monatliche Remuneration von 12 Thlrn. angenommen. Für das kön. Museum ist die vom verstorbenen Generalconsul *Bartholdy* hinterlassene Sammlung von Aegyptischen, Hetrurischen, Griechischen und Römischen Alterthümern und Kunstwerken, deren Beschreibung *Panofka* in der Schr. *il Museo Bartoldiano* geliefert hat, angekauft worden. Vgl. Preussen.

Bonn. Dem Professor Dr. *Ernst Bischoff* ist der Charakter eines geh. Hofraths, dem Prof. Dr. *Hüllmann* der Charakter eines geh. Regierungsraths ertheilt. Vgl. Berlin. Die hiesige kön. wissenschaftliche Prüfungscommission hat im vergangenen Jahre 37 gelehrte Schulamtscandidaten (darunter 35 katholische) geprüft.

Cöln. Der Dr. d. Theol. *Nicolaus München* hat den Titel eines geistlichen Raths erhalten.

Cottbus. Der Schulamtscandidat *Carl Christian Stäber* ist als Cantor und Lehrer beim Gymnasium angestellt worden.

Dessau. Der bisher. Inspector *Lindner* an der herzogl. Franzschule in Zerbst ist mit dem Beginn dieses Jahres als herzogl. Bibliothekar und als Lehrer an der hiesigen Hauptschule an *Wilh. Müller's* Stelle eingetreten.

Erfurt. Der Conrector *Gotthilf Hartung* hat vom Fürsten zu Schwarzburg-Sondershausen den Titel eines Educationsraths erhalten. Vgl. Preussen.

Glogau. Am evangel. Gymnasium ist der Schulamtscandidat *Carl Erdmann Klose* als Lehrer angestellt worden.

Greifswald. Der ausserordentliche Professor Dr. *Stiedenroth* ist ordentlicher Professor in der philosoph. Facult. geworden.

Guben Der Elementarlehrer *Fechner* ist als Zeichen- u. Schreiblehrer beim Gymnasium gegen Kündigung angenommen.

Halle. Dem Professor der Franz. Spr. *Bonafont* ist vom Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha das Prädicat eines Legationsraths beigelegt worden. Vgl. Preussen.

Königsberg in d. Neumark. Der erste Collaborator am Gymnas. Dr. *Haupt* hat das Prädicat eines Oberlehrers erhalten.

Königsberg in Preussen. Der Privatdocent Dr. *C. G. Jacobi* ist zum ausserord. Professor der Mathematik in der philosoph. Facult. der Universität ernannt.

Magdeburg. Der bisher. interimistische Lehrer Dr. *Stern* am Pädagogium unsrer lieben Frauen ist definitiv angestellt worden.

Neu-Stettin. Der Director Dr. *Kaulfuss* hat für das unter seiner Leitung stehende Gymnasium einen Verein zur Unterstützung hülfsbedürftiger Gymnasiasten gegründet. Dieser Verein zählt bereits 40 Mitglieder, welche sich zu vierteljährlichen oder jährlichen Beiträgen anheischig gemacht haben.

Potsdam. Der Schreib- und Zeichenlehrer am Schullehrersemi-

nar *C. W. Heinrich* ist auch am Gymnas. als Zeichenlehrer angestellt worden. Vgl. PREUSSEN.

PREUSSEN. Von den sämmtlichen Gymnasien dieses Staates sind im J. 1826 im Ganzen 1209 Schüler nach bestandener Abiturientenprüfung zur Universität entlassen worden: von ihnen erhielten 194 das Zeugniss Nr. I (unbedingter Tüchtigkeit), 936 das Zeugn. Nr. II (bedingter Tüchtigkeit), 77 das Zeugn. Nr. III (Untüchtigkeit zu den Universitätsstudien). Ausserdem wurden von den wissenschaftlichen Prüfungscommissionen in dems. J. noch 517 pro immatriculatione geprüft, von welchen 200 das Zeugniss Nr. II und 279 das Zeugn. Nr. III erhielten, 38 aber, als nicht einmal für die Prima eines Gymnas. reif, gänzlich abgewiesen wurden. Die Gesammtzahl der Geprüften war demnach 1726. Von ihnen waren unter 17 Jahren 8, 17 Jahr alt waren 71, 18 J. 249, 19 J. 382, 20 J. 419, über 20 J. 579. Davon wollten 763 Theologie, 537 Jurisprudenz, 158 Medicin, 143 Philologie und 52 Kameralwissenschaften studiren, 1457 inländische, 101 ausländische und 29 erst inländische und dann ausländische Universitäten besuchen. Die Zahl der im J. 1827 Geprüften lässt sich noch nicht mit Sicherheit angeben. Sie betrug 1631 im J. 1825, 1662 im J. 1824, 1433 im J. 1823, 1189 im J. 1822, 1139 im J. 1821 und 950 im J. 1820. — Dem Gymnas. in ARNSBERG ist ein jährlicher Zuschuss von 500 Thlrn. aus Staatsfonds bewilligt worden. Gehaltszulagen erhielten in BERLIN der Prof. *Levezow* 450 Thlr., in BRESLAU der Lector an der Univ. Dr. *Otto* 40 Thlr.; ebenso die Consistorial- und Schulräthe *Freymark* in BROMBERG, *Bruch* und *Kraft* in CÖLN und *Pithon* und *Kortum* in DÜSSELDORF, jeder 100 Thlr. Dem Director *Riegler* in CLEVE ward, um ihn für die mit seiner frühern Stelle in Aachen verbundenen Einkünfte zu entschädigen, eine persönliche Zulage von 150 Thlrn. jährlich, dem kathol. Geistlichen und Schulrath *Schonger* in ERFURT eine ausserordentliche Unterstützung von 600 Thlrn. als Umzugs- und Einrichtungskosten bewilligt. Ausserordentliche Remunerationen wurden ertheilt in AACHEN den Lehrern *Korte* und *Oebecke* (jedem 50 Thlr.); in BERLIN dem Prof. Dr. *Bernhardy* an der Univ. 150 Thlr., dem Oberlehrer Dr. *Uhlemann* am Friedrich-Wilh.-Gymn. 75 Thlr., dem Schulamtscandidaten Dr. *Paldamus* für an demselben Gymn. ertheilte Lehrstunden 50 Thlr., dem Schulamtscandidaten *Salomo* am Joachimsth. Gymn. 50 Thlr.; in FRAUSTADT dem Lehrer Dr. *Lagner* an der Kreisschule 100 Thlr.; in HALLE dem Privatdocenten Dr. *Weber* 100 Thlr.; in POTSDAM dem Gymnasiallehrer Dr. *Klingebeil* 50 Thlr.; in PRENZLAU dem Conrector Dr. *Schmidt* 50 Thlr.; in SALZWEDEL dem Lehrer Dr. *Solbrig* am Gymn. 75 Thlr. und dem Collaborator *Woltersdorf* 100 Thlr.; in WETZLAR dem Zeichenlehrer *Deicker* am Gymn. 50 Thlr.; in Wittenberg dem Zeichenlehrer *Dietrich* am Gymn. 50 Thlr.

RATIBOR. Der bisher am Gymnas. interimistisch beschäftigte Schulamtscandidat Dr. *Müller* ist als zweiter Oberlehrer definitiv angestellt worden.

SALZWEDEL. Der Diaconus und Collaborator *Woltersdorf* hat bei

seinem 50jähr. Amtsjubiläum das allgem. Ehrenzeichen erster Classe erhalten. Auch soll demselben die Besoldung, welche er als Lehrer des Gymnasiums bisher bezogen hat, auch nach seiner Entbindung von den Lehrgeschäften als lebenslängliche persönliche Zulage belassen werden.

Stettin. Der Superintendent *Richter* ist zum dritten Consistorialrath im dortigen Consistorium ernannt. Am Gymnasium ist der Dr. *Rhades* als Arzt und ausserordentlicher Lehrer der Naturwissenschaften vorläufig auf ein Jahr angenommen worden.

Thorn. Der Professor *Schirmer* am Gymnasium ist zum Director der dasigen Bürgerschule ernannt worden.

Ulm. Am Gymnasium hat der ausserordentl. Professor *Hassler* den Titel und Rang eines ordentlichen Gymnasialprofessors erhalten.

Nachschrift.

Auf die von mehrern Seiten her gemachte Anfrage, ob die Jahrbücher auch freiwillig eingesandte Recensionen aufnehmen, erklären wir, dass diess sehr gern geschehen wird, sobald dieselben nicht Werke betreffen, die bereits in den Jahrbüchern recensirt oder einem ordentlichen Mitarbeiter zur Beurtheilung übertragen sind, und sobald sie ihrer Form und ihrem Werthe nach zur Aufnahme sich eignen. Entsprechen sie den zu machenden Forderungen, so werden wir sie nicht allein recht freundlich willkommen heissen, sondern wünschen auch recht sehr, dass recht viele dergleichen Beiträge eingehen mögen. Denn wenn wir auch im Allgemeinen den Grundsatz festhalten müssen, für zu beurtheilende Werke die Recensenten uns selbst zu wählen, so sind uns doch desshalb freiwillige Anerbietungen nicht minder angenehm, ja vorzüglich erwünscht in der Rücksicht, dass die Zahl unserer ordentlichen Mitarbeiter noch lange nicht eine vollständige ist, sondern in ihrer Reihe noch sehr viele Gelehrte fehlen, deren Theilnahme den Jahrbüchern die gediegensten kritischen Aufsätze bringen und ihnen zur besondern Zierde gereichen würde. Viele von ihnen fehlen vielleicht durch unsere Schuld, indem sie von uns dazu nicht aufgefordert wurden, theils weil wir ihre Theilnahme kaum erwarten zu dürfen glaubten, theils weil uns der Umfang ihrer intellectuellen Kraft und Gelehrsamkeit nicht gehörig bekannt war. Da wir nun nicht gern durch unsere Unkunde und Nachlässigkeit mehrere tüchtige Arbeiter für die Jahrbücher verlieren möchten, so sey hiermit jeder, der sich überzeugt hat, dass unsere Zeitschrift für die philologisch-pädagogischen Wissenschaften etwas Gründliches leisten wolle, und der sie darum

seiner Beihülfe nicht für unwerth hält, öffentlich aufgefordert, uns freiwillig und auch ohne unsere specielle Aufforderung mit Beurtheilungen hierher gehöriger Schriften zu unterstützen. Besonders sey diese Aufforderung denjenigen ans Herz gelegt, welche nicht gerade Willens sind, als permanente Mitarbeiter unsers Instituts aufzutreten, aber doch in einzelnen Fällen geneigt seyn dürften, über irgend ein Werk ihr Urtheil öffentlich abzugeben. Um ihnen die vorher nöthige, aber vielleicht unwillkommene Anfrage zu ersparen, ob das zu wählende Werk an einen Recensenten bereits versagt sey, werden wir künftig am Schluss der einzelnen Hefte allemal die Schriften anzeigen, deren Beurtheilung einem Mitarbeiter bereits überlassen ist *), und wünschen daher von dem, welcher eine noch unbesetzte zu wählen gedenkt, nur eine kurze Nachricht darüber, damit sie während der Abfassung der Recension nicht anderweit versagt werde. In Bezug auf die Einrichtung solcher ausserordentlichen Recensionen sey bemerkt, dass wir nicht blosse Inhaltsanzeigen oder kurze lobende oder tadelnde Berichte, sondern vollständige Kritiken zu erhalten wünschen, welche das Wesen und den Standpunct des beurtheilten Buchs gehörig erörtern und wohl auch, wofern dies nöthig, über den Inhalt desselben sich selbstständig weiter verbreiten. Am willkommensten werden uns daher die Beurtheilungen seyn, welche, von dem bestehenden Standpuncte des in der recensirten Schrift behandelten Wissenschaftszweiges ausgehend, derselben ihren Platz genau anweisen und mit Umsicht darlegen, wie weit sie den behandelten Zweig gefördert hat und was sie noch zu wünschen übrig lässt. Natürlich wünschen wir auch zu Beurtheilungen der Art solche Schriften gewählt zu sehen, die ihrem Inhalte nach als wichtig hervortreten und deren Werth eine ausführlichere Erörterung verdient. Fällt die Wahl auf Programme oder seltnere ausländische Schriften, so wünschen wir hier vorzüglich einen gedrängten Inhaltsbericht, welcher, mit Uebergehung des Gewöhnlichen und schon anders woher Bekannten, dasjenige im Auszuge darlegt, was als neu und eigenthümlich oder philologisch wichtig hervortritt. Gedrängte Kürze ist für jede dieser Arbeiten ein Haupterforderniss, so wenig wir auch gesonnen sind, für irgend eine Beurtheilung eine bestimmte und nicht zu überschreitende Länge festzusetzen. Für jeden Beitrag müssen wir auch noch die Namensunterschrift des Verf. verlangen, da keine Recension anonym oder pseudonym aufgenommen wer-

*) Im Voraus machen wir desshalb auf das bibliographische Verzeichniss des in diesen Tagen erscheinenden vierten Heftes des fünften Bandes aufmerksam, wo die bereits versprochenen Werke mit einem Kreuz bezeichnet sind.

den kann. Ob übrigens eine freiwillig uns zugeschickte Recension in den Jahrbüchern Aufnahme finden könne oder nicht, darüber müssen wir uns freilich unser, von dem Werthe derselben abhängiges, Urtheil vorbehalten, weil sich kaum erwarten lässt, dass sie alle der Art sind, dass über ihre Zulässigkeit nie ein Zweifel obwalten könnte. Sollten wir aber auch in einzelnen Fällen die Aufnahme verweigern müssen, so sey doch den Verfassern solcher Arbeiten im Voraus die gewissenhafteste Discretion und die strengste Verschwiegenheit darüber von unserer Seite zugesagt. Findet aber die Aufnahme der Recension statt, so wird sie nicht blos ebenso, wie die von den ordentlichen Mitarbeitern verfassten Beurtheilungen, honorirt, sondern überhaupt in allen Zugeständnissen denselben völlig gleich gestellt. Von allen solchen freiwillig eingeschickten Arbeiten wird ferner portofreie Zusendung verlangt, wogegen wir erbötig sind, das Porto zu vergüten, sobald die Aufnahme in die Jahrbücher stattfindet. Doch wird für diesen Fall die Zusendung soviel als möglich durch Buchhändlergelegenheit oder doch auf dem mindest kostspieligen Wege verlangt. Alle Zusendungen aber, die der Redaction zur eigenhändigen Eröffnung zukommen sollen, bitten wir entweder auf den Namen des Redacteurs (M. *Jahn*) zu stellen, oder mit folgender Addresse zu bezeichnen:

An die Redaction der Jahrbücher für Philologie und Pädagogik

zu

Leipzig.

Was dagegen für die Verlagshandlung bestimmt ist, diess werde *an die Expedition der Jahrbücher* addressirt.

Noch sieht sich die Redaction genöthigt, zu erklären, dass sie ihrer vielfachen Geschäfte wegen nicht immer jeden an sie eingegangenen Brief beantworten kann, und bittet daher, nur auf solche Briefe Antwort zu erwarten, deren Inhalt dieselbe unumgänglich nothwendig macht. Um indess den Absendern wissen zu lassen, dass ihre Briefe richtig eingegangen sind, wird sie künftig am Schlusse der einzelnen Hefte den Empfang derselben notiren, und ersucht diese desshalb, sich den Monatstag zu merken, an welchem die Briefe geschrieben sind.

Die Redaction.

I n h a l t

von des ersten Bandes erstem Hefte.



JAHRBÜCHER

FÜR

PHILOLOGIE UND PÆDAGOGIK.

Eine kritische Zeitschrift

in Verbindung mit einem Verein von Gelehrten

herausgegeben

von

M. *Joh. Christ. Jahn.*



Dritter Jahrgang.

Erster Band. Zweites Heft.

Oder der ganzen Folge

Sechster Band. Zweites Heft.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1828.

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Römische Litteratur.

Lucilii Iunioris Aetna. Recensuit notasque Jos. Scaligeri, Frid. Lindenbruchii et suas addidit *Fridericus Jacob.* Lipsiae, sumtibus Frider. Christ. Guil. Vogelii. 1826. XXIV und 270 S. und ein Blatt Corrigenda et Addenda. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

[Vgl. Jahrbb. Bd. V S. 374.]

Die meisten der früher dem Virgil beigelegten Gedichte hat das Schicksal betroffen, unwissenden oder gewissenlosen Abschreibern in die Hände zu fallen. Die dadurch entstandenen Verderbnisse sind in mehrern derselben so gross, dass man an ihrer gänzlichen Heilung um so mehr zu verzweifeln anfängt, je genauer man sich mit ihnen bekannt macht. Aber nicht die Handschriften allein tragen die Schuld; mehr noch kommt, wie überhaupt bei den meisten classischen Schriftstellern, auf die Rechnung der Herausgeber, die an die Bearbeitungen solcher Ueberreste des Alterthums ohne die nöthige innere und äussere Vorbereitung gingen, und den Lesern zumutheten, ihre subjectiven Urtheile für objective Wahrheit anzunehmen. Unbekümmert um das Dasein und die Lesarten der Handschriften schrieben sie den frühern theils aus schlechten Quellen entlehnten theils proprio Marte interpolirten Ausgaben diplomatischen Werth zu, und indem so Conjectur auf Conjectur gebaut und die ächten Quellen ganz vernachlässigt wurden, entstand ein Text, über dessen Fehler der Verf., wenn er ihn zu Gesicht bekäme, erschrecken würde. Das Gedicht nun, von dessen neuster Bearbeitung ich hier Bericht geben will, ist, wie wenige, auf die oben angegebne Art gemisshandelt worden. Nur Scaliger und Wernsdorf, beide mit sehr beschränkten äussern Hülfsmitteln versehen, suchten der Sache gründlicher auf die Spur zu kommen. Beide haben durch richtige Kritik und Interpretation manche Stelle berichtigt, manche Schwierigkeit gehoben. Allein immer blieb noch eine sehr reiche Nachlese übrig, und man muss sich freuen, dass endlich in unsern Tagen ein Mann sich des lange vernachlässigten Dichters annahm, der seinen Gegenstand scharf betrachtend keine Mühe scheute, um eine Arbeit zu liefern, die dem unsichern Schwanken und

Vermuthen ein Ende machen, und für Kritik und Interpretation des Gedichts eine sichere Grundlage bilden sollte. Jeder Unbefangne wird gestehen, dass Hrn. J. diese Bemühung gelungen ist und er sich den Dank aller Philologen durch seine sorgfältige und gelehrte Arbeit verdient hat. Ohne eine vorhandene Recension zum Grunde zu legen, folgte er den unten näher zu beschreibenden Handschriften, und wo diese nicht auszureichen schienen, seinem eignen Urtheil, das ihn nicht selten zu sehr glücklichen Vermuthungen leitete, die er nur bisweilen etwas zu dictatorisch hinstellt. Mit Glück ist die Lesart der Handschriften oft gegen voreilige Aenderungsversuche gerechtfertigt (s. zu Vs. 9, 13, 15, 20, 31, 36, 57, 61), falsche aber blendende Lesarten dieser oder jener Handschrift abgewiesen (s. Vs. 11, 12), bisweilen auch die keines weitern Beweises bedürftige Lesart stillschweigend aufgenommen worden (s. Vs. 75). Treffliche Bemerkungen, besonders über den poetischen Sprachgebrauch, vermehren unsere Kenntniss des Lateinischen Idioms (s. zu Vs. 1, 20, 55, 60, 68) und mit Glück verbreitet sich auch der Hr. Herausgeber gelegentlich über andere Schriftsteller, besonders über Lucretius und Manilius. Grössere Sorgfalt wäre vielleicht in der Interpunction nöthig gewesen, wo namentlich der zu häufige Gebrauch des Comma stört; bisweilen finden sich auch Versehen in der Angabe der Lesarten der Handschriften, die nicht immer aufgenommen worden sind, selbst wo Hr. J. sie für richtig erklärt. So steht Vs. 29 noch jetzt *fallacia*, da doch alle codd. *pellacia* haben, was in den Bemerkungen mit Recht vorgezogen wird. Nach dieser allgemeinen, aus voller Ueberzeugung ausgesprochenen Anerkenntniss der Leistung des Herrn Herausgebers, der sich auch besonders durch die aus der Physik und Naturkunde der Alten entlehnten Erklärungen um den Dichter verdient gemacht hat, und namentlich auch durch die Gleichmässigkeit, mit der er das Ganze behandelt, sich sehr zu seinem Vortheil von andern neuern Herausgebern unterscheidet, will ich nun Herrn J. durch einen Theil seines Buches begleiten, und bei der Erwähnung der Abweichungen von der Wernsdorf'schen Lesart über einige Stellen meine Ansicht mittheilen, wo diese von der des Hrn. J. abweicht.

In der Vorrede, die, trotz ihres geringen Umfangs, manche wichtige Sache zur Sprache bringt, erzählt zuerst Hr. J., dass er den Aetna zur Erholung von einem weitläuftigen Werke über die Römischen Partikeln bearbeitet hat, durch dessen Ankündigung er den Philologen eine sehr erfreuliche Nachricht mittheilt. Nach kurzer aber gerechter Würdigung seiner Vorgänger in der Bearbeitung des Aetna geht er zu den Handschriften über, deren Gebrauch ihm selbst verstattet war. Er besass nämlich 1) eine durch Hrn. Prof. Lachmann in Berlin verfertigte Collation des Cod. Helmstadiensis, jetzt bei Ebert Nr. 917; — 2) und 3)

zwei Collationen, die er aus dem Nachlasse des verstorbenen F. A. Wernike durch dessen Bruder Julius Wernike erhielt. Der Nr. 3 bezeichnete Codex ergab sich als der Rehdigersche (s. jetzt auch Praef. ad Statium Marklandi p. XX), von dem Hr. Prof. Passow, der auch mir mit demselben Codex eine grosse Gefälligkeit erzeugte, dem Herrn Herausgeber eine zweite eigenhändige sehr genaue Collation überschickte. Der Aufbewahrungsort von Nr. 2 konnte nicht entdeckt werden. Alle diese Bücher fliessen, wie auch das Florentinische, aus einer und derselben Quelle. Dieser Codex Florentinus aber, von Nic. Heinsius excerpirt und in den Actis Societ. Lat. Jen. V, init. so wie auch in der N. Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste 59, 311 in diesen Excerpten jedermann zugänglich, führt nur mit Unrecht seinen Namen. Er enthält nur einen Theil des ganzen Gedichts (Vs. 136—289) und wird in keinem Catalog der Mediceischen Bibliothek erwähnt, und sollte vielmehr *Lucensis* genannt werden. Nicolaus Heinsius nämlich sagt in der Vorrede zum Claudian (Amstel. 1665) dass er Excerpte eines Cod. Lucensis zu unserm Gedichte gefunden, die Handschrift aber selbst vergebens gesucht habe. Diese Excerpte besass Ernstius, von dem sie Heinsius entlehnte und den Catalecten des Pithoeus beischrieb, welches Exemplar später an Kulenkamp und durch diesen an Fr. Chr. Matthiae gelangte. In diesem Exemplar hatte Heinsius jene Excerpte als aus einem Cod. Florent. entnommen angegeben, gewiss nur desswegen, weil sie ihm Ernstius *in* Florenz mitgetheilt hatte. Nun aber wird wirklich in der Bibliotheca Medicea ein an eine alte Ausgabe des Claudian angebundnes handschriftliches Fragment unsers Gedichtes (Vs. 267—285) erwähnt (Bandini Tom. II col. 96. Cod. I.), dessen Varianten früher von Schrader den Catalecten des Pithoeus beigeschrieben, später von Heeren zum zweitenmal excerpirt wurden, die mit dem erstgenannten grössern Fragment genau übereinstimmen. Warum aber sogleich daraus gefolgert werden soll, dass der Cod. Lucensis und das Fragm. Medic. dieselbe Handschrift gewesen seien, ist nicht abzusehen. Vielmehr nimmt Hr. J. richtiger an, dass das Fragm. Medic. aus demselben Cod. Luc. abgeschrieben sei, woher die längern Heinsius'schen Excerpte genommen worden, widerspricht sich aber selbst, wenn er diese Excerpte schedas Mediceas nennt, da sie ja nicht in der bibliotheca Medicea sondern nur in dem Besitz von Ernstius, der Sammlung des Pithoeus beigeschrieben, sich befanden. — Hierauf geht S. XII. Hr. J. zu den Lücken über, die unser Gedicht entstellen und so viel zu seiner Schwierigkeit beitragen, und indem er zuerst bemerkt, dass viele Verse ausfallen konnten, ohne dass wir diess bei der abgerissnen Schreibart des Lucilius bemerken, sucht er die Entstehung dieser Lücken auf eine überraschende Weise zu erklären. Er

nimmt an, dass der Urcodex mit Longobardischen Buchstaben geschrieben, die an und für sich zu grossen Verirrungen Anlass geben konnten, auf jeder Seite achtzehn Zeilen enthielt, von denen dann die untersten leicht ganz oder theilweis vertilgt werden konnten. Woher Hr. J. auf diesen Gedanken gekommen sei, giebt er nicht an, und erzählt nur, dass er durch einen Irrthum sich in ihm gebildet habe. Als Beweis aber führt er die allerdings auffallende Erscheinung an, dass fast stets nach dem 18ten Vers bedeutende Corruptelen oder Lücken vorhanden seien. So ist Vs. 53 (im Urcodex fol. 2 rect. penult.) nur in Bruchstücken erhalten, Vers 70 ff. stimmen zu den frühern sehr wenig; 105—108 seien ebenfalls sehr verdorben, u. s. w. Ich will nicht leugnen, dass diese Ansicht manches für sich hat. Allein dennoch scheint es nöthig, die grösste Vorsicht anzuwenden. Denn erstens ist nicht allemal bei dem 18ten Vers eine Lücke; zweitens finden sich, wie Hr. J. selbst zugiebt, auch Lücken an andern Stellen, wo die verhängnissvolle Zahl nicht spukt; drittens darf man einem Dichter wie Lucilius schon manchen kühnern Uebergang zutrauen, ohne desswegen sogleich den Verlust von einem oder mehrern Versen anzunehmen, und viertens ist selbst in den genausten Codd. bisweilen die Zahl der Zeilen auf den einzelnen Seiten verschieden. Gleich bei der ersten Stelle können wir nicht ganz mit Hrn. J. übereinstimmen. In der Vorrede sagt er, dass Vs. 18 der letzte der ersten Seite gewesen sei, und demnach fehlte hier nichts, indem eine hinter ihm befindliche Lücke nicht möglich war. Und doch heisst es im Commentar S. 86 dass Vs. 19 desswegen nicht mit Vs. 18 genau zusammenhänge, weil zwischen beiden sehr leicht ein Vers ausfallen konnte. War diess der Fall, so musste die Handschrift auch an dem obern Rand der Blätter verstümmelt sein, was denn doch die Sache wohl etwas zu weit treiben hiesse. Ja um es noch genauer zu nehmen, möchte eben hier noch besonders folgender Umstand beachtenswerth sein. Wer sehr alte oder ältern genau nachgebildete Codd. in den Händen gehabt hat, weiss, dass die Schreiber die Ueberschrift des Buchs eben so weit von dem obern Rand entfernten, als den Text auf den nachfolgenden Seiten. (Man vgl. z. B. das Facsimile von 2 Handschriften des Coluthus in der Ausgabe von Julien, Paris 1823, p. 2 und 32.) Nehmen wir aber nur den Raum einer einzigen Zeile an, den der Schreiber des Urcodex brauchte, um etwa sein AETNA INCIPIT einzuschwärzen, so ergiebt sich daraus, dass die erste Seite mit Vs. 17 endigte, und die zweite mit Vs. 18 anfing, wo wir dann annehmen müssen, dass eine Lücke mitten in den übrigen Versen zwischen 18 und 19 entstanden sei. Allerdings ist diess möglich; aber wozu bedarf es denn jener Erklärung? Und gewiss wird mich niemand der Kleinigkeitskrämerei beschuldigen, da ja Hr. J. durch seine

Annahme eine ganze Classe von Corruptelen statuirt, und bei solchen neuaufgestellten Sätzen jede Möglichkeit beachtet werden muss, die dafür oder dagegen spricht. Desswegen musste hier auch im Widerspruch mit dem, was ich oben selbst erwähnte, die gleiche Zahl der Zeilen auf allen Seiten festgehalten werden. Allein es fragt sich hier noch besonders, ob denn wirklich Vs. 18 und 19 gar nicht im Zusammenhang gedacht werden können. Sie lauten nach Hrn. J. folgendermaassen:

Quis non Argolico deflevit Pergamon igni?
Impositam et tristi gnatorum funere matrem?

Früher wurde das Fragezeichen nach *igni* weggelassen, und *Pergamon impositam* verbunden, so dass dann der übrige Theil des zweiten Verses einen neuen Gedanken enthielt. Dagegen hat Hr. J. eingewendet, dass, da Lucilius weiter unten *flebile Pergamon* sage, der Gebrauch desselben Wortes in verschiedenem Geschlecht anstössig sei, obgleich hier die Analogie die Inconsequenz entschuldigt. Heusinger zu Vechners Hellenolexias S. 30 hat diess durch Beispiele, wie *Tigranocerta*, *orum* (bei Tacit. Annal. XV, 5) und *Tigranocerta*, *ae* (idem XIV, 24), *Thyatira*, *orum* (Liv. XXXVII, 8) und *Thyatira*, *ae* (id. 44) vollständig bewiesen *). Wenn wir nun die alte Interpunction wieder hervorsuchen, so fragt sich, welche Erklärung dann möglich ist. Ohne selbst die Stelle zu erläutern, was auch die Uebersetzung,

Wer hat Pergamon nicht in argivischer Flamme beweinet,

nicht vermag, verwirft Hr. J. jeden Versuch mit den Worten: *quis urbem tanquam corpus aliquod igni impositam audivit?*, fügt aber freilich unmittelbar hinzu: *posse dici*, *si quis satis audax sit*, *non nego.* Und wahrlich, eine solche Audacia darf bei einem Lucilius nicht befremden, zumal da es sich noch fragt, ob es denn so sehr kühn sei. Zuerst nämlich hat Hr. J. die Bedeutung des Wortes *impositam* viel zu eng gefasst, welches hier

*) Aehnliche Beispiele hat auch Hofman-Peerlkamp in ähnlicher Absicht (Biblioth. crit. nova III. p. 246) angeführt, dessen Beurtheilung der vorliegenden Ausgabe ich erst nach der Vollendung meiner Anzeige vergleichen konnte. Worinnen ich zu meiner Freude mit diesem trefflichen Gelehrten übereinstimme, habe ich in den untergesetzten Anmerkungen gewissenhaft angegeben; und ich würde dann jedesmal von mir geschwiegen haben, wenn nicht sich wieder mehrere Verschiedenheiten in der Auffassung und Erklärung gezeigt hätten; diess, so wie der Umstand, dass der Holländische Gelehrte sich gewöhnlich mit der einfachen Erwähnung seiner Annahmen begnügte, die Beweisführung aber für unnöthig hielt, mag mich entschuldigen und gegen den Verdacht eines Plagiums rechtfertigen.

(ähnlich dem entgegengesetzten *suppositus* bei Catull. 67, 32) ganz einfach bedeutet *positus*, *conditus in aliqua re*, *superstructus alicui rei.* Die Worte aber selbst müssen dann durch die den Dichtern sehr gewöhnliche historische Prolepsis erklärt werden, nach der durch Anticipirung historische Ereignisse als schon bestehend erwähnt werden, während sie doch erst in Folge anderer Ereignisse möglich wurden. (Bentl. opusc. p. 17 —39. Aehnlich ist die rhetorische, über die zu vergleichen ist Cicero N. D. I, 16, c. n. Davis.) Troja war nun vom Schicksal dazu bestimmt, von den Griechen verbrannt zu werden (s. Catull. 64, 344 ff., Horat. Od. I, 15, 35), und die Worte sind nach dieser einfachen Erklärung nicht kühner, als die ähnlichen bei Horaz: *et incedis per ignes suppositos cineri doloso.* Scheint nun bis jetzt die Stelle gegen den Verdacht einer Corruptel gerechtfertigt, so bleibt noch der Rest des zweiten Verses übrig, den man sehr verschieden erklärt hat. Einige denken an die Medea, andere an die Aerope, Gemahlin des Thyestes, Hr. J. an die Niobe; auch ist Iocaste erwähnt worden, die nach vielen alten Dichtern ihre Söhne überlebte. Allein der Zusammenhang der Stelle zeigt, dass der Gedanke des ersten Verses in dem zweiten fortgeführt wird. Mit Recht hat daher schon der Glossator des Codex Helmstadiensis den Namen der Hecuba zugeschrieben. Wem ist ihr Jammer unbekannt? und wie schön stimmen hierzu die auf dasselbe Ereigniss bezüglichen Worte des Catullus (64, 349):

Saepe fatebuntur gnatorum in funere matres,

nach welchen mit einer sehr geringen Aenderung, indem der einfache Ablativus *hier* kaum gerechtfertigt werden kann, und durch Hrn. J. auch mittelst einer vollständigern Stelle bei Nemesian. Cyneg. 38 und einer corrumpirten des Properz (vgl. dort Hrn. Jacob p. 226) nicht gerechtfertigt worden ist, die beiden Verse vielleicht so zu schreiben sind:

Quis non Argolico deflevit Pergamon igni
*Impositam, et tristi gnatoruM IN funere matrem?**)

Wie erklärt sich nun vollends die Lücke auf der ersten Seite des Urcodex, da doch die zweite Seite, wo Vs. 35, 36 den Schluss machten, nicht die geringste Spur einer Corruptel zeigt? Vs. 53 ist allerdings auf uns nur in einzelnen Worten gekommen, was sich aber zum Theil auch daher erklären lässt, dass zwei Verse mit demselben Worte anfangen, woraus bekanntlich unzählige Versetzungen und Auslassungen entstanden sind. — Neuen Anstoss fand Hr. J. und musste ihn finden bei Vs. 70 ff., denen er allen Zusammenhang mit den vorhergehenden Zeilen abspricht; mit welchem Rechte will ich jetzt dem Leser darle-

*) So bereits Hofman-Peerlkamp a. a. O. S. 248.

gen. Von Vs. 41 an hatte Lucilius sich vorgenommen, die zweite mythische Erklärung der Ausbrüche des Aetna zu widerlegen. Er erzählt daher den Krieg der Giganten gegen die Götter, und Vs. 62 ff. den Sieg, den Iupiter durch seine Blitze über sie davon trug, worauf er so fortfährt:

— Tum pax est reddita coelo.
68 *Tum Liber celsi venit per sidera coeli,*
Defensique decus mundi nunc redditur astris.
70 *Gurgite Trinacrio morientem Iupiter Aetna*
Obruit Enceladum; vasti quoque pondere montis
Aestuat et petulans exspirat faucibus ignem.
Haec est mendosae vulgata licentia famae.

Hr. J. bemerkt in der Vorrede nur: *Versus 70 sqq. vide quam aegre ad priora coeant.* Ist aber irgend eine Stelle in einem Schriftsteller des Alterthums unverdorben, so ist es diese. Lucilius nämlich, von einem gewissen Oestro poetico getrieben, geht von der Beschreibung des Siegs schnell zu seinen Folgen über, und muss nun, was früher erwähnt den Gang der Verse unterbrochen haben würde, den eigentlichen Zweck dieser Digression nachholen. Vortrefflich stimmt damit Vs. 73 überein. Es kam ja hier nicht darauf an, die Folgen des Siegs im Allgemeinen zu schildern — diess geschieht nur beiläufig —, sondern der Schluss des Ganzen *musste* die Bestrafung des Enceladus sein. Ich werde unten an einem andern Beispiel zeigen, wie sehr es dem Sprachgebrauch unsers Dichters angemessen ist, solche Parenthesen in sein Gedicht einzuflechten und dann mit einer etwas kühnen Wendung zu dem zurückzukehren, wovon er bei dem Anfang der Parenthese ausging. Da ich mich aber einmal mit dieser Stelle beschäftige, so werde ich sogleich hier noch eine Aenderung des Herausgebers erwähnen, die er in den Anmerkungen zu ihr vorträgt. Grossen Anstoss nämlich erregt in ihm die Erwähnung des Bacchus, wozu er nicht den geringsten Grund sich denken kann. Denn Bacchus kam erst nach vielen auf der Erde vollführten Grossthaten in den Olymp, nicht aber damals. (Wo ist denn hier die Verbindung zwischen der Gigantomachie und den Zügen des Bacchus sichtbar?) An Bacchus Zagreus lässt sich auch nicht denken (nur ein Clericus konnte einen so absurden Einfall haben!) und es muss hier gelesen werden:

Thuribulum et *celsi venit per sidera coeli,*

welches von dem Himmelsgestirn des Altars erklärt wird, der damals von den Göttern selbst zur dankbaren Erinnerung an ihren Sieg unter die Sterne versetzt wurde. So geistreich aber und gelehrt auch diese Combination ist, so scheint doch dem Bacchus sein Platz nicht entrissen werden zu dürfen, indem schon Wernsdorf mit vollem Recht die Worte des Horaz (Od. II, 19, 21) angeführt hat, wo, nachdem die Erlegung des Rhoe-

tus durch den Bacchus erwähnt worden ist, der Dichter so fortfährt:

Quamquam choreis aptior et iocis
Ludoque dictus (*es*) — —.

Offenbar will daher auch Lucilius hier sagen, dass neue Freude und Heiterkeit zu den Göttern zurückgekehrt sei, welcher Gedanke um so erklärlicher wird, wenn wir ihn in Verbindung mit Vs. 62 setzen: *Stant utrimque Metus.* Somit ist nun wohl auch kein Zweifel, dass aus dem *tune* des Codex Vratisl. *tum* geschrieben und in den Text aufgenommen werden muss, was wir dann unbedenklich von jenem Himmelsgestirne verstehen, indem jede andere Deutung ungelenk und schleppend ist. In Vs. 68 hat Hr. J. aus dem Cod. Helmst. (wenn ich die Varianten-Angabe anders richtig verstehe) *celsi* geschrieben, und den Sprachgebrauch der Präposition *per* sehr gut erläutert. — Bei der vierten Stelle (Vs. 105—108), die Hr. J. zur Bestätigung seiner Meinung anführt, ist es zuerst auffallend, dass er in der Vorrede sie als eine solche anzeigt, deren Theile *non saniores* seien; was man in diesem Zusammenhange nur von dem Vorhandensein einer Lücke verstehen kann; während er in der Anmerkung sie behandelt, wie jede andere kritisch verdächtige Stelle zu behandeln ist, und sogar nach einigen vorgeschlagenen und auch in den Text aufgenommenen Veränderungen hinzufügt: *sensus autem expeditissimus est.* Um nun den Leser in den Stand zu setzen, über Hrn. Jacob's Ansicht ein selbstständiges Urtheil sich zu begründen, ist es nöthig, die ganze Stelle hier im Zusammenhang wiederzugeben, und zwar wie sie bei Wernsdorf lautet:

101 *Scilicet haud olim diviso corpore mundi*
In maria, ac terras et sidera, sors data coelo
Prima, secuta maris, deseditque infima tellus
Sed totis rimosa cavis, et qualis acervus
105 *Exsilit imparibus iactis ex tempore saxis,*
Ut crebro introrsus spatio vacuata corymbos
Pendeat in sese; simili quoque terra figura
In tenues laxata vias, non omnis in arctum,
109 *Nec stipata coit.*

Für *haud* (Vs. 101) hat Hr. J. nach Handschriften und Zusammenhang richtig geschrieben *aut;* Vs. 104 steht bei ihm *ut, qualis,* Vs. 106 *Sic — vacuata, corymbus,* und Vs. 107 ist das Colon gestrichen, so dass die Worte *Pendeat in sese* das Schlussverbum zu *terra* enthalten. Allein auf den ersten Blick stört die beispiellose und gegen alle Denk- und Sprachgesetze streitende Durcheinanderwerfung verschiedener Schlussverba eines Subjects, indem das eine, *Pendeat* (Conjunctivus) in der Parenthese, das andere, *coit* (Indicat.) in dem Hauptsatz sich findet. Zweitens ist dann als Apposition gebraucht *corymbus,*

was stillschweigend aus dem *corymbos* der Handschriften geschrieben worden ist. Unmöglich kann ohne ein hinzugesetztes *velut* die Erde geradezu eine Epheutraube genannt werden. Endlich möchte das *sic — simili quoque figura* sich kaum rechtfertigen lassen. Unendlich schleppend wird überhaupt der Satz von der zweiten Hälfte des 108ten Verses an. Ohne nun *corymbus* als femininum annehmen zu wollen, denn ἡ κορύμβη der Griechen hierher zu ziehen möchte niemand ungestraft wagen, ohne ferner eine einzige jener Aenderungen des neusten Herausgebers zu billigen, glaube ich im Widerspruch mit seiner Ansicht, aber übereinstimmend mit Scaliger und Wernsdorf, dass die Verderbniss der Stelle in dem seiner Bedeutung nach hier kaum zu rechtfertigenden *vacuata* liegt, und dass für SPATIOVACUATA gelesen werden muss SPATIOEXAEQUANTE. Die Aenderung in den Buchstaben wird den der Paläographie Kundigen als sehr unbedeutend erscheinen, zumal wenn man sich erinnert, dass für *qu* sehr oft *c* und umgekehrt geschrieben wurde. So, um diess kurz zu erwähnen, muss in der Ciris Vs. 5 für *sibi quaerere*, was gar keinen Sinn giebt, *decurrere* gelesen werden. Das Verbum *exaequare* findet sich unter andern auch bei Ovid (Amor. III, 8, 61):

At nunc, exaequet tetricas licet illa Sabinas.

Die ganze Stelle ist nun nach meiner Meinung so zu interpungiren und zu schreiben:

101 *Scilicet aut olim, diviso corpore mundi*
In maria ac terras et sidera, sors data coelo
Prima, secuta maris, deseditque infima tellus,
Sed totis rimosa cavis; et qualis acervus
105 *Exsilit imparibus iactis ex tempore saxis*
Ut, crebro introrsus spatio exaequante corymbos,
Pendeat in sese, simili quoque terra figura
In tenues laxata vias, non omnis in arctum
Nec stipata coit,

„und so wie ein Steinhaufen aus ungleichen Steinen zufällig zu„sammengeworfen sich erhebt, so dass er, indem die drinnen „befindlichen häufigen leeren Räume den Epheutrauben gleich „kommen, in sich selbst schwebt, auf ähnliche Weise u. s. w." Doch es genüge, durch diese wenigen Beispiele bewiesen zu haben, dass jene neue Vermuthung Herrn Jakob's über die Lükken, deren er offenbar zu viele annimmt, durchaus nicht so begründet sei, wie sie ihm erscheint. Die Worte: *illud profecto a vero aberraret, si quis tot et tanta indicia casui nescio cui tribuens, nihil huic meae conjecturae concedere vellet*, stellen allerdings die Untersuchung ziemlich als abgeschlossen dar. Erweist sich aber, wie es nach meinem Dafürhalten sich nicht anders annehmen lässt, dass gleich die 3 ersten Stellen (denn Vs. 53 lasse ich, wie schon oben geschehen, ganz ausser dem

Spiele), auf die jene Hypothese begründet wurde, sich ohne unkritische Willkührlichkeit durchaus nicht dafür gebrauchen lassen, so dürfte man wohl, ohne das Dasein so mancher Lücke leugnen zu wollen, an dem neuen Erklärungsversuche etwas irre werden. Wenigstens müsste die Beweisführung schärfer und umsichtiger sein, als sie es, wenigstens in den bisher näher beleuchteten Stellen, in Wahrheit ist.

Von diesem Abweg kehre ich jetzt zu der Vorrede zurück, in der Hr. J. p. XIV beweist, dass alle Handschriften zwar aus einer Quelle geflossen sind, aber der Cod. Florent. und Helmstad. einer sorgfältigern Abschrift folgen, während 2 und 3 eine trübe Quelle verrathen. Die *membrana Scaligeri* (über die etwas genauer zu sprechen war; s. Scaliger ad Vs. 224 p. 146 und Vs. 279 p. 163 dieser Ausgabe) gehört nach Hrn. J. zu einer andern Classe, und es wäre gut gewesen, der bessern Uebersicht wegen, die wenigen Varianten, die Scaliger aus ihr mitgetheilt hat, mit der übrigen Varietas lectionis dem Texte unterzusetzen, zumal da diess die Absicht des Herausgebers selbst nach seinen eignen Worten (s. p. XV gegen Ende) gewesen zu sein scheint. Mit dem grössten Recht unterliess er, die Varianten aus den alten Ausgaben hinzuzufügen. Vollkommen stimme ich ferner den Grundsätzen bei, die den Herausgeber bei seinen Conjecturen leiteten. Gedichte wie der Aetna, der Culex, die Ciris und ähnliche gestatten und verlangen durch ihren jetzigen Zustand eine andere Art der Behandlung, als z. B. Virgilius oder Lucanus, wo so viele und zum Theil so treffliche Handschriften uns unterstützen. In dem Namen des Dichters stimmt Hr. J. mit Wernsdorf überein. In den frühesten Zeiten ward das Gedicht, weil es mit vielen ähnlichen in Art einer Anthologie dem Virgilius vielleicht einigemal zugegeben worden war, diesem beigelegt, und so hat z. B. schon *Pseudo-Servius* in seiner Vita Virgilii (Cod. Paris. 7959. saec. IX.) folgende Worte: *Scripsit etiam septem sive octo libros hos: cirina. etnam* (i. e. *cirin*, *aetnam*, woher sich auch die Verstümmelungen *crina*, *circina* u. s. w. erklären lassen,) *culicem. priapeia. cata-*
c
lepton. epigrammata. copam. diras. Hiermit stimmen Cod. 7960 und andere überein; als merkwürdig excerpirte ich mir unter andern in Paris folgende Worte aus Cod. 7930: *Scripsit etiam acthna de qua ambigitur.* In Folge dieser mit Begierde aufgegriffnen Nachrichten ward in den frühern Ausgaben diess Gedicht dem Virgilius zugeschrieben, bis J. J. Scaliger, der es in den Catalectis Virgil. herausgab, mit Berufung auf Senecae epist. 79 den *Cornelius Severus*, Zeitgenossen des Augustus, als Verf. nannte, ein Name, der schon in frühern Ausgaben dieses Gedichts, ja sogar in Handschriften gefunden wird. Jeder beruhigte sich bei dieser mehr hingestellten als bewiesnen Be-

hauptung des grossen Mannes, und nur erst Wernsdorf fand den rechten Verf. in *Lucilius Junior*, Freund des Seneca. Mit grosser Gelehrsamkeit und tief eindringendem Scharfsinn stellte er diese Untersuchung an, eine der besten, welche sich in seiner Sammlung der kleinern Lateinischen Dichter finden. Ihm tritt Hr. J. bei, beweist gegen Markland zum Statius I, 1, 65, dass das Gedicht einem aevo inferiori nicht angehöre, und bringt noch folgende Gründe bei, die für Lucilius sprechen. Erstens, wo der Dichter vom Seneca abweicht, dessen Quaestiones naturales er übrigens oft nachahmt, geschicht diess stets mit Bescheidenheit und Vorsicht. Zweitens bedient er sich sehr oft der Hypallage, wegen deren allzuhäufigen Gebrauch Seneca selbst den Lucilius tadelt. Drittens sind seine poetischen Beschreibungen matt; glücklicher ist er als gnomischer Dichter, und die Schwächen seines Freundes kannte Seneca recht gut. (s. Epist. 21.)

Die Vorrede beschliesst (p. XX — XXIV) die vollständigere Mittheilung der Varianten des Codex Florentinus aus der N. Bibliothek der schönen Wissenschaften, die Hr. J. erst erhalten hatte, als es nicht mehr möglich war, sie in die Anmerkungen aufzunehmen. Hr. J. fügt die Conjecturen Matthiä's hinzu, und begleitet sie mit einigen Bemerkungen, die theils seine frühern Ansichten noch mehr bekräftigen, theils Zweifel gegen dieselben äussern.

Vs. 6 hat Hr. J. aus den Handschriften richtig geschrieben *Seu tibi Dodona* mit Berufung auf Statii Thebais III, 104 und der Anführung einer Stelle aus Voss's Antisymbolik. Die von dem Herausgeber nicht entdeckte Quelle, woraus Voss theils dort, theils in den mythologischen Briefen III, 81, 116, 127 schöpfte, fliesst, wenn ich mich nicht täusche, im Etymol. M. s. v. *Δωδωναῖος*, wo zur Erklärung von Il. *π*. 233: *Ζεῦ ἄνα Δωδωναῖε*, folgendes auch von dem Scholiasten entlehnte gesagt wird: *ἐν χωρίῳ τῶν Ὑπερβορέων τῇ Δωδώνῃ τιμώμενε τῇ Θεσπροτίᾳ*, woraus die Folgerungen leicht gezogen werden können.

Vs. 15 lautet in den Handschriften so:

— (quum) *pingui Pallas oliva*
Secretos amnes aleret, quum gratia ruris —.

Frühere Herausgeber änderten das, was sie nicht verstanden, und erst Hrn. J. gelang es, den ersten Theil der Stelle vor jenen Anfechtungen zu retten, während er selbst an den letzten Worten Anstoss nahm. Denn da eine nicht unpoetische, wenigstens lebhafte Beschreibung des goldnen Zeitalters vorausgeht, so beleidigte ihn die gleich darauf folgende Mattigkeit der Worte: *quum gratia ruris*, wofür er nun *quae gratia ruris* corrigirt, und diess mit Gratii Cyneg. 266: *quae gratia prima*, zu rechtfertigen sucht. Allein manches scheint gegen diesen Vorschlag, der vielleicht etwas zu schnell in den Text aufgenom-

men worden ist, zu streiten. Denn um zuerst bei der Gedankenfolge aller vorhergehenden Worte stehen zu bleiben, so sieht wohl jeder ein, dass die Verse:

Aurea Saturni quis nescit secula regis?
Quum domitis nemo Cererem iactaret in arvis,
Venturisque malas prohiberet frugibus herbas;
Annua sed sacrae complerent horrea messes,
Ipse suo flueret Bacchus pede, mellaque lentis
Penderent foliis, et pingui Pallas oliva
Secretos amnes ageret, quae gratia ruris; —
Non cessit cuiquam melius sua tempora nosse.

nicht so interpungirt werden dürfen, wie Hr. J., dessen Aenderungen ich gefolgt bin, gethan hat, sondern dass Vs. 15 in der genausten Beziehung zu Vs. 9 steht, und demnach das Fragzeichen nach diesem wegfallen muss. Dass diess so ist, zeigt Vs. 16, der, wenn er für sich betrachtet wird, sehr gut auf Vs. 9 sich bezieht, aber ganz sinnlos ist, wenn man ihn mit Vs. 10 flgd. und der oft wiederholten Partikel *quum* in Verbindung setzt. Ein zweiter Grund gegen Hrn. J. liegt in den Worten *quae gratia ruris* selbst. Denn das, was sie nach der Uebersetzung ausdrücken sollen:

— und Pallas der fetten Olive
Heimlich gleitende Ström' hinführte, des Landes Erquickung,

bezeichnen sie durchaus nicht; und selbst diess angenommen, sind die Worte dann weit matter, als die gewöhnliche Lesart. Das so nachschleppende *quae* ist unerträglich! Ferner streiten diese Worte gegen den Sinn. Kann man denn nur dem Oelbaume *gratiam ruris* beilegen? Verdient nicht vielleicht Bacchus vielmehr den Vorzug? Wie wird im Allgemeinen *rus* zu erklären sein? Wo findet sich eine Stelle, die *gratia* in dem hier angenommenen Sinne rechtfertigt? — Auch hier ist die Lesart der Handschriften (denn das in einem Codex gefundene *tum* ist nur Krücke zum leichtern Verständniss) die einzig richtige und dem Lucilius sehr angemessen. *Quum gratia ruris* nämlich setzt die vorige Schilderung fort. Der Dichter geht von der Fruchtbarkeit jenes Zeitalters zu der unveränderlichen Lieblichkeit über, in der damals die Natur prangte (Ovid. Metam. I, 107, 108). Er führt aber diess nicht aus, sondern unterbricht sich mit einer häufig vorkommenden Aposiopese, so dass der Satz nun als völlig geschlossen anzusehen ist*) und Vs. 15 nur zur Verstär-

*) Einen andern Ausweg schlägt Hofman-Peerlkamp S. 244 ein, allein mit zu kühnen Aenderungen, indem er *Securos homines aleret quum gr. r.* vorschlägt, was sich aber auch aus andern Gründen nicht rechtfertigen lässt.

kung von Vs. 9 und zum Uebergang zu den folgenden dient. *Gratia ruris* ist auf eben die Art zu verstehen, wie *gratia villae* bei Plin. Epp. II, 17. Eine ähnliche, durch den Affect unterbrochne Ausdrucksweise findet sich in d. Ciris 266, welche Stelle aus der Ed. 1 nach berichtigter Interpunction so zu lesen ist:

Dicam equidem, quoniam — quid non tibi dicere nutrix
Non sinis? — Extremum hoc munus morientis habeto.

Vgl. Ciris 137.

Nachdem der Dichter verschiedene alte Epopöen kurz erwähnt hat, geht er mit folgenden Worten, die wir nach Hrn. J. geben, auf sich selbst über:

23 *Quidquid in antiquum iactata est fabula carmen;*
Fortius ignotas molimur pectore curas:
25 *Quis tanto motus operi, quae causa perennis*
Explicet immensum flammas, extrudat ab imo
Ingenti sonitu moles, et proxima quaeque
Ignibus irriguis urat. Mens carminis haec est.

Scaliger und Wernsdorf haben Vs. 23 für verdorben erklärt, und durch Conjecturen zu heilen versucht. Auch Hr. J. stimmt ihrem Urtheil bei, und schlägt mit den Worten: *Mihi quidem verissimum est, Lucilium scripsisse*, vor, zu lesen:

Quid quod et Aetnaeum *iactata est fabula carmen*,

weil die nächsten beiden Zeilen zu abgebrochen da stünden, wenn nicht die Erwähnung des *Aetna* kurz vorhergegangen wäre. Wie aber die Worte nach dieser Conjectur zu erklären sind, hat Hr. J. anzugeben unterlassen. Die Uebersetzung:

Ist doch das Mährchen vom Aetna selbst ein gepriesenes Epos,

reicht auch hier nicht aus. Denn entweder müsste es heissen: *Aetnaea iactata est fabula carmen* oder *Aetnaeum iactatum est fabula carmen.* So wie jetzt die Worte lauten, heissen sie nichts anders: *Ja sogar auch das Lied vom Aetna hat sich als Fabel verbreitet; Fabula iactata* aber für *fabula celebrata* zu erklären, wie es allerdings in der Uebersetzung liegt, erlaubt die Bedeutung von *iactare* nicht, und selbst dann, wie jeder ohne meine Erinnerung sieht, müsste es heissen *Aetnaea fabula est carmen iactatum.* Allein gesetzt, wir stimmten auch mit Hr. J. in dem Wortverstand der Stelle überein, so fragt sich noch immer, wie der Vers sich nun zu den übrigen verhält. Wenn schon das Mährchen vom Aetna von vielen behandelt worden war, was übrigens nur von beiläufiger Erwähnung gelten zu können scheint (Heyne ad Virg. Aen. III, 578), nicht eben von grössern epischen Gedichten gesagt werden kann, die mit Hesiods und andrer Schilderung der Weltalter, mit den Argonautiken, Thebaiden u. s. w. an Umfang wetteifern könnten, warum nimmt denn der Dichter in den nachfolgenden Versen den Mund so voll? Der Unterschied zwischen der epischen

und philosophischen Behandlung jenes Stoffes, den Hr. J. vielleicht etwas sophistisch in dem Wort *cura* wiederfindet, ist zu wenig hervorgehoben. Wollte diess der Dichter ausdrücken, so musste er den Gegensatz vor allen bemerklich machen, dass andere episch, *er* aber (nicht einmal ein *nos* findet sich) philosophisch und naturhistorisch den Aetna besinge. Jetzt schleppen sich die beiden Verse mühselig neben einander hin, und Hr. J. hat noch immer nicht erklärt, wie dann die Worte *tanto operi* zu nehmen seien, damit sie nichts von ihrer Bedeutung verlieren. Diese Worte aber enthalten nichts, was eine Aenderung nöthig macht, wenn wir uns nur erinneren, dass Lucilius sogleich im ersten Verse seines Gedichts den Inhalt genau angegeben hatte. Nach etwas anmaassend schliessender Parenthese von Vs. 9 — 24, die ganz im Geist des Zeitalters ist (vgl. Ciris 22—35, Culex 26—40), kehrt er zu seinem Vorwurf zurück. Daher ist es nöthig, nach *curas* vollständig zu interpungiren, dass demnach Vs. 25 ff. von den Worten *mens carminis haec est* abhängen, was auch dem Sprachgebrauch weit angemessner ist (vgl. Lucret. I, 50, Virg. Georg. I, 5), als wenn sie, wie jetzt, von den übrigen abgerissen sind. Nun kann ich zu obigem Verse zurückkehren, der genau zu untersuchen ist, damit seine Integrität oder Corruptel erkannt werde. Was wollte zuerst der Dichter sagen? Offenbar nichts andres als: „Andere haben den oder jenen Stoff besungen; ich bin kühner und behandle etwas bisher unbekanntes.“ Wenn man nun aber die Worte, wie sie in der Vulgata stehen, genau aber unbefangen betrachtet, so ergiebt sich der Sinn: In welches alte Gedicht nun auch, sei es in welches es wolle, die Fabel geworfen worden sei, so habe ich doch grösseres vor. *Fabula* steht zuerst hier absolut, als Begriff, das Ganze der Mythen. So Auctor ad Herenn. I, 8: *Id genus narrationis, quod in negotiorum expositione positum est, tres habet partes*, fabulam, *historiam, argumentum. Fabula est, quae neque veras neque verisimiles continet res. Antiquum carmen* setzt er seinem *novo carmini* und *ignotis curis* entgegen, so dass jene Worte für *carmen antiqui generis* stehen. Und so wie nun jedes Wort dieses Verses eine Verachtung gegen andere Dichter ausdrückt, so ist auch der Ausdruck *iactata est* sehr bezeichnend, und ich möchte mir nimmermehr diesen kühnen, aber durch Analogie gerechtfertigten Gebrauch nehmen lassen. So wie nämlich im Allgemeinen die Verba *iacere, iaculari* u. s. w., wo sie auf die Rede übertragen werden, sehr oft den vorherrschenden Sinn des *wegwerfenden, verächtlichen* und *verachtenden* haben, so findet sich auch dieser Sprachgebrauch bei *iactare*, ganz vorzüglich aber, wo, wie jeder weiss, etwas cum fastu et alto supercilio vorgetragen wird. Wie kräftig ist nun der Vers des Lucilius! Um zuerst die angegebne Bedeutung von dem Wort

iactare selbst zu beweisen, so glaube ich kein schlagenderes Beispiel aufführen zu können, als folgendes aus Cicero de Orat. I, 16 § 73: *facile declaratur*, *utrum is*, *qui dicat*, *tantummodo in hoc declamatorio sit opere* jactatus, *an ad dicendum omnibus ingenuis artibus instructus accesserit.* Die Construction aber endlich ist dieselbe, welche sich oft bei dem Verbo *conjicere* findet, welches Lucilius aber verschmähte, weil ihm das andere nachdrücklicher war. So Cicero ad Att. XVI, 6: *itaque* — conjeci (*istud prooemium*) *in eum librum*, *quem tibi misi.* VII, 16: *plura praeterea in eandem epistolam* conjeci. — In dem folgenden Verse hat Hr. J. *quis* aus Handschriften aufgenommen, trefflich *immensum* corrigirt (entgangen ist ihm, dass Markland ad Stat. Silv. III, 1, 163 dieselbe Emendation gemacht hatte), und *extrudat* (wofür Markland *quae ructet*) aus den Handschriften wiederhergestellt, so dass die Stelle, nach meiner Ansicht interpungirt, nun so lautet:

Quidquid in antiquum iactata est fabula carmen,
Fortius ignotas molimur pectore curas.
Quis tanto motus operi, *quae causa perennis*
Explicet immensum flammas, *extrudat ab imo*
Ingenti sonitu moles, *et proxima quaeque*
Ignibus irriguis urat, *mens carminis haec est* *).

Vs. 29 ff. ist abermals die Interpunction nicht genau genug, wodurch sogar der Zusammenhang leidet. Offenbar ist nach dem sehr häufigen Sprachgebrauch, dass die auf eine Parenthese folgenden Worte in genaue Verbindung zu jener gesetzt werden (s. Ramshorn's Lat. Gr. S. 704, c.), so zu schreiben:

Principio, *ne quem capiat fallacia vatum*,
Sedes esse Dei, *tumidisque e faucibus ignem*
Vulcani ruere et clausis resonare cavernis
Festinantis opus, *non est tam sordida Divis*
Cura.

Die durch Semicola in einzelne Sätzchen zerstückelte Interpunction des Herausgebers ist störend.

So richtig auch Vs. 40 *et* geschrieben ist (man kann über diesen Gebrauch Markland ad Stat. Silv. III, 1, 44 vergleichen), so weiss man doch nicht ob es aus Handschriften oder Conjectur wiederhergestellt ist. Denn das Stillschweigen in der Varietas lectionis lässt annehmen, dass die im Texte befindliche Lesart die der Handschriften sei, und gleichwohl heisst es in der Annotatio: *Omnes habent: turpe* est.

Vs. 49 haben alle Handschriften, *Pelion Ossa creat*, die Ausgaben, ohne Zweifel aus blosser Vermuthung, *terit.* Hr. J.

---

*) Ueber Vs. 23 stellt eine eigne Vermuthung Hofman-Peerlkamp a. a. O. S. 248 flgd. auf.

schlägt *gravat* vor, welches, wenn sich nicht *creat* durch *Ossa Pelion quasi ex se progignere videtur* erklären lässt, das annehmbarste zu sein scheint.

Vs. 54 und 55 hat Hr. J. durch genaues Befolgen der handschriftlichen Lesart zuerst geniessbar gemacht. *Et coelo* scheint das einfachste und richtigste zu sein, wenn anders die Beschaffenheit der Stelle ein Urtheil über sie erlaubt. Die Erklärung des Wortes *removet*, auf die allerdings schon Wernsdorf hingezeigt hatte, ist jetzt gegen alle Zweifel gerechtfertigt.

Vs. 57 ist Scaliger's Conjectur *Hinc* statt *hic* behalten, obgleich alle Hülfsmittel und der Sprachgebrauch diess schützen. Denn *hic* wird bekanntlich sehr oft für *tum* gebraucht. Man vergleiche die Stellen aus Catull im Index des Recensenten und die Erklärer zu Phaedrus I, 14, 6.

Höchst gelungen und gut begründet scheint mir die Conjectur *Aptaque in arma ruit* zu Vs. 60.

Vs. 63 liest man nach Scaliger und Wernsdorf auch bei Hr. J., wie folgt:

— *validos tum Jupiter ignes*
Increpat et iacto *proturbat fulmine montes.*

Es wird aber niemandem entgehen, dass *iacto* nach dem *increpat* höchst matt ist. Auch Hr. J. scheint es gefühlt zu haben, indem er sich in der Ungewissheit, was aus dem *victo*, *vinctos*, *victor* und *iacto* der Codd. zu machen ist, nur mit einem gewissen Widerwillen für das letzte entscheidet. Mir scheint hier nichts anders stehen zu können, als *iuncto*, über welches Wortes hier geltende Bedeutung Gronov in den Observationibus II, 3 p. 232 (ed. L. B. 1662) und Markland zu Statius Silv. IV, 6, 18 p. 329 ed. Dresd. gesprochen haben. Bestätigt wird meine Emendation durch Hesiod's Theogonie Vs. 690 ff.

In dem zunächst folgenden Verse hat Hr. J. gegen Wernsdorf die Vulgata wiederhergestellt mit folgender Interpunction:

Illinc devectae verterunt terga ruinae;
Infestae Divis acies, *atque impius hostis*
Praeceps cum castris agitur.

Wie er die Worte *devectae ruinae* erklärt, ist mir nicht klar geworden. Denn während er in stillschweigender Uebereinstimmung mit Wernsdorf's Aenderung übersetzt:

Jetzo im jählingen Sturz' abrollend wandte zur Flucht sich
Eilig die Götterbedrohende Schlacht,

führt er im Commentar, ohne die Stelle eigentlich zu interpretiren, nur Ovid's Trauerelegieen III, 5, 5 an:

Versaque amicitiae terga dedere meae,

welcher Pentameter aber erst seinen Sinn und zwar einen von Hrn. Jacob's Deutung ganz verschiedenen durch den Hexameter erhält:

Ut cecidi, *cunctique metu fugere ruinae.*

Die Redensart *ruinae devectae terga vertere* möchte sich eben

so schwer rechtfertigen lassen, als wenn Ovid *inimicitiae* gesagt hätte. Der einzig mögliche Ausweg, den man zur Erklärung der Vulgata einschlagen könnte, dürfte der sein, dass man *ruina* für den herabstürzenden Blitz nähme, wo aber *devectae* wiederum sehr matt ist. Und wie schlecht schliesst sich das gleichsam in der Luft schwebende *Infestae Divis acies* mit dem darauf folgenden *atque* an! So wie aber *ruina* für die herabstürzenden Giganten gar nicht genommen werden kann, eben so wenig möchte ich Wernsdorf's Aenderung billigen, der aber darin wenigstens das richtige gesehen hat, dass er Vs. 64 mit Vs. 63 verbindet. Aus den bisher angeführten Gründen glaube ich allerdings, dass die Stelle verdorben ist, zugleich aber auch, dass sie durch folgende sehr leichte Aenderung geheilt werden kann:

Illinc devectae verterunt terga ruinâ
Infestae Divis acies

was durch die schon von Wernsdorf angeführten Worte des Livius V, 47: *ruinâque totâ prolapsa acies in praeceps deferri*, trefflich bestätigt wird *).

Ueber die in dem 67ten Vers aufgenommene Aenderung könnte ich mit dem Herausgeber übereinstimmen, wenn er nur die Construction gerechtfertigt hätte, nach der in den Worten *materque iacentes involvens utero* das Participium geradezu für involvit genommen werden soll.

Das Verständniss von Vs. 80 f. hat zuerst Hr. J. möglich gemacht, und theils um des Herausgebers Scharfsinn und Gelehrsamkeit gebührend anzuerkennen, theils um darüber, wo er noch nicht das Wahre getroffen zu haben scheint, meine Vermuthung mitzutheilen, will ich Hrn. Jakob's Untersuchung genauer darlegen. In Scaliger's Catalecten findet sich folgende Lesart:

Sollicitant (poetae) *magna te circum Tantale poena*,
Sollicitantque Scirim. Minos etc.,

wo aber Scaliger selbst die in den ältesten Ausgaben befindliche Lesart *siti* vorzieht, und für *circum* entweder *siccum* oder *curvum* vermuthet. Wernsdorf schrieb: *Sollicitant stagno, te circum, Tantale, pleno, Sollicitantque siti*, was Hr. J. mit sehr gutem Grund widerlegt. Jene matte Lesart nun *magna poena* findet sich im Cod. 2, während der Helmstad. *illi* und *peña*, der Vratislav. aber *illi* und *poena* haben, und *siti* ganz deutlich in beiden steht. (Für *sirit* 3 muss es in der Varietas lectionis p. 11 lin. 3 von unten heissen *sirit* 2. s. Anmerkungen S. 102.) Diese Lesarten der Handschriften führten Hrn. J. auf den ein-

*) *Ruina* hat auch Hofman-Peerlkamp S. 250, der aber auch *deiectae* schreiben will.

zig richtigen Weg, so dass er, mit Beziehung auf Od. λ, 588 schrieb:

Sollicitant malo *te circum*, *Tatale*, Poeno
Sollicitantque siti,

welches *malo* er aus dem *magna* und *illi* der Codd. entnimmt, zwischen denen jenes gleichsam in der Mitte stehe. So willig nun jeder für die Richtigkeit der Lesart im Allgemeinen sich entscheiden wird und muss, so möchte doch wohl noch ein Zweifel über das *malo* walten, indem der sehr gute Cod. Vratisl. etwas anderes giebt. Sollte sich diess nicht auf eine andere und weniger gewaltsame Art benutzen lassen? Es gilt einen Versuch, den unbekannten Schreiber des Cod. Vratislav. von dem Vorwurf der Ungenauigkeit zu befreien. — Zuerst will ich von der Bemerkung ausgehen, dass *poena*, wie es der Codex hat, hier substantivisch zu nehmen ist, und *mala* hinzugedacht werden muss. Dieser bis jetzt sehr wenig beobachtete Sprachgebrauch wird bestätigt durch Columella XII, 41, 2, Pallad. Mart. 10, wo sich beidemal *punicea* findet, und durch die Analogie ähnlicher Fälle. So findet sich *Sicyonia* sc. calceamenta (vgl. Gronov. obss. IV, 25, p. 390), *Περσικά, Λακωνικαὶ* bei Aristophanes. Dieses *poena* ist nun natürlich der Accusativus, abhängig von *sollicitant*, wozu illi (poetae) das Subject ist. Nun muss freilich die Bezeichnung desselben Subjects durch *hi* und *illi* Anstoss erregen. Allein es fragt sich sehr, was von dem *hi* zu halten sei. Die Stelle nämlich im Zusammenhange lautet so:

— *vates*
Sub terris nigros viderunt carmine Manes
Atque inter cineres Ditis pallentia regna;
Mentiti vates Stygias undasque canesque;
Hi Tityon septem stravere in iugera foedum;
Sollicitant illi —

Wie ungeschickt stehen hier diese einzelnen Verse ohne irgend eine Verbindung! Wie zeigt sich so ganz als Stütze des Verses das nach einem Participio (*mentiti*) unerträgliche *hi*, welches Hr. J. durch seine Uebersetzung entfernt hat! Nichts ist gewisser, als dass Lucilius geschrieben hat: HICTITYON, welches theils aus Nachlässigkeit, theils wohl auch durch lächerliche Verbesserungssucht in das *hi* der Handschriften überging. *Hic,* nämlich in der so eben kurz beschriebnen Unterwelt. Nun ist das *illi* höchst kräftig, und dem Sprachgebrauch ganz angemessen, und ich kann nun zu dem Vers zurückgehen, der diese ganze Untersuchung veranlasst hat. *Te circum* steht nun ganz einfach für *circum te*, und *poena sollicitare* für *mala punica movere.* Dass aber *sollicitare* auch von äussern Gegenständen gebraucht wird, zeigt, um alle Anführungen zu ersparen, Gesner im Thesaurus s. h. v. 2. Nun bleiben nur noch

die Worte *Sollicitantque siti* übrig, wo aus dem darauf folgenden *Minos* zu lesen ist *sitim*, worauf auch das *sirim* der alten Ausgaben führt. Aus dem kurz vorhergehenden *te* muss *tuam* supplirt werden, und die ganze Stelle ist demnach so zu schreiben:

— *vates*
Sub terris nigros viderunt carmine Manes
Atque inter cineres Ditis pallentia regna.
Mentiti vates Stygias undasque canesque
Hic *Tityon septem stravere in iugera foedum;*
Sollicitant illi *te circum Tantale* poena,
Sollicitantque sitim; Minos etc.

Diess genüge, um sich eine Ansicht von dieser Ausgabe eines sehr schwierigen Gedichts zu verschaffen, das ausserdem noch um 4 Verse bereichert worden ist, indem Vs. 53 (lückenhaft), 187, 195 und 236 bei Wernsdorf vergebens gesucht werden, die Hr. J. grösstentheils aus dem Codex Florentinus aufgenommen hat. Was die äussere Einrichtung anlangt, so sind die Anmerkungen von S. 76—270 enthalten; unter dem Text stehen die Varianten der 3 neu verglichenen Handschriften, ihm gegenüber die metrische Uebersetzung, mit deren Erwähnung ich diese Anzeige schliessen will. Hr. J. hat sie nicht einmal auf dem Titel erwähnt, und auch in der Vorrede sie sehr kurz abgefertigt. Er wünscht, nach S. XX, dass sie als Interpretation dienen möge, und wenn ich auch schon oben an einigen Stellen bemerkte, dass sie nicht immer den Sinn des Lucilius trifft, so wird doch gewiss jeder den Versuch des Herausgebers rühmen, einen so dunkeln und verdorbenen Dichter metrisch zu verdeutschen. Es bedarf nicht der Erwähnung, dass Hr. J. keine Ansprüche an die Verfertigung eines metrischen Kunstwerks macht, und man wird meiner Versicherung wohl glauben, dass nicht selten die Dunkelheit der Uebersetzung mit der der Urschrift sehr nahe verwandt ist. Wo aber Lucilius selbst klar und fasslich ist, da liest sich auch die Uebersetzung sehr angenehm, und zum Beweis will ich den Anfang des Gedichts hier wiederholen:

Aetna, und jach aus der Esse Geklüft vorbrechende Flammen,
Welch ein Betrieb doch so kraftvoll aufwälze den Glutbrand,
Welches Gebot er bemurrt, was heiser die Lohe hervorzwängt,
Das ist mein Lied. Gunstvoll, o nahe dich, Spender des Liedes,
Ob du in Xanthos weilst, ob Delos lieber als jenes,
Ob Dodona dir theuerer ist; und in freundlicher Eile
Leite zu neuem Gebet' vom Pierischen Quelle die Schwestern;
Sicherer wandl' ich in Phöbus Geleit unkundige Bahnen.

Goldene Zeit, wem wärest du fremd, des friedlichen Herrschers?
Wo in gebändigte Flur niemand ausstreute die Ceres,
Oder die keimende Frucht vor verderblichem Kraute bewahrte,
Jahresbedarf anfüllte das Haus mit heiliger Erndte,

Bacchus dem eigenen Fuss' entfloss, und zähe der Honig
Niederträufte vom Blatt', und Pallas der fetten Olive
Heimlich gleitende Ström' hinführte, des Landes Erquickung.
Besser gelang's niemandem, die eigene Zeit zu erkennen.
Schwieg vom Colchier wer, der Jüngling' äusserstem Kampfe?
Wer hat Pergamon nicht in argivischer Flamme beweinet?
Oder die Mutter, dem traurigen Grab' der Erzeugten ein Denkmal?
Oder des Tags Wandlung? und die Zähn' als Saame gestreuet?
Wer nicht beklagt den Verrath des treulos täuschenden Kieles,
Minos Tochter, verlassen am einsamen Ufer, bejammernd?
Ist doch das Mährchen vom Aetna selbst ein gepriesenes Epos!
Kühner, zu noch unkundigem Trachten erhebt sich die Brust mir;
Welcherlei Grund so Grosses bewirkt, was nimmer versiegend
Flamm' ausspreize zum Himmel empor, auspresse dem Abgrund
Mit unsäglichem Schall Felsmassen, und rings die Gefilde
Brenne mit flüssiger Glut; diess ist des Liedes Gedanke.

Julius Sillig.

Griechische Litteratur.

Platonis Meno. Prolegomenis et commentariis illustravit *Godofr. Stallbaumius.* Accesserunt scholia graeca. Lipsiae e libraria Hartmanni. MDCCCXXVII. LX u. 156 S. 8. 18 Gr.

Vorliegende Ausgabe, über deren Plan die vorausgeschickte gründliche Abhandlung *de Menone Platonico* keine Andeutung und nur eine Hinweisung auf die ähnlich eingerichtete, von demselben Gelehrten besorgte, Ausgabe des Eythyphron, die Rec. nicht vorliegt, enthält, kündigt sich durch ihre ganze Einrichtung, vorzüglich insofern die Varianten nur mit Auswahl mitgetheilt sind, als eine Schulausgabe an. Sie hat wegen der vielen eigenen Bemerkungen des Herausgebers und der instructiven Hinweisungen auf andere Schriften und auf erläuternde Bemerkungen anderer Gelehrten manche Vorzüge vor der sonst vortrefflichen Buttmann'schen Ausgabe, aus welcher auch die Sachbemerkungen, wenn auch zuweilen nur in zweckmässigen Auszügen mitgetheilt sind. Nur hätte Rec. gewünscht, dass nicht manche Bemerkungen Buttmann's übergangen, oder nur kurz angedeutet seyn möchten, damit wenigstens jungen Studirenden Buttmann's Ausgabe entbehrlich gemacht wäre, und ferner dass, da dieser Dialog theils wegen seiner Leichtigkeit, theils wegen jener auf gründliche Belehrung der Jugend berechneten Bearbeitung Buttmann's jungen Leuten zuerst in die Hände gegeben zu werden pflegt, um durch die Lesung desselben zum Studium der Platonischen Dialoge vorbereitet zu wer-

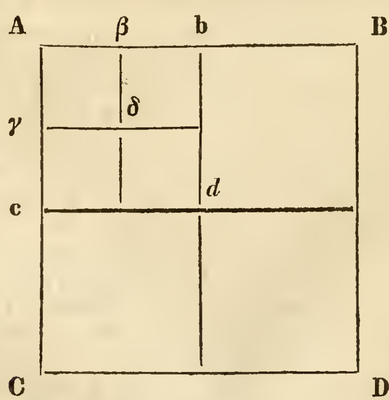
den und zu einem tiefern Eindringen in die griechische Syntax und in den Sprachgebrauch jener Schriften Anleitung zu erhalten, die Zweckmässigkeit des Buchs noch dadurch erhöht seyn möchte, dass die eigenen Sprachbemerkungen noch mit andern vermehrt wären, wozu sich zuweilen Gelegenheit darbot, und dafür manche weggelassen seyn möchten, die unpassend und nicht zur Sache gehörig sind. Doch über jenes wollen wir mit Herrn Stallbaum nicht rechten und nur einige Bemerkungen über das wirklich Gegebene mittheilen. Wir übergehen dabei alle Stellen, wo Herr St. das von Buttmann und Bekker aus Mss. schon aufgenommene gleichfalls in den Text aufgenommen hat. Wenn Hr. St. auch in diesem Falle zuweilen sagt, reposui, emendavi ex Codd., so ist der Grund hiervon wohl darin zu suchen, dass Hr. St. selbst schon früher jenes für die richtige Lesart erkannt hatte. Ausserdem ist manches, was Buttm. nur in den Anmerkungen als die richtige oder ihm richtig scheinende Lesart bezeichnet, nun wirklich aufgenommen und die Aufnahme von Hr. St. durch eigene Gründe und oft durch die Auctorität seiner von Bekker und Buttm. noch nicht benutzten Codd. gerechtfertigt. Bei Conjecturen ist Hr. St. sehr vorsichtig, die er meist in die Anmerkungen verweist. Um so mehr wunderte es Rec., an zwei Stellen Conjecturen aufgenommen zu sehen, die, wie nachher gezeigt werden soll, bestimmt verfehlt sind. Es sind dies zwei mathematische Stellen, wo sich Hr. St. seinen Vorgängern in die Arme geworfen hat. Da Rec. über die schwierige dritte mathemat. Stelle, wo Hr. St. eine eigne Erklärung versucht hat, ein Mehreres wird sagen müssen, so mögen zunächst in einem vorausgeschickten kleinen Aufsatze jene Stellen zusammenbehandelt werden.

Ueber drei mathematische Stellen im Menon.

1) P. 83 C (p. 69): *οὐχὶ ἀπὸ μὲν ταύτης τετραπλάσιον; — τέταρτον δὲ ἀπὸ τῆς ἡμισέας ταυτησὶ τουτί;* Gedike zeichnete hier ein grösseres Quadrat ABCD, welches das ursprüngliche Quadrat Abcd, dessen Seite zwei Fuss war, 4 mal in sich schliesst, und lässt nun den Socrates sagen: „*Nichtwahr jenes grössere Quadrat ABCD* (dessen Seite noch einmal so gross ist, als die des ursprünglichen) *ist das vierfache von diesem Abcd*, *und dieses Abcd*, *welches über der halben Seite des grösseren construirt ist*, *ist das Viertel von jenem?*“ Hieran nahm Buttmann mit Recht Anstoss, denn es ist doch sonderbar zu sagen: Dieses Quadrat ist das vierfache von jenem, und jenes das Viertel von diesem; diese Seite ist das Doppelte von jener, und jene ist die Hälfte von dieser. Dies würde eine nichts sagende Tautologie seyn, und wer wird denn das Gegebne in derselben Zeile durch das daraus erst gemachte bestimmen, wenn dadurch durchaus nichts erreicht wird? Buttm. sagt da-

her: „*Quare unice vera est Cornarii emendatio τετράπουν*" (st. *τέταρτον*). Hr. Stallb., der wörtlich Buttm. Anmerkung wiedergiebt, nimmt dieses *τετράπουν* in den Text auf. Aber wie? wenn nun Gedike eine falsche Figur gezeichnet hat? Ist darum jenes Wort falsch? Die Lesart der Mss. ist allein richtig. Socrates geht in beiden Bestimmungen von der Seite des ursprünglichen Quadrats aus. Erst hatte er ein grösseres Quadrat ABCD über der *διπλασία γραμμή* construirt, dies gab das vierfache des ursprünglichen Quadrats Abcd, dann zeichnet er noch ein kleineres *ἀπὸ τῆς ἡμισέας ταυτησί* d. i. ein Quadrat über der halben Seite des ursprünglichen Quadrats, und dieses (*Aβγδ*) ist nothwendig das Viertel des ursprünglichen. Um also dem Menon recht anschaulich zu machen, dass er um das doppelt so grosse Quadrat zu finden, nicht die Seite doppelt so gross nehmen dürfe, zeigt er ihm dies auf doppelte Weise: „*Nichtwahr das Quadrat über der doppelten Seite ist das vierfache, und eben so das Quadrat über der halben Seite das Viertel desselben* (ursprünglichen) *Quadrats?*" Demnach ist zugleich ein Irrthum in einer Anmerkung Biester's über eine frühere Stelle zu berichtigen. Oben p. 82 C (p. 66) ist der Ausdruck *ταυτασὶ διὰ μέσου* auch nach Rec. Meinung nicht von Diagonalen sondern von Parallellinien, die das Quadrat in 4 kleinere theilen, zu verstehen; aber falsch ist, wenn Biester sagt, es werde jetzt schon die Figur, die nachher gebraucht wird, d. i. das grössere Quadrat gezeichnet, was erst p. 83 A, B geschieht. Vielmehr wird hier das ursprüngliche Quadrat in 4 kleinere getheilt, wovon jedes = 1 □ Fuss, eben das *τέταρτον*, was nachher erwähnt wird, ist.

Die Figur ist also diese:



2) P. 85 A (p. 76), wo Socrates Diameter oder Diagonalen zieht, heisst es in allen Mss.: *οὐκοῦν ἔστιν αὕτη γραμμὴ ἐκ*

γωνίας εἰς γωνίαν τινὰ τέμνουσα δίχα ἕκαστον τούτων τῶν χωρίων; denn dass in dem Cod. Par. E bei τινα über ι drüber geschrieben ist ει und über α ουσα, ist mit Buttm. für eine Emendation eines Späteren zu halten, der eine gleich drauf folgende ähnliche Stelle benutzt hat. Buttm. schob mit Struve nach αὕτη den Artikel ein; F. A. Wolf, der mit Recht an dem unpassenden τινά Anstoss nahm, conjicirte ἥ — τείνει. Diese Conjecturen nimmt Hr. St. auf, indem er sagt: „*Non dubitavi recipere F. A. Wolfii emendationem, quippe quae tantam habeat verisimilitudinem, ut faciliorem loci corrigendi rationem nemo quisquam reperiat.*" Wir wollen den Versuch einer leichteren Emendation machen. Schon Schleiermacher bemerkt richtig, dass das von Wolf hinzugesetzte τείνει zur Vollständigkeit des Sinnes nicht nothwendig sei; denn es würde die adverbialische Form des Prädicats ἡ ἐκ γωνίας εἰς γωνίαν γραμμὴ grammatisch vollkommen genügen. Offenbar verdorben ist das τινά, aber leicht zu corrigiren. Es ist nämlich auch hier durch jenes so häufige Versehen der Abschreiber die letzte Silbe des vorhergehenden Wortes statt zweimal nur einmal geschrieben. So bekommen wir γωνίαν ἀντινα. Wer erkennt nun nicht sogleich das richtige ἀντίαν? Nun fragt sich ferner, ob jener von den Herausgebern eingeschwärzte Artikel ἡ nöthig sei. Man verbinde γραμμή nicht mit αὕτη, sondern nehme αὕτη allein als Subject, und ziehe γραμμή zum Prädicat, in welchem nichts als die ganz natürliche Definition der Diagonale: γραμμὴ ἐκ γωνίας εἰς γωνίαν ἀντίαν τέμνουσα τὸ χωρίον, enthalten ist. Man übersetze: *Nonne haec est (talis) linea, quae spatium ab angulo uno ad alterum oppositum in duas partes dissecat?*

3) Wir kommen nun auf die bekannte, nun fast fabelhaft gewordene, mathem. Stelle, von welcher Herr St. eine neue Erklärung versucht hat. Rec. wird hier nothgedrungen seines früheren Studentenschriftchens, welches Hr. St. an das Licht gezogen hat, (*Commentatio de loco mathematico in Platonis Menone.* Halle 1825, bei Anton.) Erwähnung thun müssen. Ohne anmaasslich in dieser Sache das letzte Wort behalten zu wollen, was allein Herrn Prof. Dr. Schleiermacher gebührt, der nach einer brieflichen Mittheilung in den Nachträgen zu seiner Uebersetzung des Platon noch einmal auf diese Stelle zurückkommen wird, will Rec., ehe er zur Beurtheilung der Stallbaum'schen Erklärung übergeht, die dargebotne Gelegenheit benutzen, das, was seit dem Erscheinen jener kleinen Schrift, in welcher die früheren Versuche mitgetheilt und beurtheilt wurden, in einer Recension derselben und anderwärts über die Stelle gesagt worden ist, für Schulmänner zusammenstellen, so dass folgendes als ein Anhang zu jener Schrift angesehen werden kann.

Die Erklärung, die Rec. damals dem Publicum vorlegte, glaubte er, trotz der dabei nothwendigen aber durchaus nicht unwahrscheinlichen Annahmen, so lange für richtig halten zu müssen, bis durch entscheidende Gründe etwas geradezu als falsch bewiesen oder eine andere Erklärung aufgestellt seyn würde, die keine Voraussetzungen, aber zugleich auch, wie die des Rec., keine Textesänderung nöthig machte. Eine neue Erklärung mit Ausnahme der, Rec. muss es schon jetzt sagen, ihm ganz unstatthaft scheinenden Stallbaum'schen ist nicht erschienen, und was anderwärts über jene bemerkt worden ist, konnte Rec. in jener Meinung nicht irre machen, zumal da seine Erklärung von mehrern Seiten gebilligt wurde. Rec. erlaubt sich nur Hrn. Prof. Ideler zu nennen, und man deute es ihm nicht falsch, wenn er blos um der Sache willen die Worte dieses Gelehrten aus einem Briefe anführt: „Nachdem ich alles noch einmal erwogen habe, zweifle ich nicht länger, dass Ihre Ansicht, wenn den Worten weder durch Emendation noch durch Interpretation Gewalt geschehen soll, die richtige ist, so sehr mich auch die grosse Einfachheit des Sinnes überrascht, weil ich immer einen tiefern Sinn in ihr vermuthet hatte."

Zuerst erschien: *Vollständige Auflösung der Aufgabe, in einen Kreis ein Dreieck mit einem gegebnen Winkel und Inhalt zu beschreiben.* Zur Prüfung der von Dr. Wex versuchten Erklärung der mathemat. Stelle in Platons Meno dargestellt von *Joh. Wolfgang Müller*, Professor der Mathematik. Mit einer Steindrucktafel. Nürnberg, bei Riegel und Wiessner. 1826.

Herr Prof. Müller bestreitet einige Sätze in dem jener Schrift angehängten mathematischen Excurse, und behandelt den mathematischen Satz, den Rec. in jener Stelle gefunden hatte, selbstständig und ausführlich von neuem. Dadurch aber kann keineswegs die philologische Erklärung der Stelle selbst als falsch nachgewiesen werden. Denn durch jenen angehängten Excurs wollte Rec. damals nur zeigen, dass jener Satz, der nach der gegebnen Erklärung und der in den Worten gefundenen Auflösung blos eine auf unmittelbare Anschauung gegründete höchst einfache Erörterung für den der Mathematik vermuthlich nicht sehr kundigen Menon enthielt, dennoch einen tieferen mathematischen Sinn und ein aus der Schule der Geometer wirklich entnommenes Problem in sich schliessen könne, welchem Socrates nur durch seine Popularisirmethode den mathematisch-wissenschaftlichenAustrich genommen habe. Diese Ansicht und Meinung ist völlig dadurch gerechtfertigt, dass Hr. Prof. Müller selbst jenen Satz einer tiefern mathemat. Behandlung fähig gefunden hat. Es kömmt hinzu, dass der Satz, worauf Rec. seinen geometrischen Beweis gründete, sich, was er damals nicht wusste, wirklich im Euclid VI, 15 findet, wie

ein Rec. in der Schulzeitung nachgewiesen hat. Wie weit Platon selbst die streng geometrische Behandlung jenes Satzes gekannt habe, dies zu untersuchen kommt nicht dem philologischen Erklärer jener Stelle zu, sondern gehört in eine Abhandlung über die mathem. Kenntnisse des Platon und seiner Zeit. Habe also immerhin jener mathematische Excurs manche Mängel, dies schadet der Erklärung nichts. Ausserdem aber nimmt Hr. Prof. Müller Anstoss an dem hinzugedachten nicht ausdrücklich in den Worten bemerkten Verfahren bei der Construction der Figur. Will jemand die Zulässigkeit solcher Annahmen bei einer gewissermaassen dramatischen, und daher des erklärenden Scholiasten bedürfenden Scene bezweifeln, so ist zugleich jeder Combination dieser Art das Urtheil gesprochen. So etwas lässt sich nicht beweisen oder jemandem aufdrängen, es kann sich nur durch Leichtigkeit und überraschende Einfachheit des hervorgehenden Resultats empfehlen. Uebrigens musste ja auch in dem obigen Gespräche mit dem Knaben manches hinzugedacht werden: z. B. p. 85 A werden 4 Diagonalen gezogen; wo aber steht, wie sie gezogen werden sollen? Warum zog man sie nicht so, dass zwei und zwei parallel sind, oder so, dass sie verlängert in der Mitte sich schneiden? warum? weil auf diese Weise nichts herauskömmt, und das Resultat sie so zu ziehen verlangt, wie man es gethan hat. Die gegebne Erklärung von παρατεταμένον aber durfte Hr. Prof. Müller nicht bezweifeln; denn sprachlich ist es durchaus begründet, dass wenn παρατείνειν *verlängern*, *dehnen* heisst, χωρίον παρατεταμένον die durch Verlängerung (der Linie) gewonnene Fläche bedeuten kann.

Hr. Prof. M. vermuthet, dass einige Worte ausgefallen sind; seine eigne frühere Meinung scheint er zurückgenommen zu haben.

Der übrigens sachkundige Recensent in der Schulzeitung (Litteraturblatt 1827, II Nr. 5) scheint gegen das Schriftchen etwas eingenommen zu seyn wegen des darin herrschenden Studententones, was bei solchen Tirociniis eine leicht verzeihliche Schwäche ist. Er billigt zum Schluss die meisten Erklärungen der einzelnen Worte, nur die des Wortes παρατείνω, *drüberhinausziehen*, misbilligt er ohne hinreichenden Grund. Denn wenn auch παρὰ in andern Compositis in der Sprache der Mathematiker eine andre Bedeutung haben sollte, — wovon jener Rec. keine Beweise oder Stellen anbringt; das von Mollweide p. 39 verglichene παρακεῖσθαι beweist nichts, indem eine Präposition, mit einem Verbum der Ruhe verbunden, eine andre Bedeutung haben muss, als wenn es mit einem Verbum, das eine Bewegung und eine zu bewirkende Richtung bezeichnet, zusammengesetzt ist, — so folgt daraus durchaus nicht, dass παρατείνειν, wobei doch gewiss τείνειν der Hauptbegriff

bleibt, falsch erklärt sei; denn „*den bestimmten Sinn des Wortes in technischer Bedeutung*" kennen wir ja nicht. Der Rec. hätte diesen durch Stellen nachweisen sollen; dann war der Einwurf begründet. Dass es wirklich ein mathemat. Kunstausdruck sei, dies, aber auch weiter nichts, erhellt aus der von mir p. 14 citirten Stelle aus Plato de rep. VII p. 527, A, die Hr. Stallbaum nicht hätte als Beleg für die Richtigkeit der von mir gegebnen Erklärung jenes Wortes anführen sollen. Sehr unpassend vergleicht jener Rec. das schon von Mollweide benutzte Wort *παραβάλλειν*. Dass dies *ein Parallelogramm construiren* heisst, liegt blos in dem Begriffe *βάλλειν*, weil man sich ein Parallelogramm als entstanden denken kann durch *Aufrollen* (Aufwerfen) eines umwickelten Stabes. Ob das *παρατείνειν* vielleicht anderwärts bey den griech. Mathematikern vorkommt, darüber giebt vielleicht einmal ein in dieser Litteratur belesener Mann uns Aufschluss. Jener Rec. giebt keine eigne Erklärung und bezweifelt mit Klügel die Möglichkeit derselben. Auch er billigt nicht ganz den mathemat. Excurs, was, wie schon bemerkt, ganz indifferent ist; nur durfte er mir nicht einen Fehler gegen die wissenschaftliche Methode vorrücken, insofern ich den speciellen Fall vor dem allgemeinen abgehandelt habe. Denn p. 29 entschuldige ich mit einem ganz natürlichen Grunde diesen von mir selbst dort gerügten Verstoss. Dass *χωρίον* zuweilen für Figur vorkomme, wusste ich gleichfalls schon selbst, was jener Rec. aus p. 15 sehen musste. Mit Recht verwirft Rec. die von mir beiläufig erwähnte Conjectur *τήνδε δοθεῖσαν* als grammatisch falsch; auch war sie ganz unnöthig, denn *ἡ δοθεῖσα γραμμή* heisst, wie ich jetzt glaube, linea, qualis data est, data alicuius lineae longitudo. Welche Linie gemeint war, sah Menon aus der Construction, die vor seinen Augen gemacht wurde; durch die grammatische Form ist nichts demonstrativ hinweisendes auf eine bestimmte Linie gegeben. Er verbessert in der mathematischen Demonstration p. 34 ein Versehen, wo die Ausdrücke maior und minor vertauscht sind. Das bei *παρατείναντος* zu supplirende *τινος*, was auch jener Rec. billigt, entschuldigt sich, wie ich jetzt glaube, besser durch den Sprachgebrauch der mathematischen Schulen, die vielleicht bei der häufig bei Constructionen wiederkehrenden Formel: *wenn man* etc., das *τινος* durch eine gebräuchliche Ellipse ausliessen, als durch die von mir beigebrachten Stellen, zu denen ich noch Poppo Proleg. ad Thucyd. I p. 120 hinzufügen könnte.

Nun einiges zur Beurtheilung der Stallbaum'schen Erklärung. Rec. möchte gern das harte Urtheil, welches er über diesen Versuch eines so achtbaren Gelehrten aussprechen muss, unterdrücken, aber er kann nicht verhehlen, dass Hr. St., wenn er als Herausgeber des Menon diese Stelle berühren musste, besser gethan hätte, irgend einen der früheren Versuche, z. B.

den von Mollweide, abdrucken zu lassen, als den seinigen mitzutheilen. Denn falsch zwar können alle frühere seyn, aber keiner kann in dem Grade *unwissenschaftlich* seyn. Die dahin gehörigen Schriften scheint Hr. St. nicht mit der nöthigen Aufmerksamkeit gelesen zu haben. Den consequenten Mathematiker Mollweide lässt er dem Worte *παρατείνειν* eine zweifache, durchaus von einander verschiedene Bedeutung beilegen, indem er sowohl die Erklärung dieses Wortes, die Rec. allein zu verantworten hat, mit dessen eigenen Worten Mollweiden aufdrängt, als auch die von jenem wirklich gegebne ihm zuschreibt. Hr. St. schwankt, und hält lieber beide für richtig, was an sich unmöglich ist, ja er glaubt, dass das Wort an dieser Stelle beide Bedeutungen zugleich habe, so dass es erst *verlängern* und dann gleich drauf *ein Parallelogramm construiren* heisse. Zugleich bekommt die Präposition *παρὰ* an einer und derselben Stelle eine doppelte Bedeutung, indem es in *παρατείνειν drüber hinaus* und dann *neben* heissen soll. Ja dann, wo es zur Erklärung der Stelle selbst kommt, behält *παρατείνειν* nicht einmal eine von jenen beiden Bedeutungen, sondern Hr. St. corrigirt durch eine ihm leicht (?) scheinende Aenderung *παρατείνασαν* st. *παρατείναντα* und übersetzt *παρατείνασα* mit intransitiver Bedeutung *ulterius protensa s. ulterius porrecta* mit der Bemerkung: „*Nam παρατείνειν nunc intransitiva significatione accipiendum. Qui usus nihil habet insolentiae, sic enim p.* 85 *B et sexcentis aliis locis.*" Rec. sagt dagegen: so, wie Hr. St. es nimmt, kommt es bei den Mathematikern *nie* vor, und will zeigen, dass wo man es so erklären zu können glaubt, immer eine Täuschung zum Grunde liegt. Warum sagen die Alten *ἡ γραμμὴ τείνει, ὑποτείνει* etc? weil sie sich den Winkel immer in Verbindung mit dem Kreisbogen dachten, der sein Maas ist. So ist z. B. die Hypotenuse ganz einfach die Linie, die den Bogen, der das Maas des rechten Winkels ist, als Sehne *spannt*, mithin behält es durchaus hier seine etymologische Bedeutung *spannen*. Wenn es nun in der von Hr. St. aus dem Menon angeführten Stelle p. 85 B heisst: *ἀπὸ τῆς ἐκ γωνίας εἰς γωνίαν τεινούσης (γραμμῆς)*, so heisst hier die Diagonale *τείνουσα*, weil sie den Bogen des der Diagonale gegenüberliegenden Winkels *spannt*. Daraus folgt zur Genüge, dass *τείνειν* nicht eben so von der Richtung einer Linie gesagt werden könne, die keinem Winkel gegenüberliegt, dessen Bogen sie als Sehne *spannen* könnte.

Ich übergehe eine andere grammatische Schwierigkeit, insofern einige Worte durch eine das Verständniss erschwerende Construction, als stünden sie zweimal, doppelt verstanden werden.

In mathematischer Hinsicht aber ist die Erklärung — Hr. St. verzeihe mir den Ausdruck — ein Unding. Hr. St. verlän-

gert ganz nach Belieben eine Linie, ohne dass in den Worten Platons oder durch die Beschaffenheit der entstandenen Figur nur die geringste Andeutung liegt von einer Gränze, wie weit man verlängern solle. Ueber der durch die beliebige Verlängerung der Linie entstandenen Ausdehnung derselben wird ein Parallelogramm construirt, das gerade so gross gemacht ist, als es seyn muss, wenn nach Wegnahme eines gleichen Stückes von dem gegebnen Quadrate (s. nachher) dieses dem in den Kreis verzeichneten Dreiecke an Flächeninhalt gleich ist. Es ist also weiter nichts gesagt als: *Wenn man soviel wegnehmen kann, als vorher hinzuzusetzen beliebte*, so dass man sich keinen Fall denken kann, auf den die folgenden Worte: *εἰ ἀδύνατόν ἐστι τοῦτο παθεῖν*, anwendbar wären. Hier hört alle Mathematik auf. Das eigenthümliche der Stallbaum'schen Erklärung ist nämlich dies, dass H. St. nicht wie seine Vorgänger *τοῦτο τὸ χωρίον τρίγωνον* verbindet, sondern *τοῦτο τὸ χωρίον* von dem obigen Quadrate, das in dem Gespräche mit dem Knaben vorkam, versteht, und *τρίγωνον* adverbialisch zu *ἐνταθῆναι* bezieht. Abgesehen davon, dass dann, um dem Missverständnisse vorzubeugen, gewiss gesagt worden wäre: *τ. τ. χ. ἐνταθῆναι τρίγωνον*, so hätte diese Aufgabe blos dann mathematisch einen Sinn, wenn von einem Quadrate die Rede wäre, das dem einschreibbar grössten Dreiecke gleich sei; denn welches Quadrat, das nicht grösser ist, als jenes maximum, liesse sich nicht als ein Dreieck in einen Kreis einschreiben? Und dass überhaupt, wenn man von diesem Standpuncte ausgeht, nichts herauskomme, beweist der vorliegende Versuch.

Wir gehen nun über zu den übrigen Bemerkungen über das in dieser Ausgabe gegebne.

P. 70 B (p. 4 Stallb.) schrieb **Buttm.** nach dem Cod. Coisl. *Λαρισαῖοι* (aber mit *σσ*). H. St., der dasselbe schon früher vermuthet hatte, findet es auch durch Flor. X bestätigt, und nahm es gleichfalls auf. Da diese Verbesserung richtig scheint, so sieht man daraus, dass an der nun ganz ähnlichen Stelle zu Anfang des Phädon **F. A. Wolf** (p. 7 seiner Bemerkungen) vor *Φλιασίων* ohne Grund den Artikel *τῶν* einschob, **Heindorf** aber vor dieses Wort ein Comma hätte setzen sollen. Dies beiläufig. — Ibid. H. St. giebt mit **Bekker** *ὑμῖν*, Rec. billigt dagegen durchaus mit **Buttm.** die andre Lesart *ἡμῖν*, wegen des dann darinliegenden sokratisch ironischen Seitenblicks auf die Thessalier, die jetzt auf einmal den Ruhm der Weisheit den Athenern zu rauben drohen. Die Bemerkung **Buttmann's**, dass das *ὑμῖν* frostig und nichts sagend sei, hat H. St. durchaus nicht entkräftet. — P. 71 A (p. 6) ist mit Recht B's. Vermuthung *τοσούτου* st. *τοσοῦτον* als unnöthig zurückgewiesen. — P. 71 C (p. 8) finden wir mit B. den Aor. *ἀπαγγέλωμεν* st. des Praes., was H. St. aus der Mehrzahl der Mss. giebt, für noth-

wendig. Den Codd. ist in solchen Kleinigkeiten nicht zu trauen, und bei Matthiae § (nicht p.) 517, 2, den H. St. citirt, findet sich ja an den meisten Stellen der Aorist. An den beiden Stellen, wo das Praes. steht, ist dies leicht begreiflich, weil von einer Handlung die Rede ist, die in demselben Augenblicke der Gegenwart anfangen soll; was an unsrer Stelle nicht der Fall ist. — P. 71 D (p. 10) schreibt H. St., so wie B., den Imperativ *εἶπον*. Rec. zweifelt noch sehr an der Richtigkeit dieser Accentuation. Ueber die einander sich widersprechenden Ueberlieferungen der alten Grammatiker und der Codd. urtheile man, wie man will; bei einem im gewöhnlichen Leben so häufig wiederkehrenden Worte war eine Unterscheidung durch den Accent gewiss höchst nothwendig. Ibid. *ἐπειδὴ καὶ ἄπεστι.* Ueber dieses *καὶ*, welches von den Herausgebern so wenig beachtet wird, war eine Anmerkung sehr am Orte, um auf diesen Gräzismus aufmerksam zu machen. Es findet sich p. 30 eine Andeutung davon, aber dort an einer ganz unpassenden Stelle. — P. 72 B (p. 12) schreibt H. St. mit B. richtig *μελίττης περὶ οὐσίας* st. *πέρι.* Wenn aber in der Anmerkung auf Hermann Soph. O. Col. v. 85 verwiesen wird, so ist der Punct, worüber dort, vorzüglich aber an den Stellen der alten Grammatiker, die Hermann im Sinne hat, gehandelt wird, ein ganz andrer, der hierher nicht gehört. Nämlich der Streit zwischen Aristarch und Ptolomäus bei Eustathius — man vergleiche auch Apollonius Dyscolus p. 303 sq., Neophytus ad Theodorum Gazam p. 1051 u. 1060 — bezieht sich auf die Anastrophe in dem Falle, wo zwei Worte im Prädicatsverhältnisse stehen, nicht wo der eine von dem andern regiert wird. Mithin kann kaum in diesem Streite der Grund der Abweichung der Codd. liegen, oder wenigstens durfte nicht von dieser Seite die auf jene Varianten gegründete Vermuthung B's., die übrigens auch Rec. nicht billigt, zurückgewiesen werden. — P. 72 C (p. 14) ist nach *Μένων* ein Colon statt des früheren Comma gesetzt, wodurch die Construction sich ändert. — Ibid. (p. 15) Das Praes. *τὸν ἀποκρινόμενον* war mit B. beizubehalten und nicht mit Bekker mit *ἀποκρινάμενον* zu vertauschen. Augenscheinlich ist der Aor. wie das Fut., was in andern Codd. sich findet, spätere Emendation. Das Partic. praes. hat bei gewissen Wörtern sehr häufig ganz seine Tempus-Bedeutung verloren und dient geradezu als Substantiv. Vgl. Soph. Antig. v. 239 u. 325: *ὁ δρῶν der Thäter.* H. St. behauptet, der Aorist sei oft ganz zeitlos, und gebe den blosen Begriff des Worts. Gut; aber nur sind dabei die Modi zu unterscheiden. Vom Particip. wird H. St. dies nicht beweisen können, nicht einmal vom Indicativ; denn wenn dieser die Bedeutung des allgemein geltenden hat, da ist er nicht wirklich zeitlos, sondern ein vergangner Fall wird als Norm für alle übrigen genommen und so durch einen Schluss, dass es auch jetzt und künftig so sein werde, erst die Bedeutung des allg. gelten-

den bewirkt. So ist nicht allein die Stelle aus Hom., über welche Herm. de emend. rat. g. g. p. 190 sq. spricht und wo der Schol. Venet. die richtige Ansicht hat, sondern überhaupt alle zu erklären, wo der Aor. die Bedeutung *pflegen* haben soll. Vgl. Dissen de temp. et modis verbi graeci p. 18. — P. 73 D (p. 19) hat H. St. die vielbesprochne Stelle *ἄρχειν οἵωτε εἶναι* sehr glücklich emendirt. Die diplomatisch leichte Aenderung *οἵωντε* hebt alle Schwierigkeiten, wie in der vortrefflichen Anmerkung gezeigt ist. — Ibid. (p. 20) begreifen wir nicht, wie H. St. an den Worten *ἔτι γὰρ καὶ τόδε σκόπει* und an der Partikel *γὰρ* Anstoss nehmen und Conjecturen versuchen konnte. — P. 73 E (p. 51) billigen wir nicht, dass H. St. hier, u. p. 24, wo derselbe Ausdruck wiederkehrt, *ὅτι καὶ ἄλλα ἔστι σχήματα* geschrieben hat st. *ἐστὶ*. Auf *ἄλλα* liegt ein zu grosser und ausschliesslicher Nachdruck, als dass nicht *ἐστὶ* mit seiner enklitischen Accentuation sich anschliessen sollte. — P. 74 A (p. 22) halten wir den Nimbus von Stellen in einer nicht im geringsten befremdenden Satzanknüpfung, worin H. St. ein Asyndeton findet, für überflüssig und störend für die Tirones. Wir Deutschen reden eben so. Richtig ist das statt des Punctes nach *πεπόνθαμεν* gesetzte Colon. — P. 74 D (p. 25) zeigt H. St. in einer gründlichen und ausführlichen Anmerkung, dass *ὅστις* nie für das Fragwort *τίς* stehe. Da kaum zulässig ist, mit den früheren Herausgebern ein *λέγε* oder *ἀποκρίνου* zu suppliren, so konnte H. St. nach Rec. Meinung getrost Gedike's Verbesserung *τί* auch in den Text aufnehmen. Das unerwartete Anheben einer Frage veranlasste jene Corruptel. — P. 75 A (p. 30), *ἵνα καὶ γένηται,* wo das *καὶ* auf ganz gewöhnliche Weise gesetzt ist und zu den folgenden Worten *πρὸς τὴν ἀποκρ. περὶ τῆς ἀρετῆς* gehört, sind unnöthig Stellen verglichen. Besonders findet eine störende Verwechslung statt mit dem *καί* nach Fragwörtern und Relativen, welches selbst wieder zwei unter sich ganz verschiedne Fälle sind. Rec. wird nächstens in einem Excurs zu einem andern Schriftsteller über den griechischen Gebrauch dieser Partikel ein weiteres bemerken. — P. 75 C (p. 32) ist, was schon Heusde und Heindorf vorgeschlagen hatte, *εἶεν* dem Menon gegeben, so dass dessen Rede nicht unterbrochen wird. H. St. verweist zugleich auf seine Anmerkung zum Eythyphron p. 88. Nicht übergehen durfte H. St. auch den für jene Emendation sprechenden Grund, dass diese Partikel bei Ficinus nicht übersetzt ist, was eher möglich war, wenn es in der Mitte der Rede stand, als wenn es eine besondere Erwiederung des Socrates war. — P. 75 D (p. 33) missfällt uns die Anmerkung über das *ὁ ἐρωτώμενος*. Schleierm. und Buttm. billigten die Emendation des Cornarius *ὁ ἐρόμενος*. H. St. ohne einen Grund anzuführen, selbst nicht einmal den von Gedike und Ullrich aus der Sokratischen Un-

terrichtsweise entlehnten, der, wenn dies auch in diesem Zusammenhange der Stelle etwas befremdend bleibt, doch allein die Schwierigkeit zu heben vermöchte, übersetzt einfach die Stelle, und daraus soll folgen, dass ὁ ἐρωτώμενος richtig sei. Aber H. St. fühlt das Unpassende dieses Wortes selbst; er behält es nicht, sondern will mit dem Cod. Flor. den Artikel ὁ weglassen, so dass zu dem προςομολογῇ als Subj. τις supplirt werde. Ob durch diese Emendation etwas gewonnen wird, zweifelt Rec.; denn wenn auch das schleppende Particip. ἐρωτώμενος entschuldigt werden könnte, so wird doch eine besondere Beziehung der im Gespräch gegenüberstehenden Personen nothwendig erwartet, und durch das supplirte τις sehr mangelhaft erreicht. So viel ist gewiss, dass H. St. ὁ ἐρωτώμενος nicht vertheidigt hat; für jetzt muss man sich also mit Ullrich dabei beruhigen, dass der Mitsprecher in einem Sokratischen Gespräch füglich *der Befragte* genannt werden könne. — P. 75 D (p. 34) ist richtig mit Bekker aus Mss. aufgenommen τελευτὴν καλεῖς τι; τοιόνδε λέγω etc. Man vergleiche gleich darauf: τί δέ; ἐπίπεδον καλεῖς τι —; statt πάντα ταῦτα vermuthete auch Rec. πάντα γὰρ ταῦτα, wie H. St. vorschlägt; doch ist die Aenderung nicht durchaus nothwendig. — P. 76 E. (p. 39.) Ἀλλ' οὐκ ἔστιν, ὦ παῖ Ἀλεξιδήμου, ὡς ἐμαυτὸν πείθω. Hier nimmt H. St. mit B. ein Anakoluth an. Rec. vermuthet, dass οὐκ ἔστιν ὡς zu verbinden und ebenso zu erklären sei, wie das bei Tragikern so häufige οὐκ ἔσθ' ὅπως, so dass der ganze Ausdruck auf das vorhergehende τραγικὴ γάρ ἐστιν etc. sich bezöge und Socrates mit ironischer Parodie selbst in den tragischen Ton einstimmte. Freilich sollte man dann eher das Fut. erwarten. — P. 77 B (p. 40) ist δύνασθαι gegen Buttm. richtig erklärt sc. καλά. H. St. konnte zum Beleg das gleich darauf folgende πορίζεσθαι anführen. Man vergleiche auch p. 78 B: ὅτι ἔστιν ἡ ἀρετὴ βούλεσθαί τε τἀγαθὰ καὶ δύνασθαι. — P. 78 B (p. 43) hätte H. St. nicht mit B. die von Schleierm. früher vorgeschlagne und später zurückgenommene Aenderung: τούτου τοῦ λεχθέντος, billigen sollen. Besser würde freilich gefallen, was H. St. dann erwartet: τούτου ὡμολογημένου; aber τούτου λεχθέντος ist offenbar dasselbe. — P. 78 C (p. 44) hat H. St. bei τὸ τἀγαθὰ nach Codd. mit Bekker richtig den einen Artikel herausgeworfen, aber hoffentlich doch wohl nicht das τὸ sondern τὰ; daher schreibt Rec. lieber deutlich τὸ ἀγαθὰ st. τἀγαθά. — P. 78 E (p. 46, 47) heisst es in der Anmerkung: „Notabilis usus vocis ἀπορία, quae hoc loco τῷ πόρῳ sive quaestui sic opponitur, ut significet *abstinentiam a quaestu faciundo.*" Nein. ἀπορία behält seine Bedeutung *Unvermögen* und πόρος heisst in der ganzen Stelle nicht *quaestus*, sondern *facultas suppeditandi, acquirendi.* — P. 79 B (p. 49) nimmt H. St. seine frühere Conjectur τί οὖν δή; ΣΩΚ. τοῦτο λέγω, in den Text

auf. Rec. neigt sich mehr zu Heusde's Meinung hin, der diese Worte zusammen dem Socrates beilegt. Rec. schweben dabei ähnliche Stellen aus Cic. vor. Laelius § 42: Quorsum haec? *quia* cet. Cato maj. 44: quorsum igitur tam multa de voluptate? *quia* cet. § 13: Quorsum tam multa de Maximo? *quia* profecto videtis cet. — P. 79 C (p. 50) schreibt H. St. ohne ein Wort zu bemerken, vermuthlich aus Mss., *πολλοῦ δεῖ σ' εἰπεῖν* statt des gewöhnlichen *πολλοῦ δεῖς εἰπεῖν*, was Rec. allein richtig scheint. — Ibid. schreibt H. St. mit Buttm. und Bekk. aus 1 Cod. u. Fic. *εἰ* st. *ἤ*. Als Rec. *εἰ* las, ohne zu wissen, dass es eine Neuerung sei, conjicirte er *ἤ*. Nach Rec. Meinung ist die Stelle durch jene Emendation corrumpirt worden. Man vgl. den Zusammenhang, vorzüglich die folgenden Worte: *τοῦτο γάρ ἐστι λέγειν* cet. Der Sinn ist: *oder meinst du vielleicht* cet.? *Denn diese Meinung verräth einer, wenn er sagt* etc. Bei dieser Gelegenheit wird die Bedeutung des *εἰ — ἂν* mit Opt. erklärt. — P. 79 E (p. 52) halten wir mit Buttm. für hart, zu *δεήσεσθαι ἐκεῖνον* zu suppliren, was H. St. thut. Es muss durchaus *δεήσεσθαι* hier die Bedeutung von *δεήσειν* haben; und ebenso ist es kurz vorher p. 79 C gebraucht. — P. 80 A (p. 53) hätte H. St. mit Buttm. aus einigen Codd. die Lesart *στόμα* st. *σῶμα* aufnehmen sollen; denn hätte Platon *σῶμα* geschrieben, so würde aus leicht begreiflichen Gründen *σῶμα* vor *ψυχὴν* stehen. — P. 80 C (p. 55) ist richtig die Lesart der Codd. *περὶ ἀρετῆς ὅ ἐστιν* vertheidigt. Denn jenes ist dem Sinne nach = *τὴν οὐσίαν τῆς ἀρετῆς*. Es konnte verglichen werden p. 72 C (p. 15): *ἐκεῖνο δηλῶσαι, ὃ τυγχάνει οὖσα ἀρετή*. — P. 80 E. (p. 57.) *ἔστι* st. *ἐστὶ*. Ibid. *ὅ γ' οἶδε* aus Stob. u. Cod. Flor. — P. 81 A ist der Artikel vor *ἱερειῶν* weggelassen, was schon Buttm. wollte. — P. 81 B *δέξηται* u. 81 E *ἀλλὰ πῶς* st. *ἀλλ' ἁπλῶς* aus Stob. und 2 Codd. — P. 82 B (p. 65) wäre nach Schleiermacher's Vorgange (siehe Buttm.) eine Würdigung der Socratischen Mäeutik am Orte gewesen. Ein Candidat, der bei uns ein solches Specimen seiner heuristischen Methode gäbe, würde füglich durchfallen. — P. 82 E (p. 67) bestimmen uns die beiden von Buttm. angeführten Gründe, die Lesart *τούτων* für die richtige zu halten. H. St. behält *τοῦτον*. — P. 82 E (p. 67) brauchte die Wahl zwischen den Lesarten *ὀκτάπους* u. *ὀκτώπους* nicht durch die blose Auctorität der Codd. bestimmt zu werden. Aus der Lehre von der attischen Wortbildung musste gelehrt werden, dass in den Compositis, deren zweiter Theil ein Substantiv ist, das Zahlwort keinen Umlaut annimmt, hingegen die mit — *πλους* und *πλασιος* zusammengesetzten den Bindevocal *α* annehmen. Vgl. Elmsley ad Eurip. Med. p. 278 not. ed. Lips. — P. 84 C. (p. 73.) *ὅ τι καὶ ἀνευρήσει*. *καὶ*, was hier *noch*, *ausserdem* heisst, ist unpassend mit dem *καί* nach Fragwörtern verglichen. *ὅ τι* richtig st. *ὅτι* nach Schleiermacher's Vorgange. —

P. 84 D. (p. 74.) Statt des „*consulto tacemus*, *cur*“ cet. wäre eine deutliche Darlegung der Gründe den jungen Lesern sehr erspriesslich und gewiss erwünscht gewesen. — Ibid. ist die sehr wichtige Variante τούτων (st. τούτου), die in den besten Codd. sich findet, ganz mit Stillschweigen übergangen. Rec. tritt Buttm.'s Meinung bei, dass jenes τούτων die richtige Lesart sei und statt περὶ τούτων stehe. Vgl. Butt. zu § 7 not. 2. — P. 85 C. (p. 78.) τῷ οὐκ εἰδότι ἄρα. Ueber diese Stelle war eine bestimmtere und klarere Erörterung nöthig. Rec. urtheilt so: Entweder ist der Satz περὶ ὧν ἂν μὴ εἰδῇ ein eigentlich entbehrlicher Zusatz, den die weitschweifige Ausführlichkeit des Socrates mit sich bringt; dann hat allein Heindorf Recht, wenn er übersetzt: *qui nescit*, *quidquid illud est*, *cuius est nescius*, und es durften Buttm., Ullrich und H. St. keine weitere Erklärung jenes an sich einfachen Gedankens hinzusetzen; oder es liegt ein tieferer Sinn darin; dann reicht man nicht mit einer Uebersetzung oder Paraphrase aus, sondern es musste erörtert werden, worin die Schwierigkeit liege. Nämlich das οὐκ εἰδέναι wäre dann in doppelter Bedeutung genommen, worauf vielleicht auch die doppelte Construction dieses Wortes an unsrer Stelle hinweist. Es wäre 1) = ἀγνοεῖν, das absolute Nichtwissen einer Sache nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche im Leben, und 2) = οὐκ ἐπίστασθαι, d. i. das nach Socratischer Ansicht noch nicht zum Bewusstsein, zum Durchbruch gekommene Wissen, welches aber insofern nicht ein absolutes Nichtwissen ist, weil ja das Wissen dunkel in der Seele liegt vermöge der δόξαι. Es wäre dann zugleich die Negation des Wissens in philosophischer Bedeutung, d. i. der deutlichen Vorstellung von der wahren Beschaffenheit der Sache. Dann wäre also der Sinn mit andern Worten: ὅστις ἀγνοεῖ τι, ὁτιοῦν ἂν ᾖ, ἅτε οὐκ ἐπιστάμενος τοῦτο, οὐ μὲν ἐπίσταται, ἀλλ' ὅμως ἔνεισι αὐτῷ ἀληθεῖς δόξαι περὶ τούτων, ὧν οὐκ οἶδε. Dies schwebte H. St. vor, nur durfte er nicht in der Uebersetzung *habere potest* sagen, sondern *habet*. Ob der erste oder zweite Fall wirklich hier statt finde, mag Rec. nicht entscheiden, neigt sich aber zu dem erstern hin, weil diese genauere Darlegung der Socratischen Ansicht hier anticipirt wäre. — P. 85 E. (p. 80.) Mit Bekk. aus Codd. ἄλλως τε καί. Ueber dies zuweilen ausgelassene καὶ wird Belehrung gegeben. P. 85 E (p. 81) gefällt uns sehr H. St.'s Conjectur εἰ — λαβὼν οὐκ ᾔδη τοῦτο δῆλον etc. Zwei Codd. geben wirklich ᾔδη, was freilich die andere Form ᾔδη st. ᾔδει sein könnte; aber kaum findet sich ein andrer gleich leichter Weg der Emendation. — P. 86 A. (p. 83.) Hier und früher p. 61 ist bemerkt, dass zur Zeit der Abfassung des Menon Platon seine Ansichten über manche Lehren noch nicht so ausgebildet hatte, wie sie in seinen spätern Schriften erscheinen. — P. 86 D (p. 85) ist richtig gegen B. bemerkt, dass

αὐτὸ auf die *virtus* nicht auf die *quaestio* zu beziehen sei. — P. 89 E (p. 102 u. 103) ist zweimal st. *αὐτὸς* nach Struve's Conjectur, die durch den Cod. Flor. bestätigt wird, *Ἄνυτος* aufgenommen, auch die Bedenklichkeit B.'s, dass wenigstens an der ersteren Stelle nichts zu ändern sei, glücklich gehoben durch die richtige Auffassung des *ᾧ μεταδῶμεν*, quem participem faciamus i. e. itaque cum participem faciamus. — P. 90 B. *ἀρετῆς πέρι* richtig erklärt durch *de virtute, quod attinet ad virtutem.* Anders Buttm. — P. 90 E. (p. 106.) Bei *ζητοῦντα μανθάνειν* können wir weder Ullrich's noch Buttm.'s Meinung beitreten, welchem letztern H. St. folgt. Beider Erklärung scheint uns hart. Könnte man nicht auch hier die diplomatisch so leichte und an vielen Stellen nothwendige Emendation *ζητοῦντος* anwenden, so dass man aus dem vorhergegangenen *τις ἐκείνου* supplirte? Dann wäre der Sinn: *indem (so dass) dann jener von denen zu lernen verlangen würde, die* cet. — P. 91 A (p. 107) vergleicht H. St. in der Anmerkung, um die Lesart einiger Codd. *σὲ* st. *σοὶ* wahrscheinlich zu machen, unpassende Stellen, wie die angeführte aus Cyrop. 2, 1, 15: *ἔξεστι δ' ὑμῖν — λαβόντας ὅπλα — ἐμβαίνειν*: denn solche Participia stehen im Acc. sehr oft beim Inf., wenn der Dativ vorausgegangen ist, und was soll überhaupt diese Stelle beweisen, da ja dort *ὑμῖν* steht? — P. 91 C (p. 108) behält H. St. *μήτε ἀστὸν μήτε ξένον*, weil er die allerdings unbestimmt ausgedrückte Anmerkung B.'s, der die Genitive hat, nicht verstehe. Buttm. meint, erst standen die Genitive *συγγενῶν — φίλων*, weil sie alle Eine Classe bilden (*οἱ φίλοι*), dann aber geht Socrates auf ein andres Genus über, so dass der Grund zum Genitiv wegfällt. — P. 92 B. (p. 111.) *καὶ εἴην γε* ist richtig gegen Buttm. erklärt vom Wunsche. So schon Schleiermacher. — P. 92 C musste H. St. nach Rec. Meinung F. A. Wolf's Conjectur *οἷοι* (st. *οἵ*), die durch 2 Codd. bestätigt wird, mit Bekk. aufnehmen, da *ὅς* nicht wie das Lat. *qui* qualis bedeuten kann. Denn es handelt sich dort nicht darum, *wer* jene Sophisten wären (so H. St.), sondern *quales sint.* Zwar behauptet Heindorf ad Phaedrum § 46, den H. St. hätte anführen können, dass *ὅς* zuweilen st. *οἷος* stehe; aber die dort citirten Stellen sind von andrer Art. — P. 94 B. (p. 119.) *ἵνα δὲ μὴ ὀλίγους οἴῃ καὶ τοὺς φαυλοτάτους* cet. Die Herausgeber stossen hier an, weil Männer, wie Aristides und Pericles kurz vorher erwähnt sind. H. St. hält die Stelle für corrupt und schlägt eine Emendation vor. Rec. meint, dass die Vergleichung mit dem vorhergehenden auf das *ὀλίγους* zu beschränken sei, und mit dem *φαυλοτάτους* nicht ein zweites Prädicat denselben Personen gegeben, sondern mit einer nicht ganz wegzustreitenden Nachlässigkeit das *καὶ φαυλοτάτους* darum angeknüpft sei, weil dem Schriftsteller der Nachsatz vorschwebte: *πλείστους καὶ τοὺς δυνατωτάτους ὀνομάσω.*

Ob vielleicht etwas gewonnen würde, wenn man nach einer bekanntlich leichten Aenderung ἤ st. καὶ läse, will Rec. der Beurtheilung der Leser überlassen. Was H. St. conjicirt: καίτοι οὐ φαυλοτάτους, würde Rec. billigen, wenn st. οἵῃ gesagt wäre λέγῃς. — P. 94 D (p. 121) vertheidigt H. St. οὗ μὲν ἔδει δαπ., indem er οὗ für ἐν οἷς gesetzt glaubt. Diesen Gebrauch der Partikel οὗ, dass es ohne Beziehung auf Raum geradezu für *in quibus rebus* stehe, musste H. St. durch Stellen belegen. Rec. hat es so noch nicht gefunden. Für jetzt gefällt ihm also mit Buttm. οἷ, was der Auctor dialogi de virtute giebt, und was auch Reisig in d. enarratio Oed. Col. p. LXXII billigt. Wenn dort οἷ *quam in partem*, *in welcher Hinsicht*, von Reisig erklärt wird, so weicht Rec. für diese Stelle von seinem Lehrer ab, und giebt hier dem οἷ die Dativbedeutung *der Richtung nach etwas hin*, so dass οἷ soviel ist als εἰς ὅ, wie auch δαπανᾶν construirt wird. — P. 96 E (p. 129) ist richtig aus 3 Codd. διαφεύγει st. διαφεύγειν geschrieben. Nur musste H. St. durch eine klare Erörterung der inneren Verschiedenheit der Sätze, welche Buttm. vergleicht, von dem unsrigen die Nothwendigkeit dieser Aenderung darthun. Durch das blose *non omni ex parte similia sunt* wird nichts gewonnen. — P. 99 C. (p. 140.) Das ἀληθῆ καὶ πολλὰ scheint Rec. eben so erklärt werden zu müssen, als wenn nach dem bekannten Gräzismus πολλὰ καὶ ἀληθῆ gesagt wäre. Die Griechen verbinden jene Quantitätsbezeichnung mit andern Adjectiven durch καὶ, weil sie dieselbe wie ein besonderes Attribut behandeln. Mithin konnte das καὶ πολλὰ auch nachstehen. — P. 99 D (p. 141) ist aus einzelnen indiciis Codd. glücklich durch Emendation hergestellt: ὀρθῶς ἄρ' ἂν καλοῖμεν. — Ibid. θείους τε cet. hat H. St. nicht richtig aufgefasst, weil ihm ein Gebrauch der Partikeln τὲ - καὶ entging, insofern dieses oft bedeutet *ut - sic* wie οὔτε - οὔτε *ut non - sic non*. Ueber letzteres vgl. Wellauer zu Aesch. Choeph. 256.

Doch soviel. Möge H. St. diese Bemerkungen mit derselben Gesinnung aufnehmen, mit welcher sie geschrieben wurden. Freuen würde es Rec., wenn H. St. einiges brauchbare darin finden sollte.

Dr. *C. Wex* in Pforta.

Vergleichende Sprachkunde.

Lettre à M. Abel - Rémusat, *de la nature des formes grammaticales en général, et sur le Génie de la langue Chinoise en particulier*, **par M.** *G. de*

Humboldt. Paris, à la librairie orientale de Dondey-Dupré, 1827. VIII u. 122 S. 8. 1 Thlr. 14 Gr.

Der unterzeichnete Referent fühlt sich gedrungen, um jeglichem Vorwurfe der Anmaassung zu begegnen, gleich im Eingange dieser Anzeige zu erklären, dass er himmelweit entfernt sei, eine Schrift zu *beurtheilen*, deren Verfasser einen weiten Cyclus von menschlichen Sprachen mit der objectiven Kraft seines Scharfsinnes und Forschungsgeistes zu beherrschen und den allgemeinen Gesetzen des in Wort und Schrift sich offenbarenden, über Alles waltenden Geistes zu unterwerfen vermag. Wir glauben im Gegentheil schon allein dadurch etwas recht Erspriessliches zu bezwecken, wenn wir von dieser geistreichen und gehaltvollen Schrift einen treuen Auszug zu geben uns bemühen, um auf diese Weise unsre philologischen Leser nicht so sehr auf die feineren Eigenthümlichkeiten der Chinesischen Sprache, als vielmehr auf die ebenso neuen als tiefsinnigen Ansichten des Verfassers über die Natur der grammatischen Formen überhaupt und ihre Beziehung zu der Chinesischen Sprache aufmerksam zu machen.

Vorstehende Schrift tritt aus dem Gebiet der Grammatik, wie wir gemeinhin das Wort nehmen, heraus. Denn wir sind jetzo oft zu sehr in der Grammatik befangen, um sie mit Freiheit der Ansicht zu beurtheilen: dadurch aber, dass man sich von der fixirten Form der classischen Sprachen mehr losmacht, hat wirklich schon das Sprachstudium heutzutag einen neuen Standpunct gewonnen. Durch alle menschlichen Zungen weht doch zuletzt nur Ein göttlicher Geist, der nur hier und da in einer mehr oder minder geläuterten Form hervortritt. Aus brieflichen Mittheilungen des Herrn Staatsministers Freiherrn Wilh. v. Humboldt hat Referent gelernt, dass die Sprachen der Südseeinseln, die bisher grammatisch noch so gut als gänzlich unbekannt waren, grammatischer sind als die Chinesische, und ungrammatischer als die Amerikanischen. Die Griechische und Römische Literatur ist nie durch etwas Anderes erreicht worden; selbst durch das Indische, dessen Reichthum in Elementen und Formen allgemein anerkannt ist, soll man ihr kaum nahe kommen. Wenn man aber dem Baue solcher Sprachen nachgeht, die noch gar keinen Grad der Bildung erreicht haben, öffnet sich die Geschichte des Menschengeschlechtes selbst, und in den alltäglichen Ausdrücken des nur mit materiellem Bedürfen und Ergötzen beschäftigten Menschen erkennt man das Gewebe eines über alles Bewusstsein des Individuums hinaus in der Masse liegenden Geistes.

In der Vorrede erklärt der Herausgeber, Herr Abel-Rémusat, dass dieser Brief seine Entstehung einem gegenseitigen Ideenaustausch zwischen Herrn W. von Humboldt und dem

gedachten Pariser Professor verdanke. Einige in der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelesene Abhandlungen, welche Hr. v. H. Französischen Gelehrten mittheilte, schlugen in das Gebiet der allgemeinen oder besser vergleichenden Sprachkunde ein, und veranlassten Hrn. R., weil das Chinesische fast unberücksichtigt geblieben war, auf diese in ihrer Art einzige Erscheinung besonders aufmerksam zu machen. Comparées sous ce rapport au samscrit (heisst es weiter), au grec, à l'allemand, et aux autres idiomes pour lesquels M. G. de Humboldt annoncait une juste prédilection, la langue chinoise offrait des particularités qu'il n'était plus permis de négliger. In diesem Briefe nun hat Hr. v. H. seine immittelst gewonnenen Ergebnisse über den Geist der Chinesischen Sprache und ihr Verhältniss zu andern Sprachen in lichtvoller Ordnung niedergelegt, ohne jedoch seine Ansichten zur öffentlichen Bekanntmachung durch den Druck selbst bestimmt zu haben. Hr. R. aber glaubte sich mit Recht ein Verdienst zu erwerben, wenn er das Resultat so tief durchdachter Forschungen ans Tageslicht ziehen und in beigegebenen Anmerkungen seine eigne Ansicht über diesen oder jenen Punct aussprechen würde.

Hr. v. H. eröffnet seinen Brief mit dem Lobe, welches er der Chinesischen Grammatik Rémusat's und dessen Ausgabe des Tchoùng-yoùng ertheilt, und versichert, dass durch beide Werke dieses Studium auf bewundernswürdige Weise gefördert worden sei. Der erste Eindruck, welchen das Lesen eines Chinesischen Satzes zurücklässt, vermag uns zu überzeugen, dass diese Sprache sich fast von allen unterscheidet, die man kannte; allein bei Sprachen muss man vor allgemeinen Urtheilen auf seiner Huth sein. Man würde schwerlich sagen dürfen, die Chinesische Sprache unterscheide sich ganz und gar von *allen* andern. Desshalb will Hr. v. H. sich hauptsächlich an die classischen Sprachen halten, so oft er auf die Chinesische im Gegensatz zu andern Sprachen zu sprechen kommt. Er glaubt den Unterschied, welcher zwischen der Chinesischen und andern Sprachen statt findet, auf den einzigen Hauptstandpunct zurückführen zu dürfen, dass erstere, um in ihren Sätzen die Verbindung der Wörter anzudeuten, keinen Gebrauch von *grammatischen Kategorien* macht, und ihre Grammatik gar nicht auf die Eintheilung der Wörter gründet, sondern auf andre Weise die Verhältnisse der Sprachelemente in der Gedankenverknüpfung bestimmt. Der *etymologische* Theil der Sprache geht der Chinesischen ab; sie kennt nur die *Syntaxis*. *Grammatische Kategorien* nennt aber Hr. v. H. die den Wörtern durch die Grammatik gegebenen Formen, d. h. die Redetheile und die übrigen darauf sich beziehenden Formen. Es giebt Wortarten, welche gewisse grammatische Eigenthümlichkeiten an sich tragen, die man theils an den den Wörtern selbst anhängenden Merkmalen,

theils an der Stellung der Wörter, theils endlich an der Stellung der Sätze erkennt. Schwerlich besitzt irgend eine Sprache alle diese Formen; allein man darf behaupten, dass eine Sprache sich ihrer zur Bezeichnung der Wortverbindung bedient, wenn zum wenigsten die Hauptformen kenntlich sind und wenn die Natur der Sprache den Geist der sie Redenden an sich trägt, so dass man jedes Wort, selbst da, wo es keine unterscheidenden Merkmale darbietet, einem dieser Redetheile zuzutheilen in den Stand gesetzt ist. Die Eintheilung der Wörter nach grammatischen Kategorien leitet ihren Ursprung aus einer doppelten Quelle her: aus der Natur des Ausdrucks, welcher mittelst der Sprache dem Gedanken eingeprägt ist, und aus der zwischen dem letzteren und der wirklichen Welt obwaltenden Aehnlichkeit. Da man beim Sprechen die Gedanken durch aufeinander folgende Wörter ausdrückt, so muss in der Vereinigung dieser Elemente eine bestimmte Ordnung herrschen, auf dass sie das Ganze des ausgedrückten Gedankens bilden können; und diese Ordnung muss eine und dieselbe sein im Geiste des Redenden und des Zuhörers, damit beide sich gegenseitig verstehen. Dieses Gefühl für grammatische Kategorien wohnt, wenn gleich nur dunkel, in uns. Es ist demnächst etwas ganz Verschiedenes, 1) nach diesen Formen zu sprechen, und 2) sich durch Untersuchung zur Kenntniss derselben zu erheben; denn der Mensch würde weder sich selbst noch Andre verstehen, wenn diese Formen sich nicht wie Urbilder in seinem Geiste vorfänden, oder, um deutlicher zu reden, wenn sein Sprachvermögen nicht wie durch eine Art natürlichen Instincts den durch diese Formen gegebenen Gesetzen unterworfen wäre. Die grammatischen Kategorien stehen in engster Verbindung mit der Einheit des Satzes; denn sie bezeichnen die Verhältnisse der Wörter zu dieser Einheit, und, wenn sie bestimmt und deutlich erfasst sind, machen sie diese Einheit begreiflicher. Die Verhältnisse der Wörter müssen sich, je nachdem die Sätze länger und ineinander verkettet sind, vervielfältigen und verändern, und es ergibt sich daraus natürlich, dass das Bedürfniss, die Bezeichnung der grammatischen Kategorien bis in ihre letzten Verzweigungen zu verfolgen, überhaupt aus dem Bestreben hervorgeht, lange und verwickelte Perioden zu bilden. Da wo selten durch Zwischensätze die Grenze des einfachen Satzes überschritten wird, erfordert die Einsicht nur, dass man sich die grammatischen Formen der Wörter genau vorstellt, oder dass man die Bezeichnung derselben bis zu dem Puncte fortführt, wo eine jede dieser Formen in ihrer ganzen Individualität erscheint. Es genügt alsdann sehr oft zu wissen, dass ein Wort Subject des Satzes ist, ohne dass man sich genaue Rechenschaft darüber abzulegen hätte, ob es ein Substantivum oder ein Infinitivus ist; dass ein anderes Wort dadurch ein drittes bestimmt,

ohne dass man es als ein Participium oder Adjectivum ansehen müsste.

Die Wörter werden natürlich unter diejenigen Kategorien gebracht, zu welchen die darzustellenden Gegenstände gehören. Daher gibt es in jeder Sprache Wörter von substantivischer, adjectivischer uud verbalischer Bedeutung, und die Begriffe dieser drei grammatischen Formen entspringen sehr natürlich aus ebendenselben Wörtern. Aber diese können auch einem andern Begriff angepasst werden: was also seinem Begriffe nach substantivisch ist, kann in ein Verbum umgewandelt werden, oder umgekehrt. Es gibt in der That Wörter, deren ideale Bedeutung durchaus nicht ebendieselbe Aehnlichkeit in der wirklichen Welt findet. Demnach hat man in jeder Sprache zwei Wortarten zu unterscheiden: 1) solche, denen ihre Bedentung, d.h. der Gegenstand, welchen sie vorstellen, (Substanz, Thätigkeit oder Beschaffenheit) eine grammatische Kategorie beilegt; 2) solche, die nach dem Gesichtspuncte, unter welchem man sie betrachtet, in einem höheren Sinne aufgefasst werden können, als eine grammatische Kategorie. Wenn eine Sprache den letzteren die Gestalt der Kategorien gibt, so erhalten sie wirklich eine grammatische Bedeutung, sie werden Substantiva oder Verba. Wenn dagegen die Kategorien dieser Wörter unbestimmt bleiben, so haben selbst diejenigen, deren Bedeutung die grammatische Kategorie andeuten wird, keine grammatische Geltung mehr: es sind bloss Ausdrücke von Verbal- oder Substantiv-Begriffen. Man kann also nur dann zu grammatischen Kategorien gelangen, wenn ein Volk darauf ausgeht, seine Sprache zwar als eine besondere, aber der wirklichen ähnliche Welt zu betrachten, in jedem Worte ein Individuum zu erblicken und kein einziges gelten zu lassen, das man nicht irgend einer Gattung zutheilen könnte. Dieses Bestreben entspringt im Allgemeinen aus dem Eifer einer der Sprache angepassten Einbildungskraft; und in denjenigen Sprachen, welche sich durch eine reiche und mannigfaltige Grammatik auszeichnen, scheint dieser Eifer den intellectuellen Instinct entwickelt zu haben. In solchen Sprachen, welche die grammatischen Kategorien nur unvollkommen unterscheiden, oder in welchen diese Unterscheidung ganz und gar zu schwinden scheint, müssen gleichwol die zu einem Satze verketteten Wörter eine grammatische Geltung haben: diese jedoch besteht nicht in dem Worte für sich genommen, sondern sie ist von der als grammatische Regel festgestellten Anordnung der Wörter oder von dem Gedankengange abhängig.

Jedes Urtheil des Geistes ist eine Vergleichung von zwei Vorstellungen, deren Gleichheit oder Ungleichheit man ausspricht. Jedes Urtheil kann also auf eine mathematische Gleichung zurückgeführt werden. Die Sprachen verfahren hierbei

synthetisch, indem sie den Begriff des Daseins hinzufügen; und dazu bedienen sie sich des flectirten Verbums, als der Verwirklichung des Verbalbegriffs. Daher wird das Verbum der Mittelpunct der Grammatik aller Sprachen. In jedem Satze ist ein Begriff (das Wort, welches das Subject eines Satzes bildet) entweder thätig oder leidend dargestellt. Die innere Thätigkeit, mittelst deren man ein Urtheil bildet, bezieht sich auf den Gegenstand, über den man etwas ausspricht. Anstatt zu sagen: *Ich finde die Idee des höchsten Wesens und der Ewigkeit identisch*, setzt man folgendes Urtheil dafür: *Das höchste Wesen ist ewig.* Dieses könnte man die imaginative Seite der Sprachen nennen, welche ihren Culminationspunct in den classischen Sprachen erreicht hat. Die Chinesische Sprache nimmt nichts davon an, als was geradezu nothwendig ist, um zu reden und verstanden zu werden.

Die Unterscheidung der Redetheile, welche den classischen Sprachen eigenthümlich ist, vielen andern hingegen abgeht, gehört ganz und gar zur imaginativen Seite der Sprachen. Sobald die jugendliche und thätige Einbildungskraft eines Volkes alle Wörter belebt, die Sprache der wirklichen Welt ganz gleich macht und dadurch die Personification vollendet, dass man aus jeder Periode ein Gemälde bildet, worin die Anordnung der Theile mehr zum Ausdruck des Gedankens, als zum Gedanken selbst gehört; alsdann müssen die Wörter Gattungen haben, gleichwie die lebenden Wesen zu einem Geschlechte gehören. So wie ein Volk auf dieser Bahn fortschreitet, vervollständigt sich das System, weil der Begriff von einer dieser Kategorien natürlich zu der andern hinführt.

Die Chinesische Sprache gebraucht alle Wörter in dem Zustande, in welchem sie den auszudrückenden Gedanken bezeichnen, ohne Rücksicht auf irgend ein grammatisches Verhältniss. Obgleich alle Chinesischen Wörter in einen Satz verkettet sind, befinden sie sich dennoch in einem status absolutus, und gleichen desshalb den Wurzeln der Sanscrit-Sprache. Die Chinesische Sprache hat also keine eigentlichen Verba, sondern nur Ausdrücke von Verbal-Begriffen, welche in Gestalt von Infinitiven erscheinen, d. h. in der unbestimmtesten, die wir kennen. Man kann in der That sagen, dass bei vorhergehendem Substantivum oder Pronomen der Ausdruck eines Verbal-Begriffs im Chinesischen eben so gut die Geltung eines flectirten Verbums hat, als im Englischen die Wörter *they like.* Die *Zeit* ist im Chinesischen grösstentheils nicht bezeichnet, oder ist es nicht als ein unumgängliches Zubehör des Verbums, sondern als zum Ausdruck der Idee des Satzes gehörig. Will man dem Chinesischen Verbum eine grammatische Form anweisen, ohne ihm zu geben, was es weder andeutet noch besitzt, so ist es ein Infinitivus, d. h. in einem zwischen dem Verbum

und Substantivum in der Mitte befindlichen Zustande *). Man erkennt die Nomina daran, dass sie vorangehen und die Verba daran, dass sie nachfolgen.

Die *Präpositionen*, welche das Ziel einer Handlung anzeigen (v. Rémusat Grammaire Chin. No. 84—91), enthalten ursprünglich fast ohne Ausnahme einen Verbal-Begriff. Die Begriffe von Substantivum und Verbum fliessen im Chinesischen nothwendig zusammen.

Man kann als Grundsatz aufstellen, dass, sobald ein grammatisches Verhältniss den Geist eines Volkes lebhaft ergreift, dieses Verhältniss irgend einen Ausdruck in derjenigen Sprache findet, welche ebendasselbe Volk spricht. Alles was der Mensch mit Lebhaftigkeit und Klarheit im Gedanken erfasst, drückt er unfehlbar in seiner Sprache aus. Man kann gleicherweise diesen Grundsatz umstellen und sagen: Wenn ein grammatisches Verhältniss keinen Ausdruck in einer Sprache findet, so ergreift es nicht lebhaft das Volk, welches sie spricht, und ist daher nicht mit Klarheit und Bestimmtheit gefühlt worden. Denn das ganze Werk der Sprache besteht darin, dem Gedanken einen Körper zu geben. Die beiden Mittel, deren sich die Chinesische Sprache zur Anzeige der Wortverbindung bedient, die *Partikeln* und die *Wortstellung*, scheinen nicht die Bezeichnung der grammatischen Formen zum Zweck zu haben, sondern um auf eine andre Weise zu dem Verständniss des Satzgefüges zu führen. Die Partikeln bezeichnen bloss den Uebergang eines Gedankens zum andern, und können, wie durch zahlreiche Beispiele dargethan wird, auf mehrere grammatische Kategorien angewandt werden. Hinsichtlich der Wortstellung kann man mit Sicherheit behaupten, dass das Subject dem Verbum vorangeht, und die näheren Bestimmungen darauf folgen; aber die Stellung allein bietet kein Mittel zur Erkennung des Verbums dar, dieses ersten Kettenringes, an den man die übrigen anzureihen hat. Da in diesem Falle die grammatischen Regeln nicht zulänglich sind, bleibt keine andre Ausflucht übrig, als zu der Bedeutung der Wörter und zum ganzen Zusammenhange. Ohne dieses Mittel ist die Wortstellung an und für sich selten eine sichere Führerin zum Verständniss Chinesischer Schriften. Hieraus geht zur Genüge hervor, dass etwanige Amphibologien nur durch richtige Auffassung der lexikalischen Wortbedeutung vermeidlich sind.

---

*) Wer die Ansichten des Verfassers über die Bedeutung des Infinitivus genauer kennen lernen will, der lese dessen geistvolle Abhandlung hierüber in A. W. von Schlegels Indischer Bibliothek, Bd. 2 Hft. 2 (1824) und vergleiche damit ein gehaltreiches Programm: *über den Infinitiv*, von *M. Schmidt*. Breslau 1826. 4.

Fast alle Chinesischen Sätze sind sehr kurz, und selbst diejenigen, welche lang und verwickelt zu sein scheinen, zerfallen leicht in mehrere sehr kurze und einfache Sätze, und diese Art der Ansicht scheint dem Geiste der Sprache am meisten zu entsprechen. S. 46 f. werden folgende fünf Hauptpuncte hervorgehoben, um sich einen richtigen Begriff von der Chinesischen Sprache zu machen:

1) Die Chinesische Sprache bezeichnet weder die grammatische Kategorie, zu welcher die Wörter gehören, noch auch ihre grammatische Bedeutung im Allgemeinen. Die Zeichen für die Gedanken in Aussprache und Schrift bleiben dieselben, wie es sich auch immerhin mit dieser Bedeutung verhalten mag.
2) Die Chinesische Sprache hängt gar nicht die bedeutungslosen Wörter an die bedeutungsvollen an, um jedesmal, so oft man ein bedeutungsvolles Wort mit seinem bedeutungslosen aus dem Satze herausnimmt, mit Hilfe des letzteren die Kategorie der ersteren bestimmt erkennen zu können.
3) Die grammatische Bedeutung ist also nur in der Zusammensetzung des Satzes selbst erkennbar.
4) Sie ist es selbst alsdann nur dadurch, dass man die Bedeutung eines oder mehrerer Wörter des Satzes kennt.
5) Die Chinesische Sprache befolgt in ihrer Art, die grammatische Bedeutung anzugeben, niemals das System der grammatischen Kategorien, specificirt sie niemals in ihren feinsten Nüancen, und bestimmt sie nur in soweit, als die Sprache es unbedingt nothwendig macht.

Nach dieser Voraussetzung könnte man die Chinesische Sprache mit jenen unvollkommnen solcher Völkerschaften zusammenwerfen, welche niemals eine bedeutende Entwickelung ihrer geistigen Fähigkeiten erreicht haben, oder bei welchen diese Entwickelung niemals kräftig auf die Sprache eingewirkt hat. Allein das wäre ein ausgemachter Irrthum. Die Chinesische Sprache zeichnet sich vor all diesen unvollkommnen Sprachen durch ihre Folgerechtigkeit und Regelmässigkeit aus, womit sie das einmal angenommene System geltend macht, während die Sprachen barbarischer Völker entweder auf der Mitte des Weges stille stehen, oder das vorgesteckte Ziel verfehlen. Alle diese Sprachen geben ihre Mangelhaftigkeit zugleich durch Abwesenheit und unnützen Ueberfluss grammatischer Formen kund. Die Chinesische Sprache dagegen stellt sich durch Zierlichkeit und Reinheit in Anwendung ihres grammatischen Systems den classischen Sprachen gleich, d. h. den vollkommensten, die wir kennen.

Wenn man die Sprachen von dem Gesichtspuncte aus betrachtet, von dem wir hier ausgehen, so wird man *drei* verschiedne Arten finden. Die *Chinesische Sprache* leistet auf die

bestimmte und pünctliche Unterscheidung der grammatischen Kategorien Verzicht, ordnet die Wörter der Sätze nach einer minder an die Bestimmung der Gedanken gebundenen Reihenfolge, und gibt den Perioden einen für dieses System anwendbaren Bau. Die *Sanscrit-Sprache*, die mit ihr in offenbarer Verwandtschaft stehenden und vielleicht noch andre Sprachen setzen die Unterscheidung der grammatischen Kategorien als einzige Grundlage ihrer Grammatik fest, verfolgen diese Unterscheidung bis in ihre letzten Verzweigungen, und lassen in der Bildung ihrer Sätze Allem freien Lauf, was dieser sichre und treue Führer ihnen zu ergreifen verstattet. Die *Griechische Sprache* geniesst diesen Vortheil im höchsten Grade: denn fürwahr stehen selbst die Lateinische und Sanscrit-Sprache tief unter ihr in dieser genauen, reichhaltigen und zugleich schönen Satzbildung, welche sich in alle Falten des Gedankens einschleicht und alle seine Nüancen ausdrückt. Es sind noch Sprachen übrig, welche gewissermaassen darauf ausgehen, sich wahre grammatische Formen anzueignen, ohne dieses Ziel zu erreichen; welche die grammatische Kategorie unterscheiden, aber die Verhältnisse nur unvollständig bezeichnen. — Die grammatischen Verhältnisse befinden sich in dem Geiste der Menschen, von welcher Beschaffenheit das Maass ihrer geistigen Fähigkeiten auch immerhin sein mag, oder genauer gesprochen, der Mensch befolgt beim Reden mittelst seines intellectuellen Instincts die allgemeinen Gesetze des Gedankenausdrucks durch das Wort. Die Voraussetzung einer ausdrücklichen Uebereinkunft würde zweifelsohne ein Hirngespinst sein. Der Ursprung der Sprache im Allgemeinen ist so geheimnissvoll, es ist rein unmöglich die Erscheinung, dass die Menschen sprechen und sich verstehen, mechanisch zu erklären. Wie aber hat man sich diesen Umstand zu erklären? Untersuchungen der Art muss man auf positive Thatsachen gründen, und die Prüfung mehrerer Sprachen führt zur Erklärung des Ursprungs der Formen, welche die grammatischen Verhältnisse ausdrükken. Es ist dem Menschen, insonderlich dem geistig noch wenig ausgebildeten, angeboren, beim Sprechen dem Hauptgedanken eine Menge Nebengedanken anzureihen, welche Beziehungen der Zeit, der Orte, der Personen und der Umstände ausdrücken, ohne darauf zu achten, ob diese Begriffe an dieser Stelle ausdrücklich nothwendig sind oder nicht. Er ist nicht nur mit Worten, sondern auch mit Wiederholungen des schon Gesagten und mit Einschiebseln, welche weniger einen Gedanken als eine Gemüthsstimmung ausdrücken, nicht sonderlich geizig. Diese Nebengedanken, welche beständige Gefährten der Hauptgedanken und durch den intellectuellen Instinct so wie durch die fortschreitende Entwickelung des Geistes und der ihm entsprechenden Ausdrücke bedingt sind, scheinen in vielen

Sprachen die Exponenten der grammatischen Verhältnisse geworden zu sein. Wenn man die Amerikanischen Sprachen untersucht, so bemerkt man, dass gewisse Verhältnisse (z. B. die des Numerus und des Genus) nur da ausgedrückt sind, wo der Sinn es fordert, wogegen eine Menge anderer Verhältnisse angedeutet sind, wo man sie leicht fahren lassen würde. — Der Uebergang von Wörtern, welche Nebengedanken ausdrükken, in den Zustand von Exponenten grammatischer Verhältnisse findet sich mehr oder minder deutlich in der Baskischen und Koptischen Sprache, in denen der Südseeinseln und der Tartarischen Völkerschaften, und ohne Zweifel in allen Sprachen, welche ganz und gar der Flexionen ermangeln, oder in welchen wenigstens das System der Flexionen unvollständig oder fehlerhaft ist.

Wenn die Neigung der Völker mit dem sprachbildenden Instinct glücklich zusammentrifft, wenn sich mit dieser günstigen Richtung die oben berührte Art der Einbildungskraft vereinigt, welche die Elemente der Sprache den Gegenständen der wirklichen Welt gleich macht; so wird das Verfahren, dem ihre Grammatik das Dasein verdankt, einen vollkommnen Erfolg haben. Alle Verhältnisse, welche eine vollständige Analysis des Wortes unterscheidet, werden ihre Exponenten finden; man wird keine überflüssigen bemerken, und dieselben werden den Wörtern so fest eingeprägt sein, dass jedes in einen Satz verkettete Wort den Geist nur in einer grammatischen Bedeutung berühren wird. Gleichwie bei Individuen die Anlagen für verschiedenartige Gegenstände sich verschieden entwickeln, ebenso scheint der Geist der Sprachen unter die Völker vertheilt zu sein. Die Kraft des intellectuellen Instincts, welche den Menschen zum Sprechen antreibt, der Geist und die Einbildungskraft, wenn sie nach der Gestalt und Farbe gerichtet sind, welche das Wort dem Gedanken gibt, ein feines Gehör, ein glückliches Sprachwerkzeug und vielleicht wol noch andre Umstände bilden diese Wunderwerke der Sprachen, welche für eine lange Reihe von Jahrhunderten die Typen der tiefsten und erhabensten Gedanken werden. Ferner erklärt der Verf., er wolle lieber denjenigen beipflichten, welche den Ursprung der Sprachen auf eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit zurückführen, als denjenigen, welche der Sprachentwickelung einen allgemeinen und mechanischen Gang unterschieben, welcher sie Schritt für Schritt von dem rohesten Beginn bis zu ihrer Vollkommenheit fortschleppen würde. Jene erkennen wenigstens den göttlichen Funken an, welcher durch alle, selbst die unvollkommensten Sprachen hindurchschimmert.

Das Eigenthümliche der Chinesischen Sprache besteht darin, dass sie, insoweit die Natur der Sprache es verstattet, mit Verschmähung der Farben und Nüancen, welche der Ausdruck

dem Gedanken leiht, die Gedanken hervorspringen lässt, und die Kunst besitzt, selbige unmittelbar aneinander zu reihen, und zwar so, dass ihre Aehnlichkeiten und Gegensätze nicht nur, wie in andern Sprachen, gefühlt und verstanden werden, sondern dass sie auch den Geist mit einer frischen Kraft erfassen und anregen, ihre gegenseitigen Verhältnisse weiter zu verfolgen und sich zu vergegenwärtigen. In den Schriftwerken aus alter und neuer Zeit ist es hauptsächlich der *Stil*, welcher unser Interesse in Anspruch nimmt. Betrachtet man aber die Verzichtleistung der Chinesischen Sprache auf so viele Mittel, wodurch andre Sprachen den Ausdruck mannigfaltig gestalten, so könnte man vermuthen, der in andern Sprachen so genannte Stil müsste ihr ganz und gar abgehen. Allein ihr sehr bezeichnender Stil entspringt aus der unmittelbaren Berührung der Gedanken, aus dem ganz neuen Verhältniss, dessen Ursprung in dem fast gänzlichen Mangel grammatischer Zeichen zwischen dem Gedanken und dem Ausdruck zu finden ist, und aus der durch die Chinesische Satzbildung erleichterten Kunst, die Wörter so zu ordnen, dass die gegenseitigen Beziehungen der Gedanken aus der Construction selbst hervorgehen. Die Chinesische Sprache unterscheidet sich von den gemeinhin so genannten unvollkommnen Sprachen durch ihren folgerechten Geist und ihre Regelmässigkeit, sowie von den classischen Sprachen durch die ihrem grammatischen System entgegengesetzte Natur. Die grammatische Vollkommenheit in den classischen Sprachen ist zugleich ein Mittel, dem Gedanken mehr Umfang, Feinheit, Farbe, Genauigkeit und Treue zu geben, und zwar dieses durch Symmetrie der Formen und Harmonie der Töne, welche dem ausgesprochenen Gedanken und den sie begleitenden Bewegungen der Seele entsprechen. Auf der andern Seite erscheint uns der von den Fesseln des Worts befreite Gedanke weit vollständiger und reiner; wie namentlich selbst dann, wenn wir in der Muttersprache schreiben, die Verlegenheit beweist, solche Ausdrücke zu finden, die den Sinn, welchen wir ihnen geben wollen, durchaus nicht verändern.

Die Chinesische Sprache hat unstreitig eine feste und regelmässige Grammatik, und die Regeln dieser Grammatik bestimmen die Verbindung der Wörter in der Verkettung der Sätze, jedoch mit dem Unterschiede, dass sie, sehr wenige Fälle ausgenommen, den grammatischen Modificationen keine Laute in Gestalt eines Zeichens beifügt, sondern dem Leser die Sorge überlässt, sie aus der Stellung der Wörter, aus ihrer Bedeutung und selbst aus dem Zusammenhange abzuleiten, und dass sie die Wörter nicht für den Zweck gestaltet, den sie im Satze haben. Dieses ist an und für sich von Wichtigkeit, aber mehr noch dadurch, dass es die Chinesische Satzbildung beschränkt, sie zwingt ihre Perioden zu durchschneiden, und

freien Aufschwung des Gedankens in diesen langen Verkettungen der Sätze hemmt, durch welche hindurch die grammatischen Formen allein als Leitstern dienen können. Der Chinesischen Sprache ist es rein unmöglich, die besondern Vortheile solcher Sprachen zu erreichen, welche die Construction nach grammatischen Formen lenken, während diese selbst, falls der Gegenstand es erheischt, von ihren Formen nur einen mässigen Gebrauch machen, oft die Ideenverbindungen einschränken, die aller unbestimmtesten Formen anwenden (man denke nur unter andern an den Lateinischen Infinitivus historicus), und den Lakonismus und die Kühnheit der Chinesischen Ausdrucksweise in gewisser Beziehung erreichen können. In den andern Sprachen wirkt die Einfachheit und Kühnheit dieses oder jenes Ausdrucks, dieser oder jener Wendung des Satzes auf den Geist; in den Chinesischen Schriftwerken aber die Einfachheit und Kühnheit der Sprache selbst. Allein dieser Vortheil ist auf Unkosten wichtigerer und wesentlicherer Vortheile erschwungen.

Die Abwesenheit der grammatischen Formen erinnert uns an die Sprache der Kinder, welche gewöhnlich die Wörter hinstellen ohne sie gehörig miteinander zu verbinden. Setzt man bei Völkern wie bei Individuen eine Kindheit voraus, so wird auf den ersten Augenblick die Ansicht ganz natürlich erscheinen, die Chinesische Sprache sei in diesem Zeitpuncte der allgemeinen Sprachentwickelung stehen geblieben. Richtig ist dieser Vergleich jedoch keineswegs. Denn die Kindheit reicht nur bis auf einen gewissen Punct, nämlich den der Reife. Nun lässt sich zwar in der Entwickelung der Sprachen ein Punct nachweisen, den sie nicht überschreiten und von woher sie oft wieder zurückschreiten; allein den können wir nicht als Punct der Ruhe betrachten. Ein Volk kann nicht als ausgewachsen, also auch nicht als ein Kind betrachtet werden. Denn die Reife selbst setzt ein Individuum voraus und leidet keine Anwendung auf einen Collectiv-Begriff. Vielleicht würde es natürlicher sein, von einer Kindheit der Sprachen selbst zu reden, obgleich dieser Ausdruck ebenfalls grosse Vorsicht verlangt. Man findet, dass, wie gross auch die Veränderungen einer Sprache im Verlauf mehrerer Jahrhunderte in gewisser Hinsicht sein mögen, ihr wahres grammatisches und lexikographisches System, ihr Bau im Grossen ein und dieselben bleiben, und dass man dahin, wo das System sich ändert, z. B. beim Uebergange der Lateinischen in die Romanischen Sprachen, den Ursprung einer neuen Sprache zu setzen hat. Es scheint also in den Sprachen einen Zeitpunct zu geben, wo sie zu einer im Wesentlichen nicht mehr veränderlichen Form gelangen. Das würde der wahre Punct der Reife sein; um aber von ihrer Kindheit zu sprechen, müsste man noch wissen, ob sie diese Form unvermerkt erreichen, oder ob nicht vielmehr ihr erster Keim diese Form

selbst darbietet. Da uns die Geschichte nicht bis in den Urzustand des Menschengeschlechtes zurückführt, so bleibt jegliche Untersuchung der Art hypothetisch, und bei Sprachforschungen ist einzig die Methode vernünftig, welche sich am wenigsten von Thatsachen entfernt.

Der Verf. betrachtet die von Rémusat in seiner Abhandlung *sur la nature monosyllabique du chinois* aufgestellten beiden Facta als Grundpfeiler für diesen Gegenstand: 1) die Chinesische Sprache verdankt ihren Ursprung einem Volke, bei dem uns nichts veranlasst, eine vollkommnere Bildungsstufe vorauszusetzen, als sie der Urzustand der Gesellschaft gewöhnlich darstellt; 2) Sprachen, welche für sehr alt angesehen werden, selbst roher und ungebildeter Völker, sind, weit entfernt in ihrer Grammatik den Chinesen gleich zu stehen, im Gegentheil mit Schwierigkeiten und grammatischen Unterscheidungen überladen. Dieses findet sich in der Baskischen, den Amerikanischen und den Sprachen des stillen Meeres. In gewisser Beziehung haben alle diese Sprachen grosse Berührungspuncte mit dem Chinesischen. Die Redetheile sind gewöhnlich nicht bezeichnet, der Pluralis ist oft eben so beschaffen wie im Chinesischen u. s. w. Man muss hierbei bedenken, dass uns die Kenntniss nur mittelbar durch Menschen überliefert ist, welche an ein sehr ängstliches grammatisches System gewöhnt sind. Es gibt wol keine Sprache, welche ein der Chinesischen ganz gleiches grammatisches System darbieten dürfte, wenigstens ist dem Verf., von dessen weit verbreiteten Sprachforschungen jeder Unterrichtete überzeugt ist, bis jetzt keine vorgekommen. Die vorerwähnten und anderweitige Aehnlichkeiten erstrecken sich fast auf alle Ursprachen und haben selbst in den grammatisch ausgebildeten Sprachen Spuren zurückgelassen. Bildet man nicht im Sanscrit mittelst des Wortes *sma* ein Präteritum und im Griechischen durch den Indicativus des Verbums und die Partikel *ἄν* einen Conjunctivus? — Viele Gründe führen zu der Annahme, dass die wilden Amerikanischen Völkerschaften von ihrer frühern Bildungsstufe herabgestossene Racen sind, oder nach einem passenden Ausdruck Alexander von Humboldt's, gerettete Trümmer eines allgemeinen Schiffbruchs. Die Bemerkungen ebendesselben Gelehrten über die Amerikanischen Sprachen in seiner Reisebeschreibung führen alle zu dieser Annahme.

Die Chinesische Schrift drückt jedes einzelne Wort und jeden integrirenden Theil zusammengesetzter Wörter durch ein einziges Zeichen aus; sie entspricht also vollkommen dem grammatischen System der Sprache, welche nach einem gleichförmigen Princip eine dreifache Eigenheit darbietet, in den Gedanken, Wörtern und Schriftzügen. Die Chinesische Sprache hat unstreitig früher bestanden, als man sie schriftlich fixirte,

und man hat so geschrieben, wie gesprochen. Ohne Zweifel hat diese Schrift bedeutenden Einfluss auf den Geist und dadurch auch auf die Sprache der Chinesen ausüben müssen. Weil die Einbildungskraft in allem, was die Sprache anlangt, eine so bedeutende Rolle spielt, so ist die Schriftart, deren sich ein Volk bedient, niemals gleichgiltig. Die Schriftzüge geben ein Bild mehr, worein sich die Gedanken einhüllen, und dieses Bild verschmilzt sich bei denen, welche von diesen Schriftzügen häufig Gebrauch machen, mit dem Gedanken selbst. Bei der Buchstabenschrift ist dieser Einfluss weit mehr negativ. Obgleich nach Rémusat die Schreibkunst in China über 4000 Jahre hinausreicht, so muss doch nothwendiger Weise ein Zeitraum gewesen sein, wo das Chinesische gesprochen wurde, ohne geschrieben zu werden. Die erste Schrift schien hieroglyphisch, also von ganz andrer Natur gewesen zu sein, als heutigestags. Eine der Hauptursachen von dem besondern Baue der Chinesischen Sprache ist in ihrem phonetischen Theile zu suchen. Rémusat hat zur Genüge gezeigt, dass man diese Sprache ganz mit Unrecht monosyllabisch nennt. Sämmtliche Sprachen sind aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich monosyllabisch gewesen, weil kein Grund vorhanden ist, warum man, so lange einfache Wörter für's Bedürfniss hinreichen, einen einzigen Gegenstand durch mehr als Eine Sylbe bezeichnen soll; aber es scheint noch gewisser, dass sich dermalen keine Sprache mehr in diesem Zustande befindet. Dennoch herrscht die monosyllabische Eigenschaft der Wörter in der Chinesischen Sprache, und der Verf. erinnert sich nirgends eine Nachricht gefunden zu haben, ob die Chinesen bei der Aussprache eines mehrsylbigen Wortes seine verschiedenen Sylben unter ein und demselben Accent zusammenfassen oder nicht; denn die Einheit des Wortes ist durch den Accent bestimmt. Ohne diese feste Regel würde die Vertheilung mehrerer Sylben in ein einziges oder in verschiedene Wörter willkührlich sein. Noch merkwürdiger als der Ueberfluss an einsylbigen Wörtern scheint im phonetischen System der Chinesen die beschränkte Anzahl der Wörter überhaupt. Es sei damit nicht gesagt, als ob die übrigen Sprachen etwa eine grössere Anzahl wahrer Wurzelwörter hätten, sondern dass die Chinesen diese Sylben nicht hinlänglich vertheilt, gemischt und verbunden haben, um sich dadurch in den Besitz eines grossen Reichthums oder einer Mannigfaltigkeit von Lauten zu setzen. Die grössere oder geringere Mannigfaltigkeit und Harmonie in dieser natürlichen Vertheilung ist von dem grössten Einfluss auf die Natur der Sprachen: sie erstreckt sich auf die physische Organisation und auf die geistigen Anlagen der Völker; allein sie entspringt vielleicht noch mehr aus der Berührung und Vermischung verschiedener Völkerschaften miteinander. Die Fülle dieses Urstoffes der Sprachen erklärt sich

weit natürlicher aus einem Zusammenfluss zufälliger Ursachen, unter welchen die Wanderungen und Vereinigungen verschiedener Völker am einflussreichsten sind, als aus den Fortschritten des erfindsamen Geistes der Völker. Das Beispiel der Chinesen selbst beweist, dass ein Volk lieber durch allerhand Kunstgriffe eine kleine Anzahl von Wörtern seinen Bedürfnissen anpasst, als dass es sie zu vermehren oder zu erweitern gedenkt. Die Absonderung der Völker ist also keineswegs heilsam für die Sprachen. Sie hemmt unstreitig die Vereinigung eines grossen Vorrathes von Wörtern, Redensarten und Formen, welcher unbedingt nothwendig ist, auf dass die glückliche Lage eines Volkes, das ihn besitzt, daraus allmählig eine umfassende, reiche und mannigfaltige Sprache bilden kann. Die systematische Ordnung, der bezeichnende und passende Gedankenausdruck, die Uebereinstimmung der grammatischen Formen mit dem Bedürfniss der Unterredung, kurzum die Organisation und der Bau stammt zweifelsohne von den geistigen Anlagen der Völker her; aber den Stoff und den Vorrath der Laute und Wörter hat man dem Zusammenfluss der Umstände zu verdanken, welche die Völker einigen und trennen, Ursachen, die gewiss von allgemeinen Gesetzen beherrscht werden, die wir aber zufällige nennen, weil wir ihre Ordnung und Verkettung nicht kennen.

In die Chinesische Sprache sind auch fremde Wörter eingeschlichen. S. Rémusat in den Fundgruben des Orients Th. 3 S. 285 N. 6. Aber die Geschichte von China beweist, dass die gesellschaftliche Entwickelung des Volkes, soweit wir es kennen, nicht durch bedeutende Stürme von aussen her getrübt worden ist. Wenn die ersten Chinesischen Colonien nur ungefähr 100 Hausgenossenschaften umfasst, (s. Tableaux hist. de l'Asie, par M. Klaproth, S. 30.) wenn diese sich eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch ohne sonderliche Veränderung ihrer Sitten, Gebräuche und ihrer Sprache erhalten haben, wenn endlich die Schrift sich vom Ursprung der Monarchie selbst herschreibt, deren Gründer jene Colonisten waren; so würden diese historischen Facta zusammengenommen ohne Zweifel die beschränkte Anzahl der Sprachzeichen und selbst die Abwesenheit der Bestimmungswörter erklären, welche in andern Sprachen die Affixa und die Flexionen ausmachen. Wenn man diese Unvollkommenheiten der Chinesischen Sprache ins Auge fasst, so hält es schwer, sich von dem philosophischen Gepräge, von dem tiefen Geiste, welcher sich augenscheinlich in dem ganzen Baue dieser ausserordentlichen Sprache kund gibt, Rechenschaft abzulegen. Man begreift in gewissem Betrachte, aus welchen Gründen sie nicht zu den Vortheilen gelangt ist, die wir mehr oder weniger in fast allen andern Sprachen antreffen; aber man begreift weit weniger, wie sie Vollkommenheiten erreicht hat, die nur ihr allein angehören. Einiger-

maassen erklärt sich diese Frage aus dem Alterthum der Chinesischen Schrift und Litteratur. Denn gesetzt der grammatische Bau der Sprache wäre sowol der Schrift als auch der Litteratur ohne Widerrede vorangegangen, so hätte dasjenige, was die wesentliche Grundlage dieses Baues bildet, einem rohen und ungebildeten Volke angehören können, und der philosophische Anstrich, den wir noch daran gewahren, hätte durch Menschen von höherer Ausbildung zugegeben werden können.

Das bisher Vorgetragene bezog sich bloss auf den alten Stil der Chinesischen Sprache: der neue unterscheidet sich nicht wesentlich von dem alten. Die grösste Verschiedenheit besteht in der grossen Anzahl zusammengesetzter Wörter, in grösserer Deutlichkeit und Gewandtheit.

S. 97—122 hat Rémusat einige Bemerkungen angefügt, die jedoch, weil sie hauptsächlich das Einzelne berühren, für unsre Leser weniger Interesse haben dürften; wesshalb wir nunmehr unsern Bericht abbrechen. Das Mitgetheilte ist natürlich nur als ein dürres Gerippe zu betrachten von dem lebendigen Leibe, welchen der schöpferische Geist und das ergreifende Wort des Verfassers in allen Theilen durchdringt. Der Referent wird sich für seine Mühe hinlänglich belohnt fühlen, wenn es ihm gelingen sollte, durch seine Darstellung bei recht Vielen ein gründliches Studium der Schrift selbst zu wecken.

Oppeln, im November 1827. Dr. *N. Bach.*

Elementarbücher der Lateinischen Sprache.

Lateinisches Lesebuch nach der Stufenfolge der Formenlehre für die ersten Anfänger mit Hinweisung auf die Regeln in der zweiten Ausgabe der Schulgrammatik, nebst einigen Anhängen für Geübtere von Dr. *Joh. Phil. Krebs*, Prof. der alten Litteratur am Herzogl. Nassauischen Gymnasium zu Weilburg. Fünfte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Giessen, bei Georg Friedr. Heyer. 1825. VI u. 193 S. in 8. 10 Gr. oder 75 Xr.

Obgleich dieses Lesebuch nicht zu den neuesten Erscheinungen im Gebiet der pädagogischen Literatur gehört, da es schon 5 Auflagen erlebt hat, und die letzte selbst vor einigen Jahren erschienen und vielfach beurtheilt worden ist, so liegt doch auch jetzt noch eine neue Beurtheilung desselben nicht ausserhalb des Bereiches dieser Jahrbücher, besonders indem Rec. es mit andern ähnlichen zusammenstellt, und das Buch nicht

eine ephemere Erscheinung in dem Kreise Latein. Lesebücher ist, sondern sich durch mehrere Auflagen als zweckmässig erwiesen hat. Vorliegende 5te Ausgabe sollte nun nichts weiter als ein Abdruck der vierten sein, nur dass in dieser auf die §§ der 2ten Ausgabe der Schulgrammatik des Hrn. Verfs. hingewiesen wird. Jedoch, sagt er in der Vorrede, sei er jetzt der Meinung, die Abschnitte von den Verben nicht nach den 4 Conjugationen zu trennen, da ja streng genommen nur in den Zeitformen der dauernden Handlung, nicht aber in denen der vollendeten ein Unterschied in der Conjugation wahrgenommen werde. Ueber diese häufig zur Sprache kommende Ansicht, und ob ihre Anwendung für ein Schulbuch jetzt schon zweckmässig sei, zu sprechen, kann hier nicht der Ort sein, da der Hr. Verf. nur erwähnt, was er habe thun wollen; dass er sich aber an der Ausführung seines Vorhabens durch den zu schnellen Abdruck dieser Ausgabe hat verhindern lassen, ist kaum erklärlich, da ja die dadurch nothwendig gewordene Umarbeitung sich in einem Tage hätte vollbringen lassen, und es wenigstens nicht Recht ist, der Hurtigkeit der Presse eine bessere Ansicht zu opfern, deren Verwirklichung in dem Kreise dieses Schulbuches nun wieder auf mehrere Jahre hinausgeschoben ist. — Der Plan des ganzen Buches ist S. 3 und 4 angegeben; es enthält: § 1—12 Vorerinnerungen über Subjekt, Copula und Prädikat, und Einzelnes über Verbindung der Nomina, darauf 6 Abschnitte über die Deklinationen, unter denen ein besonderer der Griechisch-Latein. Deklinat. gewidmet ist (§ 13—37), dann in 2 Abschn. (§ 38—46) die Adjectiva, Zahlwörter und Pronomina, in 1 Abschn. (§ 47—62) *sum* mit seinen Compositis, und endlich die regelmässigen und unregelmässigen Verba in 9 Abschn. (§ 63—127), mit einer Vorerinnerung über die Latein. Satzverbindung. Hieran schliessen sich 3 Anhänge (S. 97—138): 1) Kurze Notizen aus der Röm. Geschichte. 2) Geschichte des Röm. Königthums, ein Auszug aus Livius. 3) Erzählungen aus Cicero. Den Schluss macht das Wörterregister (S. 139—193). Dieser Plan des Lehrbuchs empfiehlt sich gewiss einem Jeden als durchaus praktisch, und die Art, wie er vom Hrn. Verf. ausgeführt ist, verdient die Anerkennung aller Schulmänner, indem mit fleissiger Auswahl und verständiger Abwägung die Materialien gesammelt und geordnet sind, und nirgends vorgegriffen wird, sondern stets des Schülers stufenmässiges Fortschreiten in den Beispielen beobachtet ist. Nur hätte der Hr. Verf. im Gefühl seiner angewandten Mühe nicht aufs Unbestimmte hin einen tadelnden Seitenblick auf andere ähnliche Bücher werfen sollen. Noch viel mehr aber wäre es zu wünschen gewesen, dass am Schluss der Vorrede der Ausfall auf manche Schullehrer ausgelassen wäre, die ungenau und ungrammatisch mit ihren Schülern die

Alten läsen; denn es ist keine geringe Unbedachtsamkeit einen Tadel gegen Lehrer vor Schülern auszusprechen, denen diese Worte der Vorrede doch auch zu Gesichte kommen. — Dass die gesammelten Sätze nicht aus dem Cicero allein genommen sind, darüber werden jetzt gewiss nur wenig Schulleute den Kopf schütteln, was der Hr. Verf. meint; allein dass es beim Anfänger ziemlich gleichgültig sei, ob die Sätze aus den besten oder aus weniger durch Reinheit der Sprache sich auszeichnenden Schriften genommen sind, muss Rec. sehr bestreiten. Denn, wenn es auch wahr ist, dass den Anfänger nur die Form, ihre Entzifferung und Bedeutung, unbekümmert ob das Wort selbst ein ächtes oder unächtes sei, beschäftige, so haftet doch in jedem Lernenden nichts fester und tiefer als das zuerst Gelernte, und woher anders kommt es, dass selbst den Schülern höherer Classen für viele Bedeutungen der unklassische Ausdruck eher als der ächt Römische zu Gebote steht, als dass sie jenen bei ihrem ersten Unterrichte gelernt haben? Daher scheint es gerade beim Lesebuch für Anfänger unerlässlich, dass Alles in demselben, wenn auch nicht bloss Ciceronisch, doch durchaus klassisch sei. Obgleich nun zwar die meisten Beispiele dieses Lesebuches eine durchaus reine Latinität enthalten, so befinden sich doch manche darunter, denen die eigentlich Lateinische Farbe fehlt, und die sich zu sehr als unklassisch, oder als ein neueres nach moderner Denkweise geformtes Machwerk kund thun. Dahin rechnet Rec. z. B. S. 17 zur 4ten Deklinat.: *Incolae feri terrae sunt plerumque in specubus montium. — Finis domus est commoda habitatio. — Feris hominibus plerumque sunt vestes super genua, et specus montium pro domibus.* S. 25: *Liberae reipublicae multi sapientes viri sunt necessarii. — Per dies festos agricolis non sunt labores.* — S. 39: *Feminae fuerunt, quae filiae regum, uxores regum et matres regum fuerint.* S. 28: *Ex anni temporibus ver est saluberrimum, deinde hiems; periculosior est aestas, et auctumnus est periculosissimus*, und so noch mehrere, die aber im Vergleich mit den vielen guten immer nur wenige sind. Besonders aber aufgefallen ist es Rec. in den Beispielen zu finden S. 13: *Animalium q u a d r u p e d i u m*, und S. 28: *oculi sunt — c o l l o c a t i i n a l t i s s i m u m l o c u m corporis hum.* — Die 3 Anhänge sind für schon Geübtere berechnet, von denen der 1te kurze Notizen aus der Röm. Geschichte (S. 97—103) in tabellarischer Uebersicht nebst Angabe der Jahreszahlen a. Ch. und a. U. bis A. 30 enthält; allein diese passen mehr zum Auswendiglernen beim historischen Unterricht als zur Lektüre. Der 2te Anh. dagegen, Geschichte des Röm. Königthums, ein Auszug aus Livius, ist sehr geeignet für die Lektüre eines Anfängers, weit mehr als Eutropius, Aurelius Victor, einzelne Fabeln u. dgl., indem er den Schüler nicht erst in eine schon

verdorbene Latinität, sondern ohne bedeutende Schwierigkeit in das klassische Alterthum selbst einführt. Der Auszug ist dabei keinesweges dürftig oder mager, und, ohne bedeutende Veränderungen in den Worten des Schriftstellers, ist der Zusammenhang nie verletzt oder undeutlich. Der 3te Anh. endlich (S. 128—136) enthält Erzählungen aus Cicero, von leichteren zu schwereren übergehend, die sich zwar meist in anderen Lesebüchern finden, sich aber doch alle von einem Knaben mit Interesse lesen lassen. — Für den ersten Unterricht im Lateinischen eignet sich dieses Lesebuch vortrefflich, nur sollte ein grösserer Reichthum von Beispielen, besonders zur 3ten Conjugation vorhanden sein, damit der Schüler mit mehreren Formationen der Perfekten und Supinen derselben bekannt gemacht würde, und das Buch zugleich durch seine grössere Ausdehnung für mehr als einen Cursus ausreichte, was jetzt schwerlich zu erwarten ist. Eben so wäre es zu wünschen gewesen, dass der Hr. Verf. noch andere und mehr historische Abschnitte aus dem Livius im Auszuge mitgetheilt hätte. Der Umfang des Buches würde dabei auch nicht einmal bedeutend zugenommen haben, wenn Hr. K. sich mancher Einschränkungen bedient hätte. So hätten vorzüglich die Vokabeln, die sich bei den Beispielen zur Deklination hinter jedem Abschnitte befinden, und jedesmal einige Seiten einnehmen, in das Wörterregister (S. 139—193), in dem sie fast alle wiederholt werden, aufgenommen werden müssen; und in den Anmerkk. und Vorerinnerungen hätte Manches weggelassen, Manches weniger breit aufgenommen werden können. Ausgelassen konnten werden: entweder die Citationen der §§ der Grammatik, indem die Regel selbst jedesmal genügend angegeben wird, oder besser in den meisten Fällen die Regel, damit der Schüler sich nicht darauf verlasse, sie, wenn er danach gefragt werde, in der Stunde abzulesen, und er zugleich, durch das Aufschlagen derselben in seiner Grammatik, mit dieser selbst vertraut werde. Ganz überflüssig aber waren, um die Regel in Anwendung zu bringen, Fragen, wie S. 17: *nützlich für die Gesundheit; für den Körper; für Menschen und Thiere?* S. 19: *Was heisst nach Morgen zu, gegen Abend, nach dem Ocean zu, nach Rom zu?* u. dgl. m., da solche dem Schüler wie dem Lehrer zu jeder Zeit in grosser Menge zu Gebote stehen. Ueberflüssig war es endlich auch, in den Anmerkk. zu den Zahlwörtern von *mei*, *tui*, *nostri*, *cujusque* und zu der 1ten Conjugat. von *mi* die Nominative und von *summus* den Positiv nachzuweisen. Zu breit ist Abschn. 6 (S. 21—24) über die Griech.-Latein. Deklination, der ausführliche Schemata derselben und Beispiele dazu enthält, weil der Anfänger davon höchstens die 1te Deklinat. zu kennen braucht, indem die übrigen nicht einmal der ganz unverdorbenen Latinität angehören. Derselbe Vorwurf zu

grosser Breite trifft noch manches Einzelne in den Anmerkk. und Vorerinnerungen, obgleich sie meist klar und einfach sind. Dagegen vermisst Rec. etwas Ausführlicheres über die Conjugatio periphrastica, über deren passive Form nur kurz der Rath gegeben wird, sie gleich beim Passivum zu lernen, wobei aber über die Form mit dem Partic. Fut. Act. gar nichts angemerkt ist. Ebenso folgen die Beispiele zu den Deponentibus nach den Passiven ohne irgend eine Erklärung. Zum Schluss möchte Rec. noch über Einiges in den Vorerinnerungen zu den Verben mit Hrn. K. rechten. S. 42 heisst es nemlich im 10ten Abschnitt: „I) *Die Hauptverben: Die Verba auf o bezeichnen eine Thätigkeit und Wirksamkeit auf sich und auf andere, oder eine Thätigkeit, die auf niemanden wirkt. Es giebt daher 2 Gattungen der Verba* 1) *Transitiva* 2) *Intransitiva* etc." und die Beispiele dazu stehen unter der etwas gezierten Ueberschrift: „*der Activen erste Conjugation.*" Diesen werden S. 62 *die Passiven* gegenübergestellt, indem der Hr. Verf. sagt: „*Ausser den transit. und intransit. Verben giebt es auch Passiven.*" Hiernach scheint er also die transit. und intransit. Verben den Passiven gegenüberzustellen; allein S. 63 verliert er diesen Gesichtspunkt, indem er § 91 sagt: „*Jedoch nicht jedes transitive Verbum hat ein ganzes Passivum durch alle Personen,*" und § 92: „*Eben so können intransit. Verba kein Passivum haben*" etc., wonach das Passivum offenbar nur als eine Form des Verbi transit. erscheint. Dazu kommt nun noch, dass die Behauptung unrichtig ist, dass nicht jedes Transitivum ein ganzes Passivum habe, denn *disceris* und *scriberis* kann ich, ein Gedicht, Brief und dgl. anredend, eben so gut sagen, wie *legebar* und dgl. wirklich gefunden wird. Eben so unrichtig ist, wenn Hr. K. sagt: „*Indess kommen auch diese* (V. intrans.) *im Pass. vor, aber nur in der 3ten Pers., welche jedoch auch nur als Neutr. ohne Subj. gedacht wird.*" Was soll das heissen: „*als Neutrum ohne Subjekt?*" Wie kann irgend ein Satz ohne Subj. gedacht werden? Endlich war aus § 94 keine besondre Nr. zu machen, denn dass *parco* kein vollständiges Pass. haben könne, versteht sich darum von selbst, weil es kein Verb. trans. ist; dagegen ist es unrichtig, dass damit *peto* und *quaero* zusammengestellt werden, die ein vollständiges Passiv haben, nur nicht in der Bedeutung *bitten* und *fragen.*

Lateinische Schulgrammatik für die untersten Gymnasial-Klassen. Nebst Uebungsbeispielen zum Uebersetzen ins Lateinische und einem Lesebuche. Von *F. W. Burchard*, Inspektor am Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin. Berlin, bei Carl Friedrich Plahn. 1827. VIII u. 500 S. in 8. 20 Gr.

Des Hrn. Verfs. Absicht war statt des Auszuges der Zumptschen Grammatik und der Uebungsbücher von

Christ. Ferd. Schulze und von Friedr. Jacobs ein Buch zu geben, das an die Stelle dieser drei träte, und zugleich für den Elementarunterricht zweckmässiger wäre. Dass in dem Auszuge von Zumpts Grammatik nur die Masse geringer sei als in der grössern, nicht die Schwierigkeit, und der Lehrer oft verhindert sei, das Aufgestellte vom Schüler auswendiglernen zu lassen, darin hat Hr. B. allerdings Recht; allein von einer jeden Regel dieses Auszuges lässt sich der Hauptinhalt mit Beibehaltung der Worte des Verf. so zusammenziehen, dass sie die einfache Gestalt erhält, welche sich zum Auswendiglernen eignet. Man braucht daher nur von dem Schüler jedesmal den Hauptbestandtheil der Regel unterstreichen zu lassen, so leistet dieses Buch auch in Bezug auf das Auswendiglernen das Gewünschte. Dabei entsteht noch der Vortheil, dass die Regel nach dem jedesmaligen Bedürfnisse ausgedehnt und zusammengezogen werden kann, und der Schüler, was nicht zu gering anzuschlagen ist, nicht nur mit der Grammatik vertraut wird, die ihn bei seinem spätern Unterrichte leiten soll, sondern auch schon beim ersten Lernen der Regel durch eigne Ueberzeugung inne wird, was er jetzt lernt, sei nur der Hauptinhalt derselben, und dass er später nicht darüber betroffen wird, was sonst häufig geschieht, dass selbst Schriftsteller, die ihm als Muster der Latein. Redeweise aufgestellt werden, von den von ihm gelernten Regeln in manchen Fällen abweichen. Hr. B. scheint auch nichts weiter haben leisten wollen, als einen solchen Auszug von dem Auszuge der Zumptschen Gramm. zur Bequemlichkeit der Lernenden drucken zu lassen. Desshalb weicht er nur in Wenigem von demselben ab, wovon Manches auch schwerlich auf besondere Erwähnung Ansprüche macht, wie, dass *ille* und *iste* nach dem Schema von *ipse* flectirt werden sollen u. dgl. Rec. erwähnt dagegen als eigenthümliche Veränderungen des Hrn. B. die viel reichere Zahl von Beispielen mit der Deutschen Bedeutung zu den Deklinationen, zur 1ten und 2ten unstreitig zu viel, bei der 3ten dagegen hält die angeführte Menge das gehörige Maass, ist gut geordnet, und recht zweckmässig für die Erlernung der Flexion des Genit. (doch vergl. Z. Ausz. § 14). Anschaulich ist (S. 29) die Anordnung der Pron. relat. und indefin., sehr zweckmässig (§ 27 S. 58) eine ausführliche Anweisung über die Flexion des Präsens der 3ten Conjugat. auf *io*, und was damit zusammenhängt, auch dass über den Gebrauch von *sui*, *sibi* etc. gesprochen wird: nur sollte es nicht als § 58 den Schluss der grammat. Regeln machen, sondern seine Stelle lieber unter den Pronominibus einnehmen. Eben so würde Rec. die Anweisung, wie unser *man* Lateinisch ausgedrückt wird, eher beim Pron. oder in der Syntax als bei den Anmerkk. zur Conjugat. gesucht haben. Das Bedeutendste aber von dem dieser Grammatik in Vergleich

mit der Zumptschen Eigenthümlichen ist die Anordnung der Verba oder Beispiele zur Uebung in der Conjugation (S. 65—80), die der Hr. Verf., davon ausgehend (S. VI), dass es nicht vier, sondern eine regelmässige Conjugation und drei zusammengezogene gäbe, nicht nach den Conjugationen aufzählt, sondern nach der Verschiedenheit der Endungen des Perfectums in vier Klassen, mit besondrer Berücksichtigung des Karakters, getheilt hat. Hierin ist die Behutsamkeit, mit welcher derselbe diese schon häufig versuchte Neuerung in sein Schulbuch aufgenommen hat, zu loben, wiewohl durch diese Methode für die Vereinfachung beim Erlernen der Conjugationen auf Schulen nicht so viel gewonnen wird, als man gewöhnlich glaubt, weil der Schüler doch immer die vier alten Conjugationsformen wird besonders lernen müssen, die übrigen Vortheile aber, die daraus entstehen, auch leicht bei der alten Methode durch geschickte Vergleichung der Formationen der einzelnen Conjugationen mit einander gewonnen werden können. — Indem nun der Hr. Verf. sich bestrebte, sämmtliche Regeln so einzurichten, dass sie verbotenus auswendig gelernt werden könnten, gelang es ihm, sie meistentheils klar und einfach auszudrücken. Besonders gehören dahin § 53, 1 und 2 vom Gebrauch des Perf. und Imperf., § 54 von *quum* mit dem Indic., § 56 über Inf. und Ger. Allein auch in der hier auftretenden Gestalt eignen sich nicht alle zum Auswendiglernen, wie § 47, 3: „*Wenn ein Adjectivum auf mehrere lebende Wesen masculini und anderen Generis im Singularis, oder Sing. und Plur. bezogen wird, so steht es im Pluralis Generis masculini; in allen anderen Fällen entweder im Neutrum Pluralis, oder neben einem der Nomina in dem Genus dieses;*“ eben so § 48, 6; § 56, 6; § 58 und noch manche andere. Auch hat Hr. B. durch das leider erst nach dem Abdrucke des Buches, laut der Vorrede, bemerkte Versehen, viele Regeln durch *so* und *daher* aneinander zu knüpfen, ihrer Tauglichkeit zum wörtlich Auswendiglernen geschadet. Ausserdem aber hat ihn das Streben nach Kürze zu manchen Unvollständigkeiten und Fehlern verleitet. So § 1 A. 5: „*ti sprich wie zi*,“ wonach der Schüler *laudati* wie *laudazi* spricht u. dgl.; § 6 fehlt die abweichende Deklination von *Deus;* § 8, 4 über den Nom. plur. auf *ia* hätte *vetera* als Ausnahme angemerkt werden müssen, oder § 15, 3 statt zu sagen: „*die Adjectiva einer Endung haben im Pluralis für das Neutrum die Endung a, gewöhnlich ia*,“ hätte es richtiger heissen sollen: *Die Adj. etc. haben ia, ausser vetera;* § 8, 5 fehlen die wichtigsten Adjekt., welche *um* behalten; § 16 ist es für den Knaben noch nicht ganz deutlich, wenn von den Komparativendungen bloss gesagt wird: „*welche statt der Casusendung des Genitivs i oder is an das Adjektivum gehängt wird;*“ § 26 hätte bei der Bildung der Tempora der Infinitiv als vierte Grundform

angenommen, und die abgeleiteten Tempora alle vollständig aufgeführt werden müssen, weil eine genaue Kenntniss der Ableitung der Tempora für eine leichte und sichere Erlernung der Conjugat. durchaus nothwendig ist. Durch diese Ungenauigkeit oder eigenthümliche Ansicht des Hrn. Verfs. sind auch die Schemata zur Conjugat. auf eine Art geordnet, die sich der bei der Griech. Conjugat. üblichen nähert, allein für die Erlernung der Lat. Conjugationsformen nicht so zweckmässig wie die etymologische Anordnung ist, indem nach dem *Praes. Ind. und Conj.*, *der Imperat.*, *Inf. Praes.*, *Gerund.*, *Partic. Praes.*, *Impf. Ind. und Conj.*, das *Perf.*, *Inf. Perf.*, *Plusqpf.*, *Fut. I*, *Inf. Fut.*, *Part. Fut.*, *Fut. II* und *Supin.* folgen; wiewohl dabei wieder in der Anordnung zu loben ist, dass auf der gegenüberstehenden Seite immer dieselben Formen des Passiv angeführt sind. Ferner fehlt § 29 über die Frequentativa, dass sie vom Supino herkommen; § 48 die Lehre von der Apposition; § 49, 1: „*Wenn das Prädikat des Subjekts ein Verbum transitivum ist, so heisst der Gegenstand, auf welchen die Thätigkeit desselben übergeht* etc.“ verführt zur falschen Ansicht vom Prädikat; § 53, 3: „*Auf ein Praesens folgt wieder ein Präsens und so fort*,“ ist falsch und ungenau; § 54, 2: „*Die Zeitpartikeln postquam* etc. *haben den Indikativ nach sich*,“ war überflüssig, wenn nicht bemerkt werden sollte, dass bei diesen Wörtern das *Perfectum Ind.* gewöhnlich sei; § 55 hätte auch von den hypothet. Sätzen gesprochen werden müssen. Endlich ist zu wenig von dem Gebrauch der Participia angeführt, zumal da das Einzige, was § 57 über die Ablativi absol. gesagt wird: „*Wenn Vordersätze oder Zwischensätze durch Zeitpartikeln — mit einem vom Hauptsatze verschiedenen Subjekte eintreten, so kann, mit Weglassung der Conjunction, ihr Subjekt in den Ablat. und ihr Prädik. ebenfalls in den Ablat. — gesetzt werden*,“ die Schüler zu dem Fehler verführt, dass sie einen Satz, wie: *Nachdem Troja zehn Jahre belagert war, eroberten es die Griechen*, richtig zu übersetzen glauben durch: *Troja decem annos oppugnata, eam Graeci ceperunt;* auf den Gebrauch der Particc. in solchem Falle hätte also noch aufmerksam gemacht werden müssen. Den Schluss der Schulgrammatik macht ein Anhang, die gereimten Genusregeln enthaltend, die Hr. B. (S. VI) als zu unglaublicher Gedankenlosigkeit verführend, verwirft, weshalb er auch die Genusregeln in seine Grammatik in Prosa aufgenommen habe. Allein ein jedes wörtliche Auswendiglernen von Sprachregeln, besonders der syntaktischen, was doch der Hauptzweck des grammat. Theiles vorliegenden Werkes ist, verführt zu Gedankenlosigkeit, und kann einer Seits nur dazu dienen, einen gewissen Schatz im Gedächtniss des Schülers anzulegen, in dem er immer finden könne, was er braucht, zu dessen nützlicher Verwendung aber

nicht nur eine grosse Sicherheit und Festigkeit im Behalten nöthig ist, sondern ein deutliches Bewusstsein, in welchem Fache des Gedächtnissschatzes jedesmal das Nöthige zu suchen sei; anderer Seits aber sind auswendig gelernte Regeln das beste Kriterium, wodurch in schwankenden Fällen der Schüler selbst das Richtige entscheiden kann. Dazu werden aber solche Regeln am besten dienen, die sich am leichtesten lernen und behalten lassen: was unstreitig gereimte Regeln sind; denn der Rhythmus übt eine gewaltige Kraft über das Gedächtniss aus; und daher kürze man nur die gereimten Genusregeln etwas ab, beraube sich aber ja nicht einiger seltener Wörter in denselben ganz wegen des grossen Vortheils, den sie fürs Auswendiglernen haben. Die syntakt. Regeln aber lasse man entweder gar nicht wörtlich lernen, oder suche auch für sie, wo es angeht einen rhythmischen Fall; denn jeder Lehrer wird die Erfahrung gemacht haben, dass gerade diejenigen von ihnen am festesten im Gedächtniss haften, in denen sich ein gewisser Rhythmus findet, wie etwa die welche anfangen: *utor*, *fruor*, *fungor* oder *juvo* und *adjuvo* u. dgl.

S. 126 folgt der 2te Theil des Buches: *Uebungsbeispiele zu den Regeln der Grammatik*, in zwei gleichen Cursen, welcher auf dem Joachimsthal. Gymn. die Stelle des früher gebrauchten von Christ. Ferd. Schulze vertreten soll. Es folgt den Regeln der Schulgrammatik Schritt für Schritt; ausserdem sind einigen Abschnitten noch ergänzende prakt. Regeln vorausgeschickt, die im Ganzen zweckmässig sind, von denen aber S. 134: „*a von und de von unterscheiden sich so, dass sich a auf den Urheber, de auf den Gegenstand bezieht, von welchem etwas handelt; oder, a steht active, de passive,*“ für den Knaben wieder einer Erläuterung bedarf, und S. 174, ergänzende Anm. zu *interest* und *refert*, und S. 180 zu den Verbis *schätzen* etc. passender zu den Regeln selbst in die Grammat. gesetzt wären. Die Beispiele sind der Fassungskraft der Schüler angemessen und nicht gedankenleer, auch steigen sie gehörig vom Leichteren zum Schwereren aufwärts; allein zu rasch ist der Uebergang zum Syntaktischen, wozu doch der Gebrauch der Präpositionen schon zu rechnen ist, indem diesem nur 7 halbe Seiten gewidmet sind; und besonders ist zu tadeln, dass für die regelmässige Conjugat., deren Einübung für den Anfänger gerade das Wichtigste ist, kein einziges Beispiel vorhanden ist. Die Latein. Bedeutungen, die Substantt. mit dem Genit., die Verba mit den Tempp. thematicis, sind auf jeder Seite unter den Uebungssätzen angegeben, welches ein Fehler in der Einrichtung des Buches ist, denn es wird nicht allein der Text selbst durch die grossen, fast hinter jedem Worte eingeschalteten Ziffern zerrissen, sondern die Nachlässigkeit der Schüler bei der Vorbereitung zu sehr begünstigt; auch ist durch die nicht zu ver-

meidende Wiederholung zu viel Raum verschwendet. Zweckmässiger wäre also ein besonderes Wörterregister gewesen.

Der 3te Theil, von S. 317 an, enthält ein Lat. Lesebuch, welches erst einfache Sätze, dann bekannte Fabeln, Etwas aus der Mythologie und Erzählungen enthält, und am meisten Aehnlichkeit mit dem Gedickeschen in seiner neuesten Auflage hat, zunächst aber an die Stelle des 1ten Theiles des von Friedr. Jacobs treten soll. Der Hr. Verf. scheint es nur angefertigt zu haben, um Alles was der Anfänger braucht in einem Buche zusammenzufassen; sonst genügte das Buch von Jacobs allen Anforderungen, bis auf die wenigen, auch von Hr. B. gerügten, Mängel in den Uebungen in einzelnen Sätzen, welche jedoch in vorliegendem Lesebuche nicht ganz beseitigt sind. Denn Beispiele nach den Deklinatt. geordnet sind überflüssig, wenn der Schüler schon konjugiren kann, was in diesem Lesebuche vorausgesetzt wird, deren zu den Conjugatt. aber viel zu wenig, weil nur durch vieles Lesen sich eine Sprache erlernen lässt, der untersten, formalen Classe eines Gymnasii aber vorzüglich Gelegenheit gegeben werden muss, mit den mannichfachen Formen der Latein. Verben durch viele Lektüre bekannt zu werden, was durch die geringe Zahl von 8 Seiten in jedem Halbjahre nicht möglich ist. Die in den Beispielen vorkommenden Wörter sind (S. 439—500) in einem Wörterbuche vereinigt. — Zum Schluss bedauert Rec. noch, dass die einzelnen Theile dieses Buches nicht besonders erschienen sind, da der 2te manchem Bedürfnisse abhilft, und sehr gut auf Schulen gebraucht werden könnte, deren Latein. Unterrichte der Auszug der Zumptschen Grammat. zum Grunde liegt, und in seinen Beispielen reicher als Dronke und für Anfänger fasslicher als August ist, dessen Anleitung zum Uebersetzen mehr für mittlere Classen berechnet ist.

Lateinisches Lesebuch von *Rudolf Hanhart*, Professor und Rector des Gymnasiums zu Basel. Zweiter Theil. Erster Cursus. Basel in der Schweighäuserschen Buchhandlung. 1825. XIII u. 180 S. in 8. 12 Gr.

Rec. geht ungern an die Beurtheilung dieses Buches; denn eine so grosse Achtung er auch sonst vor dem pädagogischen Rufe des Hrn. Verfs. hat, so ist es ihm doch nicht möglich, davon sein gegenwärtiges Urtheil abhängen zu lassen, und es thut ihm Leid, dass er nach Durchsicht dieses Theils eine ganz andere Vorstellung von der Brauchbarkeit desselben für den Unterricht bekommen hat, als er nach den beiden Cursen des ersten Theils erwartete, und dem Hrn. Verf. selbst vorgeschwebt zu haben scheint. Dieser zweite Theil soll nemlich nur eine Fortsetzung und Ergänzung des ersten sein, und wie dieser zur Einübung der regelmässigen Formen aller Redetheile dienen

sollte, so bezweckt er die Bekanntschaft mit den unregelmässigen Formen der Deklinationen und Conjugationen, besonders in der Flexion der Perfecta und Supina. Er ist für Schüler, die sich schon etwas mit der Latein. Sprache beschäftigt haben, bestimmt, doch höchstens für die 2te oder 3te der untersten Classen, da Hr. Hanhart ihn an die Stelle des Eutropius zu setzen wünscht. Mit grösserer Sorgfalt als irgendwo sind besonders die Deklinationen behandelt: zu allen Griech. und kontrahirten Endungen, zu den Heteroclitis und Defektiven aller Art findet man eine grosse Anzahl aus Latein. Schriftstellern gesammelter Uebungssätze. Da liest man Beispiele zu (S. 5) *coelicolûm*, *Lapithûm*, *consili*, *auxili*, (S. 15) *progenii*, *specii*, *luxurii*, *Atho*, *divom* u. dgl. Allein kann es wirklich die Absicht irgend eines Unterrichts, zumal für Anfänger, sein, diese Formen durch besondere Lektüre einzuüben, und sich nicht bloss darauf zu beschränken, sie gelegentlich zu erklären? und würde nicht ein Lehrer, der seine Schüler eine Zeit lang vorzugsweise auf eine solche Lektüre beschränkte, mehr ihrer ganzen Ausbildung im Lateinischen schaden als nützen? Denn der Knabe liebt das Sonderbare, daher hascht er gern nach dem Abweichenden und Ungewöhnlichen, und wenn er sich kaum die Bekanntschaft mit den gebräuchlichen Formen erworben hat, möchte die viele Beschäftigung mit den seltenen leicht das Streben, was sich bei den schwächern Schülern gerade am häufigsten zeigt, begünstigen, in veralteten und seltenen Wörtern und Formen eine besondere Feinheit zu suchen. Dazu kommt noch, dass Hr. Hanh., dessen Beispiele sich in dem 1ten Theile durch ihre Angemessenheit empfehlen, hier die leichtesten Sätze mit schwierigen Stellen aus Prosaikern und besonders Dichtern abwechseln lässt; aber ein Schüler, der noch die Elemente der Sprache lernt, ist doch unmöglich im Stande aus dem Zusammenhang gerissene Stellen aus Plautus, Terenz, Horaz, Virgil, Tibull etc. zu verstehen, und zwar nicht bloss einzelne Sentenzen u. dgl., sondern grössere Abschnitte von 6, 8, 10 und mehr Versen? wobei am Ende der Hauptzweck, die Kenntniss jener abweichenden Formen, ganz in den Hintergrund tritt. So werden z. B. S. 4 wegen der Form *Dardanidum* 6 Verse aus Virgil, S. 9, um *Thaleti* anzubringen, 7 Verse angeblicher Sprüche dieses Philosophen angeführt, und so fort. Zu bedauern ist es, dass dessen, was über des Anfängers Fassungskraft weit hinausliegt, so viel ist, dass es bedenklich ist, ihm dies Buch in die Hände zu geben, und ihm daher auch das Gute entzogen werden muss, was Hr. Hanh. mit sorgsamen Fleiss für ihn gesammelt hat. Dahin rechnet Rec. bei den Deklinationen schon die Beispiele zu den Plur. tantum, welche zugleich die Erklärung der einzelnen Bedeutungen auf eine leichte und zweckmässige Art enthalten, wie

S. 24: *Impedimenta in exercitu dicuntur non solum sarcinae, sed etiam jumenta. — Inferias dixerunt veteres sacrificia, quae diis Manibus inferebant. Justa sunt exsequiae et sacrificia, quae mortuis impenduntur, quod jure fierent his, qui de nobis viventes bene meriti fuerant.* Besonders aber gehören dahin die Sätze zur Einübung der von der regelmässigen Flexion abweichenden Formen des Verbi, welche nach dem in Zumpts Grammatik gegebenen Verzeichnisse geordnet sind, und worin Hr. Hanh., mit Recht die Einübung der unregelmässigen Verba und Deponentia für die zweckmässigste Uebung eines Anfängers haltend, an Vollständigkeit alle früheren Beispielsammlungen übertrifft, indem er fast zu jedem Verbo Uebungsbeispiele in möglichst verschiedenen Formen anführt. Dass Aktiv und Passiv nicht gesondert sind, auch bei den früheren Conjugationen die Formen aus den späteren nicht vermieden werden, war bei der Voraussetzung des Hrn. Verfs. natürlich, dass dies Buch nicht für die ersten Anfänger bestimmt sei. Allein für eine Hauptbedingung bei einer Beispielsammlung zur Conjugation hält es Rec., dass jedes Verbum wenigstens einmal in seiner Grundbedeutung vorkomme, dagegen poëtische und auf besonderer Eigenthümlichkeit beruhende lieber ganz vermieden werden, weil es unmöglich bloss auf die Kenntniss der Latein. Form ankommen kann. Und doch sind z. B. zu *luo* und *solvo* (S. 47) nur vorhanden die Beispiele: *gravissimas luiturum poenas*, und: *nos eo die coenati solvimus*, *soluta est navis.* Der Vorwurf der Ungleichheit in Hinsicht ihres Verständnisses und ihrer Ausdehnung kann zwar den Sätzen zur Conjugation weniger als denen zur Deklination gemacht werden, obwohl auch hier noch ein zu grosses Missverhältniss herrscht. Denn neben einem Satze wie (S. 45): *Ferunt siccari emulsa pingue palude solum*, stehen 10 Verse aus Virg. Georg., um *mulsere* anzuführen; und so nicht selten, wie S. 44, wo *commixtam* in 8 Virgilischen Hexametern, und S. 56 *devortar* in einer ganzen Scene des Terenz eingehüllt ist. Auch kann sich Rec. nicht davon überzeugen, dass die Beispiele für eine Vorschule der klassischen Latinität zweckmässig gewählt sind; denn sowohl Dichter als Prosaiker der schon sinkenden Latinität, wie der ältere Plinius, Celsus u. a., auch das Monumentum Ancyranum, haben meistens den Stoff dazu bieten müssen. Dabei sind sie, wenn der Anfänger endlich die Schwierigkeiten des Verständnisses überwunden hat, zum Theil wenigstens von so wenig sagendem Inhalte, dass er sie gewiss ohne inneres Interesse lesen wird, welches aber dann in ihm nur recht lebendig sein kann, wenn es ihm Freude macht, den Inhalt des zu Uebersetzenden zu erfahren. Um die Richtigkeit dieser Behauptung zu zeigen, müsste Rec. wenigstens eine ganze Seite aus dem Lesebuche abdrucken lassen; allein er glaubt, dass diejenigen Schulmänner, denen dieses Lese-

buch bekannt ist, schon selbst dieselbe Ueberzeugung gewonnen haben; wer es aber nicht kennt und Misstrauen in des Rec. Urtheil setzen sollte, auch diese Seite gerade für absichtlich gewählt halten könnte. Den einzelnen Sätzen folgen Briefe von Cicero und Plinius, zwar leicht aber ohne eigentliches Interesse, dann Erzählungen und grössere Dichterstellen aus Ovid, Horaz, Catull, Martialis, Claudian etc., zu welchen der Uebergang viel zu rasch gemacht zu sein scheint. Das Wörterregister ist, wie in den früheren Theilen, nach den Seiten des Lesebuchs geordnet, und S. VII verspricht der Hr. Verf., sich über die Beibehaltung dieser Einrichtung in der Anleitung zum Gebrauch dieses Elementarwerks zu rechtfertigen. Rec. muss aber bedauern, dass ihm von dieser Anleitung noch nichts zu Gesichte gekommen ist, übrigens kann er die Zweckmässigkeit dieser Einrichtung eben so wenig, wie die Beurtheiler des früheren Theiles einsehen. Was die äussere Einrichtung betrifft, so wäre eine Sonderung der einzelnen Beispiele durch Ziffern zu wünschen, da die Schüler, zumal bei der Schwierigkeit derselben, häufig nicht wissen werden, ob das folgende Punktum zum früheren gehöre, oder für sich zu verstehen sei. Bei der Abbrechung der Sylben sind die üblichen Regeln nicht beobachtet, auch laufen einige garstige Druckfehler mitunter, wie S. 9: *sao sepulcro*, S. 31: *projectu est.*

Lateinisch-deutsche Sprechübungen. Ein praktisches Hilfsbuch zur Einübung der lateinischen Conversationssprache von Dr. *Ferd. Philippi*, Grossherzogl. Sächsischem Hofrathe. Leipzig. Verlag von Carl Focke. 1827. 172 S. 16 Gr.

Dieses Buch, das ohne irgend ein einleitendes Wort erscheint, und über dessen Zweck bloss der Titel Auskunft giebt, dass es nemlich zur Einübung der Latein. Conversationssprache dienen solle, ist grösstentheils nur ein Auszug der bekannten *Colloquia Erasmi*, dem von S. 108—172 ein Anhang der „*wichtigsten und gebräuchlichsten Latein. Sprichwörter*“ folgt. Wie jene Colloquia so zerfällt auch die erste Hälfte dieses Buches in mehrere Abschnitte, welche Gespräche verschiedenen Inhalts enthalten; es sind ihrer folgende 25, ohne Ueberschriften: 1) Begrüssungen. 2) Unterredung beim Abschiede. 3) Bei der Rückkehr von einer Reise. 4) Zwischen zwei Knaben auf dem Schulwege. 5) Ein Morgenbesuch. 6) Gespräch zwischen Schülern über ihre Lektion. 7) Ueber das Lesen von Dichtern. 8) Ueber schriftliche Arbeiten. 9) Während des Lehrers Abwesenheit. 10) Ueber das Leihen von Büchern u. dgl. 11) Ein Streit. 12) Gespräch zwischen einem Schüler und einem Fremden über seinen Unterricht. 13) u. 14) Gespräche über die Mahlzeit. 15) Ueber Feueranzünden und Einheizen. 16) Ueber das Schlafen. 17) Gespräch zwischen Knaben, welche einen Fürbitter an den Lehrer schik-

ken wollen. 18) Ein Wettlauf. 19) Ueber das Schwimmen. 20) Ueber Jagd und Fischfang. 21) Ueber das Würfelspiel. 22) Eine Wasserfahrt. 23) Ein Spatziergang in verschiedenen Jahreszeiten. 23) Gespräche über Geldscheine, Rechtsstreitigkeiten, Krankheit und Krieg. 24) Ein Schiffbruch. 25) Philosophische Gegenstände. — Neben dem Lateinischen steht jedesmal die Deutsche Uebersetzung, welche die Denk- und Redeweise der Latein. Sprache der unsrigen anzupassen sucht, z. B. S. 8: *Nondum togam virilem sumsisti: adhuc praetextatus es.* „*Du trägst dich noch nicht wie ein Erwachsener; du hast noch den Knabenrock an.*" *Nempe tirocinium nondum posui.* „*Allerdings, weil ich noch kein Probestück abgelegt habe.*" Grösstentheils ist diese Uebertragung nicht misslungen, obgleich der Hr. Verf. häufig den entsprechenden Deutschen Ausdruck nicht trifft, und bisweilen undeutsch übersetzt. Man vergleiche z. B. S. 7: *Tua dicta refello.* „*Das glaube ich nicht.*" S. 25: *Mores facile tutor.* „*Ich will gern gehorchen.*" S. 56: *Lepidum caput.* „*Werther Freund.*" S. 58: *Ingrediar aquam usque ad mentum et submergam.* „*Ich werde bis ans Kinn ins Wasser gehen.*" *Ante omnia corpora Theophilus emicat.* „*Vor allen Leibern ragt Gottlieb hervor.*" *Heri parum abfuit, quin submergerer.* „*Gestern fehlte wenig, dass ich nicht untersank.*" *Jubet excidi funes omnes.* „*Liess er alle Taue abschneiden.*" *Turrim sacram.* „*Einen heiligen Thurm*" statt *Kirchthurm. Multum aquae salsae.* „*Viel gesalzenes Wasser*" st. *Salzwasser.* Geradezu unrichtig ist z. B. S. 51: *redit domum multa de nocte.* „*Er kehrt früh zurück.*" S. 57: *Hic carcer esto.* „*Dieser eingeschlossene Raum sei es.*" S. 58: *cum sit solstitium.* „*da jetzt Sommer ist.*" S. 85: *Tota spes erat in clavo.* „*Die ganze Hoffnung war noch im Ruder.*" — Ob der Hr. Verf. sein Buch für Schulen bestimmt habe, oder überhaupt für Latein. Conversation, darüber erhalten wir keine Auskunft. Eine Anleitung dieser Art wäre für den letzteren Zweck freilich eigentlich überflüssig, denn Conversationssprache im eigentlichen Sinne des Worts kann die Latein. Sprache nicht wieder werden, als solche kann sie jetzt nur Mittel der geistigen Mittheilung zwischen Gelehrten sein; aber auch unter diesen sind die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens meist von ihrem Kreise geschieden. Auf Schulen aber kann sie als Medium der mündlichen Unterhaltung nur dienen, um Festigkeit in den Latein. Kenntnissen der Schüler hervorzubringen, und ihnen allmählich die Gewandheit des Ausdrucks zu verschaffen, die sie tüchtig macht, an den mündlichen Unterhandlungen über wissenschaftliche Gegenstände Theil zu nehmen. Aber auch auf Schulen sind es nicht die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens, die den Stoff der Latein. Conversation ausmachen, sondern durch die Gegenstände des Unterrichts sowohl als durch den eigent-

lichen Zweck des Studiums der Latein. Sprache würde die mündliche Unterhaltung sich überwiegend auf die wissenschaftliche Sprache beschränken müssen. Nur, wo man geneigt wäre, schon in den unteren Classen den Latein. Unterricht durch Sprechübungen zu beleben, wo sich wissenschaftliche und auch historische Gegenstände noch von selbst verbieten, würde man, nach der Art, wie man die Französische Conversationssprache erlernt, den Stoff aus den Knaben bekannten Kreisen des Lebens nehmen müssen, und für diesen Zweck das Buch des Hrn. Philippi nicht unangemessen sein, da theils die Colloquia Erasmi, selbst in der für das Dessauische Philanthropinum bestimmten Ausgabe, Leipzig 1775, für Knaben noch zu viel Unangemessenes enthalten, theils aber für einen solchen Gebrauch eine Deutsche Uebersetzung neben dem Latein. Texte unentbehrlich ist. — Die zweite Abtheilung enthält eine Sammlung Latein. Sprichwörter, deren Bekanntschaft immer nützlich und lehrreich ist, nur hätte der Hr. Verf. die grosse Menge von Gemeinplätzen oder ganz gewöhnlichen Redensarten, wie: *Accommodabo te ad ingenium meum*, *Ad interrogata non semper respondendum est*, *Ad maledicendum nunquam ei verba desunt, ad benedicendum vero elinguis et mutus est* u. dgl. m. von den eigentlichen Sprichwörtern, die durch ihre kräftige Kürze und die ewige Wahrheit ihres Inhalts Herz und Geist ansprechen, sondern sollen.

E. Bonnell.

Programme.

De cyclo epico poetisque cyclicis commentatio philologica ab illustri Philosophorum ordine in Academia Borussica Rhenana praemio ornata. Scripsit *Fr. Wüllner.* Monasterii, ex off. Coppenrathiana. 1825. VI und 98 S. 8.

Eine durch gediegene Gelehrsamkeit und gesundes Urtheil gleich ausgezeichnete Schrift, bei der es in der That zu verwundern ist, dass unseres Wissens ausser Passow *) noch Niemand ein gerechtes Urtheil öffentlich über sie ausgesprochen hat. Wir wollen daher den Versuch machen, ob wir mittelst einer kurzen Darlegung der aus den gründlichen Forschungen des Verfassers hervorgegangenen Resultate auf die Vorzüge

*) Beiläufig in der Recension von Groddecks und Schoells Griechischer Litteraturgesch., Jahrbücher Bd. II S. 153.

dieser Abhandlung die Aufmerksamkeit derjenigen zu lenken vermögen, die sie bis jetzt nicht näher angesehen haben sollten.

Pars prior. De cyclo epico ejusque constitutione et dispositione.

I) Weil die Bedeutung des epischen Kyklos nur nach solchen Stellen alter Grammatiker festgesetzt werden kann, welche berichten, dass diese oder jene Sage darin behandelt worden, keinesweges nach bestimmten, den Begriff des Gegenstandes erschöpfenden Zeugnissen; so wird es nur durch Combinationskraft möglich der Wahrheit näher zu rücken. Den Hauptschlüssel bieten die Excerpte aus Proklos Chrestomathie bei Photios, dessen hierher gehörige Worte (Bibl. p. 521 ed. Hoeschel.) also lauten: *Διαλαμβάνει δὲ [Πρόκλος] καὶ περὶ τοῦ λεγομένου ἐπικοῦ κύκλου, ὃς ἄρχεται μὲν ἐκ τῆς Οὐρανοῦ καὶ Γῆς μυθολογουμένης μίξεως· ἐξ ἧς αὐτῷ* (l. *αὐτοὶ*) *καὶ τρεῖς παῖδας γινώσκουσι* (l. *γεννῶσι*) *ἑκατοντάχειρας καὶ τρεῖς ἑτέρους ἀποτίκτουσι Κύκλωπας· διεξέρχεται δὲ περὶ θεῶν τά τε ἄλλα τοῖς Ἕλλησι μυθολογούμενα καὶ εἴ πού τι καὶ πρὸς ἱστορίαν ἐξαληθίζεται. Καὶ περατοῦται ὁ ἐπικὸς κύκλος συμπληρούμενος ἐκ διαφόρων ποιητῶν μέχρι τῆς εἰς Ἰθάκην ἀποβάσεως Ὀδυσσέως· ἐν ᾗ καὶ ὑπὸ τοῦ παιδὸς Τηλεγόνου, ἀγνοοῦντος ὡς πατὴρ εἴη, κτείνεται.* Hieraus folgert Wüllner ganz richtig, der epische Kyklos habe sämmtliche Mythen vom Ursprung der Dinge bis zur Rückkehr der Griechen aus dem Trojanischen Kriege, überhaupt das ganze mythische Zeitalter umfasst; jedoch mit der Einschränkung, dass nur die ältesten, einfachsten und bekanntesten Sagen in den Kyklos aufgenommen wurden. Dieser Bestimmung widerspricht Heyne Excurs. I ad Virg. Aen. II p. 353: *Non satis constanter traditur, quam late cycli epici argumentum patuerit; modo enim intra belli Trojani fines ille substitisse, modo ad ipsam cosmogoniam evagatus esse narratur.* Wüllner entgegnet mit Recht, dass diese Definition der historischen Basis ermangele; denn Heynes Berufung auf die tabula Iliaca, wo er zu *Τρωϊκός* supplirt wissen will *κύκλος*, ist insofern für unzureichend zu erklären, als die Interpretation dieser Stelle auf zu schwachen Füssen steht: mit grösserer Wahrscheinlichkeit ist zu ergänzen *πίναξ* oder ein anderes Wort ähnlicher Bedeutung. Der Sinn freilich ist unbedenklich der, dass auf der Tafel der Trojanische Sagenkreis dargestellt werden sollte; woraus jedoch keinesweges hervorgeht, dass die Alten den epischen Kyklos nur auf den Trojanischen Sagenkreis (einen Theil von jenem) bezogen hätten.

II) *Cyclum epicum nihil fuisse aliud, quam complexionem quandam epicorum carminum, ex veterum scriptorum aliquot locis satis apparet.* Photios z. B. fährt an der citirten Stelle

fort: *Λέγει δὲ, ὡς τοῦ ἐπικοῦ κύκλου τὰ ποιήματα διασώζεται καὶ σπουδάζεται τοῖς πολλοῖς.* Athenäos (VII p. 277, D) deutet an, dass die Titanomachie zum epischen Kyklos gehört, und Sophokles den Stoff zu vielen seiner Stücke aus den Kyklikern entlehnt habe: *ἔχαιρε δ' ὁ Σοφοκλῆς τῷ ἐπικῷ κύκλῳ, ὡς καὶ ὅλα δράματα ποιῆσαι κατακολουθῶν τῇ ἐν τούτῳ μυθοποιΐᾳ.* Dasselbe ergiebt sich aus Aristoteles Analyt. post. I, 9 p. 84, cf. Sophist. Elench. I, 9 p. 181. Aus allem erklärt sich die Stelle des Photios: *ὁ ἐπικὸς κύκλος συμπληρούμενος ἐκ διαφόρων ποιητῶν, cyclus epicus* (nach Ws. Interpretation) *constans ex variorum poetarum carminibus.*

III) Die einzelnen zum epischen Kyklos gehörigen Gedichte waren nach dem Inhalte der darin behandelten Mythen dergestalt angeordnet, dass sie nach der festgesetzten Zeitfolge der Begebenheiten auf einander folgten, und zwar von den frühesten Zeiten bis zu den letzten Schicksalen des Odysseus. Photios l. c.: *Λέγει δὲ, ὡς τοῦ ἐπικοῦ κύκλου τὰ ποιήματα διασώζεται καὶ σπουδάζεται τοῖς πολλοῖς οὐχ οὕτω διὰ τὴν ἀρετὴν, ὡς διὰ τὴν ἀκολουθίαν τῶν ἐν αὐτῷ πραγμάτων.* Diese Aufeinanderfolge ist jedoch nicht so zu nehmen, als ob der gewöhnliche Gang der eigentlichen Geschichtschreibung darin beobachtet worden wäre. Der Verf. bestreitet daher Wolfs (Prolegg. ad Homer. p. 127) Ansicht, dass die Kykliker die Homerische Sitte, Episoden einzuweben, aufgegeben hätten; indem ja einestheils die Homerischen Gedichte selbst zum epischen Kyklos gehörten (der Beweis im zweiten Theil), anderntheils aus mehreren kyklischen Gedichten sich auf das Gegentheil schliessen lasse. Dazu kommt, dass es ja durchaus nicht in der Absicht der Dichter selbst lag, einen Kyklos festzusetzen. Darum hat man ohne Grund die kyklischen Gedichte für eine besondere Gattung der epischen Poesie gehalten, eine Ansicht, die erst ganz und gar zum Luftgebilde wird, wenn man darin einen Gegensatz zur Homerischen Poesie finden will.

IV) Im Allgemeinen wird angenommen, dass irgend ein Grammatiker die kyklischen Gedichte gesammelt und angeordnet habe. Einige nehmen den Dionysios von Miletos, Andere einen gewissen Polemon als solchen an. Der erstere blühete um die 65ste Olympias. Er führte den Beinamen *κυκλογράφος*, und sein *κύκλος* wird verschiedentlich angeführt. cf. Valckenar. ad Schol. Euripid. Phoen. 1123. Er war jedoch kein Dichter, sondern *μυθογράφος* oder *ἱστοριογράφος*. S. Salmas. ad Solin. p. 595. Der von Athenäos (XI p. 481 E) angeführte Dionysios von Samos *περὶ κύκλου* ist aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Milesischen eine und dieselbe Person, da zumal anderswoher ein solcher Samier nicht bekannt ist. Weil ein *κύκλος ἱστορικὸς* und wiederum ein *κύκλος μυθικὸς* des Dionysios angeführt wird, schloss man auf zwei abgesonderte *κύκλους*, wofür sich

beim Scholiasten des Pindaros (Isthm. IV, 104) eine Bestätigung zu finden schien: Salmasius aber emendirt ἐν πρώτῳ κύκλου statt der Vulg. κύκλων. Denn es ist nicht nur nirgends von zweien die Rede, sondern Dionysios wird auch ohne weiteres und schlicht citirt ἐν τῷ κύκλῳ. Es wird weiterhin gründlich dargethan, dass κ. ἱστορικὸς und κ. μυθικὸς auf ein und dasselbe hinauslaufe. Aus dem Gesagten geht hervor, dass Dionysios nicht als Sammler der kyklischen Gedichte zu betrachten ist, sondern vielmehr zu den sogenannten Logo- oder Mythographen gehört. — Der Scholiast zur Ilias γ, 242 berichtet, dass die Geschichte von dem Raube der Helena durch Theseus beschrieben sei παρὰ τοῖς Πολεμωνίοις ἢ τοῖς κυκλικοῖς. Casaubonus (ad Athen. p. 479) will daraus auf einen Polemon schliessen, der jene alten Dichter zuerst gesammelt habe, so dass *Polemonische* und *kyklische Dichter* gleiche Geltung hätten. Eine in der That wie mit Haaren herbeigezogene Erklärung. Die Wahrheit giebt wohl eine Emendation in Fabricii Bibl. Gr. I p. 242, ed. Harles: παρὰ Πολέμωνι καὶ τοῖς κυκλικοῖς. cf. Welcker. ad Alcm. p. 20. Bescheiden äussert W. noch die Vermuthung, dass etwa Polemon (insofern die Lesart der Codd. feststehen sollte) eine ähnliche Chrestomathie, wie später Proklos, angefertigt haben dürfte.

V) Ganz grundlos hat man den Polemon, der wenigstens nicht über das Zeitalter der Alexandrinischen Grammatiker hinausreicht, für den ersten Sammler der kyklischen Gedichte gehalten. Denn nach Proklos haben Zenon und Hellanikos die Odyssee dem Homeros abgesprochen, die Alten (οἱ ἀρχαῖοι) jedoch ihm sogar den Kyklos zugeschrieben. Hellanicos blühete nicht lange nach Olymp. 70. Da nun aber der Ausdruck οἱ ἀρχαῖοι nothwendiger Weise auf solche hindeutet, die an Alter dem Hellanicos vorangiengen; so muss die Festsetzung des epischen Kyklos spätestens in die 60ste Olympias fallen. Schon Aristoteles spricht von dem Kyklos als einer allgemein bekannten Sache.

VI) Obgleich es ziemlich erwiesen ist, dass die Anordnung des Kyklos nicht von Grammatikern herrührt, so ist es doch auffallend, dass, insofern nicht lange nach den Pisistratiden die kyklischen Gedichte gesammelt worden, dieses Umstandes nirgends gedacht wird.

VII) In der älteren Zeit hatte Griechenland einen bedeutenden Vorrath epischer Gedichte, welche zusammengenommen die ganze Mythengeschichte umfassten. Eine der Natur der Mythen angemessene Anordnung dieser Gedichte bildete sich Anfangs wohl nur in der Seele des mit dem Inhalte derselben hinlänglich Vertrauten; und in diesem Sinne hat man es aufzufassen, wenn in früherer Zeit von einem epischen Kyklos die Rede ist: ein eigends constituirter Kanon oder Katalog dieser

Gedichte mochte wohl erst von den Grammatikern angefertigt worden sein.

VIII) Kurz berührt wird eine oder die andere Meinung, die verschiedentlich aufgestellt worden, z. B. dass die Alten alle epischen Dichter kyklische genannt hätten.

IX) Heyne (Excurs. I ad Virg. Aen. II p. 353) nimmt an, dass zu ebenderselben Zeit von dem einen dieser, von dem andern jener Dichter zu dem epischen Kyklos gerechnet worden sei. Nun sind allerdings nur die ältesten Homeriden Kykliker genannt worden: dass diese aber Einen Gegenstand in vielen Gedichten besungen hätten, ist nicht bekannt, so dass in den meisten Fällen die Grammatiker nicht einmal eine Auswahl treffen konnten. Nur bei Homeros stimmen gewissermaassen die Nachrichten nicht ganz überein, indem Einige ihn den Kyklikern zurechnen, Andere ihn ausschliessen. Jedoch ist das Letztere noch zweifelhaft; denn dass die Scholiasten zu den Homerischen Gedichten anmerken *παρὰ τοῖς κυκλικοῖς*, oder *ἐν τῷ κύκλῳ*, liefert zwar einen indirecten Beweis dafür, dass jene sich einen Unterschied zwischen den Homerischen und kyklischen Gedichten gedacht haben; wenn man aber dagegen das nur zu oft gedankenlose Excerpiren der auf uns gekommenen Scholiasten erwägt, so lässt sich auf dergleichen indirecte Nachrichten nicht immer mit Sicherheit bauen.

X) Es wird mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dargethan, dass immer eben dieselben Gedichte zum Kyklos gehörten, und niemals ältere solchen, die in späterer Zeit einen und denselben Gegenstand behandelten, Platz gemacht haben konnten.

XI) Es wird die Frage aufgestellt, ob die übrigen kyklischen Gedichte so wie die Homerischen erst unter den Pisistratiden aufgeschrieben worden, und dahin beantwortet, dass diejenigen, deren Verfasser zu einer Zeit lebten, wo die Schreibkunst allgemein verbreitet war, von ebendenselben auch gleich aufgeschrieben sein dürften. Sodann fragt es sich, zu welcher Zeit die kyklischen Gedichte untergegangen sind. Nach der angeführten Stelle des Photios (*τὰ ποιήματα διασώζεται καὶ σπουδάζεται τοῖς πολλοῖς*) wäre die Vermuthung erlaubt, dass Proklos noch alle gelesen habe. W. will indess diese Nachricht dahin einschränken, dass Proklos wohl *viele*, aber schwerlich noch *alle* kyklischen Gedichte gelesen habe, und beruft sich dieserhalb auf die bekannte Sorglosigkeit der Epitomatoren. Wir müssen jedoch gestehen, dass hier der Ausdruck zu bestimmt und deutlich ist, als dass man an eine absichtslose Lüge zu denken habe; und eine absichtliche dem Photios unterzuschieben wäre doch wohl ungerecht. Auf jeden Fall aber muss Photios gerechtfertigt werden: nur der Fall wäre noch denkbar, dass Proklos selbst aufs Gerathewohl etwas ausgesprochen hätte, wovon sich ihm bei genauerer Untersuchung

vielleicht das Gegentheil ergeben haben würde; dass er *alle* selbst gelesen habe, ist nicht gesagt; seinem Auszuge konnte also leicht ein früherer zur Quelle gedient haben. In letzterer Beziehung hätte Heyne (Bibl. vett. litt. et artt. fasc. I Ined. p. 17) Recht, wenn gleich aus dem Titel *χρηστομάθεια γραμματική* an und für sich eine solche Folgerung nicht gezogen werden darf.

XII) *Κύκλος* bedeutet mitunter, wie im Lat. *corona*, *circulus*, eine in Ein Ganzes gebrachte Mehrheit, *multitudinem in orbem collectam.* Sowie nun Agathias eine Epigrammensammlung *κύκλος* genannt hat, ebenso könnte ein Inbegriff von epischen Gedichten, die man sich wie in Ein Ganzes vereinigt dachte, denselben Namen verdienen. Andere behaupten mit nicht geringerer Wahrscheinlichkeit, dass der Name *κύκλος* auf den innern Zusammenhang der besungenen Mythen zu beziehen sei, wie aus dem Gebrauche des Wortes in *ἐγκύκλιος παιδεία* hervorgeht, cf. Quintilian. I, 10 init., Vitruv. I, 1, 12.

XIII) *Carmina, quae cyclum constituebant, et κύκλου ποιήματα et ἔπη κυκλικὰ appellata sunt. Poetae autem οἱ πραγματευόμενοι τὸν ἐπικὸν κύκλον* (v. Phot. l. c.), *οἱ τοῦ κύκλου ποιηταί* (v. Clement. Alex. Strom. I p. 333), *vel plerumque simpliciter οἱ κυκλικοὶ vocantur.* Dieses ist die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *κυκλικός*. *Deinde recentiores poetae quidam κυκλικοὶ vocantur, qui epici carminis naturae et artis ignari narrationem a primis rei primordiis, repetitam per singulas partes, tamquam scriptores pedestres, exponunt.* Auf diese Gattung beziehen sich manche Stellen, welche der kyklischen Dichtungsart mit einer gewissen Verächtlichkeit gedenken. W. scheint sich dahin zu neigen, auch Horatius A. P. 136 darauf zu beziehen: wahrscheinlicher jedoch kommt es uns vor, dass Horatius einen Kykliker in der ersten Bedeutung des Wortes versteht; denn daraus, dass er im Gegensatz zu Homeros jenen Dichter etwas verächtlich durchzieht, folgt noch nicht, dass gleich ein *λωποδύτης ἀλλοτρίων ἐπέων* zu verstehen sei. Wie mancher an und für sich preiswürdige Dichter zieht sich in den Schatten zurück, wenn der *θεῖος ἀοιδὸς* ihm zur Seite gestellt wird? W. muss dieses consequenter Maassen auch zugeben, wenn er S. 38 f. sagt: *Non enim bona carmina cujusque argumenti exstabant, ut etiam minus laudabilia ad cyclum perficiendum suscipi necesse fuerit.* Kykliker wurden drittens genannt eine Art von Marktschreier-Dichtern, die in sehr später Zeit ihr Handwerk trieben. Fast dieselbe Erscheinung von Bänkelsängerei kam in dem späteren Mittelalter zum Vorschein, als der lebendige Geist des Minnesanges in todtes Formelwesen und leeren Klingklang ausgeartet war. Viertens sind zu berücksichti-

gen die *χοροὶ κύκλιοι*. S. Bentl. Opusc. p. 319. *Κύκλιοι* heissen sie von ihrer Form, wesshalb niemals *κυκλικοί*. Denn *κύκλιος* bedeutet ungefähr so viel als *κυκλοειδής*, *κυκλικὸς* aber, was zum *κύκλος* gehört, ein Theil desselben. Nach dieser in der Natur des Gegenstandes selbst begründeten Auseinandersetzung müssen einzelne aus Fahrlässigkeit corrumpirte Stellen emendirt werden. Bentleys (ad Horat. A. P. 136) Vermuthung, auch für die epischen Kykliker wäre *κύκλιος* die alte und wahre Form, zerfällt in sich selbst. Dazu kommt, dass die Stellen der Alten zu Wüllners Gunsten den Ausschlag geben; denn alle von Bentley angeführten Stellen, welche *κύκλιος* bieten, sind mit Ausnahme von zweien auf die kyklischen Chöre zu beziehen.

XIV) Hier werden noch einige Stellen in Betracht gezogen, wo *ἐν κύκλῳ* gleichbedeutend ist mit *ἐγκυκλίως* = *κοινῶς*, *vulgo. Atqui ἐγκύκλιος et κυκλικός, si eorum naturam, quidque per se significent, spectes, ita sibi cognata sunt, ut, si uno tantummodo loco significatio κοινός vocabulo κυκλικός unice apta sit, nemo debeat dubitare, quin haec ibi sit verissima.* Hierauf mehrere Beispiele.

Pars posterior. De poematis et poetis cyclicis.

Die Gedichte, welche entweder mit Gewissheit oder mit Wahrscheinlichkeit zum Kyklos gerechnet werden dürfen, sind der Reihe nach aufgezählt.

1) *Θεογονία.* Euseb. Praep. Ev. I, 10 p. 39. Ueber den Verfasser lässt sich nichts mit Bestimmtheit ausmitteln.

2) *Τιτανομαχία.* Euseb. l. c., Athen. VII p. 277 D. Einige geben als Verf. den Eumelos von Korinth, Andere den Arktinos an: die gewöhnliche Annahme der Alten scheint für den ersteren zu sprechen, weil der Schol. zu Apollon. Rhod. I, 1165 ihn allein als Dichter der Titanomachie aufführt.

3) *Γιγαντομαχία.* Euseb. l. c. Der Verf. ist nicht auszumitteln.

4) *Ἡρωογονία.* Die Aufnahme dieses Gedichts beruht nicht auf bestimmten Nachrichten, sondern einzig auf einer aus dem innern Zusammenhang der Mythen und der dadurch bedingten Bedeutung des Kyklos hergenommenen Vermuthung.

Bei den nächstfolgenden Titeln sollen die nur auf dem Wege der Conjecturalkritik auszumittelnden der leichteren Uebersicht halber mit einem Sternchen bezeichnet werden.

5) *Δαναΐς* (*Φορωνίς*, *Ἰναχίς*).* Heyne Exc. I ad Aen. II p. 354.

6) *Κορινθιακά.* Der Verf. Eumelos, welchen Clemens Alex. Strom. I p. 333 und Athenäos VII p. 277 D als kyklischen Dichter bezeichnen.

7) *Ἀλκμαιωνίς.** Apollodor I, 8, 5, Heyne p. 352, Strabo X, 2, 9. *Quare autem hoc poema in cyclo fuisse putem, causa*

est, quod in argumento cycli requiritur, quod nullum aliud, quod ejus locum explere potuerit, notum est quodque illud satis antiquum videtur.

8) *Αἰγίμιος.** Valckenar. ad Eurip. Phoen. p. 735, Groddeck. in Bibl. vett. litt. et artt. fasc. II p. 84. Einige schreiben das Gedicht dem Hesiodos, Andere einem gewissen Kerkops von Miletos zu (Athen. XI p. 503 D), wesshalb W. es zu den kyklischen zählt.

9) *Ἡρακλεία.** Es gab mehrere, von denen am ältesten die des Kinäthon und Peisandros.

10) *Οἰχαλίας ἅλωσις.* Verf. Kreophylos von Samos; auch dem Homeros zugeschrieben.

11) *Μινυάς.** Pausanias IV, 33, 7 nennt den Prodikos von Phokäa, jedoch nicht mit Bestimmtheit, als Verf.

12) *Ἀτθίς.** Wir glauben dass diese nicht mit gehörigem Grund aufgenommen worden (W. scheint es übrigens selbst einzusehen), weil die nächstfolgende *Θησηὶς* im Wesentlichen ebendesselben Inhaltes sein musste. Der Titel kann hier keinen Unterschied machen, weil er nur zufällig ist.

13) *Θησηίς.* Aristot. Poet. c. 8. Weil es in den Scholien zur Ilias *γ*, 242 heisst, der Raub der Helena durch Theseus und der Untergang von Aphidna sei von kyklischen Dichtern besungen worden, so wird diese Notiz mit grosser Wahrscheinlichkeit auf die Theseïs bezogen.

14) *Ἀμαζονίς.* Homeros als Verf. Suidas v. *Ὅμηρος.*

15) *Εὐρώπεια.* Verf. einer solchen ist vor Stesichoros schon Eumelos gewesen. Das Citat Schol. ad Il. *ξ*, 130 ist falsch statt 131. Ueber den Inhalt des Gedichtes hätte W. noch verweisen können auf Welcker über eine Kretische Kolonie in Theben S. 51, 70, 72.

16) *Οἰδιποδία.** Auf der tabula Iliaca wird Kinäthon als Verf. genannt. Es fragt sich aber, ob das zu Nr. 12 Bemerkte hier nicht ebenfalls Anwendung finden dürfte.

17) *Θηβαΐς.* Zu unterscheiden ist die kyklische Thebaïs von der des Antimachos. v. Athen. XI p. 465 E, F. Die angeführten Verse sind fast ganz nach der Wolfischen Emendation im Anhange zur Odyssee gegeben. Am meisten corrumpirt sind die zwei letzten Verse, deren durch Hermann (ad Soph. Oedip. Col. 1317) versuchte Heilung neuerlich auch Dindorf befolgt hat. In dem zweiten Fragment Vs. 3 schlägt Buttmann Griech. Gram. II S. 405 vor: *Εὖκτο δὲ Διὶ βασιλῆι.* cf. Boeckh. Thes. Inscr. Gr. I N. 16. Im Allgemeinen mag W. Recht haben, dass er alle Stellen, wo die Thebaïs ohne nähere Angabe citirt wird, auf die kyklische beziehen will, wiewohl man in diesem Puncte nicht vorsichtig genug sein kann. Von Einigen wird Homeros selbst als Verf. der kyklischen Thebaïs angegeben.

18) *'Επίγονοι.* Herodot. IV, 32 nennt sie Homerisch, *εἰ δὴ τῷ ἐόντι γε Ὅμηρος ταῦτα τὰ ἔπεα ἐποίησε.* Wolf Prolegg. ad Hom. p. 157 hält die Stelle für interpolirt: ob mit Recht, bleibt billiger Weise dahingestellt. Zu der Stelle des Pausanias IX, 9, 3 ist dem Verf. Franckes (ad Callin. p. 22 sq.) Erklärung entgangen.

19) *'Αργοναυτικά.** Salmasius hat diese ohne eigentlichen Grund aufgenommen.

20) *Τὰ Κύπρια.* Ein S. 70 aufgeführtes, verstümmeltes Fragment hat Baumgarten-Crusius in den Jahrbüchern 1827 Bd. II H. 1 S. 13 herzustellen versucht. — In einem andern Fragment S. 72 ist der letzte Vers also geschrieben:

θηρία ὅσσ' ἤπειρος ἀνατρέφει, ὄφρα φύγοι μιν.

So scheint ihn W. aus der Casaubonischen oder Schweighäuserschen Ausgabe des Athenäos abgeschrieben zu haben, ohne zu erwägen, dass der letztere Herausgeber selbst den Weg zur richtigen Lesart gebahnt hat. In allen Handschriften steht nämlich *ἤπειρος αἰνὰ τρέφει.* Dass das Epitheton *αἰνὰ* zu *θηρία* hier ganz an seinem Orte ist, wird Niemand in Abrede stellen; nun aber findet sich ein Anstoss im Metrum, der auf jeden Fall beseitigt werden muss. Dieses geschieht durch leise Aenderung der ersten Worte in *θηρί' ὅσ' ἤπειρος αἰνὰ τρέφει.* — *μιν* am Ende des Verses statt *νιν* ist hier wohl nur Druckfehler. — In dem S. 73 angeführten Vers des Naevius oder Laevius:

Fecundo penetrat penitus thalamoque potitur.

wird *fecundus thalamus* erklärt: *vel conclave nuptiale, ut sit thalamus sensu vulgari, vel id, in quo opes et divitiae reconduntur.* Diese Interpretation ist viel zu gezwungen und darum unmöglich die richtige. Weit natürlicher lässt sich erklären, *thalamus, qui fetus edit,* wie das Griechische *γόνιμος.* Diesen Tropus wird Niemand verwerfen, dem ähnliche poetische Ausdrücke schon in Menge vorgekommen sind. — Etwas auffallend ist S. 76 folgende Aeusserung: *Si quis forte feminarum, quae prae maritorum amore mortem sibi consciverint, plura nomina cognoscere cupiat (id quod fieri potest, quoniam earum numerus non ita magnus est atque exemplis ad mulierum animos flectendos nonnunquam videtur opus esse), is igitur, si placet, Tzetzam adeat.* Wir wollen hoffen, dass die Parenthese so ernstlich nicht gemeint sei; denn sonst müssten wir es ja nur tadeln, dass die Englische Regierung der bekannten Leidenschaft der Indischen Frauen, sich nach dem Tode ihrer Männer lebendig zu verbrennen, aus allen Kräften zu steuern sucht.

21) *Ὁμήρου 'Ιλιάς.*

22) *Αἰθιοπὶς 'Αρκτίνου.* Aus dem Schol. zu Pindar. Isthm. IV, 58 geht hervor, dass der Verf. mitunter als ungewiss galt;

sonst wird Arktinos von Miletos genannt, der wahrscheinlich um Ol. 9 blühete.

23) Ἰλιὰς μικρά. S. 84 ist unstreitig zu lesen ἐΰπωλον statt εὔπωλον. In den erhaltenen Versen sind Gegenstände behandelt, welche bei Proklos gar nicht berührt werden. Pausanias (X, 26, 1; III, 26, 7) aber nennt den Lesches nur als Verf. der Ἰλίου πέρσις, und führt die Ἰλιὰς μικρὰ nur anonym auf. Ferner erzählt Pausanias (X, 25) Dinge aus der Ἰλίου πέρσις des Lesches, welche bei Tzetzes (ad Lycophr. 1263) wörtlich aus dessen Ἰλιὰς μικρὰ citirt werden. Diesen Widerspruch weiss W. geschickt zu heben: *Lesches uno carmine in quatuor pluresve libros diviso fabulas Troicas inde ab Achillis armorum judicio usque ad Trojae novissima fata exposuit. Pars hujus Iliadis parvae posterior Trojae excidium comprehendebat et inde ab equo Trojano res sic enarrabat, ut pro novo carmine haberi posset inscribereturque Ἰλίου πέρσις: qualia in multis carminibus facta esse videmus. Inde facile accidit, ut Ilias parva, sicut alia carmina, in duas partes divelleretur. Pausanias igitur et fortasse etiam alii Iliadem parvam et Leschis Ilii persin, proprie Iliadis parvae particulas, pro diversis carminibus habuerunt; contra Aristoteles et ii, e quibus Tzetzes aliique supra laudati sua hauriebant, duas particulas in unum carmen adhuc conjunctas legerunt. Cum Pausania Proclus consentit, nisi argumentum ab excerptore mutilatum est. Si autem Proclus particulas disjunctas habuit, integra Ilias parva quinque vel pluribus libris constitisse debet.* Hiermit ist immer noch nicht die Frage erledigt, ob denn das Ganze der kleinen Ilias oder nur der erste Theil in den epischen Kyklos aufgenommen worden sei? Wir glauben, diese Streitfrage ist absonderlich dazu geeignet, die Untersuchung über die Geschichte des epischen Kyklos fester zu begründen. Es scheint nämlich hierdurch klar zu werden, dass Grammatiker sowie die κανόνες, also auch den κύκλος fixirt, und diejenigen aus den vorhandenen Gedichten darein aufgenommen haben, welche ihrem Urtheile am meisten zusagten. Hier ergab es sich nun, dass in dem zweiten Theil der kleinen Ilias des Lesches auch die Ἰλίου πέρσις behandelt war, die Arktinos in einem besondern Gedichte besungen. Der Letztere scheint nach dem Urtheil der Grammatiker den Vorrang erhalten zu haben; um aber kein Gedicht über einen und denselben Gegenstand doppelt dem Kyklos einzuverleiben, könnten sie vielleicht folgenden Ausweg eingeschlagen haben, dass sie den ersten Theil des Lesches, als die beste unter den vorhandenen poetischen Bearbeitungen des Gegenstandes, für classisch erklärten, den letzten dagegen wegliessen, weil er bereits durch ein besseres Gedicht des Arktinos ersetzt war. Daher könnte es nun auch gekommen sein, dass in späterer Zeit nicht immer das vollständige Gedicht des

Lesches abgeschrieben wurde, sondern oft nur der zum Kyklos gehörige Theil. Somit entstanden doppelte Exemplare, die sich nach beiden Seiten hin weiter verbreiteten. Setzen wir dieses mit Recht voraus, so ist jeder Widerspruch von selbst gehoben.

24) *Ἰλίου πέρσις.* Von Arktinos aus Miletos.

25) *Νόστοι.* Von Augias aus Trözen. Mohnike und Groddeck hielten diesen Augias, der ausser bei Proklos sonst nirgendswo mit Bestimmtheit genannt wird, für Eine Person mit dem Komiker dieses Namens. W. stimmt nicht bei und fährt fort: *Fortasse tamen idem Augias est, quem Clemens Alexandrinus laudat cujusque versum unum, qui speciem quandam antiquitatis habet, servat* (Strom. VI p. 264). Weil indess der Name Augias nicht weiter vorkommt, meint W., dass alle *νόστοι* welche entweder anonym sind oder dem Homeros zugeschrieben werden, mit den von Proklos dem Augias beigelegten zusammenfallen.

26) *Ὁμήρου Ὀδύσσεια.*

27) *Τηλεγονία.* Von Eugammon aus Kyrene, um Ol. 53.

Hiermit hätten wir einen Grundriss der gediegenen Abhandlung entworfen. Wer die Schrift selbst in die Hand nimmt, der wird sich bald schon auf den ersten Seiten angenehm überrascht und das Bedürfniss fühlen, selbige bis zu Ende mit ununterbrochener Aufmerksamkeit durchzulesen. So gewandt, rein und ungezwungen ist die Schreibart und so gründlich gearbeitet und so schicklich angeordnet das Chaotische des Stoffes, dass man offenbar ungerecht sein müsste, wenn man dieser Behandlungsweise seinen ungetheilten Beifall versagen wollte. Es wäre daher äusserst wünschenswerth, wenn Lobeck, der alle hierher gehörigen Stellen gesammelt hat, falls er selbst sobald nicht ans Werk schreiten sollte, seinen Vorrath Wüllnern zur Veranstaltung einer vollständigen Fragmentensammlung der kyklischen Dichter überlassen wollte.

Dr. *N. Bach.*

Zur öffentlichen Prüfung der Zöglinge des Königlichen Dom-Gymnasiums am 21sten und 22sten September 1826 ladet ehrerbietigst ein Dr. *E. K. H. Maas*, Director. Halberstadt, gedr. in d. Dölleschen Buchdruckerei. 36 S. in 4.

Dieses Programm enthält zuerst eine Abhandlung *über Autorität der Gymnasial-Lehrer*, vom Dr. H. A. Chr. Grimm, Prediger und Oberlehrer daselbst. In dieser ist die Rede I) von der Nothwendigkeit des Ansehens und der Liebe

der Lehrer bei ihren Zöglingen; II) wird gefragt, wie der Lehrer sich dieselbe erwerben könne. Die Antwort lautet: 1) durch unzweifelhafte Pflichtliebe und Amtstreue; 2) dadurch dass er Sanftmuth und Geduld besitze; 3) durch Bescheidenheit; 4) durch unbestechliche Gerechtigkeit; 5) durch wohlwollende Gleichmüthigkeit; 6) durch Billigkeit bei der Beurtheilung der Schwächen und jugendlichen Fehler seiner Zöglinge und durch den väterlichen Sinn bei ihren Vergehungen. III) Was von Seiten der Eltern geschehen könne, um das Ansehn der Lehrer ihrer Kinder zu erhöhen. Durch die frühere häussliche Erziehung sollen die Knaben zur Thätigkeit, zum Gehorsam, zur guten Sitte, zum anständigen ehrfurchtsvollen Betragen gegen ältere Personen gewöhnt werden; am wenigsten sollen Väter ihren Söhnen erzählen, wie sie selbst früher ihre Lehrer getäuscht, und welche lose Streiche sie ihnen gespielt haben. Sie sollen sich ferner nie in Gegenwart ihrer Söhne über Gegenstände des Unterrichtes nachtheilig äussern, und die Erziehungs- und Unterrichtsmethode der Lehrer nicht tadeln, sondern vielmehr billigen und loben, überhaupt aber den öftern Verkehr mit den Lehrern ihrer Söhne für nothwendig und sehr heilsam halten. — Referent, der von der Wichtigkeit der hier abgehandelten Materien innig überzeugt ist, hat diesen Aufsatz mit demjenigen Vergnügen gelesen, welches uns auf das Angenehmste durchdringt, wenn wir über heilige Angelegenheiten des Lebens und Berufes die Stimmen Gleichgesinnter vernehmen. Möchten recht viele Gymnasien das Glück geniessen, keinen einzigen Lehrer zu haben, der die Trefflichkeit dieser Rathschläge unbeachtet liesse, und sich nicht unausgesetzt bemühte, auf diesem Wege den Segen und das Gedeihen seines Unterrichtes zu begründen und zu vervielfältigen.

Zweitens enthält dieses Programm: *Des Herrn Professor Morgenstern Ansicht über Horat. Epist. I ep.* 11 *v.* 7—11 *beleuchtet* von F. E. Theodor Schmid, Oberlehrer daselbst. Der Inhalt dieses kurzen Aufsatzes scheint dem Referenten der Wahrheit am nächsten zu kommen, und wird deshalb auf allgemeines Interesse rechnen können. Es war nämlich der auch um die Erklärung des Horaz so mannigfach verdiente Professor Morgenstern in *Eichstädts kritischem Nachtrage zu Nitsch und Haberfeldts Vorlesungen* Bd. 4 S. 222 ff. der Meinung vieler ältern Ausleger und Kritiker beigetreten, welche die bezeichnete Stelle für eine dem Bullatius in den Mund gelegte Gegenrede halten. Bothe zu Fea stimmte ihm bei, und auch Pottier hat die dieser Fassung entsprechende Interpunction. Dennoch ist die Morgensternsche Beweisführung ganz unhaltbar. „Sonderbar bleibt es doch, sagt Hr. M., dass Horaz in Rom, Er, der unsers Wissens *niemals* in

Kleinasien war, in einer Epistel an den Bullatius, der in Kleinasien herumreiset, nach einer *Erkundigung* über das Ionische Lebedos unmittelbar mit einer Frage, wie: Scis, Lebedus quid sit? nachkommen kann. Viel natürlicher wäre sie als Gegenfrage im Munde des Reisenden." Hierauf antwortet Herr Schmid sehr richtig: Die Hypothese, dass Horaz nicht in Kleinasien gewesen sei, ist sehr unbegründet. Es ist vielmehr wahrscheinlich, dass Horaz dabei war, als Brutus und Cassius mit dem Heere nach Kleinasien übersetzten. Ja seine specielle Bekanntschaft mit dem Orte der Ueberfahrt von Sestos nach Abydos ergiebt sich aus Epist. I, 3, 4, verglichen mit Strabo lib. 13 § 22 p. 298, ed. Siebenkees. Wahrscheinlich war er auch Augenzeuge bei dem lustigen Streite in der Ionischen Stadt Clazomenä, den er Sat. I, 7 erzählt. — Ferner geht keinesweges eine *Erkundigung* über das Ionische Lebedos voraus, sondern *an laudas* ist dort eben so zu nehmen, wie das vorhergehende: *an venit in votum*. Endlich sind die Worte: *scis, Lebedus quid sit*, gar nicht nothwendig eine Frage, sondern soviel als: Nosti Lebedum, du weist, was Lebedos für ein Nest ist.

Wenn ferner Herr Morgenstern darauf sich beruft, dass v. 8 sonst nicht mit v. 21 und 26 zu vereinigen sei, so macht Herr Schmid darauf aufmerksam, dass der Dichter seine Behauptung, auch an einem öden Orte könne man glücklich leben, von v. 11 an durch den Gedanken einschränkt, man müsse jedoch nicht ohne Noth einen solchen Entschluss fassen. Das *vellem* des 8ten Verses erklärt er sehr richtig so: „wenn mir die Bedingung gemacht wäre, die aber nicht gemacht ist, so würde ich wählen;" mit Billigung des Wielandschen Zusatzes: „müsst' es sein." Auch würde der eben dort zögernde Bullatius nicht *illic* sondern *hic* gesagt haben. In v. 9 findet er nicht Gleichgültigkeit gegen die Seinen, sondern gerade den Ausdruck der zärtlichsten Liebe. Dass endlich Morgenstern nach *Scis* ein inquis hinzudachte, und so übersetzte: Weisst du auch, hör' ich dich sagen, was für ein menschenleeres Oertchen Lebedos ist? erklärt er für eine ganz unzulässige Ellipse, da hier kein eigentlicher Dialag statt findet, und die Gegenrede nicht einmal durch *At*, *At vero* u. dgl. bezeichnet ist. Auch findet er es der Urbanität unsers Dichters angemessener, wenn er von v. 11 an dadurch dass er sich selbst corrigirt, seinen milzsüchtigen Freund, ohne *ihm* wehe zu thun, auf den rechten Weg weist; womit er die ähnliche Darstellung in Sat. II, 7 vergleicht. In der hinzugefügten Uebersetzung der ganzen Epistel würde eine schärfere Kritik noch manche Aenderung wünschen, indessen ahmt sie den Ton des Originals getreu nach, und gnügt dem Zwecke, die Auffassung des Zusammenhanges dieses Gedichtes anschaulicher zu machen.

Uebrigens zeigt die Interpunction bei Jahn und Doering, dass diese Herausgeber jene Stelle ebenso aufgefasst haben.

Sechster Jahresbericht über das Königl. Gymnasium zu Münster in dem Schuljahre 1824 — 25. Praemittitur *dissertatio exegetica et critica de oda Horatii XIV lib. III*, quam scripsit *H. L. Nadermann*, Professor et Director. Münster, gedruckt in der Coppenrathschen Buchdruckerei. 47 S. 4.

Wieland hatte in seiner Bearbeitung v. Horazens Briefen S. 32 behauptet, dieser republikanisch gesinnte Dichter habe sich nie überwinden können, den Kaiser August zu preisen, oder ihm zu schmeicheln. Dieser Ansicht widerspricht Herr Dir. Nadermann durch Vergleichung folgender Stellen: Ep. II, 1, 18; Od. IV, 2, 37; 5, 33; I, 12, 57; 2, 41; III, 5, 2; Ep. II, 1, 16. Auch in dieser Ode preise er ihn, als er U. c. 730 nach glücklich beendigtem Feldzuge, während dessen er zuletzt in Tarracon krank gelegen hatte, nach Rom zurückkehrte und den Janustempel schloss. — Wahrscheinlich sei die Nachricht vom seinem Kranksein nach Rom gekommen, viele hätten ihn dem Tode nahe geglaubt, und darauf neue Entwürfe gebaut, die Freiheit des Staates wiederherzustellen. An diese sei eigentlich die Ode gerichtet, ihre Gemüther wolle der Dichter beruhigen und mit neuer Bewunderung der hohen Verdienste des Augustus erfüllen, der die Bürgerkriege beschwichtiget habe und so sanft regiere. Bei einer solchen Aufgabe habe nun der Dichter alle Vorsicht anwenden müssen, um auf keiner Seite anzustossen; daher sei das Gedicht zum Theil etwas dunkel gerathen; daher das Lob Augusts sehr mässig und nüchtern ausgefallen; das Benehmen der Unzufriedenen, die der alten Freiheit noch immer anhingen und sich mit neuer Hoffnung täuschten, sei versteckt angedeutet durch das, was Horaz am Schlusse der Ode von sich sage, dass er nämlich jetzt auch ein ganz andrer sei, und anders denke und handle, als früher in seinem 23sten Jahre, unter dem Consulate des Plancus, in dem Freiheitskampfe unter dem Brutus. Nicht also der 2te Vers, sondern das ganze Gedicht führe auf diese Ansicht. — Dies sind die Grundzüge der aufgestellten Ansicht. Referent würde sich eine nähere Prüfung derselben erlauben, wenn es ihm nicht wahrscheinlich sein müsste, dass Herr N. selbst bei fortgesetztem Studium dieses Gedichts bereits zu andrer Ueberzeugung gekommen sei.

Aus der nachfolgenden Erklärung der ersten 12 Verse wird Manches wegfallen, wenn jene Ansicht von dem Ganzen sich ändert, z. B. die Behauptung dass v. 1 die Anrede *o plebs* im verächtlichen Sinne gemeint sei. Am umständlichsten ist v. 11 behandelt. Die eigenthümliche Ansicht des Herrn Ver-

fassers ist am Schlusse in folgenden Worten niedergelegt: „Prima statim fronte conspicuum est, *pueri* atque *puellae* in antithesi aliqua esse ad praecedens *iuvenum* et *virginum*, et simul indicare aetatem iuniorem. Si ergo *iuvenes* sunt milites, qui Cantabricam tulerant sub Augusto militiam: *pueri* esse possunt adolescentuli, qui aut nondum nomen dederant, aut nondum interfuerant expeditioni bellicae. Et si *virgines* sunt uxores iuveniles militum e bello redeuntium: *puellae* possunt esse uxores militum, qui nondum fecerant stipendia in bello aliquo. Vox enim *puella*, non minus ac *virgo*, poetis interdum est uxor marita, ut Od. III, 22, 2, Virgil. Georg. IV, 458. Tunc *iam virum expertae* est nuperrime nuptae. Ergo popellum iuvenilem, cui bella futura adhuc erant timenda, alloquitur poeta, dicitque: mittite omnem timorem, ne turbetis publicum gaudium anxiis de futuro tempore querelis infaustisque clamoribus; nil enim amplius nunc nobis est timendum tenente Caesare terras, qui suppressis omnibus bellis civilibus, devictisque omnibus hostibus externis, nunc victor redit in patriam, pacem daturus, Janumque clausurus.“ Ganz dieselbe Ansicht dieser Stelle hatte sich Referent auch gebildet. Nur pflegt er noch bemerkbar zu machen, dass der Begriff „neuvermählt“ ebenso auf die *pueri* wie auf die *puellae* zu beziehen sei, und dass die Dunkelheit der Stelle gar sehr verschwinde, wenn man das volle Punct vor *Vos* tilge, und ein Colon setze.

Das Aeussere des Programms ist eleganter als gewöhnlich, aber die vielen Druckfehler geben Anstoss. Auf der 4ten Seite ist dem Herrn Verfasser der Ausdruck *moderni* interpretes entschlüpft.

Cöslin. *Müller.*

Regiae Friderico-Alexandrinae litt. universitatis prorector D. Ad. Chr. Henr. Henke . . . . . successorem suum civibus academicis commendat. *Lectionum Homericarum specim. I* praemittit D. *Ludov. Doederlein*, Graec. et Lat. litt. P. P. O. et semin. philol. Director. Erlangae, typis Jungeanis. 1827. 8 S. 4.

Es ist gewiss allen Freunden der Homerischen Litteratur eine erfreuliche Nachricht, dass der durch seine etymologischen Leistungen rühmlichst bekannte Verfasser das von Buttmann unvollendet gelassene Werk Homerischer Etymologie aufgenommen hat, und Hoffnung macht, alljährig in seinen Programmen einen Beitrag dazu zu liefern.

Den Anfang macht das vorliegende Progr. mit der Untersuchung: *De origine voc: κολωός. Quid sit ἀχρεῖον ἰδεῖν. Ἀχρεῖος et ἄχρηστος. Ἀχρεῖον γελᾶν. Emendatur Epigramma adespoton et Theocritus.* Die zwey ersten Artikel

bezwecken eine Ehrenrettung des Thersites. Wir setzen die eignen Worte des Verfassers bey: „Plerique Homeri enarratores Thersitae personam deridiculam et fatuam describi existimarunt, quos ut ita censerent adductos puto quorundam vocabulorum pravo intellectu, praecipue verborum ἀμετροεπὴς ἐκολῴα, quo *garritus*, et ἀχρεῖον ἰδὼν, quo *inepti hominis vultus* significari existimabatur." Hr. Döderlein leitet daher κολῳᾶν [Iliad. II, 212 u. I, 575] nicht mit Buttmann von καλέω, κέλω, κέλομαι ab, weil er mit Recht die Bedeutung des Zankens, von welcher im Wurzelwort keine Spur liegt, die aber im Derivatum auf einmal als Hauptbedeutung hervortritt, unwahrscheinlich findet, sondern, wie er schon in der latein. Synonymik T. II p. 157 angedeutet hat, von κέλλειν. „Ut ἐρωέω ab ῥέω, ita quidem, ut κολῳᾶν, *objurgare*, sive κολῳεῖν (apud Antimachum) sive κολουᾶν, κολουμβᾶν, si sonum spectes, formae κολούειν, κολοβοῦν, quae tamen in metaphoricam *detrectandi* significationem non transierunt, sin sensum respicias, formae κολάζειν similius sit, quandoquidem κόλασις justam vel legitimam, κολῳὸς autem, si non injustam at inconditam castigationem indicat." Ἀμετροεπὴς wird ebenfalls treffend nicht von Schwatzhaftigkeit, sondern von einem rücksichtslosen Hintansetzen aller Bescheidenheit erklärt. Ἀχρεῖον ἰδὼν [Il. II, 269] wird erklärt: *imbellis hominis speciem praebens vultu.* Diese Bedeutung von ἀχρεῖος wird durch Stellen, wie Aesch. Prom. 360: καὶ νῦν ἀχρεῖον καὶ παρήορον δέμας κεῖται, sehr schön auseinander gesetzt, und ist ein wichtiger Beitrag zur richtigeren Auffassung des Thersites. Bey der Angabe des Unterschiedes von ἀχρεῖος und ἄχρηστος, der darin gesucht wird, dass ἄχρηστος de *rebus* plerumque, ἀχρεῖος autem de *animantibus* gesagt werde, ist das plerumque wohl zu beachten. Denn wenn auch die Stelle des Liban. im Encom. Thersitae p. 83, B, ed. Steph.: „εἷς οὖν ἦν ὁ Θερσίτης τῶν τοῖς πολεμίοις φοβερῶν, εἴγε τοὺς υἱεῖς ἐκείνων δεσμίους ἦγεν· εἰ δὲ μὴ οὕτω ταῦτ' εἶχεν, ἀλλ' ἦν παντάπασιν ἄχρηστος, οὐκ ἂν εἶχε τὴν ἀρχὴν, οὐκ ἐῶντος τοῦ Διομήδους.", wegen des späteren Zeitalters weniger Gewicht hat, so verdient doch die von Stephanus im Thes. angeführte Stelle aus Aristot. Oecon.: ὃς ἂν ᾖ ἄχρηστος τῶν ἄλλων, Beachtung. Ἀχρεῖος gebraucht Xen. Memor. I, 2, 54 von Dingen: ἔλεγε δὲ, ὅτι καὶ ζῶν ἕκαστος ἑαυτοῦ, ὃ πάντων μάλιστα φιλεῖ, τοῦ σώματος ὅ, τι ἂν ἀχρεῖον ᾖ καὶ ἀνωφελὲς, αὐτός τε ἀφαιρεῖ καὶ ἄλλῳ παρέχει. Aristoteles hingegen in der von Schneider in der letzten Ausgabe angeführten Stelle braucht in demselben Sinne ἄχρηστος.

Blicken wir aber nun zurück auf den Zweck, von dem die angegebene Untersuchung ausgieng, nemlich zu zeigen, dass die persona Thersitae durch die falsche Auffassung der genannten Ausdrücke als deridicula et fatua aufgefasst worden sey, so

scheint es uns, als ob auch durch die gegebene richtigere Erklärung dem Thersites nur das letztere nicht aber das erstere Prädicat abgenommen worden sey. Das comische Element lässt sich wohl aus dieser Episode des Thersites nicht verbannen. Man denke sich diesen verkrüppelten Menschen, von dem es heisst, αἴσχιστος ὑπ' Ἴλιον ἦλθεν. Warum malte wohl Homer seinen Zuhörern das Detail dieser Carricatur so anschaulich vor, wenn er nicht durch den Contrast, dass diese abnorme Gestalt sich mit unbezähmbarer Zunge dem göttergleichen Herrscher Agamemnon gegenüberstellt, Lachen erregen wollte? Dieser Contrast musste im heroischen Alter, wo auf Schönheit der Gestalt so hoher Werth gelegt wurde, noch viel auffallender erscheinen, als izt. Sollte aber der Contrast wirkliche Schneide haben, so durfte allerdings Thersites kein Dummkopf seyn; denn dieser ist nicht mehr lächerlich: sondern er musste einigen Verstand, aber nur verkehrt angewendet, besitzen. Befremdend ist uns bei Homer eine solche comische Scene nicht im Mindesten, wenn wir uns an den ähnlichen Auftritt in der Odyssee erinnern, wo die Boxerey des langen abgehagerten Bettlers Irus mit dem musculösen, stämmigen Odysseus so ächt comisch dargestellt ist; daher der englische Carricaturen-Maler bey seiner Darstellung des Zweikampfes zwischen Pitt und Fox noch nach Jahrtausenden seine Farben daher entlehnen konnte. Wir möchten daher noch immer den Thersites lieber mit Plutarch de audiendis poët. c. 3 als γελωτοποιὸς, als mit Libanius in seinem Encomium Thersitae als einen der ersten Helden vor Troja betrachten. — Den Schluss macht die Untersuchung über ἀχρεῖον γελᾶν, aus Veranlassung von Od. XVIII, 163, wo es von Penelope heisst: ἀχρεῖον δ' ἐγέλασσεν, ἔπος τ' ἔφατ', ἔκ τ' ὀνόμαζεν: deren Resultat ist: „Proprie ἀχρεῖον γελᾶν est *sine causa* (ἐπ' οὐδενὶ χρέει seu χρήματι) *ridere*, sed hoc loco i. q. ἀχρειῶδες γελᾶν, quoniam habebat quidem Penelope cur rideret, sed, quum tacita cogitatio, antequam ridiculi aliquid vel dictum esset vel auditum vel spectatum, illum risum expressisset, *videri* debebat sine causa ridere.“ In Folge dieser ebenso gelehrt als überzeugend ausgeführten Erklärung kommt der Verf. auf die Emendation des Epigr. adesp. CCXXXII: ἀχρείως γέλασον· μετὰ δ' εὐκλείους πεφύλαξο, wo er der Conjectur von Jacobs: ἀχρείως γέλασόν με· τὰ δ', εἴ γε κλύεις, πεφύλαξο, eine eben so scharfsinnige an die Seite stellt: γέλασον· μετὰ δ' εὖ κήπους πεφύλαξο. Ferner wird Theocr. XXV, 72, wo gewöhnlich gelesen wird: τὸν δὲ γέροντα Ἀχρείως κλάζοντε περίσσαινόν γ' ἑτέρωθεν, die Reiskische Emendation: ἀχρείως κλάζον τε περίσσαινόν θ' ἑτέρωθεν, durch die Erklärung sehr plausibel begründet, dass κλάζον τε als διὰ μέσου gesetzt zu betrachten sey.

Ref. schliesst mit der Bitte, uns recht bald mit der Fort-

setzung dieser Forschungen zu erfreuen, und benutzt die Gelegenheit, in solcher ehrenvoller Nachbarschaft ebenfalls eine kurze Untersuchung mitzutheilen:

Ueber θεῶν ἐν γούνασι κεῖται.

Die nächste Veranlassung zu näherer Untersuchung dieser sprüchwörtlich gewordenen Formel gab mir die von Nitzsch in seinen sonst sehr schätzbaren *erklärenden Anmerkungen zur Odyssee* gegebene Erklärung, die ich wörtlich voranstelle. Es heisst hier zu I, 267: ἀλλ' ἤτοι μὲν ταῦτα θεῶν ἐν γούνασι κεῖται. „Auf alle Fälle soll hiermit gesagt werden, dass der Mensch mit seinem Willen, seiner Kraft, seinem Wunsche dabey nichts vermöge. Desshalb können wir die Herleitung des Ausdrucks vom Knieumfassen, oder dem Gebrauch, die Gaben den Göttern auf das Knie zu legen oder zu heften (Heyne ad Il. XVII, 514), nicht billigen. Der Gedanke, dabey kann man nichts thun, als die Götter anflehen, wäre sogar gezwungen ausgedrückt. Sodann gilt es auch oft die Entscheidung über eine vielfache Möglichkeit: Vs. 400. Also ziehen wir die Deutung ἐν δυνάμει vor. Die alte Sprache nennt die Knie so bestimmt, als den Hauptsitz der Körperkraft. Il. XIX, 354: ἵνα μὴ λιμὸς γούναθ' ἵκοιτο. Hesiod. ἔργ. 569: ἀναψύξαι φίλα γούνατα. Vergl. Aristoph. Ran. 345." Gewiss würde Herr Nitzsch, dessen Werk von so genauer Kenntniss des Homer zeugt, dieser Erklärung den Vorzug nicht gegeben haben, wären ihm die bildlichen Darstellungen, auf welche der Ausdruck unverkennbar hinweist, gegenwärtig gewesen. Die ältesten Götterbilder waren in der Regel sitzend dargestellt, und zwar nicht nur die weiblichen, wie Winckelmann z. *Monument. ined.* Nr. 56 sagt, sondern auch die männlichen. Sitzend wurde in der ägyptischen Kunst gewöhnlich die Isis dargestellt, bald mit dem kleinen Orus an der Brust, bald ohne ihn: man vergl. Winckelm. *Monumenti ined.* Nr. 74, *Galleria Reale di Firenze* T. I Pl. 46. Den Osiris finden wir ebenfalls sitzend: denn für einen Osiris wird wohl mit Recht die von Lanzi für eine Isis gehaltene Statue von dem Herausgeber der *Galleria Reale di Firenze* Tom. I Pl. 48 erklärt. Auf Thronen sitzend fand Pausanias eine Menge Götterbilder aus alten Zeiten. Zu Megalopolis sass Zeus Soter auf einem Thron, zur Rechten stand die Stadt Megalopolis, zur Linken die Ἄρτεμις σώτειρα. Paus. VIII, 30, 10. In Patrae sass Jupiter Olympius auf einem Thron, neben ihm stand Athene. VII, 20, 3. Zu Argos war ein sitzender Aesculap, neben dem Hygiea stand. II, 23, 4. Viele andere sind bey Quatremère de Quincy *Jupiter Olympien* nachzusehen, der in einem eignen Capitel p. 314—323 von den Thronen der Götter handelt, und mehrere abgebildet hat. Von den auf uns gekommenen Antiken erinnere ich nur an das dem alten Styl der Kunst angehörige Re-

lief in Villa Albani, die Leucothea mit dem jungen Bacchus auf dem Schoos darstellend (abgebildet bei Winckelm. *Gesch. der Kunst* T. III Tab. 3 u. *Mon. ined.* Nr. 56), und an die nach dem Muster der den Orus säugenden Isis gebildete Juno, mit dem kleinen Mars an der Brust (*Mus. Pio-Clement.* T. I Tab. 4). Besonders aber gehören hieher aus den von Ed. Gerhard zum erstenmal bekannt gemachten Bildwerken (Tübingen und Stuttgardt 1827) Tab. 1: Zeus und Here, sitzend, Idole nach dem rohesten Styl, aus gebrannter Erde, die zu Samos gefunden wurden, und dem Ritter Sir William Gell in Neapel gehören. Tab. 2, wo Demeter und Kore auf Thronen sitzen, der kleine Iacchus zu ihren Füssen. Dieselben auf Tab. 3 in 3 verschiedenen Abbildungen. Einige dieser Bilder haben in der rechten Hand pateras, welche sie auf dem Knie auflegen, die zu nichts anderem bestimmt seyn können, als um Gaben zu empfangen. Die Frage ist nach diesem Allen nur die, ob diese Vorstellungen auch bei Erklärung des Homer geltend gemacht und bis in seine Zeit hinauf gerückt werden dürfen. Wir finden im Homer nur einmal ein Götterbild erwähnt. Il. VI, 293 bringt Hecabe, begleitet von den troischen Frauen, der Athene, welche einen Tempel auf der Burg hatte, einen Peplos als Weihgeschenk, und diesen legt ihr die Priesterin auf die Knie. Vs. 302: *ἡ δ' ἄρα πέπλον ἑλοῦσα Θεανὼ καλλιπάρῃος θῆκεν Ἀθηναίης ἐπὶ γούνασιν ἠϋκόμοιο.* Phidias bildete bekanntlich den Kopf, besonders den Blick seines Jupiter Olympius nach der erhabenen Schilderung Homer's. Derselbe Jupiter war sitzend. Würde ihn wohl der Künstler so gebildet haben, hätte er sich nicht diese Stellung als die der homerischen Idee angemessene, ja als die einzige zu solch gewaltigem Herrscherblick passende gedacht? Halten wir diese bildliche Darstellung der Götter fest, und verbinden damit das, was Plin. H. N. XI cap. 45 segm. 103 von der heiligen Bedeutung der Knie in der alten Welt sagt: *hominis genibus quaedam et religio inest, observatione gentium: haec supplices attingunt: ad haec manus tendunt: haec ut aras adorant*, so ist man, wie es mir scheint, genöthigt, das *θεῶν ἐν γούνασι κεῖται* auch hieher zu ziehen. Die Knie der Götter, auf denen der Andächtige seine Gaben niederlegte, die er, flehend um Schutz und Beistand, umfasste, wurden als der Sitz der Gnade betrachtet: von hier aus hatte der unmächtige Mensch die Entscheidung seines Schicksals zu erwarten. Aus dieser Idee entstand später die Sitte, die Votiv-Tafeln an die Knie der Götter zu kleben. Daher sagt Juvenal. Sat. X, 54:

Ergo supervacua haec aut perniciosa petuntur,
Propter quae fas est genua incerare Deorum.

wo Ruperti zu vergl. Lucian im Philopseudes: *πολλοί, ἦ δ' ὅς, ἔκειντο ὀβολοὶ πρὸς τοῖν ποδοῖν αὐτοῦ, καὶ ἄλλα νομίσματα*

ἔνια ἀργυρᾶ πρὸς τὸν μηρὸν κηρῷ κεκολλημένα, καὶ πέταλα ἐξ ἀργύρου εὐχαί τινος, ἢ μισθὸς ἐπὶ τῇ ἰάσει, ὁπόσοι δι' αὐτὸν ἐπαύσαντο πυρετῷ ἐχόμενοι Wenn Rutgersius *Var. Lectt.* Lib. V Cap. V und Duportus *Homer. Gnomologia* p. 98 den Ausdruck θεῶν ἐν γ. κ. aus dieser Sitte entstanden glauben, so fehlen sie zwar darin, dass sie eine spätere Sitte in die homerische Zeit hinaufsetzen, aber den Zusammenhang der dieser Sitte zu Grunde liegenden Idee mit der homerischen sahen diese des Alterthums kundigen Männer doch richtig ein.

So viel möge genügen, nicht um eine neue Erklärung aufzustellen, sondern nur um die alte fester zu begründen und gegen eine zwar ebenfalls alte, aber mehr nach hebräischem *), als nach homerischem Alterthum riechende Erklärung zu vertheidigen.

Dr. *Christian Walz*, aus Tübingen.

Kürzere Anzeigen.

Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae. Editio emendatior et copiosior, consilio *B. G. Niebuhrii C. F.* instituta, opera Eiusdem Niebuhrii, Imm. Bekkeri, L. Schopeni, G. Dindorfii aliorumque Philologorum parata. — Pars III. Agathias. — Bonnae, Impensis Ed. Weberi. MDCCCXXVIII.

Und mit dem besondern Titel:

Agathiae Myrinaei Historiarum libri quinque cum versione latina et annotationibus Bon. Vulcanii. *B. G. Niebuhrius C. F.* Graeca recensuit. Accedunt Agathiae Epigrammata. Bonnae, Impensis Ed. Weberi. MDCCCXXVIII. XXXVII und 420 S. gr. 8.

Ein erhebendes Geschäft ist es uns, das gelehrte Publicum auf die Erscheinung eines Werkes aufmerksam zu machen, das unter den vielen litterärischen Erzeugnissen unserer Zeit glän-

---

*) Dass γόνυ und γόνατα allgemein, ohne jedesmalige bestimmte Rücksicht auf die Knie, für den Begriff der Kraft, Macht, der hier erfordert wird, gebraucht werde, ist durch die beigebrachten Stellen nicht erwiesen. Aristoph. Ran. 345: γόνυ πάλλεται γερόντων, ist doch das Knie ohne alle weitere Bedeutung zu verstehen: und Il. XIX: ἵνα μὴ λιμὸς γούναθ' ἵκοιτο, ist wohl an nichts als an den natürlichen Zusammenhang eines leeren Magens mit wankenden Knieen gedacht.

zend hervortritt. Denn während Schriften des klassischen Alterthums in unzähligen Abdrücken, ohne dass die Wissenschaften im Mindesten gefördert werden, wieder erscheinen: so tritt hier ein Werk hervor, das trotz seiner hohen Wichtigkeit für Philologie und Geschichte dennoch bis jetzt als ein unzugänglicher Schatz fast ganz verborgen lag. Es ist bekannt, dass bisher von den gesammten Byzantinischen Schriftstellern nur zwei Ausgaben, die Pariser, die in den Jahren 1647 bis 1711 erschien, und die Venezianische, die 1729—1733 herauskam, vorhanden gewesen sind. Beide waren wegen ihrer grossen Seltenheit fast bloss das Eigenthum grosser Bibliotheken Europa's und konnten daher nur von wenigen Gelehrten benutzt werden. Schon aus diesem Grunde musste eine neue Ausgabe dieser Schriftsteller im höchsten Grade wünschenswerth seyn, da zumal die erste jener Ausgaben theils unvollständig theils sehr incorrect und die andere, welche grösstentheils aus der erstern abgedruckt wurde, durch eine Masse den Sinn störender Fehler auffallend entstellt war. Ja wir behaupten, dass ein blosser correcter Abdruck jener Schriftsteller aus den vorhandenen Ausgaben einem allgemeinen Bedürfnisse abgeholfen haben würde. Denn wenn schon nicht zu läugnen ist, dass die meisten jener Schriftsteller mehr wegen der Sachen, die sie uns erzählen, als wegen der Sprache, der sie sich bedienen, gelesen zu werden verdienen: so ist doch auch soviel gewiss, dass zu einer umfassenden Kenntniss einer Sprache die Bekanntschaft mit allen Schriftstellern, die in derselben geschrieben haben, vom aller ältesten bis zum spätesten unumgänglich nothwendig ist. Wir könnten diese Nothwendigkeit ausführlicher auseinandersetzen, wenn wir nicht befürchten müssten, über eine Sache zu sprechen, die jedem Leser dieser Jahrbücher hinlänglich bekannt seyn wird. Mag es also immer reizender und bezaubernder seyn, sich mit den klassischen Werken der alten Griechen zu beschäftigen; so darf doch derjenige auch die Byzantinischen Schriftsteller nicht ungelesen lassen, dem an einer gründlichen und umfassenden Kenntniss der griechischen Sprache gelegen ist. Ganz unentbehrlich aber sind natürlich diese Schriftsteller jedem Geschichtsforscher, der sich nicht begnügt das blindlings nachzusagen, was Andere vor ihm aus den Werken der Vorzeit flüchtig ausgeschrieben haben, sondern mit emsiger Sorgfalt unmittelbar aus den Quellen seine Data zu schöpfen bemüht ist. Diese mussten ein grosses Bedürfniss befriedigt sehen, wenn ihnen ein correcter Abdruck der Byzantin. Schriftsteller in die Hände gegeben wurde.

Wie viel mehr müssen sie und mit ihnen alle Freunde der Philologie auf das Erfreulichste überrascht werden, wenn sie sehen, dass eine neue Ausgabe jener Schriftsteller unter der

Leitung des Geheimen Staatsrath Niebuhr erscheint, und auf eine Weise besorgt wird, dass sie hinsichtlich ihres innern und äussern Werthes stets unübertroffen bleiben muss. Je überflüssiger es ist, das gelehrte Publicum darauf aufmerksam zu machen, wie ein Unternehmen, das von jenem Manne geleitet wird, trefflich hinausgeführt werden müsse; um so weniger können wir uns enthalten, den überaus edlen und uneigennützigen Sinn zu rühmen und Andern zur Nachahmung zu empfehlen, mit welchem der Anordner dieser neuen Ausgabe sich von den anziehendsten Arbeiten losriss und mit den drückendsten und beschwerlichsten Geschäften überhäufte, um seinen Zeitgenossen und der Nachwelt einen lange verborgenen Schatz ohne irgend einen Gewinn für sich zugänglich und nutzbar zu machen. Freilich hätte er sich die Arbeit sehr vereinfachen können, wenn er, wie es so viele der heutigen Gelehrten machen, mit den ihm gerade zu Gebote stehenden Hülfsmitteln zufrieden gewesen wäre, und sich begnügt hätte, mit blosser Zuziehung der vorhandenen Ausgaben einen ziemlich lesbaren Text zu geben. Allein mit welchem Zeitaufwand und mit welchem Eifer er dafür gesorgt hat und unausgesetzt sorgt, dass alle in den Bibliotheken Europa's verborgen und zerstreut liegenden Schätze für die Verbesserung jedes einzelnen Byz. Schriftstellers benutzt werden, davon zeugen die Berichte, welche nach und nach über den Fortgang dieses ruhmvollen Unternehmens ausgegeben worden sind. Doch müssen wir bekennen, dass diese Bemühungen nimmermehr mit einem so glücklichen Erfolg gekrönt worden seyn würden, wenn sie nicht von einem Manne ausgegangen wären, dem wetteifernd jeder Gebildete Europa's gefällig zu seyn sich zur Ehre und zum Ruhme anrechnet. Auf diese Weise ist es dahin gekommen, dass für jeden Schriftsteller fast alle nur vorhandenen Hülfsmittel, aus denen seine Verbesserung möglich ist, sich in den Händen der Bearbeiter befinden. Da nun die kritische Gestaltung der einzelnen Schrr. theils vom Anordner des ganzen Unternehmens selbst, theils von den ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands übernommen worden ist; so ergiebt sich von selbst, dass wir in dieser neuen Ausgabe einen Text erhalten müssen, der durch keine neue Ausgabe jemals erheblich verbessert erscheinen kann.

Allein nicht minder wird auch diese neue Ausgabe hinsichtlich ihres Aeusseren, des Druckes und des Papieres, stets unübertroffen bleiben. Zwar trifft dieses Lob zunächst den Verleger, Hrn. Ed. Weber, einen Mann, dessen edles und uneigennützigen Bestreben, jeder Anforderung in dieser Hinsicht vollkommen Gnüge zu leisten, allgemein bekannt ist. Allein diesem Werke, das weder einen schnellen noch ausgebreiteten Absatz erwarten liess, würde Hr. Weber, ohne sich selbst ins grösste Unglück zu stürzen, nimmermehr eine so pracht-

volle Ausstattung haben geben können, wenn er sich nicht der höhern Unterstützung des K. Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts in Berlin hätte erfreuen dürfen. Es ist bekannt, was dieses preisswürdige Ministerium gethan hat, um dem Verleger einen umfänglichen Absatz zu gewähren. Nicht unerwähnt können wir hier eine neue Gnadenerzeigung desselben K. Ministeriums lassen, die ebenfalls das glückliche Gedeihen dieses Unternehmens beabsichtigt, und darin besteht, dass es fünf Prämien halbjährig für Studirende in Bonn ausgesetzt hat, welche sich als Correctoren bei der Herausgabe der Byz. Schriftsteller besonders auszeichnen werden. Glücklich in der That ist das Land zu preissen, dessen erhabener Fürst nicht aufhört das Gedeihen der Künste und Wissenschaften auf die ruhmvollste Weise zu befördern.

Einen Beleg für die Wahrheit unseres Urtheils, das wir im Allgemeinen von der neuen Ausgabe der Byz. Schriftsteller ausgesprochen haben, giebt nun der erste Band, den *Agathias* enthaltend, über dessen Beschaffenheit wir die Leser noch genauer in Kenntniss zu setzen haben. Was das Aeussere anlangt, so kennen wir keine in Deutschland erschienene Ausgabe irgend eines alten Schriftstellers, deren Papier und Druck ausgezeichneter wäre, als beides in dieser Ausgabe des Agathias anzutreffen ist. Denn obgleich der Verleger den Subscribenten nur das Versprechen gegeben hatte, den Druck nach dem Kühnschen Galenus einzurichten; so steht doch jene Ausgabe der Mediciner in beiden Puncten dieser des Agathias weit nach: ein Beweis von der Uneigennützigkeit des Hrn. Weber, wie wir sie bei andern Buchhändlern fast nirgends finden. Ein ausgezeichnetes Lob verdienen ferner diejenigen, welche die Correctur der einzelnen Bogen übernommen haben. Denn wenn wir auch dem Buche keine völlige Fehlerlosigkeit zuschreiben können; so ist doch die Zahl der Fehler so gering, und ihre Beschaffenheit so wenig störend, dass sie bei der übrigen Musterhaftigkeit der Correctur kaum in Betracht kommen. Wir haben ausser den wenigen, die in den Addendis et Corrigendis angezeigt worden sind, keine gefunden, mit Ausnahme solcher, wo etwa ein Accent ausgefallen oder das *u* und *n* verkehrt gesetzt worden sind. An solchen Geringfügigkeiten kann aber natürlich kein Leser anstossen. Doch wird in den folgenden Bänden in dieser Hinsicht noch mehr und zwar etwas Ausgezeichnetes geleistet werden, wie die verehrungswürdige Verfügung des preisswürdigen K. Ministeriums in Berlin zuversichtlich erwarten lässt.

Höher als alles dieses ist jedoch der innere Werth anzuschlagen, den der Agathias durch diese Bearbeitung erhalten hat. Wie der Titel zeigt, hat der Geheime Staatsrath Hr. Niebuhr selbst die Bearbeitung dieses Schriftstellers übernommen,

wobei er jedoch in einigen Puncten, die wir nachher erwähnen werden, von Hrn. Classen, einem ehemaligen Schüler Hermanns, unterstützt worden ist. In der Vorrede, welche die Seiten VII—XII einnimmt, werden die Ausgaben und Handschriften erwähnt, die der Herausg. für die Verbesserung des Agathias benutzt hat.

Die erste Ausgabe wurde von Vulcanius in Leiden 1594 besorgt. Die Handschrift, der sich jener Gelehrte bediente, ist noch jetzt vorhanden und ziert die Leidensche Universitätsbibliothek. Da die Setzer der Vulcanischen Ausgabe die Schreibart jener Handschrift in vielen Stellen nicht verstanden und überhaupt ihr Geschäft nicht genau geführt hatten, worüber Vulcanius selbst in den später erschienenen Bemerkungen zum Agathias klagt; so hielt Hr. Niebuhr eine neue und genaue Vergleichung jener Handschr. mit Recht für nöthig und erhielt sie auch auf sein Bitten von Hrn. Geel. Noch viel werthvoller und für die Verbesserung des Agathias einflussreicher war aber die in Breslau befindliche Rehdigersche Handschrift, die Hrn. Niebuhr nach Bonn zur eignen Vergleichung zugeschickt wurde. Ebendiese bestätigte eine grosse Anzahl von Verbesserungen, die Hr. Niebuhr und zum Theil auch Hr. Classen vor ihrem Empfang im Agathias gemacht hatten, und füllte mehrere Lücken aus, die sich in den bisherigen Ausgaben befanden. Sie ist auf Kosten Rehdigers um das Jahr 1560 aus einer Italiänischen Handschrift in Italien abgeschrieben worden, und zwar, wie Hr. Niebuhr unstreitig mit Recht muthmaasst, aus der Vaticanischen, die der lateinische Uebersetzer Persona gebraucht hat. Wenigstens stimmt die Uebersetzung Persona's meistentheils mit der Rehdigerschen Handschrift überein, und die Rehdigersche H. mit der Vaticanischen, aus welcher Ang. Mai die Varianten aus dem Anfang des IVten Buches Hrn. Niebuhr mitgetheilt hat. Sollte einmal diese und etwa noch andere verborgen liegende Handschriften des Agathias verglichen werden und die Vergleichung einen kleinen Gewinn geben, was jedoch kaum zu erwarten ist; so könnte dieser Gewinn von dem Verleger, Hrn. Weber, recht leicht den Besitzern dieser Ausgabe in einem Supplementbande nachträglich geliefert werden. Es ist diess allerdings auch bei den übrigen Byz. Schriftstellern möglich, dass trotz der ausgezeichneten Mühe, die sich der Anordner giebt in Besitz aller Hülfsmittel zu gelangen, dennoch nach beendigtem Drucke Quellen entdeckt werden, aus denen die kritische Gestaltung einiger Schriftsteller noch einen kleinen Gewinn ziehen kann. Würde diess den Besitzern dieser neuen Ausgabe nach und nach mitgetheilt, so würde diese Ausgabe für jeden Leser zu allen Zeiten eine vollkommen genügende bleiben.

Es war natürlich, dass der Herausgeber bei der Herstel-

lung des Agathias vorzüglich der Rehdigerschen Handschrift folgte. Dadurch sind nun unzählige Stellen, die in allen bisherigen Ausgaben verdorben waren, völlig hergestellt worden, so dass selbst die, welche im Besitz früherer Ausgaben dieses Schriftstellers sind, die Bonner Ausgabe auf keine Weise entbehren können.

Von S. XIII bis XX ist das Leben des Agathias auseinandergesetzt worden, wobei mehrere Irrthümer, die bis jetzt obwalteten, berichtigt und einige treffende Bemerkungen über die Aussprache und Accentuation der damaligen Griechen gemacht worden sind. Alles ist zugleich mit Beweisstellen bewiesen worden, so dass schon dieser Theil eine wahre Zierde des Buches ist. — Die SS. XXI und XXII nehmen die Urtheile griechischer Schriftsteller und einiger neuern Gelehrten über den Agathias ein. — S. XXIII und XXIV ist eine Probe von der lateinischen Uebersetzung des obengenannten Christophorus Persona aus dem zweiten Buche des Agathias gegeben worden. So erbärmlich sie auch ist, so hat sie doch von der Seite einigen Werth, dass sie das Original fast wörtlich wiedergiebt. — S. XXV ist die Dedication aus der Pariser Ausgabe, S. XXVI —XXVIII der Brief des bereits erwähnten Bonaventura Vulcanius, den er seiner Ausgabe vorgesetzt hat, S. XXIX — XXXIII die griechischen und lateinischen Lobgedichte auf die Ausgabe des Vulcanius, und S. XXXIV—XXXVII desselben Vulcan. Dedicatio und Praefatio Notarum in Agathiam, die erst später erschienen, abgedruckt worden.

Es folgen nun von S. 1—335 die fünf Geschichtsbücher des Agathias selbst. Von der bedeutend verbesserten Gestalt des Textes haben wir bereits gesprochen. Es ist daher nur noch die höchst zweckmässige Einrichtung zu rühmen, dass erstlich jedem Buche Argumenta vorausgesetzt sind, welche mit der grössten Kürze den Inhalt desselben angeben und von Hrn. Classen gemacht worden sind; zweitens sind dem Rande des Textes durchweg die Seitenzahlen der Pariser und der Venezianischen Ausgabe beigeschrieben und ausserdem noch, wie bei den Dichtern die Verse, so jede fünfte Zeile numerirt worden. Wie sehr diese Einrichtung den Gebrauch dieser Ausgabe und das Nachschlagen von Stellen zum grossen Vortheil der Leser erleichtere, fällt in die Augen. Auch die Jahreszahlen, auf welche die einzelnen Erzählungen des Agathias sich beziehen, sind überall am Rande angemerkt worden. Unmittelbar unter dem Text befinden sich die abweichenden Lesarten der Handschriften und Ausgaben, wobei die zweckmässigste Kürze und Raumersparung nicht genug gerühmt werden kann. Auch ist in denselben überall auf den Suidas, der, wie bekannt ist, eine Unzahl von Stellen aus dem Agathias anführt, verwiesen und seine Abweichung vom Texte erwähnt worden. Unter den Va-

rianten steht die lateinische Uebersetzung. Zwar hätte es der Hr. Herausgeber lieber gesehen, wenn sie ganz weggeblieben wäre; allein er gab in diesem Puncte den Bitten des Verlegers nach, der ihre Hinzufügung für nöthig hielt, wenn die neue Ausgabe allgemeinen Beifall finden sollte. Und wir stimmen hierin dem Hrn. Verleger durchaus bei. Denn es ist keine Frage, dass es noch viele Gelehrte nicht bloss im Auslande sondern auch in Deutschland selbst giebt, die zwar einige Kenntniss von der griechischen Sprache haben, aber doch noch nicht soweit gekommen sind, dass sie einen griechischen Schriftsteller ohne häufigen Gebrauch des Lexicon lesen und verstehen können. Diesen ist eine lateinische Uebersetzung, die die Stelle des Lexicon, der Grammatik, und des Commentars vertritt, von der grössten Wichtigkeit. Namentlich verlangen sie diese bei Geschichtsschreibern, deren Lectüre, wenn sie fruchtbar seyn soll, nicht sehr aufgehalten werden darf. Desshalb sind wir der festen Ueberzeugung, dass diese neue Ausgabe der Byz. Schrr. auch aus dem Grunde keiner Classe von Lesern etwas zu wünschen übrig lassen wird, weil den Griech. Schrr. durchaus eine lat. Uebersetzung beigegeben wird.

Von S. 336—356 folgen die *Notae B. Vulcanii in Agathiae Historias*, welche theils kritischen theils exegetischen Inhalts sind und manche gute Bemerkung enthalten. — Nach diesen haben die Epigramme des Agathias ihren Platz gefunden und hinter ihnen die metrische Uebersetzung einiger derselben ins Lateinische von Jos. Scaliger, J. Dousa, und B. Vulcanius.

Den Beschluss des Buches machen drei musterhafte Indices, die Hrn. Classen zum Verfasser haben: 1) *Index Scriptorum, qui in Agathiae Historiis citantur*, S. 399; 2) *Index Rerum et Nominum in Ag. Historiis memorabilium*, S. 400—408; und endlich 3) *Index Graecitatis in Ag. Historias*, S. 409—419. Nur zum zweiten hat der Hr. Herausg. einige Zusätze gegeben. So wie der zweite den Freunden der Geschichte eine höchst willkommene Zugabe ist, so hat der dritte für die Philologen einen grossen Werth. Und in diesem vorzüglich hat Hr. Classen eine ausgezeichnete Probe seiner umfassenden Kenntniss in der griechischen Sprache gegeben, in wie fern er auf die Eigenthümlichkeiten der Schreibart des Agathias und auf seine Nachahmung des Homers und des Thucydides nimmermehr hätte aufmerksam machen können, wenn ihm nicht der Sprachgebrauch der übrigen griechischen Schriftsteller bekannt gewesen wäre.

Aus der ganzen Beschaffenheit des angezeigten Buches geht nun ohne unsere besondere Erklärung unwiderleglich hervor, dass die Art und Weise, wie der Agathias bearbeitet worden ist, in jeder Hinsicht musterhaft zu nennen ist. Da nun die übrigen Schriftsteller alle auf gleiche Weise bearbeitet erschei-

nen sollen; so wird unser oben ausgesprochenes Urtheil vollkommen bestätigt, dass diese neue Ausgabe der Byz. Schriftsteller als ein glänzendes Werk unter den litterärischen Erzeugnissen unserer Zeit hervortritt. Wir schliessen diese Anzeige mit dem innigen Wunsche, dass die Vorsehung dem Anordner Gesundheit und Kraft schenken möge, das begonnene Werk zur Ehre und zum Ruhme des deutschen Volkes ungestört ausführen zu können.

Eduard Wunder.

M. T. Ciceronis Cato Maior seu de Senectute. Zum Gebrauch für Schulen neu durchgesehen und mit den nothwendigsten Wort- und Sacherklärungen ausgestattet von Dr. *Ludwig Julius Billerbeck.* Hannover, im Verlage der Hahnschen Buchhandlung. 80 S. gr. 8. 6 Gr.

M. T. Ciceronis Laelius sive de Amicitia dialogus ad T. Pomponium Atticum. Zum Gebrauch für Schulen neu besorgt und mit Deutschen Wort- und Sacherklärungen versehen von Dr. *Ludwig Julius Billerbeck.* Hannover, in der Hahnschen Hofbuchhandlung. 1826. 118 S. gr. 8. 6 Gr.

Diese Ausgaben sind für solche Schulen bestimmt, in welchen diese Schriften Cicero's mit den Anfängern in der Lateinischen Sprache gelesen werden. Diesen wird also in den Noten gesagt, dass *quaesisse* für *quaesivisse* von *quaero*, *adjuro* für *adjuvero*, *levasso* für *levavero* stehe, dass *sessum* das Supinum von *sedeo* sei; ferner wird ihnen über *quin* nach *non dubito*, über den Genitiv bei *verdammen*, den Dativ bei *persuadere*, den Ablativ bei *carere*, bei *ponere*, bei *opus est*, bei *fungor*, und in allen ähnlichen Fällen jedesmal der Paragraph in der Grotefendischen Grammatik genau citirt; jedes *quibus* für *his enim*, jedes *isque* in der Bedeutung von: *und zwar*, ist erläutert und nachgewiesen. Mit diesen grammatischen Bemerkungen wechseln Worterklärungen. Diese sind in folgender Art abgefasst. Cato Maior Seite 69 (§ 72): „*Ita fit* f. inde sequitur, hieraus folgt, hinc efficitur. — *reliquum* anstatt eines Substantivs, der kurze Rest, breves reliquiae. — *deserendum*, aufzugeben brauchen. Ein Bild von denen hergenommen, die ihren Posten verlassen. — *praesidio*, von seiner Stelle bei einer Bedeckung, *Convoi*, *Escorte*, Besatzung, also f. von seinem Posten. — *statione*, Standpunct, Standort, Schildwache, Wache, Wacht-Picketposten, Wachtstand." — S. 34: „*lectulus*, das Ruhebette, *Sopha*, *Canapee*, worauf die Alten studirten, lasen, schrieben." — S. 48: „*minorum avium*, *στρουθαρίων*, *στρουθῶν μικρῶν*, Sperlinge, *Spatze*, Ammern etc." — S. 56: „*diligentiam*, *Accuratesse*, sorgsamen, geschmack-

vollen Fleiss im Gegensatz von blosser körperlicher Anstrengung, labor, industria, assiduitas, deren Begriffe wieder unter einander *schattirt* sind." — S. 59: „*salutari,* dass einem *Alten* der Art von Geringeren des Morgens um die erste und zweite Römische Stunde die *Cour gemacht* wird." S. 25: „*provecta est*, increvit, aucta est, progressus fecit, Fortschritte machte." S. 8: „*arma*, Brustwehr, Schild, Schutzmittel, praesidia." S. 12: „*sermo*, Unterhaltung, *praecepta*, Rathschläge." Hierzu kommen Sacherklärungen, grösstentheils umständlich und erschöpfend, in welchen sowohl die erwähnten Sachen und Personen, als auch der Sinn und Zusammenhang fleissig erklärt werden. Z. B. S. 13: „*Gorgias*, der *Chef* der Sophisten zur Zeit des Socrates." S. 30: „*T. Pontii.* Er wird auch de Finn. I, 3, sonst aber nirgends erwähnt. Zu Centurionen suchte man nach Vegetius 2, 14 die *geschlankesten* und stärksten Männer aus." — S. 46: „Dass Cicero in diesem *Discours* sich so weitläuftig und ganz vorzüglich über die Vergnügungen des Landmanns auslässt, hat seinen Grund in dessen eigner Vorliebe für das Landleben (S. de Offic. I, 42), in Cato's Lieblingsneigung, und im *eigentlichen* Leben des grossen Römers, im Leben des *Landcavaliers* (rustici), in der gepriesenen rusticatio, rusticitas antiqua." — S. 60: „*ludis* erg. Panathenaicis. Dieses Fest oder diese festlichen Schauspiele bestanden im *Pferderennen*, im *Certiren* der Krieger, Dichter, Musiker etc." Ferner sind häufig Urtheile über die richtige Lesart vorgetragen. Z. B. S. 3: „*digne* hinter *laudari* ist aus Gründen, von den Handschriften entlehnt, und wegen des in *satis* liegenden Begriffs gestrichen." — S. 4: „*a se ipsis* ist die richtigere Lesart (S. Gernhard ad Offic. I, 38, 137.), wofür Andere *a se ipsi petunt*, einer der Codd. Manut. aber *nach Wetzel* nicht schlecht *in se ipsis ponunt* liest." — S. 19: „*Provehebantur*, es fuhren auf den Staat ein, drängten ans Staatsruder sich; welches Verbum die wilde Wuth der hochmüthigen Jünglinge trefflich schildert. Die Vulgata *proveniebant oratores novi*, es traten neue Redner auf, musste schon desshalb weichen, weil sie für das Metrum zwei Silben zu viel hat." — [Warum benutzte der Herausgeber nicht, was Prof. Hermann in der Leipziger Lit. Zeit. Jahrg. 1819 No. 122 vorgetragen hat? —] S. 16: „*haec* nicht *hanc*, weil man nicht in diesem Sinne sagt, agere orationem, *harangiren.*" — S. 60: „*Lacedaemone*, zu Lacedämon, nicht *Lacedaemonem*, denn dies hiesse: Lacedämon sei nichts als ein Wohnsitz des Alters, wie Capua der Wohnsitz des Uebermuths und der Ueppigkeit genannt wird. Der Sinn ist dagegen: zu Lacedämon wurde das Alter am meisten geehrt. Läse man mit Lambin *senectuti*, so gäbe das wieder den verkehrten Sinn: das Alter habe zu Lacedämon in einem bestimmten Hause seinen Aufenthalt gefunden." — Auch Conjecturen werden dargeboten;

z. B. S. 17: „*ut si qui* ist die richtigere Lesart für *similesque sunt iis*, *qui*, weil sie die schwerere und ungewöhnlichere ist, und Cicero sich derselben Wendung Offic. I, 25, 87 und an mehr. St. bedient. Vielleicht läse man noch richtiger *similiterque faciunt*, ὅμοιον ὡς εἰ." — S. 57: „*et nitorem corporis* bedeutet dasselbe mit ornatumque, fehlt in den Handschriften und in Gaza's Uebersetzung und ist desshalb eingeklammert. Wenn *allenfalls nidorem* gelesen wäre, so passte dies sehr gut zu den Wohlgerüchen, von welchen die Persischen Edlen, wie überhaupt die Orientalen noch jetzt, so grosse Liebhaber waren." — Mit gelehrten Citaten sind die Anmerkungen überall ausserordentlich reich ausgestattet. Bei den Stellen aus Homer wird auch gewöhnlich die Uebersetzung beigefügt, bei andern aber nicht. Zuweilen werden dieselben Citate auch wiederholt, z. B. S. 16; und auch in der Note zu *bovem vivum*, § 33, verglichen mit der Note zu *Milonis* im 27sten §.

Als Beispiele von nachlässiger Abfassung können wohl folgende gelten: S. 44 steht: „*Turpione Amb.* L. Turpio Ambivius ein berühmter, *mit Roscius de oratt. c.* 20 *gepriesener*, Schauspieler (actor scenicus), zu den Zeiten des Terenz, in dessen Stücken er sich auszeichnete." Ist kaum zu verstehen. Und wo wird der Schüler wohl jenes Citat suchen? — Ebendaselbst: „*secum esse*, sich selbst angehören, se et suam mentem curare, neglectis inanibus studiis et voluptatibus populi. Graevius. Also einerlei mit secum habitare." — Als ob *secum habitare* in der klassischen Prosa gebräuchlich wäre. — S. 45: „*Scipionis* erg. Nasicae, der 591 a. u. c. Consul und 603, *wo* dieser *Discours* gehalten ist, Oberpriester und schon ein Greis war." Vergl. S. 3, wo gesagt wird, dieser *Discours* falle in das Jahr 604. — S. 41 steht: „Siehe Cornel. Nep. im Cato c. 1, Brutus c. 15, 6. Livius 29, 14." Wird der Schüler wohl an Cicero's Brutus denken? — S. 18: „*denuntio.* Denn Cato pflegte im Senate seine Reden stets mit den Worten zu *beginnen:* Ego vero censeo, Carthaginem esse delendam. S. Vell. Patercul. II c. 13. Plutarch. in Cato's vita c. 27. Livius Epitome 49. Florus II, 15, 4." — Im Velleius ist es nicht lib. II sondern lib. I. Und statt *beginnen* muss bekanntlich *endigen* stehen. Plutarch sagt: *προςεπιφωνεῖν* und Florus: *pronuntiabat*, in demselben Sinne. — S. 21 (bei § 23) hätte Simonides nicht als Philosoph, sondern als Dichter aufgeführt werden sollen. — S. 23: „*odiosum* bedeutet lästig, unangenehm, injucundum, und ist folglich *nicht* einerlei mit ab iis sperni, a quibus sis coli solitus, was c. 3, 7 vorkam." — Hier musste wohl „*nicht*" wegbleiben. — S. 24: „*discebant fidibus*, wobei canere ausgelassen ist. Der berühmte Saitenspieler, *wobei* Socrates das Saitenspiel erlernte, hiess Connus. S. Epist. 9, 22. Plato im Menexenus." — Warum nicht die Stelle im Menexenus näher bezeichnet? Und

welche Epistolas wird der Schüler nachschlagen? — Herr Gernhard wird wohl die Schuld auf sich nehmen. Denn auch bei ihm fehlen die Worte: *Cic. ad Famil.* — S. 16: „*cum Pyrrho.* Im J. Roms 474 schickte Pyrrhus den Cinneas nach Rom, um über den Frieden zu unterhandeln. *Cicero* machte den Senat" u. s. w. Soll heissen: *Cinneas* machte u. s. w. — S. 21 ist die Bedeutung von *studiorum agitatio* durch Stellen aus Seneca und Valerius Maximus erläutert; anderwärts werden auch Dichterstellen zu gleichem Zwecke gebraucht. — S. 20 steht: „*sepulcra legens*, inscriptiones sepulcrorum. Earum lectio vulgo videbatur officere memoriae. Das [Was?] that Cato bei Anfertigung seiner Origines. Vergl. c. 2. [Dort steht gar nichts hiervon.] Ueber diesen [Welchen?] Aberglauben s. de Finibb. 5, 1, 3. Plautus im Trucul. I, 2, 62." — Diese letztern Citate sind aus dem reichlich benutzten Gernhardschen Commentare. Dieser Gelehrte sagt aber: „Eodem pertinere *videtur* vetus proverbium, quod Cicero adhibet;" und: „*Nescio an* huc pertineat Plauti locus." Daraus macht unser Herausgeber: Ueber diesen Aberglauben siehe etc.

Oft stehen auch blosse Citate, ohne Andeutung, wozu sie dienen sollen. Z. B. S. 29: „*non clientes.* Siehe Gellius V, 13. VII, 3. Plutarch in *seinem* Leben c. 11. Cicero de Offic. I, 11, 33." — Aufschluss giebt, wie gewöhnlich, Gernhards Note.

Ganz in gleicher Manier ist der Laelius bearbeitet. Zu wünschen bleibt also mehr Methode, mehr Geschmack und mehr Sorgfalt. Dann werden dergleichen Arbeiten in ihrem bezeichneten Kreise nicht ohne Nutzen sein.

Cöslin. *Müller.*

P. Papinii Statii libri quinque Silvarum. Ex vetustis exemplaribus recensuit et notas atque emendationes adjecit *Jer. Marklandus*, Collegii Sti Petri Cantabrig. socius. Editio auctior indicibusque instructa. Dresdae, libraria Wagneriana. 1827. XXXI u. 433 S. gr. 4. carton. auf Druckvelinpapier 4 Thlr. 18 Gr., auf Schreibvelinpapier 6 Thlr. 12 Gr.

Referent gehört zwar nicht zu denjenigen, die sich im Allgemeinen über unveränderte Abdrücke alter Ausgaben unbedingt freuen, sondern macht auch bei Wiederdrucken der ausgezeichnetsten Werke der vergangenen Zeit immer die Einwendung, dass in ihnen vieles steht, was wir nothwendig besser wissen müssen und dessen Fortpflanzung also im günstigsten Falle wenigstens unnütz ist. Ja er muss es sogar höchst tadelnswerth finden, dass jetzt die Sitte so sehr überhand genom-

men hat, alle mögliche alte Schriften, wenn sie sich nur einigermaassen über Mittelmässigkeit erheben, wieder abzudrukken. Jedoch mag er solche Abdrücke nicht ohne Ausnahme verwerfen; vielmehr hält er sie in einzelnen Fällen für höchst verdienstlich, nämlich dann, wenn sie von Werken veranstaltet werden, welche für unsern Gebrauch noch sehr nöthig und fast unentbehrlich, dabei aber schwer zugänglich sind. Beides ist bei Markland's 1728 zu London erschienener Ausgabe der Silven des Statius in vorzüglichem Grade der Fall. Sie ist so selten, dass nur wenig Philologen sie benutzen konnten, und gehört doch um so mehr zu den nothwendigen Büchern derselben, je mehr sie an und für sich zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen der damaligen Philologie zu zählen und überdiess bis jetzt noch für die jüngste kritische Ausgabe dieser Gedichte anzusehen ist. Denn die von Hand angefangene Bearbeitung des Statius, in welcher Markland's Noten auch vollständig abgedruckt werden sollten, scheint nicht über den ersten Band hinausgehen sondern immer ein Fragment bleiben zu wollen. Sonst aber kennen wir nur noch Eine neue kritische Ausgabe, nämlich: *P. Pap. Statii libri quinque Silvarum cum varietate lectionum et selectis Marklandi aliorumque notis, quibus suas addiderunt J. A. Amar et N. E. Lemaire.* Paris, 1825. II Voll. 8. Was dieselbe, die übrigens schon ihres enormen Preises wegen in Deutschland wenig Eingang finden wird, für die Silven leiste, wissen wir zwar nicht; gestehen aber, dass wir wenig von ihr erwarten, weil es uns noch in zu frischem Andenken ist, wie sehr Amar in den ersten beiden Bänden der Ausgabe des Ovidius die Noten von Heinsius, Burmann und Lennep verhunzt und wie wenig auch Lemaire in dem 7n Bande desselben Buchs einen richtigen Tact im Auswählen derselben bewährt hat. Jedenfalls aber wird durch sie Markland's Ausgabe schon desshalb nicht entbehrlich gemacht, weil sie deren Noten nur theilweise wiedergiebt. Darum hat hoffentlich die Wagner'sche Buchhandlung der gelehrten Welt keinen unangenehmen Dienst erwiesen, dass sie sich zum Abdruck derselben entschloss, und diess zugleich auf eine solche Weise that, dass sie dabei den Rath eines wohlbekannten Philologen, des Hrn. M. Julius Sillig, benutzte und diesem die Besorgung des Buchs übertrug.

Was nun aber diesen Abdruck selbst anlangt, so ist derselbe treu und vollständig. Denn er giebt die ganze Originalausgabe fast ohne Weglassung eines Buchstabens wieder und hat auch die ursprüngliche Einrichtung derselben bewahrt. Der Text ist der unveränderte Markland'sche, ausser dass die Lesarten, welche dieser Gelehrte am Ende des Buchs in der Farrago variarum lectionum als in den Text aufzunehmende zusammengestellt hatte, hier wirklich aufgenommen und die alten Lesarten dieser Stellen in [] und mit beigefügtem *ED. DR.* (*Editor Dres-*

densis) unter den Text gesetzt worden sind. Hinter dem Texte folgen Markland's Noten mit genauer Angabe der Seitenzahlen der Originalausgabe. Auch hier sind die *Addenda et Mutanda* gleich gehörigen Orts eingeschaltet und ebenfalls durch [ ] und ein *ED. DR.* unterschieden worden. Nur ein einziges zu I, 4, 83 gehöriges Addendum, eine τρίτη φροντὶς Markland's, ist am Ende stehen geblieben, weil es anfangs übersehen worden war. Der Herausgeber ist hierbei so genau, dass er in den Stellen, wo Markland in den Addendis Worte der Noten streichen hiess, weil er sie an dem letztern Orte verbessert hatte, diese Verbesserung zwar einschaltet, aber doch auch die für falsch erklärten Worte beibehält. Selbst das kurze Vorwort, welches den Addendis und der Farrago vorausgeht, ist nicht weggeblieben, sondern in der Vorrede des Herausgebers aufgenommen. Verbessert sind aber die Druckfehler des Originals bis auf einige wenige, welche anfangs übersehen und dann in der Vorrede angezeigt worden sind. Neue Druckfehler haben wir, ausser ein paar ganz unbedeutenden, nicht gefunden. Endlich steht auch die äussere Ausstattung dem Original wenig oder nicht nach. Das Papier ist weiss und dicht und namentlich das Schreibvelin sehr schön; die nach Englischer Manier geschnittenen Lettern sind scharf und geschmackvoll; der Druck selbst ist rein und deutlich, ja nach unserer Ueberzeugung geschmackvoller als im Original.

Sind demnach alle Forderungen des Abdrucks vollkommen erfüllt, so ist das Buch auch noch durch zwei Beilagen bereichert worden, welche man für eine vorzügliche Zierde desselben ansehen wird. Zuerst nämlich ist hinter Markland's *Index auctorum* ein von dem Herausgeber angefertigter, sehr sorgfältiger und reichhaltiger *Index rerum et verborum in notas Marklandi* beigegeben, der um so verdienstlicher ist, je schmerzlicher man ihn in der Originalausgabe vermisst. Zweitens ist in der Vorrede S. XXI—XXX [nicht XXXIII, wie durch einen Druckfehler steht] eine vollständige Collation der Rhedigerischen Handschrift der Silven in Breslau mitgetheilt, welche der Herausg. durch den Prof. Passow erhielt, und welche treffliche Ausbeute liefert. Sie ist die besste aller bis jetzt bekannten Handschriften dieser Gedichte, und ihre Vergleichung war auch noch desshalb sehr wünschenswerth, da Hand von derselben nur eine sehr mangelhafte Collation besass. Eine genauere Beschreibung derselben haben Hand zu seinem Statius und Jacob in der Vorrede zum Lucilius geliefert. Der Collation sind ein paar Bemerkungen Passow's einverleibt, die derselbe 1818 in einem Universitätsprogramm mitgetheilt hatte. Er billigt nämlich in der Praefatio des 1n Bchs. Z. 15 die Lesart *habuerunt* und will I, 2, 89, wo die alten Ausgaben *praelusi* bieten, woraus Bernartius *praeluxi* machte, *praefulsi*

lesen, weil in der Rhedig. Handschr. *praeulsi* steht. Die Conjectur empfiehlt sich durch Leichtigkeit und passenden Sinn, und wenn wir auch nicht überzeugt worden sind, dass *praefulsi* longe exquisitius sey als *praeluxi*, so hat doch Hr. P. gut nachgewiesen, dass die erstere Wortform in des Statius Zeitalter sehr gewöhnlich war. Auch die Verwechselung des *E* und *F* wird durch Verweisung auf die Erklärer zu Propert. V, 11, 30 bestätigt, in welcher Stelle übrigens mit mehrern Handschrr. *Versa Numantinos regna loquuntur avos* gelesen werden soll.

Es ergiebt sich aber ohne unser Erinnern dass durch die zweite Zugabe das Buch in kritischer Hinsicht noch werthvoller und durch die erste für den Gebrauch noch bequemer geworden ist als das Original. Diess zusammengestellt mit der Treue und Zuverlässigkeit des Abdrucks führt zu dem Resultate, dass die Ausgabe alles Lob, und Herausgeber und Verleger vollen Dank verdienen. Letzterer wird sich auf diese Weise gewiss viele Käufer erwerben, und berechtigt durch dieses Verfahren auch zu guten Hoffnungen für zwei andere Abdrücke, die er in einer Nachschrift versprochen hat. Er will nämlich bei günstiger Aufnahme des Statius noch eine neue Auflage des *Drakenborchischen Silius* und des *Oudendorpischen Lucanus* veranstalten. Die Wahl beider Werke ist allerdings sehr zu billigen, wenn sie auch nicht in dem Grade vermisst werden sollten, als Markland's Statius. Namentlich haben wir bei dem Lucanus das Bedenken, ob er nach den zwei ziemlich weitschichtigen Ausgaben von Weber nicht lieber mit einem andern Lateinischen Dichter zu vertauschen sey. Wenigstens würde Ref. einen Wiederdruck von *Burmann's Ovidius*, *Rader's Martialis*, namentlich wenn er mit des Scriverius Ausgabe verbunden würde, oder *Burmann's Anthologia Latina* viel lieber sehen. Indess wollen wir damit nicht verneinen, dass auch Oudendorp's Lucanus vielen willkommen seyn werde. Nur ist zu wünschen, dass bei diesen neuen Abdrücken der Preis etwas billiger gestellt werde, als es beim Statius geschehen ist: denn dass in diesem der Bogen zu zwei Groschen berechnet ist, diess scheint uns selbst für seine schöne Ausstattung zu theuer zu seyn. Auch möchte die Notenschrift etwas grösser gewählt werden; denn im Statius ist namentlich die Cursivschrift nicht gross genug, um ein langes Lesen, namentlich bei Licht, möglich zu machen. Sollte übrigens der Herausgeber des Statius auch diese zu erwartenden Abdrücke besorgen, so wünschen wir, dass er dann nicht mit eigenen Bemerkungen so karg sey, wie er es hier gewesen, sondern uns auch von seinen eigenen zu den Lateinischen Dichtern gesammelten Bemerkungen etwas mittheile. Wir meinen damit nicht, dass er nach Art mancher Herausgeber solcher Abdrücke hin und wieder ein Nötlein der Art ansprütze, das mit einem *non opus est*, *non liquet*, *conferatur* und

dergl. die Sache abzumachen gedenkt; sondern dass er namentlich solche Stellen erörtere, wo die behandelten Gegenstände noch schwierig oder zweifelhaft sind, oder wo etwas Falsches durch scharfsinnige Deduction so vertheidigt ist, dass man es leicht für wahr halten könnte. Fälle dieser Art dürften in Markland's Noten nicht so gar selten seyn. Auch werden wir es gar nicht ungern sehen, wenn er seine ἀκρίβεια nicht so weit treibt, dass er darüber den bequemen Gebrauch aufopfert. So hätten wir z. B. im Statius es für keine Verletzung des sorgfältigen Anschmiegens an das Original gehalten, wenn in den Columnentiteln des Textes neben der Zahl des Buchs auch die des Gedichtes und in den Titeln der Noten auch die Verszahl angegeben, oder wenn die eingeschalteten Addenda gleich mit den Noten verschmolzen worden wären. Eben so hätten wir die Varianten der Rhedig. Handschrift entweder unter den Text oder doch in die Noten gestellt, damit der Leser nicht über die Unbequemlichkeit klage, beim Gebrauch jedesmal an drei verschiedenen Stellen nachsehen zu müssen. Endlich hätten wir auch die Pariser Ausgabe nicht ganz unberührt gelassen und wenigstens in der Vorrede erwähnt, wie weit Markland in ihr benutzt und was überhaupt durch sie geleistet ist. Indess wollen wir durch diese Wünsche den Werth des Buches nicht schmälern, und legen auf dieselben um so weniger Gewicht, je bestimmter wir wiederholen müssen, dass Hr. S. nicht nur die Forderungen, die man genau genommen an einen Abdruck machen kann, alle erfüllt, sondern auch besonders durch die nicht eben angenehme Abfassung des Index weit mehr geleistet hat, als man billiger Weise verlangen kann. Darum heissen wir das Buch aus Ueberzeugung willkommen, und glauben nicht zu irren, wenn wir dem Hrn. Herausg. dafür den Dank vieler Philologen zusichern.

Jahn.

M i s c e l l e n.

Zu London erscheinen *Bibliographica Cantabrigiensia*, in denen die kostbarsten und merkwürdigsten seltenen Bücher der Universität Cambridge beschrieben werden sollen.

In dem 6n Bande der *Mémoires de l'institute royal de France* etc. (Paris, 1826. 678 S. 4.) stehen folgende philologische Abhandlungen: Coussin: Ueber die Optik des Ptolemaeus; Gosselin: Ueber das Princip, die Basis und Ausgleichung der verschiedenen Systeme der

Längenmaasse im Alterthume; Letronne: 1) Ueber die Bevölkerung Athens; 2) Ueber die Functionen der Mnemonen, Hieromnemonen und Promnemonen, und die Zusammensetzung der Amphiktyon. Versammlung; 3) Kritik der Nachrichten, welche die Alten von den Messungen der Erde durch Alexandrin. Mathematiker geben; Walckenaer: Ueber die Lage der Campi Raudii, wo Marius die Cimbern schlug, [im District von Biandrate, vgl. Jbb. VI S. 128.] und den Weg, den diese Völker nach Italien nahmen; Tôchon d'Annecy: Ueber die zu Philippopolis geschlagenen Münzen des Marinus. Vgl. Beck's Repert. 1826 Bd. III S. 394.

Das Sanskrit stimmt nach den Forschungen Englischer Gelehrten mit der Griechischen Aussprache so auffallend überein, dass Casus und Genus, Idiom und Regimen etc., ja selbst oft die Wurzeln ganz dieselben sind. Auch die Prosodik desselben ist so, dass nach der Versicherung von William Jones die Rede sich sehr natürlich zu Sapphischen, Alcaeischen und iambischen Sylbenmaassen bildet. Um diese Aehnlichkeit recht auffallend zu zeigen, will Dan. Brown, Vorsteher des Collegiums von Fort William, eine wörtliche Uebersetzung der Evangelien des N. T. mit gegenüberstehendem Griechischen Texte herausgeben. Bei dieser Uebereinstimmung wird in den Blätt. f. lit. Unterh. 1828 Nr. 28 S. 112 unter der Voraussetzung, dass das Sanskrit nicht älter als das Griechische sey, sondern sich nach demselben gebildet habe, Gibbon's Vermuthung wiederholt, dass diese Sprachähnlichkeit vielleicht aus dem alten Verkehr der Baktrisch-Griechischen Colonie mit Hindostan zu erklären sey. Diess bestätige sich zum Theil schon daher, dass offenbar sehr Vieles von Griechischer Mythologie, mit Vorschriften und Geschichten der Bibel untermischt, im Indischen sich finde.

Ein sehr altes Eteostichon findet man auf einem bei Padua ausgegrabenen Cippus mit folgender Inschrift:

DIS
MANIBUS
CLAUDIA[*E*]
TI[*BERII*] AUGUSTI L[*IBERTAE*]
TOREVMAE
ANNOR[*UM*] XVIIII.

Hac ego bis denos nondum matura per annos
Condor humo multIs nota ToreVma jocIs.
ExIguo VItae spatIo fellclter acto
EffugI crImen, longa senecta, tuum.

Die Inschrift ist abgedruckt und erläutert im 24 (55) Bde. des Giornale dell' Italiana letteratura S. 309.

In dem im Decemb. 1827 erschienenen Hefte des *Edinburger Review* steht ein langer Aufsatz *über den gegenwärtigen Zustand der Deutschen Literatur*, der von Carlyle (Uebersetzer des Wilhelm Meister) seyn soll. Er sucht die Deutsche Literatur von der in England gewöhnlichen Beschuldigung des geschmacklosen Mysticismus und Unglaubens zu befreien. Das wahre Wesen unserer Dichtkunst sey ein Anschauen des Schönen und Wahren in der Natur und im Menschen, u. sey besser als die Dichtkunst irgend eines Volks der neuern Zeit; nur als ein Ganzes betrachtet sey die Deutsche Dichtkunst weniger gut und stehe unter der Englischen, Italienischen und Spanischen. Unsere Sprache sey hart, aber männlich und voll tiefer und ausdrucksvoller Töne. Unsere Philosophie beruhe auf genauer Zergliederung und strengen Schlussformen, schweife aber noch im Ungewissen und könne höchstens als der Anfang eines Bessern betrachtet werden.

Es giebt nur fünf schöne Künste, welche den fünf Sinnen des Menschen entsprechen, nämlich Baukunst, Bildhauerkunst, Malerkunst, Tonkunst, Dichtkunst. Diess wird durchgeführt von Andreas Erhard in seinem *Möron*, *philosophisch-ästhetische Phantasien in sechs Gesprächen* (Passau, Püstet, 1826. XIV u. 400 S. 8. 1 Thlr. 8 Gr.), welche, Baierns edlen Jünglingen gewidmete, Schrift auch für die Griechische Alterthumskunde nicht unwichtig ist, indem sie in den drei letzten Gesprächen den innern Charakter der Griechischen Bildung, das öffentliche u. Privatleben der Griechen und die epische und dramatische Poesie derselben behandelt (zwei Dichtungsarten, welche aus der Betrachtung des Widerstreites zwischen Schicksal und Freiheit entstanden sind), auch über die Griech. Dichtkunst überhaupt und die dramatische insbesondere, so wie über das Epos und andere Dichtungsarten der Deutschen gute Bemerkungen mittheilt.

Den Schulen, in welchen Klopstock's Gedichte erklärt werden, sind besonders zu empfehlen: *Klopstock's Oden und Elegien mit erklärenden Anmerkk. und einer Einleitung von dem Leben und den Schriften des Dichters von* C. F. R. Vetterlein. Leipzig, Hartmann. gr. 8. 1r Bd., *Einleitung und die ersten* 40 *Oden*, 1827. XVI u. 335 S. 1 Thlr. 8 Gr. 2r Bd., *die Oden* 41—115, 1828. VI u. 328 S. 1 Thlr. 8 Gr. Bei der Abhandlung über Klopstock's Leben und Schriften sind die übrigen Werke über diese Gegenstände nachgewiesen und benutzt, und es ist eine chronologische Tabelle über des Dichters Leben und die Bekanntmachung seiner Schriften angehängt. Die aufgenommenen Oden und Elegieen sind aus den Jahren 1747—1754 und 1758—1781. Der Text derselben ist nach der letzten Leipziger Ausgabe gegeben, aber mit den frühern Ausgaben verglichen und öfters berichtigt; besonders ist die Interpunction durchaus verbessert. Die Gedichte sind streng nach der Zeitfolge geordnet und mit einigen in der Leipziger Ausgabe nicht befindlichen vermehrt. Jedem geht eine literarische Notiz voraus, welche Veranlassung, Zweck und Ideengang desselben an-

giebt und nachweist, wo es in den Ausgaben und Zeitschriften steht. Vorzüglich schätzbar sind die Anmerkungen, die theils kritisch sind und gemachte Textesänderungen rechtfertigen, theils die Sprache erläutern und einzelne Stellen erklären, theils (abgesondert) das Sylbenmaass behandeln. Sehr gerühmt wird das Werk in Beck's Repert. 1827 Bd. III S. 201—3.

Als neue geschichtliche Erscheinung ist zu erwähnen: *die Altrömische und Griechische Geschichte in bildlichen Darstellungen, nach den Originalzeichnungen des berühmten B. Pinelli in Kupfer gestochen.* Beide Geschichten erscheinen jede mit 100 Kupfertafeln in Queerquart in 25 Heften, jedes Heft mit 4 Blättern. Zu der Römischen Geschichte ist ein Deutscher, Italienischer und Französischer, zu der Griechischen ein Italienischer, Griechischer und Französischer Text gegeben. Von der Römischen Geschichte sind bereits 20, von der Griechischen 19 Hefte fertig. Der Pränumerationspreis jedes Heftes in 40 Kr. C.M. in Wien bei Artaria u. Comp.

Ueber die auf Sardinien befindlichen *Noraghen* [d. h. alte Denkmäler, welche, aus verschiedenen Steinarten der Insel erbaut, besonders auf kleinen Hügeln sich finden, an der Grundfläche etwa 90 Fuss im Durchmesser und eine Höhe von etwa 50 Fuss haben und am Gipfel in einen eingedrückten Kegel endigen, bisweilen auch von einem Erdwalle und einer 10 Fuss hohen Mauer umgeben sind] hat L. C. F. Petit-Radel herausgegeben: *Notices sur les Nuraghes de la Sardaigne, considérés dans leurs rapports avec les résultats des recherches sur les monumens Cyclopéens ou Pélasgiques.* Paris bei Delaforest. 1r Bd. 1826. 148 S. 8. Nebst 3 lithogr. Tfln. Er leitet diese Noraghen von den nach Sardinien eingewanderten Pelasgischen und Heracliden-Colonieen her und lässt sie von Dädalus erbaut seyn, den er als einen Zeitgenossen des Iphikles, Iolas, Minos II, Oedipus und Atreus nachzuweisen sucht. Zugleich stellt er geschichtliche Untersuchungen über die beiden ersten Griechischen Colonieen in Sardinien an, und sucht aus den alten Nachrichten darüber die Führer dieser Colonieen und die nähern Umstände derselben festzustellen, und sie in Verbindung mit den Pelasgischen Wanderungen zu bringen, denen das Abendland seine Civilisation verdanke. Die Arkadische Colonie des Aristaeus (Schwiegersohns des Cadmus) wird mit der Pelasgischen Niederlassung unter dem Thessalier Nanas in Italien und deren Cyclopischen Mauern in Verbindung gebracht. Auch ist ein Mémoire desselben Verfassers über die Cyclopischen Denkmäler Italiens und Griechenlands mitgetheilt. Vgl. Leipz. L. Z. 1828 Nr. 37 S. 293 f.

In Boston hat Sidney Morse *A new system of modern geography* herausgegeben und der geographischen Gesellschaft in Paris

zur Prüfung vorgelegt. Letztere hat jedoch entschieden, dass dieses System keineswegs so neu sey, als der Verf. glaube.

In dem ersten, nächstens erscheinenden, Heft von Böttiger's Zeitschrift „*Archäologie u. Kunst*" wird unter andern ein Aufsatz von Raoul-Rochette *über die neuentdeckten Hypogäen von Corneto* (Tarquinii) mitgetheilt. Der Verf. sah sie wenige Tage nach ihrer Ausgrabung. Das zweite Heft derselben Zeitschrift, welches dem ersten ungesäumt folgen soll, wird eine Abhandlung des genannten Französischen Archäologen *über den Mars Ludovisi* enthalten, die zugleich als integrirender Theil eines von Hrn. R. R. jetzt vorbereiteten grössern Werkes zu betrachten ist. Er hat nämlich auf seiner im vorigen Jahr durch Italien gemachten Reise Materialien zu der Herausgabe von *Monumens antiques inédits* in zwei Foliobänden mit wenigstens 200 Kupfer- und lithographischen Tafeln gesammelt, die auf seine eignen Kosten erscheinen werden, jedoch so dass die Regierung für den Druck in der Imprimerie royale sorgen wird. Ausser einem schon gemachten Aufwand von 10000 Francs wird die Beendigung dieses Prachtwerkes noch ungefähr 30000 Francs erfordern, und nach den Versicherungen des gelehrten Herausgebers selbst soll nichts geschont werden, was dem Werke einen bleibenden Werth verschaffen kann. Der Commentar wird grösstentheils die Form von Sendschreiben an berühmte, mehrentheils Deutsche, Archäologen haben. Ein Prospectus wird sehr bald das Nähere über diese eben so kostspielige als uneigennützige Unternehmung mittheilen.

In Pompeji hat man in einem kleinen, hinter der sogenannten Crypta di Eumachia ausgegrabenen Hause folgende Wandgemälde gefunden: 1) Eine Darstellung des Hercules und der Iole. Hercules sitzt auf einem Felsblock, über welchen die Löwenhaut ausgebreitet ist, trägt einen Kranz von Eichenlaub um die Schläfe und stützt seine Linke auf die mächtige Keule. Er zeigt in seinem ganzen Aussehen einen aufgeregten Zustand und ängstliche Spannung der Seele und horcht auf die Worte der Iole. Diese steht neben ihm mit dem rechten Arm auf einen Pfeiler gelehnt, und streckt die Linke gebieterisch und mit entschlossener Miene gegen ihn aus. Ein weisses durchsichtiges Hemde verhüllt nur schwach einen Theil ihres schönen Körpers, über den sie zur Hälfte einen lichtblauen in geschmackvolle Falten gelegten Mantel geworfen hat. Ihr üppiger Gliederbau steht in schönem Gegensatz zu dem musculösen Hercules. Das Colorit ist sehr zart, die Gruppirung höchst edel und wahr, die Zeichnung correct, ausdrucksvoll und abstechend, ohne grell zu seyn. Den Hintergrund bildet ein nur leicht skizzirtes Architekturstück. 2) Dem ersten Gemälde gegenüber in der Mitte der Zimmerwand sieht man ein reizendes nacktes Weib, welche in tanzender Stellung mit ihrem rechten Arm den Hals eines Stiers umschlingt und in der rechten Hand den Strick, woran der Stier geleitet wird, in der Linken einen blassvioletten Schleier

hält. Aehnliche Gemälde findet man häufig in Pompeji. Mit Unrecht hat man sie gewöhnlich vom Jupiter und der Europa gedeutet, wogegen die leichte Haltung des Weibes und die Abwesenheit alles Wassers streitet. Vielmehr ist es wohl eine Bacchantinn mit dem dem Bacchus geheiligten Stier. Der Bacchusdienst muss überhaupt in Pompeji und den weinreichen Gegenden Campaniens sehr verbreitet gewesen seyn; denn die meisten aufgefundenen Gemälde und Monumente zeigen Gegenstände aus dem Bacchusdienste. 3) Zwei Centauren, in schwarzem Felde gemalt. Dem ersten, welcher in Gallopp fortstürzt, hat eine Bacchantinn die Hände auf den Rücken gebunden, kniet auf seiner Groppe, setzt ihm den rechten Fuss in den Rücken, reisst ihn mit der linken Hand bei den Haaren und prügelt ihn mit dem Thyrsusstabe. Der zweite etwas ältere Centaur an einer andern Wand desselben Zimmers [Chiron?] hält einen blondhaarigen Knaben [Bacchus?] in seinen Armen und lehrt ihn, wie es scheint, die Leier spielen. Auf der Schulter trägt der Centaur einen Thyrsus, an dem eine Cymbel aufgehangen ist. Die thierische Hälfte beider Centauren ist blass goldfarben, ihr menschlicher Theil ein leichtes Braun. Die Composition ist sehr gefällig und geistreich, die Ausführung höchst gelungen. 4) Zwei Centaurinnen auf schwarzem Felde, im schnellen Lauf dargestellt, mit Schaupfennigen und Armspangen geziert und mit zarten Mänteln bekleidet. Die erste hat ihre Haare in eine weisse Binde geknüpft und galloppirt mit einem blühenden Knaben umher, den sie hinter dem Rücken umschlungen hält und der ein Deckelinstrument gegen ein anderes ähnliches stösst, das die Centaurinn in der rechten Hand trägt, während sie mit der linken in eine, auf die Groppe gestützte, fünfsaitige Leier greift. Der Zauber der Bewegungen ist so gross, dass Spiel und Lauf nach demselben Tacte zu geschehen scheinen. Der violette Mantel der Centaurinn flattert auf ihrer Groppe; der Mantel des Knaben ist bleichblau. Die zweite Centaurinn trägt ein junges Mädchen, das, mit dem Rücken gegen den Beschauer gewendet, recht bequem auf ihrer Groppe liegt, bloss mit einer gelben Tunika bekleidet ist, und in der linken Hand einen Thyrsus hält. Die Centaurinn sucht mit umgewendeten Körper, doch ohne vom Galloppiren abzulassen, einen grünen Feston an den Thyrsus zu heften. Auch diese Gruppe ist vorzüglich ausgeführt. Der Körper des Pferdes beider Centaurinnen ist weiss, wie ihr weiblicher Körper. [*Auszug aus der Wiener Zeitschrift für Kunst*, *Literatur*, *Theater u. Mode*, 1828 St. 9 u. 10 S. 69 f. u. 77 f.]

In Herculanum haben auf königl. Befehl unter Leitung des Baudirectors Carlo Bonucci neue Ausgrabungen begonnen. Die ersten beiden wurden am 2 Januar, eine 150 Fuss von der andern entfernt, angestellt, und man arbeitet seitdem täglich daran, den äussern Theil des Theaters von der Cruste und Asche zu befreien und die Zimmer der Schauspieler nebst dem übrigen Theile des Prosceniums herzustellen. Auch auf Capri sind Ausgrabungen begonnen worden, und

in Capua sind 30 Mann beschäftigt das Amphitheater zu räumen. Der Canonicus Jorio hat zu Neapel 1827 herausgegeben: *Notizie su gli scavi di Ercolano*, welche 5 belehrende Zeichnungen über die Lage der alten Stadt, des neuen darüber gebauten Orts, des Theaters, der Basilica u. der Curia enthält.

Die in Rom auf dem Forum begonnenen Ausgrabungen [s. Jbb. V S. 324] haben zwar noch keine Kunstwerke zu Tage gefördert, werden aber eine viel genauere Topographie des Forums möglich machen. Man arbeitet jetzt an der ausserordentlichen Erhöhung des Bodens, welche zwischen dem Bogen des Titus und der Kirche di S. Francesca Romana beginnt und bis zum Colosseum sich hinzieht, und neben diesem so hoch ist, dass sie mit dem Karnies des Erdgeschosses desselben gleiche Höhe hat. Durch das Nachgraben ist unter dieser Erhöhung ein Mauerwerk zum Vorschein gekommen, in welchem sich 5 Bogengänge nebst ihren Oeffnungen zeigen, welche ehemals nach hinten, nach dem Tempel di Venere e Roma, der auf dieser Anhöhe stand, zu, einen jetzt mit Schutt angefällten Ausgang gehabt zu haben scheinen. Das Mauerwerk besteht aus zerschlagenen Marmorstücken, Peperin (Albanischem Steine) und Travertin, sämmtlich ohne Ordnung und unter sich vermischt und durch einen Kitt verbunden, welcher der heutigen Puzzolanerde gleicht. Ein zweites Gemäuer, das aus lauter zerschlagenem Kiesel besteht, liegt hinter diesem, nach dem Esquilinus zu, in gerader Linie mit der hier vermutheten Via sacra, also mit dem Friedenstempel, dem Tempel des Romulus etc., und scheint ein späterer Fortsatz des ersteren zu seyn. Das erstere nehmen die Römischen Antiquare nur für die Grundmauer des Tempels der Venus und der Roma; bei welcher Vermuthung nur die Ausdehnung des Gemäuers zu gross ist, und die fünf Bogengänge unerklärt bleiben. Da man vor einigen Jahren auf der entgegengesetzten Seite, neben dem Bogen des Titus, Marmorstufen aufgegraben hat, so scheint es offenbar zu seyn, dass diese vom Forum her auf diese erwähnte Erhöhung führten. Auch steht nicht mehr zu bezweifeln, dass das Niveau des alten Forums mit dem des Colosseums ungefähr auf derselben Höhe, d. h. 30 Fuss unter dem jetzigen Niveau des Campo vaccino war, und dass zwischen ihnen jene Erhöhung lag, auf welcher auf der einen Seite der Bogen des Titus, auf der andern der Tempel di Venere e Roma stand. Vgl. Morgenbl. 1828 Nr. 1 f. u. Nr. 10.

In Rom hat man am 12 Januar bei dem Ausgraben im Garten der Canonici vom Lateran eine mehr als lebensgrosse Statue des Vespasianus, der aber ein Arm fehlt, und eine Statue seiner Tochter Julia gefunden. Beide sind aus Marmor und durch schöne Draperie ausgezeichnet. Am Gewande bemerkt man rothe Streifen, welche die Purpurfarbe der Toga picta vorstellen. Auch einen colossalen Junokopf im schönsten Griech. Stil hat man ausgegraben.

Der Unterricht der Kinder muss schon im zweiten Lebensjahre (mit 18 Monaten) beginnen und in Hinsicht der Elementarkenntnisse mit dem siebenten beendigt seyn. Den Anfang des Unterrichts müssen daher Mütter und Ammen besorgen, der spätere Lehrer muss nach der Bell-Lancaster'schen Methode unterrichten. Ein solcher Lehrer kann mit Einem Gehülfen 300 Kinder unterrichten, und es ist nicht gut, wenn er nicht mindestens 100 hat. Diess und Aehnliches hat der Amerikaner Wilderspin behauptet in einer kleinen Schrift, welche er zu Washington herausgegeben hat.

Politische Gewissenhaftigkeit einer kritischen Zeitschrift.] Der Recensent von Joseph von Hammer's *Osmanischer Geschichte* in den Wiener Jahrbüchern (Bd. XLI) hatte in seiner Beurtheilung mehrere Stellen aus dem Buche ausgezogen, welche jedoch der Redacteur, Hülsemann, tilgte, weil sie den Türken ungünstig und folglich anstössig wären. Und doch ist das Buch selbst in Wien gedruckt und censirt. Hammer hat desshalb seine fernere Theilnahme als Mitarbeiter an diesen Jahrbüchern verweigert.

Todesfälle.

Den 9 Januar starb zu Paris der Akademiker *Franz von Neufchateau.*

Den 10 Jan. zu Gröningen der Professor *H. D. Guyot*, Stifter des dasigen Taubstummen-Instituts, 74 J. alt.

Den 11 Jan. zu Paderborn der Lehrer *Rust* am Gymnasium.

Den 15 Jan. zu Jena der Consistorialrath und Superintendent Dr. *Johann Gottlob Marezoll*, geb. zu Plauen im Voigtlande am 25 Dec. 1761. Er wurde 1789 Universitätsprediger in Göttingen, 1790 ausserordentl. Prof. der Theologie daselbst, 1794 Prediger an der Deutschen Petrikirche in Kopenhagen und 1805 Superintendent u. Professor theol. honor. in Jena. Nekrolog in der Jen. L. Z. 1828 Int. Bl. 6 S. 45—47.

Den 16 Jan. zu Halle der Professor und Oberbibliothekar Dr. *Johann Samuel Ersch*, geb. zu Glogau am 23 Juni 1766. Ein Nekrolog desselben steht in Pölitz'ens Jahrbb. der Geschichte u. Staatskunst Hft. 3, ein zweiter, von Gruber, in der Hall. Lit. Zeit. 1828 Nr. 35 S. 273—82, ein dritter in der Allgem. Zeit. Beil. 59 f., ein vierter in Ebert's Liter.-Blatt zur Dresdner Morgenzeitung Nr. 5. f.

Den 26 Jan. zu Königsberg der Oberlehrer *Stiemer* am Stadtgymnasium.

Den 1 Febr. zu Brandenburg der Mathematicus *Fischer* am Gymnasium.

Den 16 Febr. zu Leipzig der kön. Preuss. Hofrath Dr. *Ernst Carl Wieland*, früher Professor der Geschichte und seit 1819 Prof. der Philosophie an d. Univers., geb. zu Breslau am 22 Juli 1755.

Den 17 Febr. zu Leipzig der Domcapitular und Superintendent Dr. *Heinrich Gottlieb Tzschirner*, Professor der Theologie an der Univ. und Ritter des Danebrogordens, geboren in Mittweida am 14 Nov. 1778. Sein Leben und Wirken haben zwei Freunde des Verstorbenen, Prof. Krug (Kurze Charakteristik Tzschirners als Gelehrten, Kanzelredners und Menschen. Lpz., Kollmann. 26 S. 8. 4 Gr.) u. Hofrath Pölitz (Biographie Tzsch. in den Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst, 1828, Aprilheft, welche auch einzeln abgedruckt ist. Lpz., Hinrichs. 34 S. 8. 5 Gr.) treffend geschildert. Beide Schriften ergänzen sich gegenseitig und sind neben einander zu gebrauchen. Unbedeutend sind daneben die Nekrologe im Leipziger Tageblatt und in der Allgem. Zeit. 1828 Nr. 68 Beil., sowie eine dritte Biographie, welche in Leipzig bei Glück erschienen ist.

Den 18 Febr. zu Wartenberg der als Deutscher Dichter bekannte geheime Ober-Finanzrath *Leop. Friedr. Günther von Göckingk*, geb. am 13 Juli 1748.

Den 21 Febr. zu Bremen der Prof. an der Handelsschule Dr. *W. Th. Hundeiker* im 42 J.

Den 22 Febr. zu Königsberg der Professor der Theologie und Orientalischen Literatur u. Consistorialrath Dr. *Samuel Gottlieb Wald*, geb. zu Breslau am 17 Octob. 1762.

Den 1 März zu Greifswald der Professor in der philosoph. Facultät der Universität Dr. *Overkamp*.

Den 16 April zu Leipzig der ausserordentl. Professor in der philos. Facult. M. *Carl Beier*. Einen Nekrolog desselben werden die Jahrbücher, an denen er ein thätiger Mitarbeiter war, nächstens liefern.

Ein Verzeichniss denkwürdiger im Jahr 1827 verstorbener Personen, mit Angabe ihrer Namen, Titel, Geburts- und Sterbezeit steht in der Berliner Haude- und Spenerschen Zeit. 1828 Nr. 38, 40 u. 41 und im Nürnberg. Correspond. Nr. 61—63.

Schul- und Universitätsnachrichten, Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Augsburg. Das seither vereinigte evangelisch-katholische Gymnasium soll nach königl. Verordnung wieder in zwei Gymnasien aufgelöst werden. Als Dotationszuschuss zu dem neuzuerrichtenden kathol. Gymnasium hat der hiesige Bürger *Sigmund Geneve* 30000 Fl. geschenkt und desshalb vom Könige ein Belobigungsschreiben erhalten. Leider ist dieser Ehrenmann bald darauf, am 9 Febr., 75 Jahr alt gestorben.

Baden. Der weltliche Lehrer Hr. Dr. *Anton Baumstark* hat aus Veranlassung seiner Ernennung zum Professor an dem Gymnasium zu Freyburg im Breisgau eine Abhandlung *de Curatoribus Emporii et Nautodicis apud Athenienses* in der dortigen Wagner'schen Buchhandlung (80 Seiten 8. 1828.) herausgegeben. Diess ist die erste und, wie die Kritik zeigen wird, ehrenvolle Erscheinung dieser Art in der Geschichte

des Badischen Schulwesens. Jeder aufrichtige Freund unseres Lehrstandes kann dabei nur wünschen, dass sie nicht die einzige bleiben möge. Die Erfüllung dieses Wunsches hängt zuvörderst von der Bildung unserer Lehrer ab, insofern diese nicht für etwas Accidentelles gilt, sondern eben so gut wie für jeden andern Lebensberuf im wissenschaftlichen Gebiete eine gründliche Fachbildung seyn muss, die Lehrer selbst mögen übrigens geistlich oder weltlich seyn. So dachte auch der in Ruhstand versetzte, um das katholische Schulwesen Badens hochverdiente geistliche Ministerialrath Dr. *Phil. Jos. Brunner*, durch dessen Verwendung dem H. Dr. Baumstark gleich manchem andern Katholiken, der kein Geistlicher, aber doch Lehrer werden wollte, Staatsunterstützung zu Theil wurde, um sich im philologischen Seminar auf der Universität Heidelberg die nöthige wissenschaftliche Vorbereitung zum Lehramte erwerben zu können. Seit einigen Jahren sieht man immer weniger Lyceisten oder Gymnasiasten sich ausschliesslich zum Studium der Philologie wenden, sondern diese unter den Katholiken nur von Theologen neben ihrem Brodstudium auf der Universität Freyburg betrieben werden. — Hr. *Joseph Lachmann* aus Rastatt, welcher, nach vollendetem Studiencurse am dasigen Lyceum, mit höherer Genehmigung u. Unterstützung aus milden Fonds sich auf der Universität Heidelberg dem Studium der Mathematik, Naturlehre u. Naturgeschichte widmete, um sich zum Lehrer vorzubereiten, ist, nach Ablegung eines ganz vorzüglichen Staatsexamens aus den genannten wissenschaftlichen Fächern, unter die weltlichen Lehramtscandidaten des kathol. Grossherzogthums aufgenommen worden.

Bamberg. Der Domcapitular Dr. *Casp. Fraas* ist Domdechant, Rector des Lyceums und Professor der Theologie geworden.

Berlin. Die am Joachimsthal'schen Gymnasium durch des Prof. *August* Versetzung [Jbb. IV S. 344] erledigte Oberlehrerstelle ist dem bisherigen Oberlehrer am Friedrich-Werder'schen Gymnas. Dr. *Passow* übertragen und demselben ebenso, wie dem Oberlehrer Dr. *Conrad*, das Prädicat eines kön. Professors beigelegt worden. Bei demselben Joach. Gymn. ist der Dr. *Constantin Ilgen* als Alumneninspector definitiv angestellt worden. Die Universität hat für den physikalischen Apparat ein Mikroskop von Utzschneider in München um 580 Gulden angekauft. Der Hofrath Dr. *Dorow*, welcher sich jetzt in Rom aufhält, ist daselbst zum Mitgliede der Academia Romana di Archeologia gewählt worden.

Bonn. Der vormalige k. Russische Etatsrath u. Prof. *von Schlözer* in Moskau ist zum ausserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt.

Braunschweig. Der Director Dr. *Friedemann* hat den Rang eines ordentlichen Professors erhalten. Die Doctoren *Brandes* und *Brauns* am Collegium Carolinum sind zu ausserordentlichen Professoren ernannt.

Brescia. Der Weltpriester *Hieronymus de Stefani* ist zum Pro-

fessor der theoretischen und Moral-Philosophie am Lyceum ernannt worden.

Breslau. Der bisher. Gymnasialdirector *Kabath* in Glatz ist zum kathol. geistlichen und Schulrath beim hiesigen Provinzialschulcollegium ernannt.

Bromberg. Das Gymnasium erhielt zu Anfange des Jahres 1827 zwei neue Lehrer, nämlich den Candidat *Plath* als interimistischen Ordinarius der sechsten Classe an die Stelle des kranken Collaborators *Kaletta*, und den Französ. Sprachlehrer *Bouzereau de Bellemain* vom Gymnas. in Cöthen. Zur Unterstützung hülfsbedürftiger Schüler der Anstalt besteht im dasigen Regierungsbezirk ein Verein von Wohlthätern, welcher in dem genannten Schuljahre 6 Gymnasiasten unterstützte und am Schluss des Schuljahrs ein unangreifbares Capital von 2425 Thlrn. u. ausserdem 200 Thlr. 19 Sgr. 10 Pf. in Casse besass. Aus dem zum jüngsten Programm gelieferten Schulberichte ist als auffallend zu bemerken, dass im verflossenen Schuljahr zur Privatlectüre für die Tertianer der *Arrian* und *Justin* gewählt wurden. Beide Schriftsteller werden freilich auch in den öffentlichen Lehrstunden dieser Classe neben Sallustii Catilin., Caesaris B. C. und Xenoph. Anab. gelesen.

Bruchsal. An dem Gymnasium erscheint jedes Spätjahr zu den öffentlichen Prüfungen und Feierlichkeiten ein gedrucktes Verzeichniss der Lehrgegenstände, welches auch die Schüler aufzählt, ohne jedoch der sogenannten Gäste oder der im Laufe des Schuljahres allenfalls Ausgetretenen zu erwähnen; man erfährt also nicht, ob diese im verflossenen Studienjahr 18$\frac{26}{27}$ unter der Gesammtzahl von 75 Schülern mitbegriffen sind oder nicht, sondern sieht nur, dass 47 davon in Bruchsal selbst geboren, die übrigen 28 aber Auswärtige sind. Ueberhaupt begreift man nicht recht, für wen die Anstalt ihr Lehrgegenständeverzeichniss eigentlich drucken lässt, da sie nicht einmal die Stundenzahl anzugeben für gut findet, sondern nur den Lehrstoff der einzelnen Schulen aufzählt, und nicht einmal die Lehrbücher bei jedem Gegenstande benennt. Zur klaren Ansicht von der ganzen Schuleinrichtung sollte das alles und noch einiges andere nicht fehlen. Uebrigens besteht das Gymnasium aus einer Vorbereitungsclasse und aus andern drei Classen, wovon eine jede zwei Abtheilungen hat, also im Ganzen aus sieben Schulen, die wohl auf eben so viele Jahre berechnet sind. Früher gehörte die Vorbereitungsclasse unter dem Namen *Principien* noch zur Normalschule, und das Gymnasium, von Augustinermönchen versehen, bestand aus Infima (I), Grammatik (II), Syntax (III), Poesie (IV) u. Rhetorik (V), welche von vier Lehrern besorgt wurden. Für die jetzigen sieben Schulen sind auch nicht mehr Professoren angestellt als zwei Geistliche, *Becker* u. *Kek* *), u. zwei

*) Letzterer ist erst vor kurzem als Gymnasialprofessor an die Stelle des kränklichen geistlichen Professors *Joh. Bapt. Fink* getreten, und ersterer zu

weltliche, *Nokk* u. Dr. *Steidel.* Das Verzeichniss nennt beim Zeichnen u. bei der Musik freilich noch die Hrn. *Günther*, *Alffermann* u. *Füller*, jedoch ohne weitere Bestimmung, so dass man veranlasst wird, diese nothwendig als Aushelfer anzusehen, und zwar lediglich in diesen Nebengegenständen. Die Hauptgegenstände des gesammten Unterrichtskreises sind folgende: Religion, Deutsche, Lateinische, Griechische u. Französische Sprache, nebst Mathematik, Geschichte, Geographie u. Naturgeschichte. Die vier Professoren werden in diesem Gebiet durch die sieben Schulen mit ziemlich bunter Beschäftigung durcheinandergeworfen, und die Lehrerzahl, welche früher für wenigere Schulen und einen sehr beschränkten Lehrkreis hinreichend seyn mochte, kann sich bei der erweiterten Classenzahl und dem sichtbaren Streben, den Humanismus und Philanthropismus zugleich zu befriedigen, nur durch gemeinschaftliche Stunden helfen, was denn auch in der obersten Schule, wo es gerade am wenigsten passend erscheint, so weit geht, dass ihr bloss die Lehrstunden der Mathematik und Rhetorik abgesondert zukommen, alle übrigen Gegenstände aber mit der vorletzten Schule gemeinschaftlich sind. Aus demselben Grunde ist auch begreiflich, dass z. B. die Naturgeschichte bruchstückweise erscheint, dass neue Geographie neben alter Geschichte gelehrt wird, dass von alter Geographie gar nichts vorkommt, und von der neuern nicht alles, dass die Deutsche Sprache zuletzt in der Lateinischen und in sogenannten freien Aufsätzen aufgehen muss, dass die Kenntniss der Griechischen u. Römischen Literatur u. Antiquitäten wahrscheinlich innerhalb der engen Gränzen der zu erklärenden Classiker stehen bleibt. Sieht man dabei die unverkennbare Tendenz zu immer grösserer Förderung des Studiums der Griechischen und Lateinischen Sprache, des mathematischen Unterrichts u. der Religionslehre, wobei die Schriften des Neuen Testaments gelesen und erklärt werden, so muss es der Anstalt um so mehr zum Vorwurf gereichen, dass sie bei ihrer allmähligen Umgestaltung, welche die alte Einrichtung nothwendig machte, lieber das Quodlibet der Badischen höhern Lehranstalten vermehren, als einer oder der andern von ihnen sich näher anschliessen wollte, da doch des Guten vieles in ihnen vorhanden ist, was anerkannt und angenommen zu werden verdient.

Cöln. Am Jesuiter-Gymnas. ist der Caplan *Schwann* an Smet's Stelle zum kathol. Religionslehrer gewählt worden.

Cöslin. Als Director des Schullehrerseminars ist der Oberlehrer *Henning* angestellt.

Dorpat. Am 24 Dec. feierte die Universität den Gedächtnisstag ihrer 25jährigen Gründung und ernannte bei dieser Gelegenheit unter andern den Prälaten und Bibliothekar *Angelo Mai* zum Doctor juris, den Kammerherrn und Ritter *Alexander von Humboldt* zum Doctor me-

---

derselben Zeit definitiver Gymnasialpräfect geworden, nachdem er seit mehrern Jahren provisorischer Vorstand des Gymnasiums gewesen war.

dicinae, den Professor der Chemie *Berzelius* in Stockholm und den Professor der Astronomie *Bessel* in Königsberg zu Doctoren der Philosophie. Der akademische Senat lud zu der Feier durch ein Programm des Hofrath Dr. *Francke* [*de vita D. Junii Juvenalis quaestio altera*] ein und liess ein Prachtwerk mit vielen Kupfern drucken, welches die Geschichte der Universität und eine Beschreibung ihres jetzigen blühenden Zustandes, ihrer Institute und Gebäude enthält. Der Fonds der Universität betrug bei ihrer Stiftung 6000 Schwedische Thaler, jetzt gegen 100000 Silberrubel. Der Kaiser ernannte bei Gelegenheit dieser Feier den Rector der Universität zum wirklichen Staatsrath mit dem Prädicat Excellenz, die Professoren *Struve*, *Engelhardt* u. *Ledebour* zu Rittern des St. Annen- und den Senior der Univers., Staatsrath Dr. *Jäsche* zum Ritter des St. Wladimirordens. Eine ausführliche Beschreibung dieses Festes steht in der Jen. L. Z. 1828 Int. Bl. 8 S. 57—62 u. in der Leipz. L. Z. Nr. 66. Beide Beschreibungen sind aus den Rigaer Provinzialblättern 1828 literar. Begleiter Nr. 1 genommen: welche Zeitschrift nach *Sonntag's* Tode der Dr. *Merkel* fortsetzt.

Ehingen. Der Repetent *Wörner* ist Professor an der 4n Classe der obern und der Lehramtscandidat *Osswald* Präceptor an der 3n Cl. der untern Gymnasialabtheilung geworden.

Elbing. Dem Gymnasiallehrer *Merz* ist die dritte Oberlehrerstelle, welche er bisher interimistisch verwaltete, definitiv übertragen und das Prädicat eines kön. Professors beigelegt worden.

Frankfurth an der Oder. Das Friedrichs - Gymnasium ist aus zwei gelehrten Schulen entstanden. In früherer Zeit hatte Frankfurth zuerst eine *Lutherische Schule.* Das Stiftungs-Jahr derselben ist ungewiss, wahrscheinlich ist es, dass sie bald nach Einführung der Reformation in hiesiger Stadt, welche im J. 1539 erfolgte, gestiftet worden ist; gewiss aber, dass sie schon im J. 1543 einen Collegen, den nachherigen Rector M. *Vitus Bach*, später Professor der Theologie an der Universität, hatte. Zweitens hatte die Stadt eine *reformirte* Schule, die vorzüglich durch die Verwendung des ordentlichen Professors der Theologie D. *Rieselmann* im J. 1694 gegründete, am 1 Juli d. J., dem Geburtstage Friedrich's I, an *einem* Tage mit der Universität Halle, feierlich eingeweihte und nach dem Namen des Königs genannte *Friedrichs-Schule*, deren erster Rector *Paulus Volckmann* war. — Beide Anstalten wurden, da sie in letzter Zeit in Verfall gerathen waren und Eine gelehrte Schule für die Bevölkerung Frankfurths hinreichte, im J. 1814 mit einander vereinigt, und so entstand das *Friedrichs-Gymnasium.* Letzteres ist aber nicht ganz städtische Anstalt mehr, indem zwei Lehr-Stellen an demselben ganz neu hinzugekommen und aus dem Neu-Zellischen Fonds fundirt worden sind. — Es besteht in seiner jetzigen Einrichtung aus 6 Classen, von denen je zwei und zwei, im Lehrplane enger verbunden, eine höhere, mittlere und untere Bildungsstufe ausmachen. Seitdem die ehemalige Stadt-Schule, nach der Ausscheidung des gelehrten Bestandtheiles, durch allmählige, sehr

zweckmässige Verbesserungen in eine musterhaft organisirte *höhere Bürger-* und *Elementar-Schule* umgestaltet worden ist, ist unsre Anstalt ausschliesslich Gymnasium; es sind daher alle Schüler verpflichtet, an allen Unterrichtsstunden Theil zu nehmen; von keiner wird ausser nach den höhern Orts festgesetzten Bestimmungen Dispensation ertheilt. Combinationen mehrerer Classen finden, ausgenommen im Singen und Zeichnen, nicht Statt. In die sechste Classe werden die Schüler gewöhnlich mit dem 8n oder 9n Jahre aufgenommen, wozu nur die nothwendigsten Vorkenntnisse erfordert werden. Die Dauer der Schulzeit ist 8—10 Jahr, von denen 4 auf Secunda und Prima kommen. Für die Aufnahme fremder Schüler besteht ein Alumnat, mit 5 ganzen Stellen, jede zu 30 Thlrn., 5 halben zu 60 und 2 Pensionsstellen zu 120 Thlrn., welches gegenwärtig unter der Aufsicht des Conrectors Dr. *Reinhardt* steht. Versetzungen finden zu Ostern und Michael Statt, und nicht in einzelnen Fächern und Lectionen, sondern von Classe zu Classe, besonders aus einer Bildungsstufe in die andere; innerhalb derselben Bildungsstufe sucht man, wo es rathsam scheint, das Fach- mit dem Classen-System zu verbinden. Vor der Versetzung im Examen stellt der Director in den Classen Privat-Prüfungen an. Das öffentliche, mündliche und schriftliche Examen findet zu Ostern und das Hauptexamen zu Michael Statt, wo auch in den Classen, in welchen der Cursus jährig ist, derselbe neu beginnt. Jede Classe hat wöchentlich 30 Lectionen, abgerechnet die ausserordentlichen im Singen, Zeichnen, Hebräischen und Englischen. Das Schulgeld betrug bisher auf der ersten Bildungsstufe vierteljährig 4, auf der zweiten 3, und auf der dritten 2 Thlr. Da aber in diesem Jahre der Bau eines zum Gymnasium gehörigen Gebäudes dringend nothwendig geworden war, und die Schulcasse keine Mittel dazu besass; so ist zur Deckung der Zinsen eines, zu diesem Behufe aufzunehmenden, Kapitals mit Genehmigung des königl. Consistoriums der Provinz Brandenburg zu Berlin das Schulgeld der beiden untersten Classen um 1 Thlr. vierteljährig erhöht und so dem der dritten und vierten gleichgestellt worden. — Das äussere Betragen der Schüler wird durch gedruckte, aus 33 Artikeln bestehende Schulgesetze bestimmt.

Freyburg im Breisgau. Das Programm, welches den öffentlichen Endprüfungen des Gymnasiums im Schuljahr 18$\frac{26}{27}$ als Einladungsschrift vorausging, enthält 1) Schulnachrichten, 2) die Lehrgegenstände der Classen sammt der Prüfungsordnung und 3) das Schülerverzeichniss. Die Schulnachrichten sagen, dass drei geistliche Lehrer neu angestellt wurden, nämlich der Gymnasialpräfekt *Schmeisser* und die Professoren *Bilharz* und *Haberer*. Will man jedoch die Lehrerzahl vollständig kennen, so müssen die vorhandenen geistlichen Professoren *Schilling* und *Brugger* nebst den beiden weltlichen Professoren *Weissgerber* und Dr. *Baumstark* noch genannt werden, gleichwie der Münster-Chorregent *Weiland*, welcher Kalligraphie lehrt, und der Universitätsprofessor *Gessler*, der im Zeichnen Unterricht giebt. Diese Lehrer haben jetzt miteinander sechs Classen, die auf eben so viele

Jahre berechnet sind, nachdem nämlich die früher abgesondert bestandene Vorbereitungsclasse mit den bisherigen fünf Schulen des Gymnasiums vereinigt wurde. Bei dieser zweckmässigen Verbindung, die leicht durch verlängerten Aufenthalt in der Schule noch zweckmässiger gemacht werden könnte, wird die wenig vergrösserte Stundenzahl des Griechischen Sprachunterrichts besonders herausgehoben und durch längst Bekanntes über Werth und Bedeutung dieses wesentlichen Gymnasialgegenstandes ganz kurz gerechtfertigt; nur die ethische Seite findet man gegen alles Erwarten so unverhältnissmässig lang ausgesponnen, dass es beinahe den Anschein gewinnt, als werde es in Freyburg nöthig, die classische Literatur gegen die Vorwürfe heidnischer Ruchlosigkeit in Schutz zu nehmen. So liest man dann als Anhang zu den Schulnachrichten von ihrem Verfasser, Gymnasialpräf. *Schmeisser*, eine nicht zu verachtende Materialiensammlung zu einem Sophokleischen Katechismus der Sittenlehre. Die Lehrgegenstände des Gymnasiums sind Religion, Deutsche, Lateinische, Griechische u. Französische Sprache nebst Geschichte und Geographie, Mathematik, Kalligraphie, Zeichnen und Gesang, grösstentheils nach dem Classenlehrersystem vertheilt. Wer dabei bemerkt, dass der Schreibunterricht natürlich nur die niedersten Schulen angeht, dass sämmtliche Classen zusammengenommen im Zeichnen gleichwie im Gesang in zwei Abtheilungen zerfallen, dass endlich in jeder Schule für Religion, Geschichte, Geographie u. Mathematik wöchentlich nicht mehr als fünf Stunden nothdürftig anberaumt sind, obgleich die ganze Stundenzahl mit den Classen von 20 bis zu 27 aufsteigt; der dürfte nur den Französischen Sprachunterricht noch aus der Reihe der gewöhnlichen Schulstunden hinausgewiesen sehen, um auf den Gedanken zu kommen, dieses katholische Gymnasium im Grossherz. Baden strebe, so weit es die Verhältnisse gestatten, den Forderungen sich zu nähern, welche Hr. Hofr. *Thiersch* für Bayerns Gymnasien aufgestellt hat: wenn es nicht gar zu dem Extrem sich hinneigt, welchem zufolge nur der Unterricht in der altclassischen, d. h. Griechischen und Römischen, Literatur als der allein wesentliche für Gymnasien, aller andere aber lediglich als Nebensache angesehen werden soll. Unsere Zeit sammt der Frequenzzahl von 240 Schülern dürfte sich jedoch eher mit den neusten königl. Preuss. Ministerialverordnungen über die Aufgabe der höhern Lehranstalten befreunden, wie sie in der Allg. Schulzeitung 1827 mitgetheilt wurden. — An der Universität haben die Professoren *Welcker*, *Amann*, *Beck*, *Schulze* u. *Butzengeiger* den Charakter als „Hofrath" erhalten. Auch ist der Dr. *Carl Alexander* Freiherr *Reichlin-Meldegg* zum ausserordentlichen Professor der Theologie ernannt werden, gleichwie der Privatdocent Dr. *Zimmermann* zum ausserordentl. Prof. der Philosophie u. der Dr. *Carl Friedrich Baurittel* zum ausserordentl. Prof. der Rechte.

Gera. Der Professor am Gymnasium M. *Jonathan Heinrich Traugott Behr* ist zum Consistorialrath, Superintendenten und Pastor primarius an der St. Johanniskirche ernannt worden. Unter dem 29 Oct. v. J. erhielt seine Lehrerstelle der Conrector M. *Christian Gottlob Her*

zog, das Conrectorat aber der Privatdoc. an der Univers. u. ausserordentl. Collaborator an der Thomasschule in Leipzig M. *Adelbert Lipsius.*

Glogau. Beim evangel. Gymnasium ist der Schulamtscand. *C. F. Klose* [Jbb. III, 1 S. 116] als Lehrer angestellt worden.

Gotha. An die Stelle des verstorb. *Regel* [s. Jbb. III, 1 S. 111] ist der Dr. *Dübner* am Gymnas. als Collaborator eingetreten.

Grätz. Am Johanneum ist unter dem 26 Dec. v. J. der Abt des Cisterzienserstifts Rein, *Ludwig Crophius*, zum Studiendirector ernannt worden, und der Verweser der Eisenwerke zu Kainach in Steyermark, *Joseph von Aschauer*, hat die neuerrichtete Lehrkanzel der technisch-praktischen Mathematik erhalten.

Halle. Bei der Univers. ist der ausserord. Professor Dr. *Kaulfuss* zum ordentl. Professor der philosoph. Facultät ernannt, an der Latein. Schule des Waisenhauses der Dr. *Aug. Ludw. Steinberg* als Schulcollege angestellt worden.

Heilbronn. Die Bd. IV S. 350 über das Gymnasium gegebene Nachricht ist dahin zu berichtigen, dass dasselbe im vorigen Jahre nicht erst zu einem Gymnasium erhoben wurde: denn es war immer Gymnasium, von dem die Universität unmittelbar bezogen werden konnte, und feierte als solches am 13 Nov. 1820 sein zweites Stiftungsjubiläum. Im J. 1827 ist es durch Anstellung einiger neuen Lehrer nur erweitert und aus einer städtischen Anstalt in ein Landesgymnasium umgewandelt worden.

Jena. Die geheimen Hofräthe Dr. *Eichstädt* und *Luden* sind unter dem 30 Jan. vom Grossherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach zu Rittern des weissen Falkenordens ernannt worden.

Königsberg. Der Oberlehrer Dr. *Lucas* ist Schulrath bei dem Provinzial-Schulcollegium und der Regierung geworden.

Lahr. In Baden giebt es viele Pädagogien oder sogenannte Lateinische Schulen, z. B. zu Meersburg, Villingen, Lörrach, Müllheim, Emmendingen, Mahlberg, Kork, Baden, Ettlingen, Durlach, Pforzheim, Eppingen, Philippsburg, Weinheim, Mosbach, Tauberbischofsheim u. a. m. Alle zusammen haben wohl den Vortheil, dass die Bewohner dieser Städte und ihrer nächsten Umgebungen die Kinder nicht gleich beim Beginne der Studien an ein entfernteres Gymnasium oder Lyceum zu schicken genöthigt sind, sondern erst nach zwei oder auch drei und vier Jahren des Studienlaufs; allein ausser dieser Zeitdauer ist von der Einrichtung und Wirksamkeit dieser niedersten Gelehrtenschulen nicht viel mehr bekannt, als dass die meisten derselben ihre Schüler dahin zu bringen suchen, an irgend einer höhern Lehranstalt in den vollständigern grammatischen Cursus eintreten zu können, und dass in den protestantischen Pädagogien das Schuljahr gewöhnlich an Ostern sich schliesst, in den katholischen u. gemischten hingegen im Herbste. Keines von allen macht sein Lectionen- u. Schülerverzeichniss durch den Druck öffentlich bekannt, ausgenommen das Pädagogium zu *Lahr*, welches in der Regel damit noch eine kurze Abhandlung verbindet, und auch im Spätjahr die Schulen

endigt. Sein Programm vom letztverflossenen Studienjahr 18$\frac{26}{27}$ enthält einen neuen Schulplan, welchem zufolge in dem gewerbreichen Städtchen die Aufgabe einer Bürgerschule und einer Gelehrtenschule vereinigt, also in beiderlei Rücksicht eine tüchtige Grundbildung gegeben werden soll. Zu dem Ende sind von den beibehaltenen drei Schulen, die Classen heissen und nach Art des Lyceums zu Carlsruhe von oben herab gezählt werden, die erste und zweite in sogenannte formelle oder gelehrte und in reale oder nichtgelehrte Abtheilungen geschieden worden. Die dritte oder unterste Classe bleibt auch in Zukunft ein ungetheiltes Ganze mit folgendem Lehrkreis: Religion 2 St., Lesen u. Verstandesübung 1 St., Rechnen 3 St., Geographie 1 St., Deutsche Sprache 2 St., Französisch 3 St., Schönschreiben 4 St., Lateinisch 10 St., Zeichnen 4 St., zusammen wöchentlich 30 St. In der zweiten Classe hat die formelle Abtheilung 36 und die Realabtheilung 28; in der ersten Classe jene 34 und diese 29 Lehrstunden. Ueber das Unterrichtsmaterial dieser beiden Classen und seine Vertheilung unter die Realisten u. Gelehrtenschüler spricht sich Hr. Prof. *Fecht* in der Beleuchtung des neuen Schulplans auf folgende Weise aus: „Einige Gegenstände, wie Religion, Geschichte, Geo-„graphie, Naturkunde, Mathematik, Mechanik, und auch von nun „an Technologie, Französische Sprache, werden den sämmtlichen Schü-„lern der nämlichen Classe vorgetragen, in andern, als dringendstem „bürgerlichen Bedürfniss, wie Schreiben, Rechnen, Deutscher Sprache, „blos der realen Abtheilung mehrere Stunden zugeschieden, und da-„gegen soll die formale in diesen Sachen erleichtert werden. Hinwie-„derum erhält die formale Abtheilung einen reichern Unterricht im „Latein u. Griechischen. — Die realen Abtheilungen sind streng ge-„setzlich von den alten Sprachen völlig frei; es ist jedoch den Real-„schülern der zweiten Classe gestattet, mit der gelehrten Abtheilung „an den wöchentlichen drei Justinsstunden, und ebenso den Realschü-„lern der ersten Classe, mit der gelehrten Abtheilung an den drei Cä-„sarsstunden Theil zu nehmen." Der Lateinische Sprachunterricht geht bis zur Uebersetzung des Virgil, Cäsar und der Briefe Cicero's, der Griechische hingegen bis zu Jacobs Lesebuch oder der Anabasis. Dabei ist in allen Classen, deren jede einen zweijährigen Kreislauf hat, durch Stundenvermehrung Vorkehrung getroffen, dass der Französische Unterricht mit Rückübersetzung eines schwerern Schriftstellers künftig an der Anstalt sich endigen kann, dass ferner die Deutsche Sprache über die gewöhnliche Prosa hinaus in das rhetorische und poetische Gebiet fortgeführt wird, dass das Rechnen noch den Wurzelkalkul mit Quadrat- und Kubikwurzel, und den Anfang von algebraischen, logarithmischen u. kaufmännischen Rechnungen nebst fortgesetzter Uebung des Kopfrechnens in sich schliesst, dass endlich der geometrische Unterricht zuletzt die Planimetrie umfasst, und die Realabtheilung der ersten Classe auch in der Mechanik u. Stereometrie praktisch geübt wird. Mit solchem Lehrplan, der in dem laufenden Schuljahre mit höchster Genehmigung ins Leben getreten ist, steht das Pädagogium,

falls nicht die aufs Neue dem Lyceum zu Carlsruhe angehängte Realclasse in Vergleich gezogen werden soll, unter allen Gelehrtenschulen des Grossherzogthums allein da, aus dem Princip einer gemischten Anstalt gebildet. Es bleibt freilich wahr, dass einiges von der Grundlage zum künftigen Gelehrten auch dem künftigen Bürger und niedern Staatsdiener nützlich oder nothwendig ist, und umgekehrt, aber diese Wahrheit schützt noch nicht gegen die Nachtheile der vereinigten polytechnischen u. philologischen Grundbildung an einer u. derselben Anstalt. Die Zeit muss lehren, ob die neue Einrichtung zu Lahr allen Missverhältnissen einer Mischschule abgeholfen hat oder nicht. Vielleicht dürften in Zukunft die Formalisten oder Gelehrtenschüler der ersten und zweiten Classe von der Physik u. Technologie, gleichwie die Realschüler in der dritten oder untersten Classe schon von dem Latein, „einem für sie unnützen Ballast," befreiet werden, zumal da sie ohne fortgesetzte Grammatik in den spätern Justins- und Cäsarsstunden wenig oder gar nichts in der Lat. Sprachkenntniss gewinnen werden. Dann bliebe wohl zunächst der Uebelstand in der Behandlungsweise der vielen gemeinschaftlichen Lehrgegenstände für Realisten und Gelehrtenschüler. Erfahrne Schulmänner wollen behaupten, dass gerade hierin auch der geschickteste Lehrer nicht allem und jedem Missverhältnisse zu entgehen im Stande sey, ein Grund, warum schon früher einige unserer Gelehrtenschulen der allgemeiner verbreiteten Realisten ganz los zu werden suchten. Das Gedeihen der Schule als gemischter Anstalt dürfte eben so durch allzu ungleiches Alter der Zöglinge in den einzelnen Classen gestört werden; denn es ist nicht wohl möglich, dass das Pädagogium als Bürger- u. Gelehrtenschule für seine Classen ein ungefähres Normalalter gleich dem Lyceum zu Carlsruhe festsetzen oder festhalten kann. Herr Prof. Fecht erwartet selbst nur, es werde dem bisherigen Missstande des Pädagogiums durch die neue Einrichtung ziemlich abgeholfen werden. Man darf erwarten, dass die Frequenz der Anstalt, welche im letzten Schuljahre 9 in I, 25 in II u. 45 in III, im Ganzen 79 wirkliche Schüler betrug, worunter 20 nicht in Lahr Geborne waren, in Zukunft sich noch vermehre. Aber auch ohne diess würde es zweckmässig seyn, im Schülerverzeichniss die Realisten von den Formalisten zu trennen, oder wenigstens anzugeben, wie viele Zöglinge jährlich von der ganzen Anzahl an höhere Bildungsanstalten, d. h. Gymnasien oder Lyceen, abgingen. Die Lehrer selbst sind auf folgende Weise nach dem neuen Schulplane vertheilt: 1) Hr. Prof. *Fecht* für Latein durch alle drei Classen, für Griechisch u. Deutsch in I, für Geschichte in I u. III, für Rechnen u. Geometrie in I u. II, für Mechanik u. Stereometrie in I. 2) Hr. Diaconus *Gebhard* für Religion in I u. II, für Latein in I u. II, für Griech. u. Gesch. in II, für Deutsch in II u. III, für Geographie in III. 3) Hr. Diac. *Kröll* für Religion in III, für Latein in I u. III, für Griechisch in III (welcher Gegenstand des neuen Schulschematism nicht in der Angabe der Stundenzahl der dritten Classe steht), für Naturlehre u. Naturgeschichte u. für Geographie in I u. II, für Technologie in II, für Rech-

nen in III. 4) Hr. *von Phul* für Französische Sprache in I — III. 5) Hr. *Geiger* für Schönschreiben in I — III. 6) Hr. *Seiler* für Zeichnen ebenfalls in I — III. Die Oberaufsicht über das Ganze scheint Hr. Decan *Müller* zu führen, da er den sogenannten Redeactus am Schlusse des Schuljahres, wozu Hr. Prof. Fecht einen einleitenden Vortrag hielt, mit einer Rede, Austheilung der Preismedaillen und Bekanntmachung der Promotionen schloss.

Leipzig. Den 21 Febr. feierte der Senior der Universität, Hofrath und Professor *Christian Daniel Beck*, sein 50jähriges Magisterjubiläum, unter vieler Theilnahme der Universität und Behörden, so wie überhaupt des In- und Auslandes. Schon früher hatte ihn in Bezug darauf die Universität zu Erlangen zum Doctor der Theologie ernannt [s. Jbb. V S. 422], und den 17 Febr. erhielt er ein Glückwünschungsschreiben der theol. Facultät in Jena, die ihn zum Doctor erwählt hätte, wenn nicht die Erlanger Facultät ihr zuvorgekommen. Am 20 Febr. erhielt er ein Belobungsrescript von Sr. Maj. dem Könige, begleitet von dem Wunsche, dass er sein Jubelfest als akadem. Lehrer (1829) gesund erleben möge. Am 21 creirte er selbst als Decan der philosoph. Facultät 11 Magistri und erhielt von dieser Facultät ein neues Diplom, von der theolog. Facultät das Diplom eines Doctors der Theologie, von der Universität eine Epistola gratulatoria [verfasst vom Prof. *Hermann*], von der naturforschenden Gesellschaft und von der Gesellschaft zur Erforschung der Deutschen Sprache u. Alterthümer Ehrendiplome. Die ehemaligen Mitglieder des Seminarii regii philologici brachten ihren Glückwunsch durch eine Schrift des Rector emerit. u. Prof. *Sturz* in Grimma (*Novae annotationes in Etymologicon magnum*) und durch ein Latein. Gedicht vom Prof. *Nobbe*, die jetzigen durch eine Lat. Ode vom Studios. *Franke* aus Weimar dar. Der Prof. Beier hatte ihm dazu seine Ausgabe von *Ciceronis Laelius*, der Prof. *Corn. Müller* in Hamburg die aus Gurlitt's Nachlasse herausgegebene Spittlersche Geschichte der Hierarchie gewidmet. Ueber andere Feierlichkeiten berichtet das Leipziger Tageblatt Nr. 64. Der Privatdoc. M. *Georg Justus Carl Louis Plato* ist zum ausserord. Professor der Philosophie ernannt. Der Privatgelehrte Dr. *Lindner* hat vom Könige von Preussen für das eingesandte Exemplar seiner vergleichenden Grammatik eine goldene Medaille erhalten.

Lemgo. Zum Rector des Gymnas. [an *Greverus* Stelle, s. Jbb. V S. 218] ist der bisher. Lehrer *Schierenberg* am Gymn. in Detmold ernannt worden.

Magdeburg. Am Pädagog. unserer lieben Frauen ist der provisorisch angenommene Schulamtscand. *Grützner* wirklich angestellt worden.

München. Am 6 Jan. hielt die Akademie der Wissenschaften eine ausserordentliche Sitzung, in welcher der geh. Hofrath Dr. von Schelling dem ältesten Mitgliede der Akademie, *Lorenz von Westenrieder*, welcher zu Ende 1827 50 volle Jahre Akademiker war, das vom Könige ihm verliehene Ehrenkreuz des neugestifteten Ludwigsordens (zur Be-

lohnung 50jähr. treu geleisteter Dienste) überreichte und eine dazu passende Rede hielt.

Offenburg. Das Verzeichniss der Lehrgegenstände und Schüler des Gymnasiums, die gewöhnliche Einladung zur öffentlichen Prüfung und Preisaustheilung, seitdem die Anstalt keine Abhandlung mehr liefert, enthält in Rücksicht des Lehrerpersonale im verflossenen Studienjahre $18\frac{2}{2}\frac{6}{7}$ keine Veränderung. Es sind noch immer nur vier Lehrer vorhanden, nämlich zwei geistliche, Gymnasialdirector u. Prof. *Koch* u. Prof. *Binz*, nebst den zwei weltlichen Professoren *Scharpf* u. *Decker*, welche miteinander den wissenschaftlichen Unterricht in drei Classen, jede mit zwei Abtheilungen, also in sechs Schulen zu besorgen haben. Darum hat denn jeder Lehrer wenigstens in zwei, Prof. Scharpf aber noch mit dem Griechischen Sprachunterricht, gleichwie Prof. Decker mit der Mathematik in allen Schulen zu thun. Uebrigens ist das Fach- u. Classenlehrersystem unter solchen Verhältnissen möglichst glücklich vereinigt. Der Zeichnungsunterricht wird vom Lehrer *Bittermann* und der Musikunterricht vom Lehrer *Huber* für alle Gymnasiasten in besondern Abtheilungen ausser den gewöhnlichen Classenstunden ertheilt. Schüler zählte die Anstalt dieses Jahr in der Principistenschule 9, in der Infima 18, in der Grammatik 21, in der Syntax 20, in der Poesie 14 und in der Rhetorik 5, zusammen 87, die Gestorbenen und Gäste und die im Laufe des Sommercurses Ausgetretenen mitgerechnet. Die Schülerzahl hat sich gegen früher etwas vermindert. Uebrigens ist diese Abnahme der Frequenz eine Erscheinung, die sich fast bei allen katholischen Mittelschulen des Grossherzogthums findet, und eben darum auf keine derselben ein ungünstiges Licht werfen kann. Es ist ja möglich, dass der grosse Zudrang zum Studieren, der seit mehrern Jahren nicht ohne Besorgniss bemerkt wurde, jetzt von selbst nachzulassen anfängt. Gegenüber der verminderten Schülerzahl hat sich aber die Zahl der Lehrgegenstände der Anstalt vermehrt. Früher enthielt sie in ihrem Unterrichtskreise Religion, Deutsche, Lateinische, Griechische, Französische und Hebräische Sprache in Verbindung mit Geschichte und Geographie, Mathematik, Naturgeschichte, Kalligraphie, Zeichnung und Musik. In dem letzten Studienjahre sind neu hinzugekommen: Naturlehre und Archäologie und Geographie Altgriechenlands. Schade nur, dass die letzte an der Anstalt um zwei ganze Jahre später gelehrt wird als die Geschichte Griechenlands, anstatt mit dieser verbunden zu werden, wie z. B. am Gymnasium zu Freyburg, dass ferner die Archäologie durch ihr Kunstgebiet den so nothwendigen Römischen Antiquitäten die Zeit raubt, und dass endlich die Naturlehre, welche an dem Gymnasium auch des allerdürftigsten Apparats gleichwie der Mittel zu dessen Anschaffung entbehrt, mithin ohne sonderlichen Lehrerfolg bleiben muss, am Ende gar noch den zeit-, ort- und sachgemässen Unterricht in den Elementen der Hebräischen Sprache für künftige Theologen entweder schon verdrängt hat oder noch verdrängen wird. So etwas sollte um so weniger geschehen, als nicht nur die entlassenen

Gymnasiasten während des philosoph. Cursus auf einer Landesuniversität oder auf einem Lyceum die Physik zu hören angewiesen sind, sondern auch der zukünftige Theolog auf der Universität seltner sich um die Hebräische Grammatik viel kümmert. Die Anstalt, welche in ihrem Lehrplan immer noch zu experimentieren scheint, sollte die Elemente des Hebräischen nicht aufgeben, wohl aber die Naturlehre, und dann auch in Zukunft ihre Rudimentisten (Cl. I) nicht gleich zum Willkomm mit Deutschen, Lateinischen, Französischen u. Griechischen Sprachformen auf einmal überladen, obschon diess auch z. B. an dem Lyceum zu Rastatt geschieht. Will das Gymnasium, welches durch die Secularisation vom J. 1804 nebst andern kathol. Mittelschulen Badens aus einer Klosterschule (der Franciscaner nämlich) entsprungen ist, mit Recht von der frühern Einfachheit der klösterlichen Einrichtung nichts mehr wissen, weil diese zugleich Dürftigkeit war, so bleibt doch dem reichhaltigern gelehrten Material der jetzigen Schulbildung eine einfache Organisation wesentliches Bedürfniss.

Paris. In der Akademie ist *M. P. Lebrun* an François de Neufchateau's [s. S. 244] Stelle zum Mitgliede gewählt worden.

Petersburg. Die Akademie der Wissenschaften hat den Statistiker Prof. *Hassel* in Weimar zu ihrem correspondirenden Mitgliede ernannt. Der Präsident der Akademie, geh. Rath und Senator *Ouwarow*, hat den St. Annenorden 1r Classe erhalten. Die früher in öffentlichen Blättern mitgetheilte Nachricht, dass auf den Russischen Universitäten die philosophischen Vorlesungen aufgehoben seyen [vgl. Jbb. IV S. 353], ist ungegründet.

Potsdam. Der Conrector *Schmidt* und der Subrector *Helmholz* am Gymn. haben das Prädicat Professor erhalten.

Prenzlau. Am Gymnasium ist der zweite Collaborator *Meinicke* in die erledigte erste, der Hülfslehrer *Strahl* in die zweite Collaboratur aufgerückt.

Preussen. Se. Maj. der König haben zum Ankauf einer Sammlung von seltenen Chinesischen und Mandschurischen Werken für die Universitätsbibliothek in Halle die Summe von 100 Pfund Sterling ausserordentlich bewilligt. Zur Vergrösserung des botanischen Gartens der Univ. in Königsberg ist die Summe von 2500 Thlrn. ausgesetzt, der Etat des botanischen Gartens in Neu-Schöneberg bei Berlin durch einen jährlichen Zuschuss von 2448 Thlrn. erhöht worden. Dem Gymnasium in Rastenburg ist zur Anstellung eines Schreib- u. Zeichenlehrers ein jährlicher Zuschuss von 300 Thlrn., dem Gymnas. in Tilsit zum Wiederaufbau des abgebrannten Gymnasialgebäudes die Summe von 5000 Thlrn. aus Staatsfonds angewiesen. Zur weitern Einrichtung der Schullehrerseminarien in Brühl, Moers und Neuwied wurde aufs Neue die Summe von 1345 Thlrn. bewilligt, und am Schullehrerseminar und der Normalschule in Marienburg wird aus Staatsfonds eine zweite Lehrerstelle gegründet. Ebendaher erhalten die Gemeinden zu Blankenburg im Reg. Bez. Erfurt u. zu Twiehausen im Reg. Bez. Minden zum Neubau ihres Schulhauses jede 500 Thlr. Dem durch seine Aus-

gabe der Schr. des Hippokrates de morbo sacro bekannten Dr. med. *Dietz* sind vorläufig 150 Thlr. als Unterstützung zu einer wissenschaftlichen Reise bewilligt, auf welcher er zu Hippokrates und Actuarius neue Handschriften vergleichen will. Der Landschaftsmaler *Schirmer* erhält 300 Thlr. zur weitern Ausbildung auf ein Jahr in Italien, die Wittwe des verstorb. Professors und Secretairs der kön. Akad. der Künste *Schumann* in BERLIN eine jährl. Pension von 200 Thlrn. An ausserordentlichen Unterstützungen sind bewilligt: in BERLIN dem Collaborator *Weise* am Friedrichs-Werthersehen Gymnas. 100 Thlr., in MESERITZ dem Conrector *Klähr* 150 Thlr., in NAUMBURG dem Conrector Dr. *Müller* 50 Thlr., in NORDHAUSEN dem emeritirten Collaborator *Wolfram* 50 Thlr.; an Gehaltszulagen: in BERLIN dem Prof. Dr. *Bernhardy* 100 Thlr., in GREIFSWALD dem Prof. Dr. *Parow* (in der theol. Fac.) für die Versehung des akad. Procancellariats 231 Thlr., in HALLE dem Prof. Dr. *Meckel* (wegen eines Rufs an die neue Univ. in London) 500 Thlr. nebst dem Prädicat eines geh. Medicinalrathes, in MEURS dem Lehrer *Vorreiter* am evang. Schullehrerseminar 50 Thlr. Remunerationen erhielten: in BERLIN der Prof. Dr. *Rauke* 200 Thlr., in BIELEFELD der Rector Dr. *Kästner* 70 Thlr., in BONN der Prof. in der jur. Fac. Dr. *Pugge* 150 Thlr., in CONITZ der Director *Müller* 50 Thlr., in DANZIG der Director der Kunst- u. Handelsschule Prof. *Breysig* 200 Thlr., in KÖNIGSBERG der Universitätsmechanicus *Parchem* 100 Thlr., in RATIBOR der Gymnasiallehrer *König* 30 Thlr., in TILSIT der Director *Cörber* 150 Thlr., die Oberlehrer *List*, *Lenz* u. *Heidenreich* jeder 100 Thlr., die Unterlehrer *Schneider* u. *König* jeder 75 Thlr. Dem Gymnasiallehrer *Oebecke* in AACHEN ist eine jährliche Miethsentschädigung von 50 Thlrn., dem Gymnasialprof. *Besler* in ERFURT eine ausserord. Gratification von 50 Thlrn. bewilligt.

RASTATT. Der Prof. *Leopold Lump*, Musik- und Principistenlehrer an dem hiesigen Lyceum, ist Domcaplan geworden bei dem neuerrichteten Erzbischöflichen Sitze zu Freyburg im Breisgau.

RINTELN. Im Laufe des Jahres 1827 sind folgende Gelegenheitsschriften von Seiten des Gymnasiums herausgegeben worden: 1) Neunzehnte Nachricht über den Fortgang desselben als Einladung zur Osterprüfung von dem Director, Consistorial-Rath und Professor Dr. *Wiss*, welche zugleich eine *systematische Uebersicht des ganzen Gymnasial-Unterrichtes* enthält (32 S.); 2) Zwanzigste Nachricht von demselben, welche zugleich neue *Disciplinar-Gesetze* enthält, als Einladung zur Michaelis-Prüfung; 3) *Carmen saeculare academiae Philippinae, canente D. Wiss, obtulit gymnasium* (8 S.); 4) *Dasselbe cum notis historicis*, von demselben, als Einladung zur Feier des Kurfürstlichen Geburtstages (12 S.); 5) *Theses ad solemnia ecclesiae Christianae per Lutherum emendatae et gymnasii inaugurati anniversaria proposuit D. Schiek* (4 S.). Reden haben, ausser den gewöhnlichen, gehalten: der Director bei einer Entlassung der Abgehenden: *De magno studiorum academicorum momento in totius vitae salutem;* Dr. *Fuldner* bei einer Versetzung der Schüler: *von dem Einfluss, welchen die Bildung*

des Sprachvermögens auf die Entwickelung der Vernunft hat; Dr. *Schiek* bei der Feier des Kurfürstlichen Geburtstages über den Satz, *dass die Beförderung der Wissenschaften die erste Quelle der öffentlichen Wohlfahrt ist.* Von Schülern sind zehn öffentliche Redeversuche in Deutscher, Lateinischer und Englischer Sprache und ein Disputations-versuch gemacht worden. Die Zahl der Schüler, welche von neun Lehrern in vier Classen unterrichtet werden, ist 120, von denen etwa der dritte Theil aus der Stadt selbst, ein Drittel aus dem Inlande und ein Drittel aus dem Auslande ist.

Salzwedel. Eine Beschreibung des am 3 Jan. gefeierten Amtjubiläums des Pastor *Wolterstorff* [s. Jbb. VI S. 135, wo falsch *Woltersdorf* steht] hat der Rector *Danneil* (8 S. in 4.) herausgegeben, aus welcher wir, da sie nur als Manuscript für Freunde des Jubilars ausgegeben wird, folgendes ausheben. *Christian Wolterstorff* ward am 3 Januar 1778 als Lehrer am Friedrichscollegium in Königsberg eingeführt, ward 1782 Rector in Memel, 1785 Rector in Salzwedel, 1799 Diaconus an der dasigen Marienkirche und 1806 Diaconus an der Catherinenkirche. Als Prediger behielt er im Gymnasium den ganzen Unterricht im Hebräischen und den Griechischen des N. Test. unter dem Titel eines Collaborators bei, und konnte daher am 3 Jan. d. J. sein 50jähr. Amtsjubiläum als Schulmann feiern. Den Vorabend dieses Festes feierte Wolterstorff im häuslichen Kreise der Seinen. Seine Enkel bekränzten ihn, sein zweiter Sohn, Diaconus an der Marienkirche in Salzwedel, überreichte ein eben erschienenes und dem Vater gewidmetes Bändchen seiner Predigten, der Bruder des Jubilars aber *Plank's Geschichte des Protestantischen Lehrbegriffs.* Ein hoher Staatsmann Preussens, der älteste Schüler Wolterstorff's, hatte einen schöngeschliffenen kristallnen Pokal mit der Inschrift: „*Segen über das ehrwürdige Haupt. Am* 3 *Januar* 1828.", und mehrere Flaschen alten Deutschen Weins übersandt. Diejenigen seiner Schüler, welche jetzt in Halle Theologie und Philologie studieren, überschickten ein Prachtexemplar von *Gesenii thesaurus.* Den Morgen des 3 Januars eröffnete die erste Gesangclasse des Gymnasiums mit dem Liede: *Dir dank ich für mein Leben*, und eine Deputation der Primaner überreichte folgende, vom Selectaner *Otto Bernhard Ragotzky* aus Nahrstedt geschriebene, Gratulationsschrift: *Praeceptori suo . . . . Christiano Wolterstorff, Pastori ad S. Catharinae aedem, diem, quo ante hos quinquaginta annos docendi munus suscepit, redeuntem . . . gratulantur . . . sodales primae classis gymn. Soltquellensis, interprete Ottone Bernhardo Ragotzky, selecti ord. cive. Inest Canticum Mosis Deut. XXXII Latine conversum et adnotationibus instructum.* Halle, gedr. b. Gebauer. 28 S. 4. Die Schüler der zweiten Classe überreichten durch eine Deputation die vom Primus der Classe, *Herrmann Schulze* aus Böhmenzin, verfasste Schr.: *Viro s. Ven. . . . . Chr. Wolterstorff . . . solemnia semisaecularia . . . feliciter celebranti . . gratulantur sodales secundae classis gymn. Soltq., interprete Car. Aug. Frid. Herrm. Schulze, sec. cl. cive. Insunt Corani Surae VI ver-*

sus 74 priores ex tribus codd. mss. adjecta lectionis varietate emendati et Latine conversi. Halle, gedr. bei Gebauer. 15 u. 19 S. 4. *) Eben so wurden von Freunden und ehemaligen Schülern des Greises allerlei Glückwünsche und Ehrengeschenke dargebracht. Der Seminardirector Dr. *Harnisch* in Weissenfels hatte dem Jubilar seine *Anweisung zum Unterricht im Christenthum*, der Director Dr. *Seebode* einen Band seines *Archivs für Philologie u. Pädag.* gewidmet. Um 9 Uhr brachten das Lehrercollegium, nach ihm die Geistlichkeit und dann die einzelnen Beamten ihre Glückwünsche. Unter den Lehrern hielt der Senior des Collegiums, Conrector *Lösener*, früher Mitschüler, dann Schüler und endlich seit 1790 Amtgenosse des Jubilars, die Anrede und überreichte die Schr.: *Viro pietate, doctrina, human. excell. Christ. Wolterstorff Καλλικρηναίῳ . . . diem, quo . . . ., gratulantur . . . gymnasii Soltq. praeceptores, interprete Guil. Gliemann, Woltersdorfiano, gymn. subconr. Praemissum est Abu 'l Charri 'l Momallechi ad Abu 'l Melchum sapientem carmen Arabicum, ex duobus codd. mss. nunc primum editum, Latine et vernacule conversum, adnotationibus criticis et exegeticis instructum.* Halle, gedr. b. Gebauer. XII, 23 u. 4 S. 4. Um 10 Uhr begann die im Gymnasium veranstaltete Feierlichkeit mit dem Liede: *Wie gross ist des Allmächtgen Güte*, worauf der Rector *Danneil* die Festrede hielt, und dann der Superintendent u. Ritter *Oldecop* das von Sr. Maj. dem Könige verliehene allgemeine Ehrenzeichen erster Classe dem Jubilar überreichte und die in einem Briefe Sr. Exc. des Ministers *von Altenstein* mitgetheilte allerhöchste Cabinetsordre vom 20 Oct., nach welcher der Greis seiner Geschäfte als Collaborator am Gymn. mit Beibehaltung seines Gehaltes entbunden ist, so wie die Glückwünschungsschreiben des Consistoriums

---

*) Beide in einer recht guten Latinität geschriebenen Schriften geben ein vorzügliches Zeugniss von den gedeihlichen Studien des Orientalischen auf dem genannten Gymnasium, und beweisen auch die Belesenheit und Kenntniss ihrer Verfasser in den classischen Sprachen. Namentlich ist die erste mit vielen gelehrten Citaten und Lateinischen und Griechischen Parallelstellen ausgestattet. Zu der zweiten haben *F. Rödiger* und der Subconrector *Gliemann* einige Anmerkungen gegeben. Letzterer hat namentlich um die Orientalischen Studien auf dem Gymnasium ein ausgezeichnetes Verdienst, indem er eine kleine Anzahl Schüler (gegenwärtig 6) neben den öffentlichen Lectionen privatim im Arabischen unterrichtet. Zu dieser kleinen Schule gehört der Verf. der zweiten Schrift, der es unter den jetzigen 6 Schülern am weitesten gebracht hat. In diesen Privatunterricht werden in der Regel nur Secundaner aufgenommen, damit sie ihn wenigstens ein Triennium geniessen können. Der aufzunehmende muss durch hervorstechende Anlagen und vorzüglichen Fleiss sich auszeichnen, entschiedene Neigung zu dieser Sprache und gute Bekanntschaft mit den Elementen des Hebräischen mitbringen, und darf in der Kenntniss der classischen Sprachen des Alterthums, namentlich im Lateinisch-Schreiben, den bessten seiner Mitschüler nicht nachstehen. Da dieser Unterricht gratis ertheilt wird, so dient die Aufnahme als besondere Auszeichnung und den besseren Köpfen als Sporn, sich in den classischen Sprachen hervorzuthun.

und Provinzialschulcollegiums und der kön. Regierung vorlas. Ein vom Magistrat veranstaltetes festliches Mahl beschloss die Feier, bei welchem dem Greise ein schön gearbeiteter silberner Pokal, die Doctordiplome von der philosoph. Facultät in Königsberg und von der theolog. Fac. in Halle, ein Lateinisches Glückwünschungsgedicht des Gymnasiums zu Stendal und ein Deutsches des Conrect. Lösener überreicht wurden. Noch ward auch ein namentliches Verzeichniss von Freunden und Verehrern des Greises überreicht, welche auf Veranlassung des Predigers *Woltersdorf* zu Kuhsdorf sich vereinigt hatten, den Grund zu einem Schulstipendium zu legen, das den Namen des Jubilars für ewige Zeiten führen und sein Andenken bei der Schule erhalten soll. Bereits sind 237 Thlr. gezeichnet und man hofft noch Vergrösserung der Summe, welche als Stipendium dem Gymnasium um so willkommener ist, da dasselbe seit der Einziehung des Kloster-Bergischen Stipendiums gar keinen Fonds mehr zur Unterstützung armer fleissiger Schüler besitzt. Bei der Rückkehr vom Festmahl erhielt Wolterstorff noch ein Hebräisches Gedicht, das einer der Primaner ganz in der Stille gefertigt hatte.

Schaffhausen. Das Gymnasium hat jetzt folgende Lehrer: den Director und ersten Lehrer für die alten Sprachen *F. C. C. Bach;* den zweiten Lehrer für die alten Sprachen, Conrector und Prof. *Hurter;* den dritten Lehrer *C. R. Meyner*; den Lehrer der Franz. Spr., Pfarrer *Deageler*; den L. der Religion, Prof. *Ott;* den L. der Naturgeschichte, Prof. *Ziegler;* den L. der Geschichte und Erdbeschreibung, Pfarrer *Zehenter;* den L. der Deutschen Spr. *Max. Gözinger;* den L. der Mathematik *J. C. Enderis;* den Schreiblehrer *J. J. Sigg;* den Gesangl. *Fr. Deggeler;* den Zeichenl. *J. J. Beck;* den Rechenl. *C. L. Classen.*

Stargardt. Am Gymnasium wurde der bisher. Collaborator der Hauptschule des Waisenhauses in Halle, Dr. *Wilh. Gotthelf Schirlitz*, als fünfter Lehrer angestellt.

Stralsund. Der Schulamtscandidat *Teske* aus Berlin ist zum fünften Lehrer am Gymnasium ernannt worden.

Tauberbischofsheim. Das gänzlich in Verfall gerathene Gymnasium ist wieder als Pädagogium auferstanden mit drei Schulen, deren unterste einen weltlichen Philologen als Classenlehrer mit 400 Thlrn. Besoldung, die mittlere aber einen geistlichen Classenlehrer mit 500 Thlrn., und die oberste ebenfalls einen geistlichen Classenlehrer mit 600 Thlrn. Besoldung haben muss. Ihnen wird noch ein Zeichnungs- und Französischer Sprachlehrer mit einer Besoldung von 250 Thlrn. beigegeben. Die geistlichen Lehrer haben zugleich Caplansdienste in der Stadt zu versehen. Der Lehrkreis des neuen Pädagogiums umfasst vorschriftsmässig Deutsche, Lateinische, Griechische u. Französische Sprache, Religion, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Arithmetik, Zeichnen und Schönschreiben. Ueber die weitere Einrichtung, über Ordnung und Ausdehnung oder Verhältniss all dieser Lehrgegenstände im Schulplan ist nichts öffentlich ausgesprochen, was die Schul-

männer um so mehr zu bedauern Ursache haben, da im Grossherzogthum Baden keine höhere Bildungsanstalt bis jetzt mit der andern völlig übereinstimmend eingerichtet ist, und doch vier Lyceen und sechs Gymnasien nebst einer grossen Anzahl Pädagogien im Lande sich finden.

Thorn. Am Gymnas. ist dem Lehrer Dr. *Wernicke* die durch *Schirmer's* Abgang [Jbb. VI S. 136] erledigte Oberlehrerstelle, die dadurch erledigte Unterlehrerstelle aber dem Schulamtscand. *Paul* übertragen worden.

Tübingen. Die Würtembergische Kammer der Abgeordneten hat am 23 Jan. die Fundirung der Universität mit der Summe von jährlichen 80000 Fl. beschlossen und zugleich bestimmt, dass die Ersparnisse von dieser Summe auf die einzelnen Institute der Universität verwendet werden sollen. Diese Summe soll, insoweit sie nicht durch das Einkommen aus dem Stiftungsfonds der Universität an Grundeigenthum, Gefällen und Kapitalien gedeckt ist, in einer jährlichen Rente auf die Gesammtheit der Staatseinnahme angewiesen werden. Die unter der genannten Summe nicht in Berechnung genommene Erhaltung der für die Zwecke der Universität nöthigen Gebäude wird, mit Ausnahme der Gebäude des Klinikums, auf den allgemeinen Baufonds übernommen. Pensionen der Universitätslehrer und Beamten, vorübergehende Stipendien für Kameralisten und die für einige Jahre ausgesetzten ausserordentlichen Fonds zur Anschaffung eines chemischen Apparats trägt die Staatscasse. Dieselbe tritt auch so lange, bis der Normalstand der Universität in den Personen und Gehalten hergestellt ist, für den die Normalsumme übersteigenden Betrag in das Mittel. Der Stiftungsfonds der Universität bleibt ihr Eigenthum und kann nur unter Bedingungen, welche dessen Erhaltung in seiner Substanz sichern, von der Finanzverwaltung in Pacht genommen werden (was seit der Uebergabe des Gesetzentwurfes geschehen ist). Ebenso behalten die einzelnen Institute und Facultäten der Universität ihr bisheriges besonderes Eigenthum. Die Fundirung nach dem gegenwärtigen Gesetz tritt jedoch erst mit dem Jahr 18$\frac{30}{31}$ in Wirksamkeit, da die vorjährige Kammer bis dahin den Etat der Universität festgestellt hat.

Warschau. Nach dem Jahresbericht des Rectors der Universität, *von Szamiawski*, wurden im verflossenen Universitätsjahre 638 Studenten immatriculirt, wovon 28 den theologischen, 331 den juristischen u. staatswirthschaftlichen, 116 den medicinischen, 60 den philosophischen Studien und 103 den schönen Wissenschaften und Künsten sich widmen wollten. Se. Maj. der Kaiser und König übersandten der Univ. einen Indischen Elephanten zum Geschenk, und wiesen einen bedeutenden Fonds zum Ankauf von 60 anerkannten Kunstgemälden an, welche als Modelle zum Copieren dienen und den ersten Anfang einer Bildergallerie bilden sollen.

Wertheim. Der Director des hiesigen Gymnasiums, *Föhlisch*, hat den Charakter und Rang als Hofrath erhalten.

Wetzlar. Der Oberlehrer Dr. *Wiedasch* am Gymn. hat das Prädicat Professor erhalten. Der Religionsunterr. am Gymn. ist dem Oberpfarrer *Nebe* gegen eine jährl. Remuneration von 150 Thlrn. übertragen.

Wien. Der Hofrath und Hofdollmetscher, Ritter *von Hammer*, ist von der Gesellschaft der Alterthumsforscher der Normandie zu Caen zum Mitgliede ernannt worden.

Wittenberg. Der Rector des Gymn., Professor Dr. *Spitzner*, hat zum Andenken der Einweihung des neuen Schullocals dem dasigen Magistrat 50 Thlr. übermacht, deren Zinsen zum Bessten des Gymn. verwendet werden sollen. Gleichzeitig hat der Subconrector *Wensch* sich bereit erklärt, jährlich 2 Thlr. als Prämie zum Ankauf eines Buchs für denjenigen Primaner zu verwenden, welcher an einem von dem Rector zu bestimmenden Tage die besste Lateinische Rede über ein vom Rector oder von dem Geschenkgeber zu ertheilendes Thema halten wird.

Würzburg. An der hiesigen Studienanstalt erschien zum Schlusse des Studienjahrs 18$\frac{25}{26}$ vom Professor *Franz Xaver Eisenhofer* ein Programm: *über die grammatische Periode.* Würzburg, gedr. bei Becker. 26 (16) S. 4. Die Lycealclasse zählte zu Anfange des Schuljahrs 36 zu Ende desselben 35 Candidaten, und in ihr lehrten der Caplan im Julius-Spitale *Joseph Grube* (zugleich Religionslehrer der 5n Gymnasialclasse) philosophisch-christliche Religionslehre; der Privatdocent bei der Universität Dr. *Johann Bickel* (zugleich Religionslehrer der drei untern Gymnasialclassen) Anthropologie, Logik, Metaphysik und Lateinische Literatur; der Universitätsprofessor Dr. *Peter Richarz* Griechische Literatur und Weltgeschichte; der Prof. der Mathematik am Gymnasium Dr. *Carl Georg Christian von Staudt* Mathematik. In den fünf Gymnasialclassen sassen zu Anfang des Studienjahrs 267, zu Ende desselben 233 Schüler. Gymnasiallehrer waren für V (I): der Professor und functionirende Studiendirector *Fr. X. Eisenhofer*, und als Aushülfslehrer der Lehramtsaspirant *Johann Georg Schriefer;* für IV (II): der Professor *Georg Michael Breitinger*, zugleich erster Rectoratsassessor und Inspector der Latein. Vorbereitungsclassen; für III: der Prof. und zweite Rectoratsassessor *Franz Joseph Dömling*; für II: der Prof. Dr. *Valentin Maier;* für I: der Prof. Dr. *Johann Georg Weidmann.* Unterricht im Französischen ertheilte *Carl Corti*, im Zeichnen *A. H. Köhler*, in der Tonkunst das kön. Musikinstitut. Zum Schlusse des Studienjahres 18$\frac{26}{27}$ (d. 7 Sept.) lieferte *Breitinger* als Programm *Eine kleine Aehrenlese aus den Briefen des L. Ann. Seneca.* 15 (9) S. 4. In der Lycealclasse wurde durch kön. Verordnung vom 6 Nov. 1826 der Unterricht für dieses Studienjahr ausgesetzt und die Schüler der obern Gymnasialclasse, welche das Gymnasialabsolutorium erhielten, wurden an die Universität zum zweijährigen Studium der allgemeinen Wissenschaften gewiesen. Die fünf Gymnasialclassen zählten zu Anfang des J. 264 (47, 53, 43, 56, 65), zu Ende 252 (45, 52, 41, 54, 60) Schüler. Die Gymnasiallehrer blieben dieselben. Vgl. jedoch Jbb. V S. 218.

Rostock im Wint. 1827 33 akad. Lehrer, als 23 ord. u. 2 ausserord. Proff. u. 8 Privatdd., 5 Theol., 6 Jur., 6 Med., 16 Philos.

Spanien im J. 1826 13677 Stud. Vgl. Jbb. III, 2 S. 123.

Tübingen im Wint. 1827 815 Stud., darunter 46 Ausländer, 216 protestant. u. 143 kath. Theol., 102 Jur., 140 Medic., Pharmaceuten u. Chirurgen,, 176 Philos. und 38 Cameral.

Würzburg im Sommer 1827 613, im Winter 640 Studierende [163 kath. Theol., 124 Jur. u. Cameral., 156 Med. u. 197 Philos.].

Utrecht im J. 1827 498 Studierende.

Upsala im Herbst 1827 1520 Studierende, näml.: 7 Ausländer, 141 Adelige, 358 Predigersöhne, 229 Bauernsöhne, 264 Söhne nichtadel. Civilbeamten, 68 Söhne nichtadel. Militärs, 199 Bürger- und Handwerk e öhne.

Angekommene Briefe.

Vom 31 Jan. Br. von *H. a. M.* [Ich werde sehen E. anderswo unterzubringen.]

Vom 7 März Br. v. *G. a. K.* [Abhandlungen nehmen die Jahrbücher unter den auf dem Umschlag angegebenen Beschränkungen sehr gern auf; mehrere eingesendete entsprachen aber den zu machenden Forderungen nicht. Die versprochene wird sehr willkommen seyn.]

Vom 24 März Packt von *W. a. M.*, mit Lloyd's Dictionary etc. [Freundlichen Dank für die Beilagen und die Versicherung möglichst schneller Beachtung.]

Vom 27 März Br. v. *O. a. G.*

Vom 30 März Br. v. *Th. S. a. H.* [Freundlichen Dank. Der Wunsch wird berücksichtigt werden.]

Zur Recension sind folgende Werke versprochen worden.

Orelli: Inscriptionum Latin. amplissima collectio. — Curtius Rufus von *Lünemann*. — *Van Dam*: Specimen liter. inaug. in Cicer. orat. pro Sextio. — Die Programme zu Horaz von *Voss* und *Herbst*. — Persii satirae von *Plum*. — Tacitus Werke verdeutscht von *Herrmann*. Taciti Agricola von *Hofman-Peerlkamp*. Die Programme zu Tacitus von *Altenburg*, *Greverus*, *Hess* und *Schober*. — *Krebs*: Anleitung zum Lateinischschreiben, 5e Aufl. — Xenophontis Memorabilia von *Herbst*. — *Sillig*: Catalogus artificum.

Inhalt

von des ersten Bandes zweitem Hefte.



JAHRBÜCHER

FÜR

PHILOLOGIE UND PÆDAGOGIK.

Eine kritische Zeitschrift

in Verbindung mit einem Verein von Gelehrten

herausgegeben

von

M. *Joh. Christ. Jahn.*



Dritter Jahrgang.

Erster Band. Drittes Heft.

Oder der ganzen Folge

Sechster Band. Drittes Heft.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1828.

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Griechische Litteratur.

Grundzüge zur Metrik der Griechischen Tragiker. Von *A. Mundt.* Berlin, Nikolaische Buchhandlung. 1826. VI und 62 S. gr. 8. 6 Gr.

[Vgl. Jahrbb. Bd. V S. 377.]

Herr Mundt beginnt die kurze, fast nachlässig geschriebene Vorrede mit den Worten: „*Der Verfasser glaubte mit Gegenwärtigem einem wirklichen Bedürfnisse unserer gelehrten Schulen abzuhelfen. Es ist dem Lehrer, auch bei dem besten Willen, nicht möglich, auf eine nähere Erläuterung der Versmaasse einzugehen. Der eigentliche Zweck, weshalb er mit seinen Schülern die Tragiker liest, und die beschränkte Zeit verbieten es ihm. Daher ist nichts häufiger, als dass der lyrische Theil des Dichters, wo die gewöhnlichen Verse aufhören, ganz wie Prosa betrachtet und gelesen wird, wodurch dem Schüler jene geistige, den jungen Sinn an Wohllaut und Melodie gewöhnende Musik der Alten gänzlich verloren geht. Diesem, soweit es möglich ist, abzuhelfen, fehlt ein deutliche Kürze mit Wohlfeilheit vereinendes Handbuch, welches die bei den Tragikern üblichen Metra erläutert, woraus der Schüler sich mit Leichtigkeit selbst unterrichten und Rath holen könnte.*“

Hiegegen ist Dreierlei zu sagen. 1) Wenn sich der Gymnasiast selbst für die Unterabtheilungen der Schulstudien einzelne Lehrbücher anschaffen soll, wo wird das Anschaffen enden? und wie kann er eine so grosse Masse von Büchern in die Klasse mitbringen? Die Grammatiken von Matthiä, O. Schulz, ein Horaz, etwa der Baxter-Gesner-Zeune-Bothische, oder auch der Döringsche, eine Iliade, Lacroix's Trigonometrie, Vega's Logarithmen und eine Bibel nebst den nöthigen Heften kann er gar leicht an demselben Vormittag brauchen; und doch hat in grösseren Städten mancher Gymnasiast täglich mehr als eine Deutsche Meile ins Gymnasium und wieder nach Hause zu gehn. Sollen wir ihm zu diesen und anderen unerlässlichen

Büchern noch eine allgemeine Griechische Metrik, und eine zweite für die Griechischen Tragiker, eine Lateinische und eine Deutsche Metrik aufbürden? Und wenn vollends jeder Lehrer in seinem Fach dasselbe thun wollte! — Es wird hier wohl nicht der unrechte Ort sein einmal auf diesen Uebelstand aufmerksam zu machen, den man, wie es das Ansehn hat, nicht sieht oder nicht sehen will. Die Folgen desselben sind unschwer zu erkennen: der Schüler bringt dies und jenes Buch nicht mit in die Klasse, oder er nimt es von dort nicht wieder mit nach Hause: in beiden Fällen leiden Vorbereitung und Wiederholung darunter. Ausserdem sind der Jugend wenige hinreichende Bücher, die sie gründlich kennen lernt, sowohl für ihre wissenschaftliche als für ihre Charakterbildung weit zuträglicher als eine Menge Bücher zum Durchblättern und Nachschlagen. Ich habe diesen Gegenstand schon 1821 in einer besonderen, auch in den Buchhandel gekommenen Schrift „*über die Einheit der Schule*“ behandelt. Hier daher nur so viel. Soll der Schüler mit den erforderlichen Büchern versehn werden, und sollen diese Bücher nicht dies und jenes zwei- und dreimal, anderes aber gar nicht lehren, so darf man sie nicht von allen Enden Deutschlands zusammensuchen — denn es passt natürlich keins zum andern, weil keins mit Rücksicht auf das andere ausgearbeitet ist — vielmehr sind sämmtliche Schulbücher einer Lehranstalt, und namentlich auch die Wörterbücher, nach Einem umfassenden Lehrplane zu entwerfen. Das Format anlangend, dürfte ein mittleres Quart — und zwar für sämmtliche Bücher ganz dasselbe — dem Oktavformate vorzuziehen sein. Abgesehn davon, dass sich die Dicke der Bände hiedurch vermindert, entsteht auch für manchen Gegenstand der nöthige Ueberblick des Zusammengehörigen, ohne dass man zu den unbequemen eingehefteten Foliotabellen seine Zuflucht zu nehmen braucht.

2) Der Zeitaufwand, den die Metrik erfordert, soweit sie Lehrgegenstand der Schulen sein darf, ist nicht so gross, als der Hr. Verf. nach seiner obigen Aeusserung zu glauben scheint. Wo er es aber dennoch ist, da trägt gewiss das ungeübte Ohr der jungen Leute die Schuld, und die Schuld dieser Schuld das Gymnasium, das die Uebung des Ohres und der mit ihm in Wechselwirkung stehenden Sprachorgane in den Lese- und Deklamirstunden und überhaupt in den sprachlichen Lehrstunden der unteren und mittleren Klassen versäumt und es so an der nöthigen Vorbereitung für die oberen fehlen lässt. Tertianer, die — etwa nach dem zu diesem Behufe unter dem Titel „*Hephaestion*“ geschriebenen Lehrbüchlein — in Deutschen Trochäen, Iamben und Hexametern geübt werden, wozu Eine, in zahlreichen Klassen zwei Stunden monatlich hinreichen, fassen als Primaner mit Leichtigkeit jeden Rhythmus der Griechi-

schen Tragiker auf, so dass ihnen nur der Vortrag schnell und wiederholentlich wechselnder Rhythmen Mühe verursacht. Diese Mühe hebt aber kein Unterricht, sondern nur Uebung, indem der Schüler die — auch metrisch erläuterten — Chorgesänge auswendig lernt und in der Klasse deklamirt.

Das hier Gesagte bitte ich nicht als einen wohlgemeinten aber ungeprüften Vorschlag anzusehn, sondern als das sichere Ergebniss vieljähriger eigener Erfahrung. Uebrigens erkläre ich mich nicht gegen ein Lehrbuch der Verskunst, sondern nur gegen ein Lehrbuch der Verskunst der Griechischen Tragiker. Ein Griechische, Römische und Deutsche Verskunst umfassendes Handbuch, durch welches in den Grammatiken der Abschnitt über Metrik erspaart wird, scheint mir vielmehr sehr wünschenswerth.

3) Wie überaus speciell auch der Zweck des vorliegenden Buches ist, so hat ihn doch der Hr. Verf. entweder gar nicht oder nur sehr unvollkommen erreicht, indem sein Unterricht theils mangelhaft, theils gar unrichtig ist. Folgende Bemerkungen werden dies zur Genüge darthun, ohne Hrn. M. zu kränken, der vielleicht ein angehender Schulmann ist, und über dessen anderweitiges Verdienst weder sein Büchlein noch mein Urtheil abzusprechen gestattet.

Schon § 1 ist höchst bedenklich: „*Rhythmus ist eine in bestimmten, gleichmässigen Abwechslungen hinschwebende Bewegung, deren einzelne Theile zu* e i n e r *gewissen Idee zusammengeführt sind, und auf diese nach dem Verhältniss ihrer Kräfte zusteuern. Dadurch entsteht die reizendste, harmonische Einheit in Tanz, Musik, Sprache und Metrum, welche alle in dieser Hinsicht von einem und demselben Begriffe ausgehn. Nur eines davon ist das Allgemeinere, nämlich die Musik, in welcher alle übrigen einen geistigen Vereinigungspunkt finden.*“ — Ich enthalte mich aller Erörterung einer für schwierig angesehenen, und wenigstens sehr verschieden gegebenen Erklärung des Rhythmus; aber das hier Gesagte kann wohl niemand genügen, am wenigsten Anfängern. Wie wunderlich nimt sich das „*hinschwebend*“ aus, wodurch ja gerade eine ungegliederte, ununterbrochene Bewegung bezeichnet wird! wie wunderlich das „*zusammenführen*,“ welches fast unwiderstehlich an Körperliches zu denken zwingt! wie wunderlich der Ausdruck: „*nach Verhältniss der Kräfte auf eine Idee zusteuern*“! Und die zweite Periode — ist sie besser ausgedrückt? Welcher Schüler kann das ohne Lehrer gehörig verstehn? und welcher Lehrer nicht in kürzerer Zeit eine bessere Erklärung geben als diesen Paragraphen erläutern? — Die hinzugefügte Ableitung: ῥυθμὸς *von* ῥέω, ῥυέω ist nicht gewiss, und, nach meiner Ueberzeugung, falsch. Die Alten leiten ῥυθμὸς mit grosser Wahrscheinlichkeit von ῥύω (ἐρύω) ab. — § 2

heisst es: „*die einzelnen Theile desselben*“ (es geht *Vers* und *Metrum* vorher) „*nennt man Füsse.*“ Hiernach sind also auch die einzelnen Längen und Kürzen Füsse. Weiter: „*Ein Fuss, welcher in der Arsis steht, hat den rhythmischen Accent oder Ictus.*“ Zwar kann ein ganzer Fuss in der Arsis stehn, aber den Ictus hat nur die in der Arsis stehende Sylbe des einzelnen Fusses. Wollte man aber auch dem Hrn. Verf. dies zugeben, so durfte er doch den Ictus einzelner Sylben nicht übergehen. — In § 3 erklärt Hr. M. im Deutschen die Auflösung der Länge in Kürzen für unmöglich; er meinte aber offenbar nur die Auflösung der betonten Länge; denn warum man z. B. *lesbar* (—́ —) nicht in *leserlich* (—́ ⏑ ⏑) auflösen könnte, ist gar nicht abzusehn. — § 4 werden die Füsse aufgezählt und — was Andere mit Recht vermieden haben — sämmtlich betont, z. B. ⏑ ⏑́, —́ —, obgleich die Betonung ⏑́ ⏑, — —́, eben so richtig wäre. — § 5: „*Werden mehrere Füsse unter einander*“ (unter einander?) „*zusammengestellt, so entsteht eine Reihe* (*ordo*), *mehrere Reihen bilden eine Strophe.*“ Und was bildet denn nun den Vers? Auch musste nicht gesagt werden, dass man die Reihen messe, indem man zwei und zwei Füsse zusammenfasse, obschon sich aus dem Nachfolgenden die nöthige Beschränkung ergiebt. Was es heisse, *der Anapäst werde nach Dipodien gemessen, und gewinne dadurch* (mit dem Daktylus verglichen) *viel an Mässigung*, werden die Leser wohl mit nicht mehr Sicherheit angeben können als ich. — Gleich darauf, § 6, heisst es: „*Bei künstlichen Rhythmen achtet man vorzüglich darauf passende Versfüsse als Einleitung oder Schluss zu wählen. Im ersteren Falle heisst ein solches Versglied B a s i s, im lezteren K a t a l e x i s.*“ — Ich lasse mir's gefallen, dass der Schüler nach beendigter Lesung des ganzen Buches die Einleitung wiederhole, glaube aber, dass er aus dergleichen Erklärungen auch dann nichts lernen werde als — sich mit Unverdautem begnügen. Der kürzeste und sicherste Weg in diesen Dingen ist, sie an dem ersten vorkommenden Falle zu lehren, beim zweiten und dritten zu erweitern und einzuprägen, und zulezt, wenn des Schülers Kenntniss eines Gegenstandes einen hinreichenden Umfang gewonnen hat, *volle* Ordnung und Vollständigkeit hineinzubringen; denn so viel Ordnung schon das Bruchstück zulässt, darf auch diesem nicht versagt werden. — § 7, wo von den verschiedenen Versschlüssen die Rede ist, fehlt die Unterscheidung des *καταληκτικὸν εἰς δισύλλαβον* und *εἰς συλλαβήν.* Hieraus ergiebt sich die Unvollkommenheit der Erklärung: „*den überzähligen Fuss nennt man Ueberschlagsylbe.*“ — § 8 erklärt der Hr. Verf. die Caesur so, dass sie *der*

Widerstreit des Metrums und der Rede sei. Allein diese Erklärung ist viel zu weit. Oder ist etwa auch der Widerstreit der Wortbetonung und der metrischen Betonung Caesur? Metrische Betonung kann — wenigstens Hr. M. nicht abweisen, da er oben das Schema der Füsse betont hat. Auch das ist nicht ganz zu billigen, dass die Theilung eines Worts durch zwei Versfüsse Caesur genannt wird. Endlich ist es auch höchst unnatürlich, mit dem Hrn. Verf. anzunehmen, *dass in dem Verse*

πρὸς δόμους στείχοντα, παύσω || τοὺς παρεστῶτας γόους

der Abschnitt den Sinn des Ganzen auffallend hemme und durch eine lange Pause aus einander ziehe. Ab- und Einschnitte, die mit dem Sinn der Worte streiten, mussten vielmehr vom Schauspieler so leise und wenig störend als möglich angedeutet werden.

Nach dieser Einleitung folgen die *Grundzüge* selbst. Hier heisst es gleich § 1: „*Demgemäss hat sich ein stehendes Versmaass für sie*" (die Handlung) „*gebildet, welches nur dann unterbrochen wird, wenn ein Anhauch von der Lyrik des Chors in den Dialog hineinweht.*" Was soll ich es verhehlen? diese Art von Metaphern in Lehrvorträgen, welche ihrer allgemeinen und besonderen Natur nach die grösste Einfachheit und Deutlichkeit fordern, ist zu aller Zeit fehlerhaft gewesen, aber jezt, wo man von mehr als Einer Seite darauf denkt, das Denken der Anderen aus der Gewohnheit zu bringen und ein blaues Dunstwesen dafür einzuführen, damit jedes Ding alles und auch nichts sei — jezt ist diese Manier vollends Gift. Es ist so leicht und so sehr an der Tagesordnung sich durch unbestimmte, zerfliessende Bilder ein geistreiches Anselm zu geben, statt bündig zu denken, dass wir unsere ohnehin ziemlich denkscheue Jugend vielmehr zu der weit heilsameren Kyriolexie ermuntern als ihr das entgegengesezte Beispiel geben sollten. Wie musterhaft ist in dieser Hinsicht der Stil in Hermann's und Böckh's metrischen Werken! — § 2. Da Hr. M. nur von den Versmaassen der Griechischen Tragödie handeln will, so musste er entweder die Benennung *Senar* ganz übergehn, oder den Senar vom Trimeter sorgfältig unterscheiden. Den „*mächtigen Auftritt*," der ihm hier beigelegt wird, hat er an und für sich keinesweges. Oder was ist Mächtiges zu hören an dem Verse:

πάλαι πότ' ἐστι τοῦτ' ἐμοὶ δεδογμένον?

Die nun folgende nähere Angabe der Regeln des Trimeters ist in gleichem Grade fehlerhaft und mangelhaft, und doch wär' es dem Schüler besser sich eine gründliche Kenntniss der gangbarsten, als eine oberflächliche aller Versmaasse zu erwerben. Den Daktylus gestattet Hr. M. „*an allen den Stellen, wo der Spondeus Statt findet*," den Anapäst „*nur im ersten und vor-*

letzten Fusse.“ Nichts wird gesagt von Porson's Observation über den Kretischen Schluss, nichts von Wunder's über den Tribrachys des vierten Fusses, nichts von der Absicht, in welcher die dreisylbigen Füsse, zumal verdoppelt und verdreifacht, gebraucht werden, nichts vom Unterschiede der älteren und der jüngeren Tragödie. — Nicht besser wird § 4 der trochäische Tetrameter behandelt. § 5 soll Aeschylus das *Grossartige* und *Pomphafte* seines Trimeters durch Spondeen bewirkt haben. Hierin dürften ihm Sophocles und Euripides kaum nachstehn, wohl aber in dem Ausdruck seiner kühnen Gedanken durch eben so kühn gebildete kolossale Wörter und ungewöhnliche Wortverbindungen und durch den *austeren Charakter der Composition*, den Dionysius ihm, wie dem Pindar und Thucydides beilegt.

Mit § 7 fängt der Hr. Verf. an die lyrischen Versarten abzuhandeln, und zwar — was wohl nicht zu billigen ist — zuerst die *logaödischen.* Sophokl. Ant. 351—353 giebt er als anapästisch-logaödisch in folgender Gestalt:

λασιαύχενά θ' ἵππον ὑπάξεται ἀμ -
φίλοφον ζυγὸν, οὔ -
ρειόν τ' ἀδμῆτα ταῦρον.

Erst § 10 folgen die rein-daktylischen Versarten, wobei der Hexameter bloss als *heroischer* betrachtet, und dennoch der bukolischen Caesur nicht einmal gedacht wird. Wie S. 14 der Hr. Verf. von den Versen

βόστρυχον ἀμπετάσας λωτοῦ κατὰ πνεύματα μέλπει
μοῦσαν, ἐν ᾇ χάριτες χοροποιοί

sagen konnte: „*Wiederum ein iambischer (in Anapästen ausgehender) Schlusspunkt,*“ ist schwer zu begreifen, wenn man nicht annimt, er habe *μοῦσαν ἐν* als Antibacchius (— ́— ⏑) gemessen; einige ähnliche Uebereilungen berechtigen allerdings zu dieser Annahme. Eben so unbegreiflich sind die unmittelbar darauf folgenden Worte: „*Ein solcher ist natürliches Bedürfniss.*“ Was denn für einer? und wann? ein iambisch-anapästischer? Hier sind aber weder Iamben noch Anapästen. Und wenn sie wirklich hier wären, so sind sie doch in hundert anderen Schlüssen nicht. So höchst bedenklich ist es Nothwendigkeiten nachweisen zu wollen, wo dem Dichter mehrere gleich passende Formen vergönnt sind.

§ 11 wird wieder zu den Iamben übergegangen. Den Vers *ἔρωτες ὑπὲρ μὲν ἄγαν* mit dem Hrn. Verf. für einen iambischen zu nehmen, dazu berechtigt die unmittelbare Folge eines iambischen Verses keinesweges. Nun folgen in demselben Paragraphen die *asynartetischen Iamben*, „*d. h. solche, die nicht ganz fest zusammenhängen. — Es zerfallen diese Verse in zwei Theile, welche durch eine gewisse Kluft von einander ge-*

trennt sind." *Wie* hängen sie nicht fest zusammen? und *was für eine Kluft* ist diese *gewisse Kluft?* Warum folgte doch Hr. M. nicht lieber seinen Vorgängern? Waren sie ihm zu gering? oder glaubte er dadurch zum Plagiarius zu werden? — Wie zu dem hier angegebenen Schema ◡ –́ ◡ – –̆ | ◡ –́ ◡ – –̆ der Vers *ἰὼ ἰὼ δῶμα, δῶμα καὶ πρόμον* passen solle, ist nicht abzusehn. Ob dieser Vers ein *asynartetus* sei oder nicht, darüber will wenigstens *ich* nicht streiten; Hephaestion und Hermann kennen ihn nicht als solchen, wiewohl lezterer, den hier Hr. M. nachlässig abschrieb, ihn im Abschnitt von den Antispasten anführt, Elem. metr. S. 232; Epitom. § 222. Es sei vergönnt meine eigene Ansicht von diesem Verse mitzutheilen. Brunck, Hermann, Bothe, Reisig, Wunder, und G. C. W. Schneider nehmen ihn für ein doppeltes iambisches Penthemimeres, Elmsley für einen Diiambus, Creticus und Bacchius. Ich meinestheils habe ihn immer für eine iambische Dipodie mit nachfolgendem Ithyphallicus gehalten, und finde auch jezt noch keinen Grund meine Ansicht zu ändern *). Ich stüze mich aber auf Dreierlei: 1) Der Ithyphallicus ist in dieser Gattung von Versen — man nenne sie nun asynartetische oder anders — fast herrschend. Man vergleiche Hermann a. a. O. oder Hephaestion c. 15. 2) Die Verbindung der Thesis mit der Thesis hat etwas Unangenehmes. Vergl. Böckh de Metrr. Pind. § 175 f. Ihr etwaniger Gebrauch lässt eine absichtliche Nachahmung der Erschlaffung, Rathlosigkeit und ähnlicher Zustände voraussezen. Mit dergleichen hat aber z B. des Sophocles heiterer Preisgesang auf Kolonos, in welchem dieser Vers sechsmal vorkommt, durchaus nichts zu thun. Hienach würde es unpassend sein die fünft' und sechste Sylbe in diesem Vers als doppelte Thesis, passend, sie als doppelte Arsis zu betrachten. 3) Nicht nur in diesen sechs Stellen — Eine ausgenommen, auf die ich nachher zurückkomme — sondern auch in sechs anderen aus der Antigone, in zehn Stellen aus dem Agamemnon und in vier Stellen aus den Herakliden, welche sämmtlich von Reisig zu Oed. Col. 694 angeführt werden, ist die fünfte Sylbe dieses Versmaasses stets eine Länge, die sechste stets eine

*) Lange hab' ich mich vergebens nach einem Gewährsmanne umgesehn. Endlich finde ich noch nach dem Thorschlusse zu Eurip. Orest. 968, 979 Barn.:

στρατηλατᾶν Ἑλλάδος ποτ' ὄντων
βροτῶν δ' ὁ πᾶς ἀστάθμητος αἰών. —

die Erläuterung des freilich nicht hoch anzuschlagenden Scholiasten: *τὸ ιά ἀσυνάρτητον ἐξ ἰαμβικῆς βάσεως καὶ τροχαϊκοῦ ἰθυφαλλικοῦ.*

Kürze. Elmsley zu Oed. Col. 700 fügt noch sechs Stellen aus dem Agamemnon hinzu mit dem Bemerken: „*Si meliores libros consuluisset Reisigius, non decem, sed sedecim exempla in Aeschyli Agamemnone reperisset.*“ Allein Reisig sagt ja am Schlusse seines Citates ausdrücklich: „*et identidem ibidem.*“ Uebrigens hat sich Elmsley selber nicht die Mühe gegeben, die von ihm angeführte Blomfieldsche Ausgabe genau anzusehn; denn schon ein flüchtiger Blick, den ich darauf werfe — ich habe aber die zweite 1822 zu Cambridge erschienene Originalausgabe vor Augen — bietet noch folgende von Elmsley übersehene Verse, welche ich in der Ordnung, wie sie einander entsprechen, hersezen will.

188 } νεῶν τε καὶ πεισμάτων ἀφειδεῖς
201 } τέκνον δαΐξω, δόμων ἄγαλμα —

399 } τάδ' ἐννέποντες δόμον προφῆται
415 } πτεροῖς ὀπαδοῖς ὕπνου κελεύθοις —

1425 } μόλοι τὸν αἰεὶ φέρουσ' ἐν ἡμῖν
1446 } κράτος τ' ἰσόψυχον ἐκ γυναικῶν —

1508 } ἀμηχανῶ, φροντίδων στερηθείς
1537 } ὄνειδος ἥκει τόδ' ἀντ' ὀνείδους —

1510 } ὅπα τράπωμαι, πίτνοντος οἴκου
1539 } φέρει φέροντ', ἐκτίνει δ' ὁ καίνων —

1512 } τὸν αἱματηρόν· ψεκὰς δὲ λήγει
1541 } παθεῖν τὸν ἔρξαντα· θέσμιον γάρ —

Auch in anderen Tragoedien gebraucht Aeschylus diesen Vers. Sept. c. Th. 911, 922; 912, 923; 946, 660 Dind. Mit Auflösung der ersten Länge hat ihn Sophokles in der Elektra 152, 170; 153, 171 Wund.:

{ πρὸς ὅ τι σὺ τῶν ἔνδον εἶ περισσά
{ Ζεύς, ὃς ἐφορᾷ πάντα καὶ κρατύνει —

{ οἷς ὁμόθεν εἶ καὶ γονᾷ ξύναιμος
{ ᾧ τὸν ὑπεραλγῆ χόλον νέμουσα —

Warum sollten nun in so zahlreichen Stellen niemals die Formen

⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
⏑ — ⏑ — — — — ⏑ — ⏑
⏑ — ⏑ — ⏑ — — ⏑ — ⏑

vorkommen, wenn beide Theile iambisch wären? Die Messung

⏑ —́ ⏑ — | —́ ⏑ — ⏑ — ⏑

dagegen, welche schlechterdings die fünfte Sylbe kurz, und die sechste lang fordert, erklärt jene Regelmässigkeit auf das genügendste.

Ich komme jezt auf die oben angedeutete Ausnahme, Oed. Col. 702:

τὸ μέν τις οὔτε νέος οὔτε γήρᾳ,

wo Hermann *οὐ νέος* schreibt, während Elmsley, Reisig, Wunder die Porsonsche Schreibung *οὐ νεαρός* aufnahmen, welche sich auf die ältere Lesart *οὔτε νεαρός* stüzt. *Οὐ νεαρός* halte auch *ich* für das ächte; denn einmal passt es in das von mir wahrscheinlich gemachte Metrum, und zum andern enthält die Auflösung des Trochäus in einen Tribrachys hier eine angenehme Malerei der jugendlichen Hize des Xerxes im Gegensaz zu dem bejahrten Archidamus. *Οὐ νέος* entspricht den so zahlreichen Versen in diesem Metrum nicht. Electr. 1097, worauf Hermann verweist, hat, nach dem von ihm aufgenommenen *Ζηνός* den erforderlichen Trochäus; und Philoct. 1217: *Δαναοῖς ἀρωγός· ἔτ' οὐδέν εἰμι*, ist wegen des pyrrhichischen Auftaktes und des Unterscheidungszeichens nach *ἀρωγός* doch von zu geringer Aehnlichkeit. Nach meinem Gefühl muss *ἔτ' οὐδέν εἰμι* allein den Schlussvers bilden, um die an Vernichtung gränzende Verzweiflung auszudrücken. Aus eben diesem Grunde scheint mir Sophokles auch den Gedanken selbst auf so wenige, winzige Worte beschränkt zu haben. Auch neuere Meister drücken inneren Schmerz, Niedergeschlagenheit, dumpfe Verzweiflung und ähnliche Seelenzustände auf eben diese Art aus. Händel, in so Vielem bewundernswerth, ist es nicht weniger im Ausdruck solcher Gefühle. Man vergleiche nur in seinem *Judas Maccabäus* gleich den ersten Chor und später die Arie: „*Du sinkst, ach armes Israël*," mit dem sich daran schliessenden Chorgesange; und eben so im *Samson* und im *Saul* die Chöre: „*Ihr Thränen, fliesst!*" und: „*Klagt, jammert laut!*" — Auch Electr. 137 und 152 wird Strophe und Antistrophe von diesem iambischen Penthemimeres beschlossen. Einige andere Verse, die man noch hieher ziehn könnte, wie Aj. 706 und 719, haben meines Erachtens einen logaödischen Ausgang: ⏑ —́ ⏑ — | —́ ⏑ ⏑ — ⏑ — —. Antig. 806 und 823: *ἤκουσα δὴ λυγροτάταν ὀλέσθαι*, misst auch Wunder nicht anders. Obigen Versen ist folgender nicht unähnlich: ⏑ — — — ⏑ — ⏑ — —, den man so zu messen pflegt: ⏑ —́ —́ — ‖ ⏑ —́ ⏑ — —. In Erwägung des bisher Gesagten, und dass die vierte und fünfte Sylbe dieses Verses stets einen Trochäus bilden, würd' ich ihn lieber so messen: ⏑ —́ — ‖ —́ ⏑ — ⏑ — — Mit einem Amphibrachys oder Amphibacchius kann er nicht anfangen, weil er sonst von einem iambischen Dimeter nicht zu unterscheiden wäre. Weniger hat man auf diese Beschränkung zu

achten, wo statt des Trochäus ein Daktylus eintritt, wie Oed. Col. 518:

— ⏑́ ⏑ ‖ — ⏑ ⏑ — ⏑ — —
χρήζω, ξέν', ὀρθὸν ἄκουσμ' ἀκοῦσαι.

Diese meine abweichende Ansicht hindert aber nicht zu erkennen, dass unter gewissen Umständen diese angeführten Verse, gleich vielen anderen, eine doppelte Messung gestatten, über welche der Inhalt und die ganze Anordnung eines Gesanges entscheiden.

Nach dieser wissenschaftlichen Erörterung kehre ich zu dem vorliegenden Werklein zurück. § 12 stehn als Beispiele trochäischer Dimeter die Verse:

{παρθένοισι Θηβαίαισι
{γαῖαν, ἅ νιν εὐείλοισι —

und ein aus sieben Längen bestehender Vers wird ein iambischer genannt, indem Hrn. M. steigende Spondeen geradezu als Iamben gelten. Von trochäischen Systemen, und früher schon von iambischen kein Wort. Eben so wenig wird der *Ithyphallicus* vom *dimeter brachycatalectus* unterschieden. Als trochäische Asynarteten erhalten wir aus Oed. R. 1208: ὦ μέγας λιμὴν αὐτὸς ἤρκεσε, während der gleich folgende Vers: παιδὶ καὶ πατρί, drei gleiche Verse anzunehmen räth, womit die Antistrophe genau übereinstimmt. Gleiche Messung ertheilt Hr. M. den Worten: τὸν σὸν δαίμονα, τὸν σὸν, ὦ τλάμων. Den Vers — ⏑ — — — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — — theilt er nach der fünften Sylbe, obgleich ausser anderen Gründen schon die Länge der vierten Sylbe den daktylischen Ausgang anräth. Den Uebergang aus Trochäen in Daktylen nennt Hr. M. eine *Auflösung*. Was an dieser Behauptung wahr sein mag, gehört der Musik an und kann vom Schüler aus vorliegendem Büchlein nicht gelernt werden. — § 14 erhalten wir den bekannten *Iambelegus* unter der Benennung eines „*Alcäischen Hyperkatalektus.*" — § 15 wird von den überall bedenklichen *ischiorrhogischen Iamben* gehandelt, und dann, wider den Zweck des Buches, eine Einschaltung über den *Choliambus* gemacht. — § 17 folgt der Anapäst und das anapästische System. Wie sich aber die Systeme von den Versen unterscheiden, erfährt der Schüler nicht, und eben so wenig die bei wechselnden Anapästen, Daktylen und Spondeen zu beobachtenden Regeln. Wenn der Hr. Verf. in Solger's Sophokles die statt der Anapaesten gebrauchten Daktylen, wie: „*Ehe die Zeit naht*" und „*Widergeschlagenes,*"

— ⏑́ ⏑ — ⏑́ ⏑, tadelt, weil unsere Kürzen keinen Accent dulden, so ist das früher auch meine Meinung gewesen. Je öfter ich aber die anapästischen Systeme betrachtet habe, und je

mehr ich die gewaltige Verschiedenheit der antiken Metrik und der unsrigen einsehe, desto stärker wird mein Zweifel, ob die Alten die Kürzen des Daktylus auch wirklich betonten. Mir scheint, sie trugen ein anapästisches System mit eingemischten Daktylen so vor:

´— ◡◡ ´— ◡◡ ‖ ´— ◡◡ — —

◡◡ ´— — — ‖ ´— ◡◡ — —

— — — — ‖ ◡◡ ´— ◡◡ ´—

◡◡ ´— ◡◡ ´— ‖‖ ´— ◡◡ ´— ◡◡

— — ◡◡ ´— ◡◡ ´— —

Um den Uebergang aus steigenden in sinkende Füsse, und umgekehrt, zu erleichtern, werden die Daktylen fast regelmässig durch Spondeen von den Anapästen getrennt. Die Spondeen sind nämlich in Ansehung der Betonung völlig indifferent, wenn sie gleich nach Daktylen mehr sinkend (´— —), nach Anapästen mehr steigend (— ´—) gehört werden, welches also nicht in ihnen selbst liegt, sondern in dem so oder so angeregten und der einmal erhaltenen Richtung folgenden Gefühle. Bei den Griechen, die den Sylbenwerth nur hörten, nicht mit dem Verstande berechneten, wie unsere Prosodie thut, mochte daher der Spondeus überall gleichschwebend sein und weder steigen noch sinken. Ich finde keinen Anstoss anapästische Systeme nach dieser Ansicht zu recitiren; und selbst in Deutscher Sprache, so sehr hier das Herkommen entgegensteht, missfällt dieser Vortrag meinem Ohre durchaus nicht.

Manches vollendet sich, wenn es der Himmlischen
Rathschluss so will; und der Sterblichen Wiz
Niemals hemmt er es, oder beschleunigt es.
Drum fort mit der Sorg um der Zukunft Nacht!
Zeus sei dein Hort, und die Götter.

§ 18 handelt vom Kretikus, dessen hier gegebene Form ´— ◡ ´—, statt — ◡ — (◡◡ ◡◡), um so weniger genügt, da kein Beispiel der Auflösung beider Längen gegeben ist. — § 19 kommt der Hr. Verf. auf den Choriambus, ohne jedoch des choriambischen Systems zu gedenken; § 20 auf den Glykonischen Vers, *der seine Cäsur gern nach der ersten Arsis haben soll*, eine Bemerkung, welche schon die im Buche selbst angeführten Bei-

spiele widerlegen. Vom Systeme ist wiederum nicht die Rede. Daher gelten denn auch folgende Verse für Glykonische:

Χρείας ἱσταμένῳ. πῶς πο-
τε, πῶς δύςμορος ἀντέχει;

während sie sich dem Ohre von selbst als ein einziger choriambischer darstellen. Meines Bedünkens mussten hier und überall solche Beispiele gewählt werden, gegen die kein Metriker und kein Herausgeber Griechischer Tragoedien etwas einzuwenden hat. — Was § 21 vom *Glyconeus polyschematistus* gesagt wird, ist ein blosses Aggregat, keine entwickelnde Darstellung der verschiedenen Formen. Den Namen anlangend, soll diese Versart mit „*γλυκύς*, *süss*, *lieblich*" zusammenhängen. Ist denn der Dichter Glykon so unbekannt, dem Hephaestion ausdrücklich die Erfindung dieses Verses beilegt?

Nach dem bisher Gesagten wird wohl niemand erwarten, dass auf gleiche Weise auch die in §§ 22—43 folgenden Versarten durchgegangen werden: sie sind weder schlechter noch besser als jene behandelt. Nur das bemerke ich noch, dass die Anordnung des Ganzen nicht recht bequem ist und auch im Einzelnen hin und wieder die Ordnung vermisst wird. So ist z. B. § 41 die zweite Hälfte des Pentameters als eine besondere Versart betrachtet, da sie doch als das bekannte *dactylicon penthemimeres* schon § 10 ihren Plaz finden musste.

Was dem Aufänger am meisten noth thut, das vermisst man in diesem Büchlein ganz, nämlich eine Anleitung, die ihn dahin bringt richtige Verse auf verschiedene Weise zu messen und die passendste Messung auszuwählen, fehlerhafte aber als solche zu erkennen und, wo möglich, zu verbessern. Demnach kann ich mich nicht überzeugen, dass der Hr. Verf. *für jezt* diejenige Kenntniss besize, welche seine Aufgabe voraussezt: wie hätte er wohl sonst die allgemeinen Merkmale verschwiegen, woran man das Ende der die Strophen bildenden einzelnen Verse und Systeme erkennt? und eben so wenig kann ich sein Lehrbüchlein empfehlen; vielmehr wünsch' ich, dass er es recht bald durch eine gediegnere Arbeit in Vergessenheit bringen möge. Vor allem möge die liebe Jugend es unberührt lassen; denn es sind Fehler darin, die wenigen Primanern entgehn würden, und Jünglinge sind gerade am wenigsten geneigt dergleichen zu entschuldigen. Ich habe z. B. Mühe gehabt ein vor anderthalb Decennien erschienenes Deutsch-Griechisches Exercitienbuch von meinen Schülern durchübersezen zu lassen, sobald sie dem Herausgeber seine Schwäche im Accent und einigen andern Theilen der Grammatik abgemerkt hatten.

Papier und Druck sind gut, die mässigen Druckfehler aber nicht sämmtlich angezeigt.

Friedrich August Gotthold.

Ξενοφῶντος Ἀπομνημονεύματα. Recognovit et illustravit *G. A. Herbst*, Philos. Dr., scholae Bernburgensis Collega. Halis Saxonum, e libraria Antoniana. MDCCCXXVII. XII und 364 S. 8. 1 Thlr.

[Vgl. Jbb. Bd. V Hft. 4, bibliogr. Verzeichn. S. 10.]

Der Herausgeber berechnete laut der Vorrede seine Arbeit vornehmlich für Anfänger im Griechischen, welche vorliegende Schrift des Xenophon zum Gegenstande ihres Privatstudiums wählen, oder wenigstens für solche Leser, die noch nicht viel weiter gekommen sind, als dass sie aufgehört haben, Anfänger zu seyn. Für die Bedürfnisse dieser schien ihm in keiner der bisherigen Ausgaben gesorgt zu seyn. Ausgaben des blossen Textes fand er für den Anfänger nur dann zweckmässig, wenn sie unter der Leitung eines tüchtigen Lehrers gelesen werden. In den grösseren Bearbeitungen ist nach seiner Ansicht die Verbal- und Real-Erklärung nicht so vollständig, wie es für die von ihm in's Auge gefasste Klasse von Lesern zu wünschen wäre. Seine Absicht gieng daher dahin, aus den Vorarbeiten der grösseren Ausgaben, was für den Anfänger brauchbar ist, auszuheben, und den Text ihm zugänglich zu machen. Rec. kann ein solches Unternehmen nur verdienstlich nennen. Nicht ein jeder Jüngling hat das Glück einen tüchtigen Lehrer zu finden, und auch der Lehrer kann seinem Schüler selten so viele Zeit widmen, dass es ihm nicht erwünscht seyn müsste, wenn seine persönliche Nachhülfe bei dem Lesen eines Schriftstellers durch eine angemessene Bearbeitung wenigstens zum Theile ersetzt wird. Besonders aber dürfen sich Schüler und Lehrer Glück wünschen, dass die Ausführung dieses Unternehmens gerade in die Hände eines ihm so gewachsenen Mannes gekommen ist, als welchen der Herausgeber sich gezeigt hat. In dieser Ausgabe ist wirklich nicht bloss für den Schüler gesorgt, sondern auch der Lehrer kann daraus noch lernen, und selbst Xenophon hat durch sie gewonnen. Um so mehr hofft Rec. Entschuldigung zu finden, wenn er bei der Anzeige derselben etwas länger verweilt.

Zuerst von dem kritischen Theile vorliegender Bearbeitung der Apomnemoneumata.

Nach dem Gesagten konnte es die Absicht des Herausgebers nicht seyn, eine durchgreifende Berichtigung des Textes zu liefern. Uebrigens wollte er keineswegs bloss bei dem bisherigen stehen bleiben, sondern, wo der vorhandene kritische Apparat etwas Besseres darböte, oder wo ihm eigene oder fremde Conjecturen richtig dünkten, sie ohne Bedenken in den Text aufnehmen. An manchen Orten ist der Text des Stephanus, wo Neuere ihn verlassen hatten, wieder hergestellt, z. B. I, 2, 12 an der Stelle des von Schneider eingeführten κλε-

πτίστατος das alte, für einen Tyrannen passendere πλεονεκτίστατος; das von Ernesti, Schütz und Schneider mit Unrecht verstossene περὶ τοὺς θεοὺς I, 1, 20; das von Schneider verworfene οὔτε γὰρ οὔτε ἔγωγε αὐτὸς I, 2, 31 nach Bornemann zur Apologie §24; das von Zeune, Weiske und Schneider geänderte ἐπειδὴ ὁμολογήσαιτο I, 2, 57, wo übrigens das Activum ὁμολογῆσαι, auf welches auch zwei Pariser Handschriften führen, um so eher vorzuziehen seyn möchte, da auch das vorhergehende ἐπειδὴ mit ὁμολογήσαιτο in ἐπιδιομολογήσαιτο zusammenschmolz, und diess mit dem folgenden τὸ eben so leicht geschehen konnte; ferner das von Ernesti in γενόμενα verwandelte γιγνόμενα I, 4, 4; das von Zeune abgeänderte ἐπίστασιν I, 5, 2; das von einigen Neueren versetzte εὐωχεῖσθαι III, 14, 7; das von Zeune ohne Noth durch Einschaltung eines ἢ verdeutlichte πλείω τῶν φυτῶν IV, 3, 10; das nach Reiske von Schütz und Schneider in ἢ verwandelte εἰ vor ἀδυνατοῦμεν IV, 3, 12, und noch so vieles Andere, was hier übergangen werden muss. Anderswo ist der gewöhnliche Text aus den Handschriften und alten Ausgaben verbessert. So ist an die Stelle des seit Stephanus im Texte stehenden ἅπερ ἀλκιμωτέρους ποιεῖ, III, 3, 7, das schon von Morus und Schütz vertheidigte alte εἴπερ ἀλκιμωτέρους ποιεῖν; statt des früheren συμβουλεύειν und des sichtbar erst neu gemachten συμβουλεύσεις, III, 6, 10, das in mehrern Pariser Handschrr. sich findende συμβουλεύσειν; statt des bisherigen τό γε λιμοῦ, III, 8, 7, aus den Marginalien des Victorius τό τε λιμοῦ gesetzt worden u. s. w. Besonders sind die von Dindorf im Texte vorgenommenen Verbesserungen fleissig benutzt. Dahin gehört die Beibehaltung von προςδοῦναι I, 2, 29, wofür Schneider μεταδοῦναι wollte; die Aufnahme von προςκνῆσθαι I, 2, 29, coll. Buttmann ad Plat. Gorg. p. 522; von αἰσχύνεται und οἴεται I, 2, 32; die Auslassung von μὲν bei ταῦτα οὖν I, 2, 55; die Wiederherstellung des Plurals ἀδελφοὺς II, 3, 1; die Austilgung des Artikels vor ἀρκοῦντα II, 3, 2, so wie vor τὸ μικροῦ ἄξιον III, 11, 7 u. s. w. Nach Conjecturen ist theils beibehalten, theils neu aufgenommen: νομίσαν I, 2, 42 nach Reiske's Vorschlag für ἐνόμισαν; αὐτούς τε für αὐτοῖς τε II, 1, 9 nach demselben; οἷς οἱ für ὡς οἱ III, 4, 12 mit Ernesti; εὖ τε πράττειν für οὔτε πράττειν IV, 1, 5 mit Leonclavius; γενομένας IV, 1, 3 für γιγνομένας nach Schneiders Vermuthung u. a. Weit entfernt, an Conjecturen der Art sich zu stossen, wie der Herausgeber in der Vorrede zu fürchten scheint, wird man vielmehr in der gerechten Würdigung, die ein Bearbeiter der Alten ihnen angedeihen lässt, den Beweis finden, dass er, um die Art und Weise der alten Sprache und ihrer

Heroën zu erkennen, ausser den Handschriften noch andere Hülfsquellen in sich selbst hat.

Die Zahl dieser Verbesserungen hätte leicht grösser werden können. So wäre das unnöthige *αὐτοὺς* I, 2, 49 nach Matthiä, ausf. Gramm. § 634, 1, das eben so unnöthige *τῆς* in *ἥττων τῆς τῶν ἐναντίων* III, 6, 8 zu tilgen, das unschuldige *ἐρώτα γοῦν καὶ ἀποκρινοῦμαι* I, 4, 8, vgl. Conviv. 5, 2, wieder aufzunehmen, *ἡγησόμεθα* I, 5, 2 für *ἡγησαίμεθ' ἂν* wieder herzustellen gewesen. Namentlich würde eine genauere Abwägung des Werthes der Handschriften und anderer kritischer Hülfsmittel, wie der Uebersetzung des Bessario und der Citationen des Stobäus und Klemens auf eine Menge Verbesserungen geführt haben. Allein, wie schon bemerkt, es konnte die Absicht des Herausgebers nicht seyn, überall zu helfen, und wir nehmen daher dankbar an, was er in diesem Stücke geleistet, ohne uns an dem zu stossen, was er, wie seine Vorgänger, unberührt gelassen hat. Nur über Einzelnes, was er selbst berührt hat, mögen hier einige Bemerkungen folgen. Gleich I, 2, 53 ist *τε* nach *συγγενῶν* auch hier getilgt, und dabei bemerkt, dass *καὶ* vor *περὶ φίλων* sich auf *καὶ* vor *περὶ πατέρων* beziehe. Aber warum sollen hier die *φίλοι* eine eigene Klasse bilden, da sie doch im Vorhergehenden so gut, wie die *συγγενεῖς* an die *πατέρες* angereiht sind? Warum sollen sie nicht lieber mit *πατέρες τε καὶ συγγενεῖς* als solchen, die schon erwähnt sind, dem *καὶ πρὸς τούτοις γε* gegenüberstehen? Man könnte meinen, der Herausgeber habe die Verbindung von *καί — τε* gescheut. Allein gerade diese vertheidigt er zu IV, 2, 28. Rec. weiss ihm hierin nicht beizustimmen; an allen Stellen, auf die zu IV, 2, 28 verwiesen wird, bezieht sich *τε* auf ein folgendes *καὶ*, ausgenommen de rep. Laced. 15, 3, wo ein Satz mit *δὲ*, also doch immer etwas, worauf sich *τε* beziehen kann, nachfolgt. Nichts desto weniger hält er *τε* in unserer Stelle für richtig. Es ist nur statt des gewöhnlichen *συγγενῶν τε καὶ φίλων* durch eine leichte Anakoluthie die wiederholte Präposition gesetzt. Eine solche Anakoluthie findet auch in den übrigen, ebenfalls zu Hülfe gerufenen Stellen unserer Schrift statt, wo *καὶ* mit einem folgenden *τε* in Einem Satze pro simplici copula stehen soll. Leicht und unbedeutend ist das Anakoluthon I, 2, 57, wo *ἀγαθοὺς* mit Unrecht auch in dieser Ausgabe getilgt ist; denn dasselbe, was als neues Prädicat zu *τοὺς μὲν ἀγαθόν τι ποιοῦντας* nachfolgen soll, wird hier nur als Folgerung aus dem Vorhergehenden vorgetragen: dass also, wer thätig sei, gut sei, oder thätig seyn so viel heisse, als gut seyn. Eben so entspricht dem *καὶ κοινῇ ἄρχουσί τε*, IV, 4, 1, ein folgendes *καὶ* bei *καί ποτε ἐπιστάτης γενόμενος*, nur dass statt eines *καὶ αὐτὸς κατὰ τοὺς νόμους ἄρχων* ein specieller Fall mit dem Verbum finitum angeführt ist. Be-

deutender wäre das Anakoluthon IV, 2, 28, wenn man dort den Infinitiv προΐστασθαι behält, und am bedeutendsten bei καὶ τἄλλα τε, ὅσα, II, 3, 19, wo man zu einer völligen Abbrechung und Unterdrückung eines folgenden καὶ vielmehr seine Zuflucht nehmen müsste. Aber gerade diese Stelle ist in kritischer Hinsicht unsicher. Zu I, 1, 6 wird ἂν bei ὅπως ἂν verworfen, *quia futuri optativus cum ἂν junctus in rem, quae futuro quodam tempore possit habere eventum, non vere habitura cogitetur, cadit.* Gerade darum könnte man es hier passend finden. Es ist ja nicht von dem die Rede, wie eine wirklich zu Stande kommende Unternehmung wirklich ausfallen werde, sondern im Gegensatze von ἀναγκαῖα sind τὰ ἄδηλα ὅπως etc. solche Unternehmungen, die man eben so gut lassen, als in's Werk setzen kann, und die man nur dann in's Werk setzt, wenn man einen guten Erfolg hoffen zu können glaubt. Daher ist ὅπως ἂν ἀποβήσοιντο, wie sie ausfallen würden unter einer gewissen Bedingung, nemlich wenn man sie in's Werk setzte. In der Stelle c. 3, 2, die man gewöhnlich für die Auslassung von ἂν anführt, war kein solcher Anlass vorhanden, die Partikel ἂν beizufügen. Im Folgenden I, 1, 16 ist ἂν ἀεὶ διελέγετο richtig aufgenommen; dass ἀεὶ bei ἂν steht, darf nicht auffallen; so steht auch πολλάκις dabei IV, 1, 2, und ἀεὶ selbst bei Aristoph. in den Vögeln v. 1601: ἀλκυονίδας δ' ἂν ἤγεθ' ἡμέρας ἀεί. Aber eben so wäre auch ἐνθυμώμεθα γάρ, ἂν ἔφη, I, 7, 2, aus zwei Pariser Handschrr. aufzunehmen gewesen, da in solchem Zusammenhange an eine willkührliche Einschiebung der Partikel nicht zu denken ist, wohl aber die Auslassung sich leicht erklärt. vgl. Stallbaum ad Plat. Crit. p. 52, D; Heindorf. ad Phaedon. p. 87, B. Bei II, 2, 4 könnte das alte τοῦ γε wofür hier τούτου γε aufgenommen ist, so wie τό γε III, 10, 4, wofür aus dem einzigen Voss. 1 τοῦτό γε gelesen wird, in den aus Plato Euthyd. p. 291, A, Polit. p. 305, C von Matthiä § 246 angeführten Stellen Schutz zu finden scheinen; allein diese letzteren Stellen selbst sind unsicher, da in der ersten wenigstens ein Codex τόδε hat, in der letzteren, wie es scheint, alle, und Rec. stimmt daher dem Herausgeber an beiden obigen Stellen bei, bei III, 10, 4 nicht wegen des Voss. 1, sondern trotz desselben. In IV, 2, 6 ist nach überwiegenden Auctoritäten μὴ vor πειρῶνται zu setzen, und οὐ vor καθ' ἑαυτοὺς zu tilgen. συνεχέστατα kann zwar nicht durch παραχρῆμα erklärt werden, aber doch durch *continuo, etiam absente praeceptore*, und wird also durch das folgende καὶ καθ' ἑαυτοὺς näher bestimmt. Dagegen passt πειρῶνται jetzt um so besser, da man ohne die Negation eher ποιοῦσι erwartet hätte. In IV, 2, 10 ist wohl das in den beiden ältesten Edd. und zwei Handschrr. fehlende πάντα aus Conviv. 3, 5 herübergekommen, wie aus derselben Stelle die Variante ἀγαθοὶ γένωνται καὶ ὡς δ. β. II, 2, 7 her-

rührt. Bei weitem überwiegende Auctoritäten fordern auch I, 4, 18 die Aufnahme von *αὐτοὺς* nach *ἐπιμελεῖσθαι*. Die Variante *αὐτὸ*, die nach *θεῖον* sich leicht erklärt, und die gänzliche Auslassung in den Excerptensammlungen aus unserer Schrift kann dagegen nicht in Betracht kommen, wenn man auch von dem sonstigen Werthe der abweichenden Handschrr. ganz absehen will. Wohl aber spricht für die Beibehaltung des Pronomens auch der Umstand, dass dadurch ein Homoeoteleuton mit § 17 vermieden wird.

Von den früher mit allzugrosser Bereitwilligkeit aufgenommenen Conjecturen hat der Herausgeber zwar manche zurückgewiesen, z. B. *καὶ τῆς τῶν κοινῶν πράξεως* II, 4, 6, das von Schneider eingesetzte *ἔχῃ* mit folgendem *πωλεῖ* II, 5, 5, das von Ernesti vorgeschlagene *πέπυσμαι* II, 6, 31, und andere, die zum Theile schon oben genannt sind. Doch stehen noch mehrere, die nicht zu halten seyn möchten, und einige sind neu hinzugekommen. Nur über die letzteren kann hier gesprochen werden, da für die Aufnahme der übrigen der Herausgeber weniger verantwortlich ist. Vor Allem gehört hieher die Austauschung von *τοιάδε διαλεγόμενος* I, 7, 5 und *τοιαῦτα λέγων* II, 1, 1. Was zur Vertheidigung dieser Aenderung vorgebracht wird, hat unleugbar grossen Schein. Doch ist zu bemerken, dass *τοιόςδε* bei Xenophon so wenig, als bei anderen Schriftstellern *ubique ad sequentia respicit*. Die im Lexicon Xenophonteum aufgeführte Stelle Cyrop. III, 3, 35 und 38: *ἐν τῷ τοιῷδε*, heisst doch schwerlich etwas Anderes, als in dem eben jetzt vorliegenden Falle. Und so könnte auch *τοιάδε* das eben jetzt Dargelegte seyn. Ferner *διαλεγόμενος* setzt nicht nothwendig voraus, dass das, worauf es sich bezieht, auch in der Form einer Unterredung müsse vorgetragen seyn, wenn es nur dem Inhalte nach aus einer Unterredung stammt, und in diesem Sinne findet sich *διαλέγεσθαι* wirklich auch II, 4, 1. Endlich braucht man *τοιαῦτα λέγων* nicht auf das Nachfolgende zu beziehen; vielmehr geht es auf das Vorhergegangene, wie denn ohnehin die einzelnen Bücher unserer Schrift sich nicht so streng von einander scheiden lassen, und man sieht nun ein, warum vorher *τοιάδε* steht, nemlich um das Zunächstvorhergegangene von dem Vorhergegangenen überhaupt zu unterscheiden. Damit fällt nun freilich auch eine Conjectur des Herausgebers: *γνοὺς γάρ τινα*, II, 1, 1. Denn *γνοὺς δὲ* bringt jetzt nicht mehr den Beweis für das Vorhergehende nach, wie sonst *γάρ*, sondern behält seine volle adversative Bedeutung: *als er aber bemerkte, dass dennoch* etc. Auch *ἐνιέναι τι, ὅτι σὺ οὐχ ὁρᾷς* I, 3, 13 giebt wohl einen besseren Sinn, als das von dem Herausgeber hier gesetzte *ὅ τι*, und ohnehin pflegt *ὅστις* in einem rein adjektivischen Relativsatze nicht vorzukommen, so dass das unveränderte *ὃ σὺ* aus

Stobäus noch besser gewesen wäre. Das von Schneider vorgeschlagene *μικρῶν διαμαρτάνοντας* III, 9, 7, welches hier im Texte steht, heisst: *wer Kleines nicht trifft*, *wer in Kleinigkeiten das Rechte verfehlt.* Diess gibt keinen Gegensatz zu dem Vorhergehenden, wo von Fällen die Rede ist, in welchen einer seine Grösse, Stärke und Aehnliches weit überschätzt. Diesen Gegensatz gibt nur das alte *μικρὸν διαμαρτάνοντας.* In der Stelle *ᾐσθανόμην* IV, 8, 7 kann wohl nichts anstössig seyn, als dass das Imperfect mit dem Perfect verbunden ist. Allein warum soll der Grieche nicht, wie der Deutsche, sagen können: *diess fühlte ich bisher und noch nie habe ich mich von dem Gegentheile überzeugt?* Die Conjectur von Weiske möchte daher mehr scheinbar, als richtig seyn, wenn er *αἰσθανόμενος* lesen möchte.

Die schon von früheren Bearbeitern der Apomnemoneumata eingeführten Klammern für verdächtige Stellen finden sich auch hier wieder, und zwar vermehrt, und zum Theile verändert. Da der Herausgeber fast überall, auch wo er die früher schon eingeführte Klammer beibehielt, seine Gründe angibt, und zeigt, dass er sie nicht der blossen Ueberlieferung zu Liebe beibehalten, so glaubt Rec. ihm nicht Unrecht zu thun, wenn er ihn auch für die bloss beibehaltenen verantwortlich macht, und hier die wichtigeren Stellen dieser Art einer Prüfung unterwirft. Denn zum Voraus lässt sich dieses Verfahren bei einem Buche von so populärem Inhalte, wie unsere Schrift, nicht verwerfen. Nur nach Ansicht der einzelnen Stellen kann man entscheiden. Ueber solche nun, wie *καὶ τὸ κελευόμενον ἱκανὸν ποιεῖν*, II, 10, 3, worauf zuerst Schütz aufmerksam machte, *καὶ διαλεκτικωτάτους*, IV, 5, 12, wo erst der Herausgeber den Fehler zeigte, und *καὶ βιαιότατος*, I, 2, 12, welches hier ganz weggelassen ist, wird wohl jedermann einverstanden seyn. Aber bei I, 4, 11: *καὶ ὄψιν καὶ ἀκοὴν καὶ στόμα ἐνεποίησαν*, ist wohl weiter nichts zu sagen, als dass die Worte, wie sie jetzt dastehen, unverständlich sind, dass keine der bisherigen Erklärungen befriedigt, und mehr hat der Herausgeber auch nicht dagegen geltend gemacht. Daraus folgt aber nicht, dass sie unecht sind, sondern nur, dass die richtige Erklärung abzuwarten ist. Die Varianten über diese Stelle, namentlich die bei Victorius geben Hoffnung, dass aus Handschriften hier geholfen werden wird. In der Stelle *ὥσπερ πόρνους*, I, 6, 13, braucht man nicht an eine Beziehung auf *ὡσαύτως* zu denken, welches zu erklären die Worte eingesetzt worden seyn sollen. Man erkläre *ὥσπερ* durch *gleichsam*, und es gibt einen guten Sinn: sie werden mit dem Namen Sophisten als eine Art von Lohnhurern bezeichnet. In II, 1, 1 passt *πρὸς ἐπιθυμίαν* allerdings nicht zu *ῥίγους καὶ θάλπους καὶ πόνον*, aber es passt doch zu dem, was zunächst folgt, *σίτου καὶ*

ποτοῦ etc. Es lässt sich daher wohl durch Annahme eines Zeugma vertheidigen. In III, 4, 12: *τὸ δὲ μέγιστον — τὰ κοινὰ*, wird weiter kein Grund angegeben, warum diese Worte eingeklammert sind. Denn dass bei Stobäus auch das Uebrige fehle, würde, wenn es als Beweis zu nehmen wäre, zu viel beweisen. Der Grund kann daher wohl in nichts Anderem liegen, als dass der Herausgeber mit Schneider in der Stelle eine unnütze Wiederholung findet. Allein dieses fällt weg, sobald man zwischen *ἄλλοις τισὶν ἀνθρώποις χρῶνται* und *δι' ἄλλων μὲν ἀνθρώπων τὰ ἴδια πράττεται, δι' ἄλλων δὲ τὰ κοινὰ* unterscheidet, wie denn auch beides wirklich verschieden ist. Durch *δι' ἄλλων μὲν — δι' ἄλλων δὲ* wird nur im Allgemeinen ausgedrückt, es seien keine anderen Menschen. Diess könnte auch heissen, es seien nicht verschiedene Personen gleichen Standes; derselbe Freie, der *τὰ κοινὰ* besorge, besorge auch *τὰ ἴδια.* Durch *οὐ γὰρ ἄλλοις τισὶν* wird zugegeben, dass zwar die öffentlichen Angelegenheiten durch Freie, die häuslichen durch Sklaven besorgt werden; aber, wird behauptet, diese sind doch nicht Menschen anderer Art, als die Freien; sie sind als Menschen dasselbe, was die Freien sind. In so fern wird dieses durch jenes sehr gut eingeleitet. Am häufigsten traf die Klammer das vierte Buch. Der Herausgeber spricht sich besonders gegen die Worte *φασὶ δέ τινες — διδαξόντων*, IV, 4, 5, aus; wenigstens müsse man hier *φασὶ δέ τινες* tilgen. Allein, was ihn hier stört, ist ein blosses Anakoluth. Statt *τὸ μὴ ἀπορεῖν, φάναι δέ τινας* wird fortgefahren, wie wenn *ὅτι — ἀπορεῖ* vorangegangen wäre, ganz wie III, 13, 1: *γελοῖον τὸ — ὀργίζεσθαι, ὅτι δὲ — περιέτυχες, τοῦτό σε λυπεῖ*, wo die Variante des Vict. A. gegen die Uebereinstimmung aller übrigen Handschrr. und Edd. nicht in Betracht kommen kann. Freilich ist an unserer Stelle der Fall in so fern wieder verschieden, als nun nicht im Verbum finitum fortgefahren wird, sondern wieder ein Infinitiv kommt. Allein warum sollte dieser nothwendig mit *τὸ* in Verbindung zu bringen seyn? Es ist ja überhaupt oratio obliqua. In IV, 8, 3 findet der Herausgeber nichts als Declamationen und Spitzfindigkeiten, und lässt Xenophon von § 2 gleich auf § 4 übergehen. Hier muss zugegeben werden, dass der sonst einfach und fast mit Verleugnung aller Subjectivität erzählende Xenophon mit einem Male hier in Affect geräth. Aber eine solche Steigerung ist gerade an dem Orte natürlich, wo er von dem Tode seines Lehrers spricht. Die Spitzfindigkeit hingegen ist kaum viel grösser, als in manchen Argumentationen, die er den Sokrates entwickeln lässt. Mehr, als eine solche Spitzfindigkeit, ist auch IV, 8, 9 nicht, wo hier die Worte *πῶς οὐκ αἰσχρὸν καὶ τὸ ἀδίκως ὁτιοῦν ποιεῖν* eingeklammert sind. Sokrates schreitet nur von Splitter zu

Splitter fort; ein Unterschied findet aber zwischen *ἀδικεῖν* und *ἀδίκως ὁτιοῦν ποιεῖν* allerdings statt.

Unter den ganz ausgelassenen Stellen ist auch IV, 6, 6: *οὔκουν οἵ γε τὰ δίκαια — ἔγωγ' ἔφη*. Diese Worte wiederholen sich im Folgenden wieder; also, schliesst man, waren sie früher unnöthig; folglich unecht. Mit gleichem Rechte könnte man bei der bisherigen Ansicht von der Stelle noch Mehreres wegwerfen. Allein die Argumentation geht nicht, wie es in der vorhergehenden über *εὐσέβεια* der Fall ist, geradezu darauf aus, zu zeigen, dass *δίκαιος* so viel ist, als *ὁ εἰδὼς τὰ περὶ τοὺς ἀνθρώπους νόμιμα*. Den Begriff *δίκαιος* hat ja Sokrates noch gar nicht. Er leitet daher vor Allem seinen Schüler von dem Begriffe der *εὐσέβεια* aus auf den demselben im Verhältnisse zu den Menschen entsprechenden Begriff *δίκαιος*, und erst, wie er ihn hat, zeigt er, dass die *δικαιοσύνη* im Wissen besteht. Jener Satz ist also in diesem Zusammenhange unentbehrlich. Mit grösserem Rechte ist *τὸ δὲ καὶ ἀέρα — ἀνέκφραστον*, IV, 3, 7, ausgelassen, welches sichtbar bloss dazu eingeschoben ist, um an die Erwähnung von Erde, Wasser und Feuer auch noch die Luft als viertes Element anzureihen.

Bei der dem Texte beigefügten *scripturae discrepantia potior* hätte vielleicht da und dort mehr, anderswo weniger gegeben werden können. Im Ganzen ist jedoch die Mittelstrasse gut gehalten. Ausser Stellen, wo die Quellen des Herausgebers nicht rein waren, ist dem Rec. nur Eine Stelle darin aufgefallen, die in Zukunft zu berichtigen seyn wird, nemlich II, 4, 4, wo aus Voss. 1, Vind. 2, Paris. A *ἐτίθεσαν* angeführt ist. Bei Schneider, aus dem dieses ohne Zweifel genommen ist, werden jene Handschrr. für die Variante *ἔθεσαν* angeführt, und das unmittelbar auf die Erwähnung der Handschrr. folgende *ἐτίθεσαν* gehört als Conjectur dem Brodaeus an.

In der *Interpunction* folgte der Herausgeber laut der Vorrede Dindorfen, bemerkt jedoch, dass er nicht selten von ihm abgewichen sei. Wirklich ist diese Ausgabe auch von Seiten der Interpunction vor manchen der früheren zu empfehlen. Doch möchte Einiges noch zu verbessern seyn. Rec. will nur Weniges anführen. In I, 2, 6 ist wohl nach *τυραννικοὺς* statt des Kolon ein Komma, und nach *ὄνειδος* statt des Komma ein Punct zu setzen. *Ἡσιόδου μὲν τὸ* gehört am natürlichsten zu *ἐκλεγόμενον*, und mit *τοῦτο δὴ* beginnt dann ein neuer Satz, wie § 58 mit *ταῦτα δὴ αὐτὸν ἐξηγεῖσθαι*. Dass kein *Ὁμήρου δὲ τὸ* folgt, wird gegen diese Erklärung nicht eingewendet werden. In II, 1, 22 ist statt *ἐλευθέριον φύσει, κεκοσμημένην*, mit dem Komma nach *φύσει*, lieber mit Victorius, Stephanus und Leonclavius zu interpungiren *ἐλευθέριον, φύσει κεκοσμημένην*, mit dem Komma vor *φύσει*. Schon wegen des vorhergehenden *φανῆναι* kann *ἐλευθέριος* nur eine Eigenschaft der

Gestalt bezeichnen. Ist aber dieses, so erscheint *φύσει* völlig überflüssig neben demselben, da es durch das zu *ἐλευθέριος* so gut, als zu *εὐπρεπὴς* gehörende *ἰδεῖν* schon hinreichend bestimmt ist. Wohl aber erhält *φύσει* seine gute Bedeutung durch die Verbindung mit *κεκοσμημένην*, mit welchem es den Gegensatz bildet zu *κεκαλλωπισμένην, ὥστε — ἐρυθροτέραν τοῦ ὄντος, ὀρθοτέραν τῆς φύσεως εἶναι.* vgl. Aelian. V. H. XIII, 1: *ἀλλ' ἦν φύσεως ἔργον ἡ χροιά*, Herodian. I, 7: *ἥ τε κόμη φύσει ξανθή*, Themist. Or. 24. Gelegentlich ist hier noch zu bemerken, dass im Folgenden *κεκοσμημένην τὸ σῶμα καθαριότητα*, wie hier in den Text aufgenommen ist, nicht wohl gesagt werden kann, da *καθαριότης* keine Eigenschaft der Seele ist, die sich im Körper so manifestirt, wie die *σωφροσύνη* im *σχῆμα*, oder die *αἰδὼς* in den Augen. Wohl aber ist die *καθαρότης* an dem Körper bemerklich; nur ist dieses nicht von dem *corpus a sordibus mundum*, sondern von dem *corpus non fucatum* zu verstehen, welche Bedeutung *καθαρὸς* auch in der angeführten Stelle des Oeconomicus hat. Noch eine Stelle, wo die Interpunction zu ändern seyn wird, ist II, 1, 28, wo *τῇ γνώμῃ ὑπηρετεῖν* von *δυνατὸς εἶναι* abhängig gemacht, und daher von diesem durch kein Unterscheidungszeichen getrennt ist. Dass Xenophon so nicht gesprochen haben kann, lehrt die Vergleichung von Oecon. 17, 7: *τοῦτο μὲν μελέτης δεῖται, ὥσπερ τοῖς κιθαρισταῖς ἡ χεὶρ, ὅπως δύνηται ὑπηρετεῖν τῇ γνώμῃ.* So verstand ihn auch Cicero de Off. 1, 23: *Exercendum corpus et ita afficiendum est, ut obedire consilio et rationi possit*, welche Stelle schon Victorius zu der unsrigen verglich. Das Komma ist also nach *δυνατὸς εἶναι* zu setzen, und nach *ὑπηρετεῖν* zu tilgen. Auch § 18 möchte daher *καὶ τοῖς σώμασι καὶ ταῖς ψυχαῖς* mit *δυνατοὶ* zu verbinden seyn, und nicht mit dem Verbum finitum, wie Matthiä § 424, 4 will. Ebenso kehrt § 31 *ἀδύνατοι τοῖς σώμασι* wieder.

Der zweite Theil der Verdienste des Herausgebers um seinen Schriftsteller besteht in der *exegetischen Behandlung.*

Für diesen Zweck hat er, was er aus Xenophon und anderen griechischen und lateinischen Schriftstellern so wie aus den Schriften neuerer Philologen schöpfen konnte, fleissig zusammengesucht, ohne jedoch in den Fehler zu grosser Weitschweifigkeit zu fallen, oder, was fremdes Eigenthum ist, sich selbst zu vindiciren. Bei grammatischen Bemerkungen ist nicht bloss auf die besten vorhandenen Lehrbücher, sondern auch auf gelehrte Commentare verwiesen, um den Anfänger über das Schulmässige zu erheben, und dem Weitergekommenen das Fortschreiten zu erleichtern. Bei Gegenständen aus der athenischen Geschichte, Gerichtsverfassung, Staatsverwaltung und dergl. sind die Werke von Meier, Schömann, Böckh und Anderen zu Rathe gezogen; von den vorhandenen Commentaren

vorzüglich die Bemerkungen von Ernesti, Hindenburg, Weiske und Schneider. Auch die schätzbaren Beiträge von Jacobs im *Socrates*, ob sie gleich im Verzeichnisse der Ausgaben und Anmerkungen zu unserer Schrift so wenig als Weiskes Ausgabe stehen, sind nicht unberücksichtigt geblieben. Wenn nun Rec. das Gute, was hier sich findet, einzeln herausheben wollte, so würde er die Grenzen einer Recension überschreiten müssen. Er beschränkt sich daher darauf, was ihm zweifelhaft schien, anzuzeigen.

Um von der *grammatischen Erklärung* auszugehen, so macht der Herausgeber *προςδοῦναι* I, 2, 29 richtig von *δεόμενον* abhängig; aber *μηδενὸς ἀγαθοῦ* mit *προςδοῦναι* zu verbinden als genitivus partitivus, möchte kaum zu billigen seyn, da der Gedanke an eine Theilung gar nicht hieher passt. Freilich weiss Rec. für den Augenblick auch nicht zu helfen, ausser dass ihm einfällt, ob vielleicht *μηδενὸς ἀγαθά, noch obendrein Dinge, die zu nichts gut sind*, zu lesen sei, wie III, 8, 3: *πυρετοῦ ἀγαθὸν*, und *ὃ μηδενὸς ἀγαθόν ἐστιν*. Bei I, 2, 54 wird *ἑαυτοῦ ὃ πάντων μάλιστα φιλεῖ* durch *ὃ πάντων τῶν ἑαυτοῦ μάλιστα φιλεῖ* erklärt. Aber hier ist erstlich der Artikel *τῶν* hereingekommen, ohne dass man weiss, woher. Sodann wenn der Körper, wie diess nicht wohl anders gemeint seyn kann, als Theil und nicht als Eigenthum des Menschen betrachtet wird, so sieht man nicht ein, wie von *πάντων ἑαυτοῦ* die Rede seyn kann, da doch nur zwei solche Theile existiren. Schon der Parallelismus mit *τὸ σῶμα τοῦ οἰκειοτάτου ἀνθρώπου* lehrt hier, dass *ἑαυτοῦ* zu *σώματος* oder wenigstens nicht in den Nebensatz, sondern wie das folgende *αὐτῶν* in den Hauptsatz gehört. Bei I, 7, 5 erklärt der Herausgeber den Artikel in *τὸν οὐ μικρὸν* aus den Beispielen, wo das Praedicat bei den Verbis nominandi den Artikel hat. Daraus würde nur folgen, dass es hier *οὐ τὸν μικρὸν*, *οὐ τὸν ἐλάχιστον* heissen könnte; aber *ὁ οὐ μικρὸς* sagte wohl schwerlich ein Grieche in solcher Verbindung. *τούτων*, II, 4, 7, wird als genitivus partitivus zu *εὐεργετῶν* gezogen. Die Construction scheint vielmehr zu seyn: *quod attinet ad ea*, *quae manus* etc. (so dass *ἃ* — *ὑπηρετοῦσι* absolute stände,) *οὐδενὸς τούτων* (sc. *τῶν χειρῶν, ὤτων, ὀφθαλμῶν*) *φίλος εὐεργετῶν λείπεται*, *der Freund steht mit seinen Diensten keinem von diesen nach.* Bei II, 5, 5 kann *τὸ πλεῖον* so wenig *majorem pretii partem* bedeuten, als es diese Bedeutung in den angeführten Stellen hat. Anab. VII, 6, 16 ist der Sinn: *um euch nicht mehr geben zu dürfen*, *wenn er mir weniger gäbe*, nicht aber: *um euch nicht den grössten Theil geben zu dürfen.* Bei Homer leiten Achills Hände *nicht den grössten* Theil des Krieges, sondern nur *einen grösseren*, als Agamemnon, und dennoch ist sein Ehrengeschenk kleiner, als das des letzteren. So steht bei Xenophon Mem. I, 6, 9: *ποτέρῳ ἡ πλείων σχολή*, *wer hat mehr Musse*, nicht: *wer hat*

den grössten Theil der Musse? wo man mit Unrecht die Variante *ἂν εἴη πλείων* vorgezogen hat. Ganz ähnlich mit unserer Stelle wegen des Genitivs ist III, 9, 9: *πράξοντας τὰ βελτίω τούτων, um Besseres, als dieses zu thun*, wo Niemand *meliorem horum partem* übersetzen wird. Bei II, 7, 4 wird zu *νὴ Δία* supplirt *οὐκ αἰσχρὸν* aus dem Vorhergehenden *οὔκουν αἰσχρόν*. Allein die Beispiele, mit welchen diess gerechtfertigt wird, sind ganz anderer Art. Bei *οὐκ ἀνδρεῖοί εἰσι*, IV, 6, 10, oder *οὐκ ἀνθίστασαι*, Conviv. 5, 1, gehört die Negation zum Verbum, in unserer Stelle gehört sie zur Frage. An jenen Stellen wird daher die Frage durch *νὴ Δία* bejaht, an der unsrigen würde sie durch *νὴ Δία* verneint werden. Unsere Stelle ist vielmehr zu vergleichen mit § 14, wo *ναὶ μὰ Δία* offenbar nicht dazu dient, *θαυμαστὸν ποιεῖς* zu bejahen, sondern nur einen Theil des vorhergehenden Satzes: *ἡμῖν μὲν οὐδὲν δίδως, τῷ δὲ κυνὶ — μεταδίδως οὗπερ αὐτὸς ἔχεις σίτου, allerdings macht er es so, wie du sagst; aber er thut recht daran; denn* u. s. w. So bejaht auch an unserer Stelle *νὴ Δία* nur den letzten Theil der vorhergehenden Frage: *τὸ ἐκεῖνον μὲν — εὐπορεῖν, σὲ δὲ — ἐν ἀπορίᾳ εἶναι. Allerdings geht es jenem gut, und mir schlecht; aber diess ist kein Wunder.* Bei III, 1, 8 wird auf die Bemerkung zu I, 2, 23 verwiesen, wo es heisst: *non raro etiam subjectum caret articulo.* Allein *ἀρίστους* ist hier nicht Subject, sondern Prädicat, wie in der angeführten Stelle der Cyropädie: *τοὺς πρώτους ἀρίστους δεῖ τάττειν,* ist so viel, als *οὓς πρώτους τάττει τις*, oder *τοὺς πρώτους ταττομένους ἀρίστους δεῖ εἶναι*, ganz wie II, 1, 30: *τὰς στρωμνὰς μαλακὰς παρασκευάζῃ.* Bei III, 5, 8 wird *ὧν εἶχον* für einen Indicativus imperfecti pro optativo erklärt. Hier würde der Optativ gar nicht passen. Der Zwischensatz richtet sich im Modus nach seinem Hauptsatze, und hat daher bei *εἰ* mit dem Indicativ des Imperfects oder Aorists in Bedingungssätzen, in welchen eine nicht stattfindende Bedingung gesetzt wird, so gut den Indicativ des Imperfects oder Aorists bei sich, als in optativischen Bedingungssätzen den Optativ. Die Stelle III, 9, 4 wird für einen *locus negligenter conscriptus* erklärt. Sie ist ganz einfach und klar: *τὸν γιγνώσκοντα* und *τὸν εἰδότα* sind Subjecte, *χρῆσθαι* und *εὐλαβεῖσθαι* die Verba dazu, und *σοφόν τε καὶ σώφρονα* ist Apposition zum Subjecte: wer das Gute wisse, bediene sich desselben, und wer das Schimpfliche kenne, meide es, beides in sich vereinigend den Weisen und den Besonnenen. Anderes muss hier übergangen werden.

Ueber die *Worterklärung*, die hier nicht minder mit Sorgfalt behandelt ist, hat Rec. Folgendes nachzutragen. Bei I, 1, 7 sollen *μαθήματα res, quas discere licet*, seyn, und die Construction wäre demnach: *πάντα τὰ τοιαῦτα εἶναι μαθήματα.* Allein *μάθημα* kann seiner Form nach nicht wohl *das Lernbare*

seyn, sondern *das Gelernte, die Kunst, Wissenschaft.* So heisst die σωφροσύνη in der Cyropädie ein μάθημα, nicht sofern sie lernbar, sondern sofern sie eine Frucht der Erziehung und des Unterrichts ist. Um jenen Sinn zu bekommen, müsste man daher annehmen, μαθήματα sei an die Stelle von μαθητὰ getreten, wie für μιμητὰ III, 10, 5 früher μιμήματα gelesen wurde. Aber auch in den Zusammenhang passt jene Erklärung nicht. Es ist ja nicht von dem die Rede, was der Mensch wissen und nicht wissen, sondern von dem, was er für sich wagen und nicht wagen könne. Nach der bisherigen Auslegung wäre der Sinn: *ob einer die Hauswirthschaft erlernen solle oder nicht, darüber müsse er sich nach menschlichem Gutdünken entscheiden, weil dieselbe etwas Lernbares sei.* Diess ist vielmehr kein Sinn, und man begreift nicht, wie man sich damit begnügen konnte, wenn man nicht weiss, dass man dann αἱρετὰ durch *ea, quae homo potest assequi*, oder αἱρετέα durch *suscipienda* erklärte, beides ohne zureichende Gründe. Die richtige Auslegung kann keine andere seyn, als die: *die Künste, die man erlernen wolle, müsse man nach menschlichem Gutdünken wählen, weil die Folgen dieser Wahl nie gefährlich seyn können. Ob man hingegen diesen oder jenen Gebrauch von seiner Kunst machen solle, darüber müsse man die Götter befragen, weil man nicht wissen könne, ob der davon zu machende Gebrauch nicht verderblich seyn werde.* Dass man die Götter nicht um Dinge fragen solle, die man selbst wissen könne, folgt erst § 9 nach. In der Stelle I, 6, 13 erklärt der Herausgeber τὴν ὥραν καὶ τὴν σοφίαν ὁμοίως μὲν καλὸν, ὁμοίως δὲ αἰσχρὸν διατίθεσθαι εἶναι nach dem homerischen μείζων εἰςοράασθαι. Er fühlt jedoch selbst, dass bei διατίθεσθαι in der Bedeutung *uti, collocare* eher καλῶς und αἰσχρῶς stehen müsste, wie es in der Verbindung mit ὥρα wirklich sich findet bei Plutarch. Brut. c. 6, de vit. pud. c. 3, und schlägt daher καλῶς und αἰσχρῶς vor. Man könnte ihm diese aller äusseren Unterstützung ermangelnde Aenderung hingehen lassen, und doch wäre nichts gewonnen. In dem ganzen Gespräche handelt es sich nicht von dem *Gebrauche* der Weisheit, sondern von dem *Preise*, um den sie Sokrates hergebe. διατίθεσθαι ist daher nichts anderes, als πωλεῖν, wie im eigentlichen Sinne sehr häufig bei Xenophon, und im uneigentlichen auch bei Synesius, Lob der Kahlköpfigkeit p. 85, B, ed. Petav.: οἱ πρὸς ἀργύριον τὴν ὥραν διατιθέμενοι καὶ εἰ μὴ πρὸς ἀργύριον δὲ, ἀλλὰ πρὸς ἄλλο τι, καὶ εἰ μὴ πρὸς μηδοτιοῦν, ἀλλὰ πρὸς τὴν ἐξάγιστον ἡδονήν. woraus erhellt, dass auch auf denjenigen, ὅστις διδάσκων φίλον ποιεῖται, sich das Wort διατίθεσθαι in diesem Sinne anwenden lässt. Also will Sokrates sagen: *Bei uns gilt die Weisheit verkaufen für eben so schön und für eben so schimpflich, als wenn Einer seine körperlichen Reize verkauft: für schimpf-*

lich nemlich, *wenn Geld der Preis ist*, *für schön*, *wenn die Erwerbung eines tüchtigen Freundes.* Vielleicht dachte an diese Erklärung schon Victorius, wenn er zu unserer Stelle bemerkt: *διάθεσις ἀντὶ πρᾶσις. Ἰσοκρ. βουσίριδι — καὶ ἀντὶ διοίκησις.* Wie wenig bisher die Stelle auch im Uebrigen richtig aufgefasst wurde, sieht man daran, dass noch jetzt zu Ende von § 14 aus dem Voss. 1 mit Ernesti *ὠφέλιμος* gelesen wird. Der ganze Zusammenhang lehrt, dass *φίλον ἑαυτῷ ποιεῖσθαι* der Gewinn ist, um den Sokrates seine Weisheit verkauft, und schon die Vergleichung von c. 2, 7: *εἴ τις ἀρετὴν ἐπαγγελλόμενος μὴ νομίζοι τὸ μέγιστον κέρδος ἕξειν φίλον κτησάμενος*, hätte hier die Ausleger vor einer Aenderung warnen sollen. Bei II, 3, 16 ist *κοίτη* nicht *locus in discumbendo*, was wenigstens bei Xenophon *κοίτη* nie heisst; es ist hier sichtbar angespielt auf das neunte Buch der Iliade, wo Achill dem Phönix ein dichtes Lager (*πυκινὸν λέχος*) bereiten lässt, und ihn selbst sich niederlegen heisst *εὐνῇ ἐνὶ μαλακῇ*, v. 618 sqq., 659 sq., so wie *καθήμενον ὑπαναστῆναι* sich auf ibid. v. 193 bezieht: *ταφὼν δ' ἀνόρουσεν Ἀχιλλεὺς — λιπὼν ἕδος, ἔνθα θάασσεν*, und wohl auch *λόγων ὑπεῖξαι* auf das Benehmen des Ajax ibid. v. 223 u. 622. *Καλῶς ἔχει* II, 7, 6 heisst nicht *utile est*, sondern hat seine gewöhnliche Bedeutung: *es lässt sich thun*, *es ziemt sich*, und Xenophon hätte dasselbe auch so ausdrücken können: *ὥστε καλῶς ἔχειν ἐργάζεσθαι αὐτούς, ἃ αὐτοὺς ἀναγκάζει ἐργάζεσθαι.* Diese Bedeutung hat es auch in den angeführten Stellen. Bei III, 4, 1 erklärt der Herausgeber *ἐκ καταλόγου* durch *ex quo tempore miles lectus sum*, uneingedenk, wie es scheint, des Thucydideischen: *ἐκ καταλόγου ἀναγκαστοὶ*, VIII, 24. Es gehört hier *ἐκ καταλόγου* mit *στρατευόμενος* so gut zusammen, als in der von Victorius verglichenen Stelle des Aristoteles Polit. V, 2: *διὰ τὸ ἐκ καταλόγου στρατεύεσθαι κατὰ τὸν Λακωνικὸν πόλεμον*, und soll nicht die Zeit des Kriegsdienstes bezeichnen, sondern die Art, wie er zu seinen Feldzügen gekommen war. In III, 7, 7 ist wohl *τί οἴει διαφέρειν* nicht: *quidnam discriminis esse statuis*, sondern: *um was glaubst du*, *dass es besser sei*, wie II, 1, 17 und *διάφορος* I, 3, 2. Bei *θεραπεία* III, 11, 4 ist richtig die Stelle aus Aelian. V. H. II, 2 citirt, um den Anstoss, den Schneider an dieser Stelle nahm, zu heben; aber die Erklärung *πλῆθος οἰκετῶν* passt nicht. Es ist von dem kostbaren Schmucke der Tochter die Rede; mehr kann auch an der Mutter noch nicht gerühmt seyn; von den *θεραπαίναις* wird erst später gesprochen, und das diesen beigelegte Prädicat *οὐδὲ ταύτας ἠμελημένως ἐχούσας* beweist wieder, dass von der Mutter nicht mehr gerühmt war, als verhältnissmässig auch an den Sklavinnen sich rühmen lässt, nemlich der Putz, nicht die Dienerschaft. Die beste Erklärung von *θεραπεία* gibt für unsere

Stelle Plato im Phaedon p. 64, D: τὰς περὶ τὸ σῶμα θεραπείας — οἷον ἱματίων διαφερόντων κτήσεις καὶ ὑποδημάτων καὶ τοὺς ἄλλους καλλωπισμοὺς τοὺς περὶ τὸ σῶμα. Auch Plutarch. de discr. amici atque adulat., der dieselbe Geschichte, wie Aelian. l. l. erzählt, erwähnt statt ἐσθῆτα καὶ θεραπείαν Gold und Purpur, nicht aber ein zahlreiches Gesinde.

Bei *Erklärung der Sachen* wird man, was Gegenstände der Geschichte und Alterthumskunde betrifft, nur an wenigen Stellen grössere Genauigkeit vermissen. Auch der Sinn des Textes ist in den Anmerkungen selten verfehlt; anderswo hat ihn der Herausgeber zuerst getroffen, wie II, 6, 25. Denn selbst wenn man hier darauf beharren wollte, dass εἰ — βουλόμενος durch eine Anakoluthie für εἰ βούλεται steht, so muss man doch zugeben, dass πειρᾶται mit εἰ, nicht aber mit ὅπως in Verbindung zu setzen ist, da man nicht geehrt zu werden sucht, um dem Staate zu nützen, sondern dem Staate zu nützen sucht, um geehrt zu werden. vgl. II, 1, 28: εἴτε ὑπό τινος πόλεως ἐπιθυμεῖς τιμᾶσθαι, τὴν πόλιν ὠφελητέον, und III, 6, 3: εἴπερ τιμᾶσθαι βούλει, ὠφελητέα σοι ἡ πόλις. Wohl aber kann man suchen, geehrt zu werden, um sich und seinen Freunden zu helfen. Von den Stellen, wo der Sinn nicht getroffen seyn möchte, ist eine I, 5, 5: δεσποτῶν ἀγαθῶν τυχεῖν, welches hier uneigentlich von den Tugenden erklärt wird. Dieses hat allerdings Schein; aber auffallend ist, oder es ist vielmehr nicht auffallend, sondern natürlich, dass alle Parallelstellen wohl beweisen, die Laster können δέσποιναι oder δεσπόται genannt werden, nicht aber die Tugend. Man sagt ja eben so wenig δουλεύειν τῇ σωφροσύνῃ. Sodann ist ja doch τυχεῖν δούλου τοιούτου eigentlich zu fassen, also wohl auch das entgegengesetzte δεσποτῶν. Endlich findet diese Erklärung eine Bestätigung im Oecon. I, 23: πολέμιοι ὅταν καλοὶ κἀγαθοὶ ὄντες καταδουλώσωνταί τινας, πολλοὺς δὴ βελτίους ἠνάγκασαν εἶναι σωφρονίσαντες. Dass δουλεύοντα ταῖς τοιαύταις ἡδοναῖς von einer uneigentlichen Knechtschaft zu verstehen ist, macht nichts zur Sache; auch ἐλεύθερος kann ja hier nicht anders erklärt werden, als von dem, der in Wahrheit frei ist, der nicht bloss keinen sichtbaren, sondern auch keinen unsichtbaren δεσπότης hat. Dieser hat nichts zu wünschen, als dass auch seine Sklaven ihm allein dienen; wer aber einen unsichtbaren δεσπότης hat, dem wäre besser, er hätte auch einen sichtbaren. Eine andere Stelle ist III, 9, 5. Der Gedankengang soll hier seyn: *Iustitiam et quidquid cum virtute fiat, esse bonum et honestum; qui noverit virtutem non praelaturum ei quidquam. Atqui idem valere de honesto. Ergo sapientiam et virtutem esse eandem.* Hier müsste offenbar der Schluss seyn: *ergo virtutem et honestum esse eadem.* Aber diess wird ja vorausgesetzt, ehe noch der Syllogismus eingeleitet ist. Sodann könnte man auf ähnli-

che Weise schliessen: *qui aurum novit, nihil aliud ei praeferet, atqui idem valet de honesto; ergo aurum et honestum idem.* Rec. hat das dazwischen geschobene *hic autem est sapiens* nicht übersehen; aber was nur so als erklärende Nebenbemerkung da steht, wie dieses, kann doch in der Conclusio nicht berücksichtigt werden. Die Stelle hat nach des Rec. Ueberzeugung nicht bloss einen Sinn, wie es in der Anmerkung heisst, sondern sie konnte kaum viel einfacher ausgedrückt werden. Die Schlussfolge ist nemlich diese: *justitia et quidquid cum virtute fit, bonum est et honestum; atqui bonum et honestum* (denn diess ist ταῦτα nach der natürlichsten Erklärung) *qui novit, facit; facit igitur nonnisi sapiens; ergo etiam justitia et quidquid cum virtute fit, sapientia est.* In Syllogismen aufgelöst, hiesse dieses: 1) *bonum et honestum fit nonnisi ab iis, qui id noverunt; atqui eo, quod quis novit, sapiens est; ergo.* — 2) *justitia est bonum et honestum; atqui bonum et honestum fit nonnisi a sapientibus; ergo* — 3) *Quod fit nonnisi a sapientibus, in sapientia positum est; atqui justitia fit nonnisi a sapientibus; ergo justitia posita est in sapientia.* Hiebei ist allerdings vorausgesetzt, dass entweder καλά τε καὶ ἀγαθὰ als Praedicat zu τά τε δίκαια καὶ τἄλλα πάντα zu beziehen ist, oder, was wohl besser taugt, man schiebt nach Maassgabe des Vorhergehenden das Relativum ἃ vor ἀρετῇ ein: ἐπεὶ οὖν τά τε δίκαια καὶ τὰ ἄλλα καλά τε καὶ ἀγαθὰ πάντα, ἃ ἀρετῇ πράττεται. Da derselbe Buchstabe unmittelbar vorher und nachher steht, so konnte der mittlere ja leicht ausfallen. Ausserdem liegt zwar wohl noch ein anderer Fehler in der Stelle; aber bei Aufsuchung des Sinnes hat sich noch Niemand daran gestossen. Statt οὔτε τοὺς μὴ ἐπισταμένους δύνασθαι πράττειν lesen nemlich die alten Edd. und fünf Pariser Handschrr. οὐδὲ τοὺς (Edd. οὔτε τοὺς) ἐπισταμένους οὐ δύνασθαι πράττειν, was einen sehr guten Sinn gibt: es sei auch nicht so, dass, wer das Gute wisse, bei all seiner Vorliebe für dasselbe es nicht vollbringen könne. Jetzt sieht man erst, wie fortgefahren werden kann, τοὺς μὲν σοφοὺς πράττειν; denn zwischen προελέσθαι und πράττειν ist noch ein Unterschied. Nimmt man aber dieses an, so erscheinen die Worte ἀλλὰ καὶ ἐὰν ἐγχειρῶσιν ἁμαρτάνειν als ganz unnütz, und es entsteht starker Verdacht, dass sie aus dem Folgenden wegen der Aehnlichkeit von οὐ δύνασθαι πράττειν, und οὐ δύνασθαι heraufgekommen sind. Ein ähnlicher Fall ist bei II, 10, 3 schon bemerkt worden. Wegen unrichtiger grammatischer Verbindung ist der Sinn nach des Rec. Dafürhalten auch nicht getroffen in dem gleich darauf folgenden III, 9, 6: τὸ δὲ ἀγνοεῖν ἑαυτὸν, καὶ μὴ ἃ οἶδε δοξάζειν τε καὶ οἴεσθαι γιγνώσκειν, wo μὴ ἃ οἶδε elliptisch stehen soll und ἀλλ' ἃ μὴ οἶδε supplirt wird. Aber sollte der Sinn nicht der seyn: *wenn einer, was er weiss,* (das Gute) *nicht annimmt und nicht glaubt,*

dass er es wisse? Diess sind eben die *ἐπιστάμενοι μὲν, ἃ δεῖ πράττειν, ποιοῦντες δὲ τἀναντία*, von denen im Vorhergehenden die Rede ist. So gebraucht Sokrates *ἀγνοεῖν ἑαυτὸν* auch III, 7, 9 in dem Sinne: nicht wissen, was man weiss.

Damit schliesst Rec. seine Bemerkungen über die Arbeit des Herausgebers, die er mit gutem Gewissen sowohl Lehrern als Schülern empfehlen zu können glaubt. Die gemachten Ausstellungen treffen zum Theile nicht den Herausgeber allein, sondern fast alle früheren Ausleger, und Rec. würde sie daher bei diesem zunächst nicht die richtigere, sondern die für Anfänger angemessenere Erklärung des Xenophon bezweckenden Werke gar nicht gemacht haben, wenn nicht der Herausgeber sonst zeigte, dass er weiter als seine Vorgänger sehe.

Unter dem, was von Andern zur Ausstattung dieser Ausgabe beigetragen wurde, verdienen die von einem jüngeren Freunde des Herausgebers verfertigten *Indices* eine rühmliche Erwähnung. Sie sind nicht dazu da, dem Anfänger das Nachschlagen des Lexicons zu ersparen, wie diess so oft fast der einzige Zweck eines Registers war; sie dienen vornemlich dazu, die Anmerkungen zugänglich zu machen, und sind zu diesem Behufe so reichhaltig, als man nur wünschen kann. Eine andere Zugabe sollte lieber nicht erwähnt werden dürfen, ein zwei Seiten starkes Verzeichniss von Druckfehlern, dem sich noch nicht einmal Vollständigkeit nachrühmen lässt. Indess ist es immer löblich, wenn einmal die Druckfehler da sind, dass davor gewarnt wird, und kann man auch den Druck nicht von Seiten der Korrektheit empfehlen, so muss man doch seine Zweckmässigkeit, Deutlichkeit und Gefälligkeit anerkennen. Auch hat die Buchhandlung durch billigen Preis die Anschaffung des Werkes dem Anfänger möglichst erleichtert.

Dr. *Finckh* aus Tübingen.

Deutsche Litteratur.

Zweiter Abschnitt *).

Wenn wir die natürliche Entfaltung des geistigen, sittlichen und religiösen Lebens unter den gebildetsten Völkern so weit

*) In dem ersten Abschnitt Bd. IV H. 2 sind folgende Druckfehler zu corrigiren. S. 168 Anm.: *Gellii* statt *Gelii*. S. 169 Z. 19: *holôda*. S. 170 Z. 5 von unten: *soso*. S. 174 letzte Z.: *dâ*. S. 175 Z. 1:

verfolgen, als historische Spuren uns eine wiewohl oft schlüpfrige Bahn vorzeichnen; so werden wir insonderlich zwei Hauptrichtungen aufzustellen haben, denen sich alles Andere mehr oder minder unterordnen lässt. Im Alterthum bestimmte diese Richtung im Gebiete der Kunst und Wissenschaft vor allen andern Nationen der schaffende und nährende Geist der Hellenen; in der neuern Zeit dagegen durchdrang die Christliche Lehre das Leben und Wirken der Völker in dem Maasse, dass sie allein als das leitende Princip zu betrachten ist, in gewisser Hinsicht sogar als die Vermittelungsstufe, die der in Wort, Schrift und Kunst sich offenbarende Geist nicht zu überschreiten vermag, so lange noch nicht dünkelhafte Freigeisterei und höhnisches Herabsehen auf das Höchste und Heiligste, vor dem Millionen in den Staub sinken und demuthsvoll anbeten, himmelhoch erhaben über das egoistische Wähnen des Individuums, den lautern, unverdorbenen Sinn beschlichen und übertüncht haben. Im Hellenischen Alterthum ist es hauptsächlich das *Plastische*, die verkörperte Form des Geistes, worin sich das ganze Leben des Volkes am reinsten und deutlichsten abspiegelt: im Christlichen Zeitalter, seitdem die göttliche Lehre durch die innigste Verschmelzung mit dem Germanischen Geiste ein ihr angemessenes, wir möchten sagen, materielles Substrat gewonnen hat, ist der Aufschwung zu dem Allerhöchsten, zur Gottheit selbst, das festeste Band geworden, welches die geistige Gemeinschaft der Völker zusammenhält, und das Leben wie in der Wissenschaft so in der Kunst im Allgemeinen bedingt hat. Wir dürften im Gegensatz zu dem *Plastischen* diese Richtung des Geistes das *Romantische* nennen, wobei jedoch von allen falschen Nebenbedeutungen dieses Wortes abstrahirt werden muss: in dem ersteren herrscht ein unaufhörliches Streben nach der vollkommensten Darstellung des Sichtbaren; in dem Romantischen der Aufschwung und die möglichst reine Auffassung des Unsichtbaren und Allerheiligsten. Das Hellenische Alterthum verlangt eine verkörperte Form für das Bild der Gottheit; das Christenthum führt uns einzig auf den Geist zurück, in dem wir den treuesten Ab-

---

liehtiu. Z. 2: *neic.* Z. 14: *wîplîchen.* Z. 19: *mîn.* Z. 22: *Sît — säligiu.* S. 176 Z. 6: *Heilberndiu.* S. 177 S. 11: *Freidanks.* S. 161 ist durch ein Versehen das *Heldenbuch* in unlogischer Reihenfolge aufgezählt. Dass es absichtslos geschehen beweist S. 164. Nach der jetzigen Ansicht des Recensenten aber würden auserlesene Stellen aus dem Heldenbuch besser mit dem Nibelungenlied verbunden und dem dritten Cursus als Anhang beigegeben; so dass die weniger volksthümlichen epischen Gedichte dem vierten Cursus angehören würden.

druck der Gottheit wiederfinden würden. Betrachten wir von diesem Standpuncte aus die wichtigsten Erscheinungen des geistigen und sittlichen Lebens, so werden wir bald die ungeheuere Kluft gewahr, welche die alte Welt von der neuen ziemlich schroff geschieden hat; und werfen wir alsdann zunächst einen Blick auf die architektonische Kunst beider Welten, so ist das Princip der Schönheit in dem Baue und in der Verzierung eines Hellenischen Tempels das vorherrschende; der Gothische Münster hingegen steigt zum Himmel empor, um gleichsam dem Throne der Gottheit näher zu rücken, so wie die andächtigen Gebete der Christlichen Gemeinde selbst sich himmelwärts aufschwingen. Die Herrschaft des Plastischen und Romantischen wird auch dadurch besonders sichtbar, dass unter den Hellenen die Bildhauer- und Erzgiesserkunst der Malerei bei weitem den Vorrang abgewonnen hat; in der Germanisch-Christlichen Zeit aber die Malerei zu einer Vollkommenheit gediehen ist, welche ein Zeuxis oder Apelles kaum zu ahnden sich getraut haben mochte, während die zuerst genannten Kunstzweige sich immer mehr in den Hintergrund verlieren. Dieses darf aber nicht auffallen, wenn wir bedenken, dass die plastische Kunst sich am meisten dazu eignet, das treueste Bild von allen Umrissen einer idealisirten körperlichen Form wiederzugeben, indem uns das Ganze bis in die feinsten Eigenthümlichkeiten der Aussenseite geboten und nichts verhüllt wird, was mit den Anforderungen der reinen Menschlichkeit gerade nicht in Widerspruch steht, der Maler hingegen seinen Gegenstand nur von Einer Seite darzustellen im Stande ist, und selbst hier noch ein täuschendes Mittel zu Hülfe nehmen muss, um den Mangel des materiellen Stoffs zu ersetzen: der Christliche Künstler zog aber darum die Malerei vor, weil sie den Theil des menschlichen Körpers, worin sich das Gemüth, das geistige und religiöse Leben am unverkennbarsten und reinsten ausprägt, das *Gesicht*, weit charakteristischer zu bezeichnen vermag, als es in Marmor oder Erz je erreicht werden kann. Die Griechische Musik war allen auf uns gekommenen Nachrichten zufolge ausserordentlich einfach, wenn wir sie mit den Leistungen der Christlichen Musik vergleichen; wähnen wir aber darum ja nicht, als wäre sie weniger kunstvoll gewesen: ein Dorischer Tempel, ein Apollon von Belvedere, eine Diana von Versailles, eine Pallas von Velletri sind auch einfach; wer aber wird sich entblöden, den Meistern solcher Werke den tiefsten Kunstsinn abzusprechen? Die Musik unter den Griechen stand der Poesie stets zur Seite, unter den Christen huldigt sie hauptsächlich der Kirche, und in ihrem Schoose gehegt und gepflegt ist sie kräftig erstarkt und hat die Stufe der kunstreichsten und umfassendsten Ausbildung erreicht, auf der wir sie heutigestags bewundern. Bei den Griechen ist das musikalische Ele-

ment, aufs innigste mit der Sprache selbst verwebt und in Eins verschlungen, gleichsam der Körper des dem Sinne des Gehörs in Lauten und Tönen sich aufschliessenden Geistes, jedoch so, dass das sprachliche Element den Vorrang behauptet, und über das musikalische zu schalten und selbiges sich anzupassen befugt ist. In der Christlichen Zeit hat sich dieses enge Band fast gänzlich gelöst, und jedes der beiden Elemente für sich tritt mit desto grösserer Selbständigkeit hervor. Die Christliche Musik bedient sich nur noch der Sprache als eines Mediums für die menschliche Stimme, in der Art, dass mehr die akustische Wirkung, welche der Gesang auf das Gemüth ausübt, als der Inhalt der Worte selbst berücksichtigt wird, welche jetzt gewissermaassen nur noch als eine Hülle des im Gesange schon verkörperten Geistes zu betrachten sind, mithin nur eine untergeordnete Rolle zu spielen haben. Mit gleicher Selbständigkeit tritt hinwiederum auch das sprachliche Element in der Christlichen National-Poesie hervor, die zwar das Musikalische keineswegs verächtlich von sich stösst, aber es sich doch auch im entferntesten nicht gleich stellt, sondern sich desselben nur wie eines anmuthigen, verschönernden Gewandes bedient. So wie das Plastische der Hellenischen Dichtung die *Quantität* zur unbedingten Forderung macht, also erscheint in dem romantischen Gepräge der Germanisch-Christlichen Poesie der *Reim* als eine unumgänglich nöthige musikalische Zuthat.

Diese einleitenden Bemerkungen schienen nothwendig, um bei Vergleichung der neuern Poesie mit der Griechischen und Römischen einer verkehrten Einseitigkeit des Urtheils so viel als möglich vorzubeugen und den Gegenstand vom richtigen Gesichtspuncte aus zu betrachten. Uns liegt es zunächst ob, die Richtigkeit dieser nur in flüchtigen Umrissen entworfenen charakteristischen Züge, zu deren ausführlicher Begründung hier keine Stelle vergönnt ist, an dem vorzüglichsten Werke vaterländischer Poesie darzuthun und auf ästhetisch kritischem Wege durchzuführen. Das älteste und vortrefflichste National-Epos, das *Nibelungenlied*, eröffne vor allen den Zug und liefere den Beweis, dass es unsern Altvordern in seiner Art ebenso viel galt, als den Hellenen die Ilias und Odyssee. Gleichwie die Hellenischen Gesänge vor ihrer schriftlichen Abfassung durch besondere Kunstschulen von Geschlecht zu Geschlechte vererbt wurden, also scheint es auch unter den Deutschen Volksstämmen eine Art von Rhapsoden gegeben zu haben — mögen wir sie nun *Barden* oder schlechtweg *Sänger* heissen — welche die alten Mären von ruhmwürdigen Helden, von Freuden und Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen durch mündliche Ueberlieferung auf die Nachwelt gebracht haben. Wenigstens finden wir noch gegen Anfang des zwölften Jahr-

hunderts im Skandinavischen Norden ein augenscheinliches Ueberbleibsel dieses uralten Brauches; denn Saxo Grammaticus berichtet, dass ein Sänger, der von der Verschwörung gegen Canut den Heiligen gewusst, aber tiefes Stillschweigen gelobt hatte, darauf ausgegangen sei, den Mordanschlag unter dem Schleier des Gesanges und der Poesie zu verrathen, indem er die Rhapsodie von Kriemhildens Rache dem unglücklichen Fürsten gesungen habe, um ihm die aus graunvollem Dunkel gleich einer Natter heranschleichende Gefahr wenn auch nur leise anzudeuten *). Durch dieses Organ der mündlichen Ueberlieferung mögen die epischen Gesänge eine ganze Reihe von Jahrhunderten hindurch, von Zeit zu Zeit in verjüngter Gestalt auftretend, unter den Germanischen Volksstämmen gelebt haben, bis an der Grenze des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, der segenreichsten Periode für die Deutsche Poesie, einer der grössten und kunstvollsten Dichter auftrat, um einen bedeutenden Kyklos alter Heldensagen in einem grössern Ganzen zu vereinen und gleichsam in sich selbst abzurunden. So entstand die Gestalt des Nibelungenliedes, wie wir sie jetzt kennen, über dessen frühere Form nur auf kritischem Wege ein Urtheil versucht werden darf.

Sollen wir demnächst die charakteristischen Merkmale des vaterländischen Epos hervorheben, so dürfte es am gerathensten sein, eine Vergleichung desselben mit der Homerischen Ilias anzustellen; worauf schon Friedrich Schlegel hingewiesen hat, dessen geistreiche Auseinandersetzung hier vorangehen möge: „Jene kunstreiche Entfaltung der Begebenheiten und fast dramatische Ausführlichkeit in der Darstellung, wie in den homerischen Gedichten, ist den Griechen ganz eigenthümlich und auch allein eigen geblieben, so dass die Nachahmung dieser Weise andern Völkern nie hat gelingen wollen. Unter den Heldengedichten der andern Völker, welche bei einer einfachern und kunstlosern Gesanges- und Dichtungsweise geblieben sind, nimmt dieses vaterländische Werk eine sehr

---

*) Saxo Gram. Hist. Danic. XIII p. 239 ed. Steph.: *Arte cantor, — quod Canutum Saxonici et ritus et nominis amantissimum sciret — sub involucro rem prodere conabatur. Igitur speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildae erga fratres perfidiam de industria memorare adorsus, famosae fraudis exemplo similium ei metum ingenerare tentabat.* In der auf uns gekommenen Bearbeitung der Nibelungennoth beginnt die Darstellung dieser Rachescene mit der 1327ten Strophe (Lachmann) Vs. 5561 (Hagen), wo die Ueberschrift also lautet: *Wie Kriemhilt ir leit gedâht ze rechen.* Und so geht es durch bis ans Ende des ganzen Gedichtes, wo die Klage anhebt.

hohe, unter den heroischen Rittergedichten des neuern Europa wohl die erste Stelle ein. Besonders zeichnet es sich aus durch die Einheit des Plans; ein Gemählde, oder vielmehr eine Reihe von aufeinander folgenden Gemählden ist es, in grossen Zügen entworfen, einfach, mit Weglassung alles Ueberflüssigen. Auch die Deutsche Sprache zeigt sich hier in einer Vollkommenheit, die sie nachher in der ältern Zeit nicht wieder erreicht hat. Sie hat bey der Lebendigkeit und Kraft eine Weichheit, welche späterhin bald Künsteley, dann Härte und Verwilderung geworden ist. Die Heldensage aller Völker hat im Innern und wesentlich, wie ich schon oft bemerkte, viel Uebereinstimmendes, nur dass sie sich überall der besondern Nationalgeschichte auf eigenthümliche Weise einwebt, und nach der verschiedenen Gefühls- und Gesangsweise eines jeden Volkes eigen und anders gestaltet. Auch hier wird die allgemeine tragische Ansicht und Erinnerung an die untergegangene Heldenwelt wieder ausgedrückt in dem Tode eines einzelnen Lieblingshelden, des edelsten, schönsten, siegreichsten, der aber vorher bestimmt ist, diese herrlichen Vorzüge, die auf ihn zusammengehäuft waren, mit einem frühen Tod noch in der Blüthe der Jugend zu erkaufen; und dann in der Darstellung einer grossen Katastrophe, angeknüpft an eine halb historische Begebenheit aus der eignen Nationalsage. Von dieser Seite nun findet also allerdings eine Vergleichung mit der Ilias statt, und wenn in dem Deutschen Gedicht die letzte Katastrophe tragischer, blutiger, und mehr einem Titanenkampf ähnlich ist, als irgend eine der homerischen Schlachten, so ist dagegen der Tod des jugendlichen Lieblingshelden rührender und mit sanfteren Zügen geschildert, als irgend eine ähnliche Scene in andern Heldengedichten. Es liebt dieses Werk überhaupt die beyden Seiten des Lebens in der ganzen Stärke darzustellen, sowohl die freudige als die unglückliche, wie es im Anfange des Gedichtes heisst:

Von Freuden und Hochgezeiten, von Weinen und von Klagen,
*Von kühner Helden Streiten, mögt ihr nun Wunder hören sagen**)."

Mit Recht vergleicht Schlegel das Nibelungenlied einem *Gemälde* oder einer Reihe von Gemälden: gleicherweise halten wir uns berechtigt, die Ilias einer *Gruppe* von Marmorfiguren oder einer ganzen Reihe solcher Gruppen zur Seite zu stellen. Gehen wir also von diesem Standpuncte aus, so müssen wir den

*) Fr. Schlegels sämmtliche Werke Bd. I S. 259 f.

Siegfried im Nibelungenlied der Hauptfigur eines Gemäldes*), den Achilleus in der Ilias aber der Hauptfigur einer Marmorgruppe gleich achten. Daraus lassen sich eine Menge von individuellen Verschiedenheiten in beiden Gedichten erklären, insonderlich die Schilderung des Todes der beiden Lieblingshelden. Es ist vielleicht schon Manchem aufgefallen, warum denn wohl in der Ilias der Tod des Achilleus nur leise angedeutet, im Nibelungenliede aber die Ermordung Siegfrieds aufs rührendste geschildert ist. Nur in einer einzigen Stelle der Ilias findet sich eine leise Anspielung auf den Tod des Achilleus, wo das eine seiner Rosse ihn also anredet:

καὶ λίην σ' ἔτι νῦν γε σαώσομεν, ὄβριμ' Ἀχιλλεῦ·
ἀλλά τοι ἐγγύθεν ἦμαρ ὀλέθριον· οὐδέ τοι ἡμεῖς
αἴτιοι, ἀλλὰ θεός τε μέγας καὶ Μοῖρα κραταιή.

— — — — — —

νῶι δὲ καί κεν ἅμα πνοιῇ Ζεφύροιο θέοιμεν,
ἥνπερ ἐλαφροτάτην φάσ' ἔμμεναι· ἀλλά σοι αὐτῷ
μόρσιμόν ἐστι θεῷ τε καὶ ἀνέρι ἶφι δαμῆναι. (Il. τ, 408 sqq.)

Ganz anders im Nibelungenlied. Hier wird umständlich erzählt, wie die beiden verschwägerten Königinnen, Kriemhild und Brünhild in einen heftigen Streit über den Vorrang ihrer Gatten geriethen, wie der Ingrimm Brünhildens zuletzt bis zu dem Grade der Eifersucht gesteigert wird, dass sie den festen Vorsatz fasst, an dem Manne Rache zu nehmen, der die unbefleckte (nach der Skandinavischen Ueberlieferung den Siegfried selbst inniglich und geheim liebende**)) Jungfrau auf hin-

---

*) Auf eine solche Vergleichung führt eine Stelle des Gedichtes selber, Strophe 285:

Dô stuont sô minnecliche daz Siglinde kint,
sam er entworfen waere an ein permint
von guotes meisters listen, sô man im jach,
daz man helt neheinen sô schoenen nie gesach.

**) Schön ist die hierher gehörige Stelle in der alten Edda (herausgegeben durch die Brüder Grimm Bd. I S. 261.), wo Bryrhildur (Prünhilt) also spricht:

Gefiel mir mehr im herzen, kleinode zu nehmen,
die rothen ringe des sohns Sigmundur's;
(aber) nicht wollt' ich eines andern mannes schätze.
Einen lieben, nicht verschiedene!
nicht war schwankendes sinns die goldjungfrau.

Ebendieselbe spricht S. 285 von sich und Siegfried:

Wir schliefen und ruhten (freuten uns) in einem bette,
gleich als ob er mein bruder geboren wäre;
keiner that die hand über den andern

terlistige Weise in die Arme des entnervten und kraftlosen Königs Günther gebracht hatte. Die stolze und tiefgekränkte Fürstin findet den tückischen und eifersüchtigen Hagen zur Ausführung ihrer Rache bereit. Siegfried, dessen Eifer für alles Edle und Grossartige bekannt, wird überredet, dass ein gefährlicher Feind mit einem Einfall in das Land der Burgunden drohe. Er entschloss sich sofort, an der Spitze eines Heeres den Uebermuth des Feindes zu dämpfen und das Land seiner Freunde zu schützen. Hagen benutzt diese Gelegenheit, um von Kriemhild Abschied zu nehmen, und unter dem Vorwande, dass er ihren trauten Friedel (wie sie ihn selbst so treuherzig nennt), der in seiner Kühnheit kein Maass und Ziel kenne, unter ganz besondere Obhut nehmen wolle, weiss er ihr ein Geheimniss abzulocken, durch welches allein die Ausführung seines ruchlosen Mordanschlages gelingen konnte. So wie Achilleus an einer einzigen Stelle der Ferse, ebenso soll Siegfried nur an einem kleinen Fleck des Rückens verwundbar gewesen sein *). Um also sicher zu sein, dass gerade diese Stelle unangetastet bleibe, bezeichnet Kriemhild selbige am Gewand mit einem Kreuz. Nachdem auf diese Weise der erste Versuch zum Meuchelmord geglückt war, weiss man dem Siegfried vorzureden, wie mit dem vermeinten Feinde Alles beigelegt sei, und macht nächstdem den Vorschlag zu einer Eberjagd. Als Siegfried bei seiner zärtlichen Gemahlin sich beurlaubte, ergriff sie eine bange Ahndung seines bevorstehenden Todes, und obgleich sie Alles versucht ihn bei sich zurückzubehalten, vermag sie dennoch seinen stürmischen Muth nicht zu besänftigen. Dieses Ahndungsgefühl war kein täuschendes. Siegfried drückte den letzten Abschiedskuss auf die bebenden Lippen der treuen Gefährtin seiner Jugend. Denn als er auf der Jagd erschöpft

---

in acht nächten von uns legen.
Das warf mir vor Gudrun (Kriemhilt), Giuki's tochter,
dass ich dem Sigurdur (Siegfried) geschlafen im arm;
da ward ich dess gewiss, was ich nicht wollte,
dass sie mich betrogen bei der vermählung.

*) Strophe 845 findet sich eine Anspielung auf die aus Volksmärchen allgemein bekannte Sage, dass Siegfried einen Lindwurm erschlagen und sich in dessen Blut gebadet habe, woher die Festigkeit seiner Haut gegen Feuer und Schwert:

Dô von des drachen wunden vlôz daz heize bluot
dô badete in dem bluote sich der riter guot.
dô viel im zwischen der herte ein lindenblat vil breit;
dâ mac man in versnîden, des han ich sorge unde leit.

Vergl. Strophe 101.

seinen heissen Durst zu stillen sich sehnte, da wiess ihn Hagen nach einem kühlen Brunnen. Der nichts Arges ahndende Held zog seine Rüstung aus, die Hagen alsbald bei Seite brachte, und während er sich neigte, um aus dem Quell zu trinken, schoss ihn Hagen meuchelmörderisch durchs Kreuz. Diese Scene des Entsetzens stellt der Dichter ebenso kurz als bezeichnend dar:

Dô der herre Sîfrit ob dem brunnen tranc,
er schôz in durch daz criuze, daz von der wunden spranc
daz bluot von dem herzen vaste an Hagnen wât.

Da fiel in die Blumen, heisst es weiterhin, der Kriemhilden Mann, das Blut floss stromweise aus seiner Wunde, und er begann (selbst das noch fiel ihm schwer) zu schimpfen auf die Ungetreuen, die ihm den Tod bereitet:

Jâ ir boesen zâgen,
was helfent miniu dienert, sîd ir mich hâbet erslagen?
ich was iu ie getriuwe; des ich enkolten hân.
ir hâbet an iwren friunden leider übele getân. u. s. w.

Und wie rührend sind die letzten Abschiedsworte, die in ihren sanften Zügen an die Worte des von Andromache scheidenden Hektors erinnern:

Het ich an in erkunnet den mortlichen sît,
ich hete wol behalten vor in mînen lîp.
mich riwet niht so sêre, so frou Kriemhielt min wîp.
Nu müeze Got erbarmen, deich ie gewan den suon,
dem man itewîzen sol daz her nâch tuon,
daz sîne mage ieman mortlich hânt erslagen.
möchte ichz verenden, daz sold ich billichen klagen.

Endlich sich zu König Günther hinwendend, dem Bruder seiner Gattin, spricht der sterbende Held:

Welt ir künec edele triwen iht begân
in der werlde an iemen, lât iu bevolhen sîn
ûf iuwer genâde die lieben triutinne mîn.
Lât si des geniezen, daz si iwer swester sî:
durch aller fürste tugende wont ir mit triwen bî. u. s. w.

Unvergleichlich gerathen ist die kurze Schilderung des Todeskampfs, würdig eines so grossartigen Helden:

Die bluomen allenthalben von bluote waren naz.
do rang er mit dem tôde: unlange tet er daz,
wan des todes zeichen ie ze sêre sneit.

Ausser den bereits angedeuteten Anforderungen, welche der vorherrschend plastische oder romantische Charakter an die Dichter der beiden Welten gemacht hat, liesse sich viel-

leicht noch Folgendes im Stoffe selbst Begründete anführen. Achilleus war zwar ein äusserst tapferer, edelmüthiger, grossartiger Heros; diese Vorzüge wurden aber nur zu oft durch blinde und wilde Leidenschaft verdunkelt. Nur weil sein Eigenwille nicht in Erfüllung gieng, hegt er Jahre lang unerbittlichen Groll, und es jammert ihn nicht des kläglichen Schicksals der Achäer, deren Heil und Rettung auf ihm allein beruhen sollte. Erst nachdem das theuerste Kleinod seines Lebens, Patroklos, durch Hektors Schwert hingestreckt da liegt, achtet er des eignen Lebens nicht weiter, und stürmt Rache schnaubend in die gewaltige Feldschlacht. Nicht genug, dass er durch Ermordung des Troischen Helden seinem Freunde eine Sühnung bereitet; seine Rache findet kein Ziel; den Gefallenen lässt er schmählich im Staube dahinschleppen, und entweihet dadurch nach der religiösen Ansicht aller Nationen die heiligen Rechte der Todten. Achilleus Untergang wird also durch ihn selber gerechtfertigt, weil sich nach der Idee des ewigen Schicksals endlich einmal Alles wieder ausgleichen muss.

In Siegfried dagegen erblicken wir einen Helden, der nur als Opfer seines Edelmuths und seiner unerschütterlichen Tapferkeit, mit keiner Schuld belastet, durch grässlichen Verrath und Meuchelmord in der Blüthe seiner Jahre dahin gerafft wird. Und selbst im Tode wird zwar Anfangs sein Rachegefühl rege, bald aber weiss er sich männlich zu fassen, und seiner selbst vergessend, bittet er für seine theure Gattin und bedauert das Schicksal ihres gemeinschaftlichen Sohnes. Hier also würde der Dichter nur zu tadeln sein, wenn er den kräftigsten Charakterzug seines Helden, der selbst im Tode sich gleich blieb, nicht besungen und somit die Nachwelt um das Schönste und Rührendste gebracht hätte, was je in epischer Poesie ist dargestellt worden.

Wir haben absichtlich diesen Punct einer genauern Erörterung unterzogen, weil leider noch immer eine allzu grosse Anzahl unsrer wissenschaftlich gebildeten Landsleute das Nibelungenlied entweder gar nicht kennt, oder zu schwachsinnig ist, um den verkehrten und leichtsinnigen Urtheilen gewisser sentimentaler Modekritiker die Stange zu halten und mit männlicher Kraft entgegenzutreten. Wir hoffen wenigstens durch Hervorhebung der angezogenen Stelle den einen oder andern zu eigner Prüfung aufzumuntern, und dürfen alsdann der Erreichung eines erwünschten Zweckes gewiss sein. Ohne Mühe und Anstrengung wird man freilich nie zum lautern Genuss der Vorzüge und Schönheiten des Nibelungenliedes gelangen. Beides aber kann erleichtert werden durch eine kritisch berichtigte und mit den nöthigen grammatischen und historischen Erläuterungen ausgestattete Ausgabe. In der letzteren Beziehung hat bereits früher Fr. H. von der Hagen durch ein seiner Ausgabe

angehängtes Wörterbuch dem Bedürfniss der Wissbegierigen entgegen zu kommen versucht, obgleich darin noch sehr Vieles zu wünschen übrig bleibt. Eine wahrhaft kritische Ausgabe dagegen haben wir erst jüngst durch Lachmanns Fleiss und Scharfsinn erhalten, unter dem Titel:

Der Nibelunge not mit der Klage. In der ältesten gestalt mit den abweichungen der gemeinen lesart herausgegeben von *Karl Lachmann.* Berlin, 1826. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 4. 312 Seiten nebst VIII S. Vorrede. 2 Thlr. 10 Gr.

Als ich die Beurtheilung dieser Ausgabe vor ungefähr einem Jahr übernahm, glaubte ich hauptsächlich durch eine damals beabsichtigte sorgfältige Vergleichung der von Lachmann nicht benutzten Ambraser Handschrift nützlich zu werden, indem es mein fester Vorsatz war (und das kann die Redaction der Jahrbücher bezeugen) zu diesem Behuf während der letzten Ferien nach Wien zu reisen. Da ergriff mich Anfangs August, gerade acht Tage vor der bestimmten Abreise, ein nervöses Fieber, und machte die Ausführung meines Plans fürs erste unmöglich. Darum könnte es leicht etwas verwegen scheinen, mit einem Manne vor die Schranken zu treten, dessen Verdienste um die mittelhochdeutsche Litteratur von den bewährtesten Stimmführern längst anerkannt sind. Bekennen wir aber frei und unverholen, dass es uns nie in den Sinn gekommen sei, durch eigentliche Ausstellungen den Herausgeber belehren zu wollen, sondern vielmehr das Publicum auf die Vortrefflichkeit dieser Ausgabe ganz besonders aufmerksam zu machen und dadurch zu einem fleissigen und gründlichen Studium des Gedichtes selbst einzuladen; so glauben wir mit Gewissheit auf geneigte Nachsicht rechnen zu dürfen.

Ueber die Hülfsmittel, deren sich Lachmann zur Begründung des von ihm gegebenen Textes bedient hat, legt er in der Vorrede Rechenschaft ab. *A* nennt er die älteste unter den Münchischen Handschriften, gemeinhin die erste *Hohenemser* genannt, die Nibelungennoth und die Klage enthaltend. Nur zwei Drittel der ersteren waren nach diesem Codex bis jetzt in C. H. Müllers bekannter Sammlung gedruckt. Der Herausgeber versichert, diese Handschrift zu München sorgfältig verglichen zu haben. *B*, die Handschrift des Aegidius Tschudi, jetzt zu St. Gallen. *C*, die zweite *Hohenemser*, jetzo dem Freiherrn von Lafsberg gehörig, der nach ihr selbst das Gedicht herausgegeben (1821). *D*, die zweite zu München. *E*, zwei Pergamentblätter, abgedruckt in J. Leichtens Forschungen Bd. I H. 2 S. 17. 32. *F*, ein Quartblatt zu Karlsburg in Siebenbürgen (1904, 1 — 1914, 2), herausg. von Hagen als Nachtrag zu seiner Ausgabe 1820. *G*, ein zerrissenes Doppelblatt, in Besitz von Lafsberg, mehrere Verse aus der Klage enthal-

tend. *H*, vier Pergamentblätter zu München. — *a*, eine Papierhds. zu Wallerstein im Riess, bis zur Klage, die überschrieben ist: Abentewer von der klag, 191 Blätter enthaltend, von da bis zu Ende 77 mit Bl. 102 rückw. ändert sich die Schrift. „Diese nachricht, heisst es ferner, erhielt nebst einem kleinen facsimile W. Grimm 1823. als ich 1824 zweimahl danach in Wallerstein war, sollte die handschrift samt einer bessern des rosengartens nirgend zu finden sein. Der bibliothekar, geh. hofrath Kohler, sagte mir, die Klage habe er noch niemahls gelesen, sie sei aber vollständig; den Nibelungen fehle der anfang bis an Brünhild, dafür versetze eine prosaische einleitung die geschichte unter Otto den grossen; die handschrift enthalte die strophen, die der ausgabe von 1816 fehlen, und sei aus dem anfange des funfzehnten Jahrhunderts.“ *b*, die Papierhds. Hundeshagens, 179 Blätter mit 37 Gemälden. In Büschings wöchentlichen Nachrichten ist eine Probe abgedruckt, die, wie Lachmann sagt, keine Begier nach mehreren erregt. Referent kann hinzufügen, dass A. W. Schlegel die Hds. mit eignen Augen gesehen und sich einzelne in kritischer Hinsicht wichtige Stellen gemerkt hat, aus denen erhelle, dass der grosse Lärm, den man früher mit der Handschrift gemacht habe, ganz ungegründet sei. *c*, eine alte Pergamentschrift bei Wolfgang Lazius de gentium aliquot migrationibus erwähnt. *d*, eine Ambraser Hds. zu Wien, 237 Blätter Pergament in gr. Fol. Lachmann hat selbige, wie bereits oben schon angedeutet, selbst nicht verglichen, schliesst aber aus den in Büschings wöchentlichen Nachrichten mitgetheilten Proben, dass sie wohl einer sorgfältigen Vergleichung werth sein dürfte. *e*, zwei Pergamentblätter in Grimms altd. Wäldern. *f*, mehrere Pergamentstreifchen, ebend. *g*, siebzehn Blätter Papier in der Heidelberg. Hds. 844.

Ueber das gegenseitige Verhältniss dieser Handschriften bemerkt L. Folgendes: „*A* steht allein allen übrigen handschriften mit dem offenbar älteren text entgegen: unzählige ebenso absichtliche als zufällige veränderungen sind allen übrigen gegen *A* gemein. die übrigen aber scheiden sich wieder in zwei klassen. denn ein kritiker, dem der veränderte und vermehrte text noch nicht genügte, unternahm eine neue umarbeitung, die sich in *CEFGa* erhalten hat: hingegen *BHcdefg* sind rein von dieser umarbeitung. *Db* stimmen mit den letzteren, aber im anfang der Nibelungen (bis 268, 1 = 2158 L.) und im anfang der klage (bis 340 = 697 L.) auffallend mit *CE*, doch so dass die überarbeitung in *Db* leicht die ältere ist.“ — Lachmann gieng nun darauf aus, den möglichst ältesten Text rein wieder zu geben, und legte desshalb A seiner Recension zum Grunde. „Das bedenkliche war, dass er aus Einer handschrift geschöpft werden musste, und zwar aus einer unsorgfältig geschriebenen

und mit ziemlich wilder orthographie. zwar der grundsatz fand sich gar leicht: was schreibfehler, was willkühr des schreibers, was allzu barbarisch war, musste hinweg geschafft werden: aber ich will nur hoffen, dass ich bei der ausführung nicht zu häufig gefehlt habe." Da einmal die erste Hohenemser Hds. zum Grunde gelegt worden, so erheischte es die Consequenz, alle Lesarten anderer Handschriften, die in derselben nicht vorkommen, nur Conjecturen gleich zu achten; denn die Ueberarbeiter eines früheren Textes sind doch eigentlich den Diaskeuasten in den Homerischen Gedichten zur Seite zu stellen, die zwar Mancherlei abglätteten, aber um nichts desto weniger für Interpolatoren zu halten sind. Da es jedoch nicht selten wichtig ist zu wissen, woran Leser und Schreiber einer spätern Zeit (hauptsächlich des dreizehnten Jahrhunderts) Anstoss nahmen, so glaubte L. das rechte Maass zu beobachten, wenn er nur die Stellen anmerkte, an denen keine der übrigen Hdss. mit A übereinstimmte. Im Ganzen müssen wir dieses Maass nur billigen, hätten aber doch gewünscht, dass der Herausgeber da, wo andre Handss. um ganze Strophen reicher sind, die in A gar nicht stehen, dieselben ohne Ausnahme unter die Varianten gesetzt hätte. Dieses haben wir aber häufig vermisst, und wir dürfen unsre Leser nur auf eine flüchtige Vergleichung mit der Hagenschen Ausgabe verweisen, um die Richtigkeit dieser Bemerkung zu beurkunden. Von welcher Wichtigkeit solche Einschiebsel mitunter für die Geschichte der Sprache und Poesie sind, kann der Einzelne nicht immer im voraus beurtheilen, wesshalb es für den Forscher äusserst erwünscht wäre, Alles in bequemer Uebersicht vor sich zu haben.

Wie Recht indess L. daran gethan, den Cod. A zur Basis seiner Ausgabe zu machen, wollen wir nur durch ein einziges Beispiel ins Licht zu stellen uns bestreben, an dem sich, um einer Unzahl anderer nicht zu gedenken, der Beweis für die Genuität (d. h. dem Volksgeiste am meisten entsprechend) der Hohenems-Münchischen Lesart und die Interpolation (d. h. willkührliche und subjective Ummodelung eines späteren Schreibers) der gemeinen Lesart am richtigsten führen lässt. Die 292 Strophe lautet bei L. also:

Er neig ir minneclichen genade er ir bôt.
si twanc gên ein ander der seneden minne nôt.
mit lieben ougenblicken ein ander sâhen ân*)
der herre und ouch diu frouwe; daz wart vil tougen getân.

---

*) Bei Lachmann ist *an* geschrieben ohne das Dehnungszeichen, während doch das darauf reimende getân ein langes ân erfordert. Wir haben dieses hergestellt, theils weil sich auch anderswoher die Dehnung dieser Sylbe erweisen lässt, theils weil sie noch heutzutag im Rheinischen und oberdeutschen Volksdialekt fortlebt.

Wogegen in der gemeinen Lesart die beiden ersten Verse (bei Hagen 1185 f.) folgende Gestalt haben:

Er neig' ir vlizechliche bi der hende si in vie;
wie rechte minnechliche er bi der vrowen gie!

Bedenke man, dass Siegfried in diesem Augenblick zum erstenmal in seinem Leben Kriemhilden vors Angesicht tritt, dass wir uns in eine Zeit und unter ein Volk versetzen müssen, wo die Achtung und Ehrfurcht gegen die Frauen mit einer heiligen Scheu verbunden war, indem jedes Individuum als ein Abdruck des Ideals galt, und jede allzu vertrauliche Annäherung als eine Entweihung der den Frauen gebührenden Verehrung angesehen wurde; dann wird man bald inne werden, wie unstatthaft, wie ganz dem zarten, an eine fast peinliche Aengstlichkeit grenzenden Verhältniss zuwider der Gedanke ist, welchen die gemeine Lesart darbietet. Wie ist es unter diesen Umständen auch nur denkbar, dass Kriemhild, die Königstochter, gleich einer gemeinen Buhlerin, schon beim ersten Besuch, den ihr Siegfried abstattet, aus freiem Antrieb dessen Hand ergriffen und minniglich gedrückt haben sollte? Man sieht gar bald, wie der gewitzigte Interpolator aus der unmittelbar darauf folgenden Strophe, wo der Dichter (d. h. der Ueberarbeiter der Urgestalt, wie sie aus dem Schoose des Volkes hervorgegangen) in seiner Person hinzufügt:

Wart dá vriuntliche getriutet ir vil wiziu hant
von herzenlieber minne des ist mir niht bekant.
doch will ich niht gelouben, daz ez wurde lân:
zwei minne gerndiu herze heten anders missetân.

Dass Siegfried nach längerer Unterhaltung es endlich gewagt haben mochte, Kriemhildens Hand zu ergreifen, ist weniger unwahrscheinlich, und wir dürfen die Vermuthung des Dichters wenigstens nicht für ungesittet halten; wiewohl aus der letzten Strophe augenscheinlich hervorgeht, dass der Sammler oder Bearbeiter diesen Umstand im Volksgesange *nicht* vorfand, mithin die Falschheit der gemeinen Lesart auch durch die eignen Worte des Dichters selber dargethan wird. Ganz objectiv hingegen, aus dem Leben und aus der Natur selbst abgezogen ist das Bild, welches der ältere Text dem Hörer oder Leser vorführt. Dass bei verwandten Seelen im ersten Augenblick ihrer gegenseitigen Erscheinung ein innerer Drang sich regt, eine unbeschreibliche Sehnsucht (der seneden minne nôt), die uns unwillkührlich fortreisst, eins in der Seele des andern zu leben und mit ihr gemeinschaftlich zu bilden und zu wirken, gleichsam eine Verschmelzung der Wesen, das ist eine ebensowohl durch psychologische Forschungen als durch die Uebereinstimmung aller auf dem Wege der Natur zu gei-

stiger Ausbildung heranblühenden Nationen *) begründete Thatsache.

Ehe wir zur näheren Beurtheilung des neuen Textes übergehen, wollen wir vorerst noch einige Worte über die äussere Einrichtung des Buches vorangehen lassen. Die Abtheilung in Strophen ist, wie sich aus Otfried und aus dem Ludwigslied ergibt, in der Deutschen Poesie ursprünglich und liegt auch dem Nibelungenliede zum Grunde. Die Urgestalt desselben war unstreitig der äussern Einrichtung, wie wir sie an den beiden vorgenannten kennen, ganz ähnlich; die spätern Ueberarbeiter bildeten aus je zwei kleinern Versen Einen grössern, den man den epischen Vers nennen könnte, so dass aus der achtzeiligen Strophe nunmehr eine vierzeilige hervorgieng. Der Urgestalt am nächsten kommen zweifelsohne solche Verse, die nicht allein am Ende, sondern auch in der Mitte den Reim beibehalten haben. Mit vollem Rechte hat daher L. unter Anleitung der Handschriften jeden Vers in zwei Hälften gespalten, wodurch uns ein weit treueres Bild der ältesten Gestalt des Nibelungenliedes vors Auge gebracht wird, als durch Hagens und andrer Herausgeber willkührliche und unzeitige Oekonomie. Je sieben Strophen bilden einen Abschnitt, eine Einrichtung, die keineswegs als zufällig anzusehen ist, sondern unstreitig eine tiefere Bedeutung hat. Hagen scheint diesen Umstand als Nebensache seiner Beachtung nicht werth gehalten zu haben. An den Rand ist die Zahl der fortlaufenden Strophen beigeschrieben, und über jeder Seite steht die Verszahl der Lafsbergischen Ausgabe. Wir glauben, daran hat der Herausgeber nicht ganz Recht gethan, da die Lafsbergische Ausgabe sich in sehr wenigen Händen befindet, ja sogar, wie ich vor einiger Zeit von Wachler hörte, nicht in den Buchhandel gekommen ist, während doch die Hagensche Ausgabe fast Jedermann besitzt, und, was am meisten hätte berücksichtigt werden sollen, Grimm in der Deutschen Grammatik nach derselben citirt. Die Gerechtigkeit und Billigkeit hätte es also verlangt, zur Erleichterung des Nachschlagens die Verszahl der Hagenschen Ausgabe beizuschreiben: dieses ist aber nun-

*) Nicht leicht wird ein Dichter gefunden werden, der die menschliche Natur tiefer und mit solcher Objectivität des Geistes erfasst hätte, als Shakspeare, der in Romeo und Julia ein Gemälde der Liebe liefert (wie A. W. Schlegel sich ausdrückt, dramat. Vorles. III S. 137.) und ihrer beklagenswerthen Schicksale in einer Welt, deren Atmosphäre zu rauh für diese zarteste Blüthe des menschlichen Daseins ist. „Zwey für einander geschaffene Wesen werden sich beim ersten Erblicken Alles; jede Rücksicht verschwindet vor dem unwiderstehlichen Triebe eins im andern zu leben.“

mehr, wie uns vielfältige Erfahrungen gelehrt haben, mit unsäglicher Mühe und mit kostbarem Zeitverlust verbunden. Am Ende der Vorrede heisst es: „Ein vollständiges wortregister wird längst vermisst; endlich die vor zehn jahren begonnenen untersuchungen über die gestalt der Nibelungennoth vor ihrer aufzeichnung wieder anzuknüpfen, wäre die nächste arbeit jetzt da die älteste überlieferung zum erstenmale wiederhergestellt ist: aber ich bin jetzt das alles auf einmahl auszuführen nicht vorbereitet." Wir bemerken hierauf, dass zum Schulgebrauche und um die Liebe für das vaterländische Epos immer mehr zu erwecken, ein Glossarium ein unumgänglich nothwendiges Bedürfniss ist, dieses also vor allen Dingen der Ausgabe gleich hätte beigegeben werden müssen. Die berührten Untersuchungen mochten späterer Zeit vorbehalten werden, weil sie ohnehin dem Kreise der Schulen und der Mehrzahl der Leser im Allgemeinen fremd bleiben: da aber L. einmal für die Berichtigung des Textes so erstaunlich Viel geleistet hat und in Vergleich zu den übrigen Herausgebern wie ein wahrer Aristarchos oder F. A. Wolf aufgetreten ist; so hätte er sich auch noch der letzten Mühe, der Ausarbeitung eines Glossariums, die während der Correctur hätte vor sich gehen können, überheben und den Text ohne ein solches nicht in die Welt schicken sollen. Wer weiss, wie lange wir jetzt noch zu warten haben? Inzwischen hoffen wir zuversichtlich, dass die Liebe zur vaterländischen Litteratur tagtäglich zunehmen und der Abgang der besten Ausgabe des Nibelungenliedes von der Art sein wird, dass wenigstens von Seiten des Verlegers der Förderung des noch Fehlenden kein Hinderniss in den Weg gelegt wird.

Ueber die in Feststellung der Orthographie befolgten Grundsätze hat sich der Herausgeber in der Vorrede nicht näher ausgesprochen; aber bei sorgfältiger Vergleichung sieht man bald, dass er grösstentheils den Grundsätzen gefolgt ist, welche J. Grimm in der Vorrede zum 1ten Bande der Deutschen Grammatik S. IX f. ausgesprochen und in seinen grammatischen Untersuchungen überall niedergelegt hat. Wie folgerecht diese Grundsätze im Ganzen ausgeführt sind, wird derjenige zu beurtheilen verstehen, der das Buch fleissig und gründlich studirt hat. Recensent hat sich dieses zur angelegensten Pflicht sein lassen, indem er nicht nur für sich die Lachmannsche Ausgabe in steter Verbindung mit dem Studium der Grimmschen Grammatik seiner besondern Aufmerksamkeit gewidmet hat, sondern auch mit den Schülern der ersten Classe auf dem Gymnasium zu Oppeln das Gedicht fortwährend liest, wobei beständige Rückblicke auf das Grammatikalische unerlässlich sind. Ein wesentlicher Vortheil dieser Ausgabe ist unstreitig der, dass die langen Vocale bezeichnet sind, wodurch der weniger Geübte auf die Unterschiede der Längen und Kürzen aufmerksa-

mer wird und sich unwillkürlich eine bedeutende Fertigkeit aneignet.

Wir wollen zuförderst einiges Wenige hervorheben, wo uns die Ansicht des Herausgebers noch nicht recht klar geworden ist. Im Allgemeinen ist zu erinnern, dass L. sich hier und da ängstlicher an die durch die Handschrift überlieferten Lesarten gehalten hat, als es die Grammatik verstattet, z.B. in der genauen Unterscheidung der Form diu und die, so wie in andern Puncten. Str. 362, 3 steht die Form trähen, dat. pl. vom Sing. trahen (lacrima), welches Wort nach der ersten Declination des starken Masculinums zu flectiren ist und darum im Pl. des Umlauts ermangelt. Seinem Grundsatze getreu hätte daher L. hier trahenen schreiben müssen, worauf bereits Grimm I S. 672 hingewiesen und gezeigt hat, dass die Handschriften schwankend bald das richtige *a*, bald den Umlaut darbieten. Es zwingt nichts, fügt er hinzu, diese Umlaute für gültig zu achten, und ich würde Nib. 1507 trahenen, 2295 schamele etc. bessern. An der letzteren Stelle hat L. das richtige, worauf freilich die Lesart in *A* schamel leicht führte. Wenn er aber Vorrede S. VII selbst gesteht, dass Cod. A. unsorgfältig und mit ziemlich wilder Orthographie geschrieben sei, und sich leicht ergebe, was Schreibfehler, was Willkühr des Schreibenden; so durfte unseres Ermessens diese Rücksicht hier nicht unbeachtet bleiben. Str. 877, 3 lautet A lief, praet. von loufen. Sollte hier nicht in Vergleich mit der Form hiu und hiuwen (Nib. 2221, 3. 2215, 1.) von houwen die ältere Form liuf hergestellt werden? Wir würden diess ohne Bedenken gethan haben, da sich diese Form obendrein in dem Hohenems-Lafsbergischen Codex erhalten hat. Hiernach hätte an andern Stellen, wie 898, 3. 917, 3, wo die Hdss. sämmtlich liefen darbieten, die ältere Form liufen hergestellt werden können. Anderweitige Bemerkungen der Art werden wir zum Theil gelegentlich beibringen, zum Theil unterdrücken, weil es unmöglich unsere Absicht sein kann, uns da auf kleinliches Kriteln einzulassen, wo es der Förderung eines bedeutenden Werkes gilt.

Jetzt wäre es endlich Zeit, durch einzelne Proben zu zeigen, was diese Bearbeitung der Nibelungennoth vor den früheren voraus hat. Es würde zu weit führen, eine Vergleichung mit mehreren Ausgaben anzustellen: darum möge die Hagensche von 1820, die sich leicht am meisten verbreitet hat und vor Erscheinung der Lachmannschen selbst von Grimm am meisten geschätzt worden, zum Maassstabe unsers Urtheils dienen. Wir wollen demnächst eine Stelle hervorheben, die an und für sich durch Lebendigkeit ihres Colorits ein anziehendes Bild gewährt, und gewiss zu den schönsten des ganzen Gedichtes ge-

hört, die erste Zusammenkunft Siegfrieds mit Kriemhild, wo die Schilderung der letzteren also anhebt (Str. 281 Lachm. = Vs. 1141 Hagen):

281. Jâ luhte ir von ir waete vil manic edel stein.
ir rôsenrôtiu varwe vil minneclîchen schein.
ob ieman wünschen solde, der kunde niht gejehen,
daz er ze dirre werlde hete iht schoeners gesehen.
282. Sam der liehte mâne vor den sternen stât,
der schîn sô lûterlîche ab den wolken gât,
dem stuont sie nu gelîche vor andern frouwen guot.
des wart wol gehoehet vil maneges heldes muot.
283. Die rîchen kameraere sach man vor in gân.
die hôh gemuoten degne wolden des niht lân,
sin drungen dâ si sâhen die minneclîchen meit.
Sîfride dem herren wart beide liep unde leit.
284. Er dâhte in sînem muote: wie kunde daz ergân,
daz ich dich minnen solde? daz ist ein tumber wân.
sol aber ich dich fremden, so waere ich samfter tôt.
er wart von gedanken dicke bleich unde rôt.
285. Dô stuont sô minneclîche daz Siglinde kint,
sam er entworfen waere an ein permint
von guotes meisters listen, sô man im jach,
daz man helt neheinen sô schoenen nie gesach.
286. Die mit der frouwen giengen, die hiezen von den wegen
wîchen allenthalben: daz leiste manic degen.
diu hôch tragenden herzen vrönten manegen lîp.
man sach in hôhen zühten, manic waetlîchez wîp.
287. Dô sprach von Burgonden der herre Gernôt:
der iu sînen dienest sô güetlîchen bôt,
Gunthêr, lieber bruoder, dem sult ir tuon alsam
vor allen disen recken: des râtes ich mich nine gescham.

Ein wesentlicher Vorzug ist es schon, dass wir bei L. überall die Länge der Sylben bezeichnet finden. Für das von Hagen ohne allen Grund in den Druck eingeführte vv ist das richtige w hergestellt. 281, 1. manic ist richtig geschrieben im Auslaut, wofür sonst auch die Form manec im Gebrauche. Hagen schreibt manech, was, wie Grimm I S. 424 darthut, unleidlich ist. Aus demselben Grunde ist im nächsten Vers bei H. falsch geschrieben minnechlichen statt minneclîchen. Vs. 2. rôsensôtiu, wofür H. mit einem Trennungszeichen rosen ◡ rotin, ebenso lächerlich, als wenn man heutzutag das zusammengesetzte Adjectivum rosen ◡ roth schreiben wollte, oder im Griechischen etwa ῥοδο ◡ δάκτυλος u. s. w. Ebenso 283, 2. hoh ◡ gemûten, wo L. vielleicht auch richtiger hôhgemuoten geschrieben hätte, als getrennt hôh gemuoten. Vergl. zu 286, 3. Vs. 3. kunde,

wofür H. mit einem selbsterfundenen Zeichen ckunde *), weiter unten vvolcken ckameraere ect. Vergl. Grimm I S. 422 ff. Vs. 4. hete iht, bei H. het' iht, mit einem Apostroph, der unseres Wissens in mittelhochdeutschen Handschriften nicht vorkommt, also wohl von H. nach neuhochdeutscher Münze geprägt ist. Gleicherweise 282, 2: ab'den. — 282, 3. stuont, H. stůnt, mit überschriebenem o; ebenso gůt, můt u. s. w. S. Grimm I S. 368. Die zweite Hälfte des Verses lautet bei Hagen nach der gemeinen Lesart: vor maneger vrovven gůt. Die Form vrovven ist gewiss falsch: der Nominativus heisst frou oder auch vrouwe; erhält ersteres eine Flexion, so tritt zwischen diese und den Stamm ein w, dem Griechischen Digamma vergleichbar. Vs. 4. gehoehet, H. gehôhet, weniger richtig; denn *oe* dient zur Bezeichnung des Umlauts von ô (lang), *ö* von ŏ (kurz). S. Grimm I S. 338. 354. Der ganze Vers bei H. des vvart da vvol gehôhet den zieren helden der můt. 283, 1. sach, H. sah'. Sowie gihe, jach, jâhen, jehen; geschihe, geschach: ebenso sihe, sach, sâhen, sehen. Grimm I S. 938. vgl. 427 f. H. widerspricht sich, weil er 1159 u. 60 und anderswo richtig schrieb jach, gesach. Vs. 2. H. die-ne vvolden daz niht lan. Diese Lesart trägt das Gepräge eines Correctors augenscheinlich an der Stirne, während die von L. aufgenommene weit origineller ist: des ist der so häufige Genitivus statt des Neuhochdeutschen davon. Sinn: *die Ritter wollten davon nicht ablassen, nicht abstehen.* Vs. 3. sin drungen, synkopirt für si ne drungen, was H. gibt. Vs. 4. liep, H. lieb', eine unerklärliche Form. Dass im Auslaut die tenuis zu schreiben, kann jetzt jeder von Grimm lernen. 286, 3. hôch tragenden H. hohen tragenden. Cod. A. liefert nach Hagens Bericht hochtraginden. Daraus erhellet zunächst, dass wir oben nicht ohne Grund gerathen haben, beide Wörter in der Zusammensetzung nicht getrennt zu schreiben; sodann wäre die Frage, ob nicht durchweg im Auslaut hôch zu schreiben, niemals hôh, was L. oben aufgenommen hat. Vröuten, H. vreuten. Die Grundform ist vroude, und der Umlaut von ou regelrecht öu. Grimm I S. 357. 287, 2. güetlichen, H. guetlichen. Diese Adverbialform ist abgeleitet von guot, woraus unmöglich die von H. gegebene Schreibart werden kann. Der Diphthong uo lautet gesetzmässig in ue (wornach guetlîchen zu schreiben) oder vielleicht auch in üe um, welches letztere L. consequent durchgeführt hat.

So hold anziehend das Bild Kriemhildens, ein Abdruck der schönsten und reinsten Weiblichkeit, zu vergleichen etwa der zwar züchtigen und schaamvollen, aber doch nicht abschreckenden

---

*) Wir schreiben ck, weil für das zwischen k und h in der Mitte stehende Zeichen schwerlich in jeder Druckerei eine Type zu finden ist.

Artemis in der Griechischen Kunstmythologie; ebenso ernst und streng gehalten ist das Bild Brünhildens, starr und kalt wie der Norden selbst, wo sie haust und uns vom Dichter gleich der Eleischen Hippodameia im Wettkampfe mit ihren Freiern vorgeführt wird, ein Wesen, wie es sich die Griechen im Ideal der Pallas gedacht haben mochten, die gleich dem Bilde der Gorgo, das sie auf der Brust trägt, jeden liebreizenden Blick streng von sich abweist und schonungslos versteinert. Die nordische Jungfrau, auf der Veste Isenstein alle andern ihres Geschlechtes in schneeweissem Gewande überstrahlend, bestrafte den frevelhaften Uebermuth jedes ihrer kühnen Freier, der ihr im Wettkampfe unterlag, unbarmherzig mit dem Tode, und auch der Werbung König Günthers stellt sie dieselbe Bedingung: „Behält *er* die Meisterschaft, erklärt sie gegen Siegfried, so werde ich sein Weib; gewinne aber *ich*, dann gehts euch allen an den Leib." Ganz anders gehalten ist die jungfräuliche Schüchternheit, mit der Kriemhild die Anspielung ihrer Mutter auf einen künftigen Gatten abzulehnen versucht: „Was sagt ihr mir vom Manne, viel liebe Mutter mein? Ohne Mannes Minne so will ich immer sein, so schön will ich bleiben bis an meinen Tod, dass ich soll vom Manne nimmer leiden Noth." Diese naive Wendung ist so ernstlich nicht gemeint; und es wäre ihr gewiss nimmer, wie Brünhilden, in den Sinn gekommen, sich mit dem Geliebten ihrer Seele erst in einen hartnäckigen Kampf auf Leben und Tod einzulassen. Zunächst wollen wir betrachten Str. 413 = Vs. 1749 ff.:

413. Dô was ouch komen Prünhilt: gewâfent man die vant,
sam ob si wolde strîten um ellin küneges lant.
jâ truoc si ob den sîden manegen goldes zein,
dar under minneclichen ir lieht in varwe schein.

414. Dô kom ir gesinde und truogen dar zehant
von alrôtem golde einen schildes rant
mit stâlherten spangen, michel unde breit,
dar under spilen wolde diu vil minneclîche meit.

415. Der meide schildevezzel ein edel borte was.
dar ûf lâgen steine grüene alsam ein gras:
der lûhte maneger leije mit schîne widerz golt.
er muoste wesen küene, dem diu frouwe wurde holt.

416. Der schilt was under buckeln, als uns daz ist geseit,
drier spannen dicke, den tragen solt diu meit.
von stâle und ouch von golde rîch er was genuoc,
den ir kameraere selbe vierde kûme getruoc.

417. Alsô der degen Hagne den schilt dar tragen sach,
mit grimmen muote der helt von Tronege sprach:
wâ nu, künic Gunthêr? wi verliesen wir den lîp.
der ir dâ gert, † diu ist des tiuvels wîp.

418. Dô truoc man der frouwen swaere unde grôz
einen vil scharfen gêr, dens zallen ziten schôz,
starc und ungefüege, michel unde breit,
der ze sînen ecken vil freislîchen sneit.
419. Von des gêres swaere hoeret wunder sagen.
vierdehalp messe was dar zuo geslagen.
den truogen kûme drîe Prünhilde man.
Gunthêr der edele dar umbe sorge gewan.

Ferner Str. 425 = Vs. 1809 ff.:

425. Prünhilde sterke groezlîchen schein.
man truoc ir zuo dem ringe einen swaeren stein.
grôz und ungefüege, michel unde wel.
in truogen kûme zwelfe der küenen helde unde snel.
426. Den warf si ze allen zîten, sô si den gêr verschôz.
der Burgonden sorge was vil harte grôz.
wâfen, sprach Hagne, was hât der künec ze trût.
jâ sol si in der helle sîn des übelen tiuvels brût.
427. An ir vil wîze arme si die ermel want,
si begunde vazzen den schilt an der hant,
den gêr si hôhe zucte: dô gie ez an den strît.
die ellenden geste vorhten Prünhilde nît.

Endlich Str. 435 = Vs. 1861 ff.:

435. Dô gie si hin balde; zornic was ir muot:
den stein huop vil hôhe diu edel maget guot;
si swanc in krefticlîche verre von der hant.
do spranc si nach dem wurfe, daz lûte erklang ir gewant.
436. Der stein was gevallen zwelf klâfter dan:
den wurf brach mit sprunge diu mâget wolgetân.

413,1. Prünhilt, H. Brunhilt. Die von L. vorgezogene Schreibart ist consequent durchgeführt: wenigstens scheint uns 425,1 Brünhilde nichts weiter als ein Druckfehler zu sein. Vs. 2. küneges, H. ckuniges. Wir glauben, beide Herausgeber verdienen hier den Vorwurf der Inconsequenz: der hier vorgezogenen Form zufolge sollte L. immer den Nom. künec bilden; wir finden aber 78, 2. 79, 1. 81, 1. 417, 3 und anderwärts künic, dann hinwiederum künec 426, 3. Dieselbe Ungleichförmigkeit auch bei H. Gleichfalls Vs. 3 manegen vom Nom. manic. Es hätte entweder durchgehends bei Substantiven und Adjectiven die Form — ic, — iges, oder — ec, — eges aufgenommen werden sollen. 414, 4. diu vil minneclîche meit, H. diu vil minnecklichiu meit. Die Flexion minnecklichiu gehört dem Femininum starker Declination an; da aber hier der Artikel vorangeht, so durfte das Adjectivum nicht *stark*, sondern schwach declinirt werden, wesshalb bei L. das richtige. S. Grimm I S. 743. 749.—

415, 2. grüene, H. grune. Aus genauer Vergleichung aller Stellen ergibt sich die Grundform gruon; H. aber verräth eine wundersame Unbeständigkeit, wenn er Vs. 1462 grůn (obgleich die Lassberg. Hands. grun), 1631 grůne und hier grune schreibt. Ebenso verhält es sich 415, 4 mit küene, von kuon, wo H. ckune. 418, 3 ungefüege, von ungefuoc, H. ungefuge, und dann wieder Vs. 1811 ungefuge. — 416, 1. geseit, H. gesaget. Ueber jenes s. Grimm I S. 959. 426 ebenso das folgende meit, zusammengezogen aus maget. 417, 3. wi verliesen wir, H. wie vliese vvir. Wie die Form vliese als die 1 Pl. zu rechtfertigen, ist uns unbekannt. Hätte H. die Lesarten der Hdss. sorgfältiger beachtet, so würde sich ihm die Richtigkeit von vliesen oder verliesen leicht ergeben haben. 417, 4. der ir dâ gert, † H. der ir da gert ze minnen. Das Verbum gern ist hier in Bedeutung und Construction ganz und gar vergleichbar dem Griechischen *ἐρᾶν τινος*. L. hat ein † beigefügt, weil im Cod. A eine Lücke ist, die sich aber wohl ohne Bedenken aus der Vulgata ergänzen liesse, ze minnen. — 426, 2. der Burgonden, H. Burgenaere. Auch hier hat L. mit Recht auf Gleichförmigkeit geachtet, da die Willkühr der Copisten in einer kritischen Ausgabe nicht zum Motiv dienen darf. Vs. 3. was hât der künec, wo *was* wohl nur Druckfehler ist statt *waz*, wie in allen Hdss. zu stehen scheint und H. richtig schreibt.

Endlich wollen wir den Wunsch aussprechen, dass Lachmann zum Schulgebrauche eine wohlfeilere und mit einem Glossarium versehene Ausgabe veranstalten möge. Aus der *Klage* würden einzelne Proben fürs Bedürfniss hinreichen, und auch die Angabe der gemeinen Lesart unter dem Text könnte hier zur Ersparung des Raumes wegbleiben.

Von S. 257 an beginnt die *Klage*, die sowohl dem Inhalt als der Form nach der *Nibelungennoth* himmelweit nachsteht. Man kann hierbei leicht an die späteren epischen Dichter unter den Griechen erinnert werden, welche manches, das in den Homerischen Gesängen nur leise angedeutet oder in flüchtigen Umrissen hingeworfen war, weiter ausführten und ein neues Ganzes daraus bildeten, oder auch an die Diaskeuasten, über deren Bedeutung Heinrich am gründlichsten gesprochen hat *); denn die Veranlassung zu der Klage scheint wohl die letzte Strophe in der Nibelungennoth gegeben zu haben:

Ich enkan iu niht bescheiden waz sider dâ geschach:
wan rîter unde vrouwen weinen man dâ sach,

*) C. F. Heinrichii *Diatribe de Diasceuastis Homericis veterumque monumentorum diasceuasi.* Kiloniae, 1807. Cf. Hermanni Praef. ad Hymnos Homericos.

dar zuo die edeln knehte, ir lieben friunde tôt.
hie hât daz maer ein ende: ditze ist DER NIBELUNGE NÔT.

Dieser Voraussetzung widerspricht auch keineswegs, was am Ende der Klage über die Entstehungsgeschichte des Gedichtes beigebracht wird:

Von Pazowe der bischof Pilgerîn
hiez schrîben disiu maere,
mit Latînischen buochstaben,
swer ez dar nâch erfunde,
wie ez sich huob unde och began
von der guoten recken nôt
daz hiez er allez scrîben.
wan im seit der videlaere
wie ez ergienc unde geschach,
er unde manic ander man.
ein schrîber, meister Kuonrât.
dicke in Tiuscher zungen;
erkennent wol die maere.
ich iu nu niht mêre sage.
durch liebe der neven sîn
wie ez ergangen waere,
daz manz für wâre solde haben,
von der allerêsten stunde,
unde wie ez ende gewan,
und wie si alle gelâgen tôt,
ern liez sîn niht belîben.
diu küntlichiu maere,
wan er ez hôrte unde sach,
daz maere dô briefen began
getihtet man ez sît hât
die alten unt die jungen
von ir fröude noch von ir swaere
ditze liet heizet EIN KLAGE.

Schliesslich bemerken wir, dass die Klage im Buchladen ganz vergriffen war. Unter den Hagenschen Ausgaben der Nibelungen ist sie nur der ersten (1810) beigefügt, in den beiden andern fehlt sie ganz. Eine neue Ausgabe war also wahres Bedürfniss, und wir müssen uns freuen, dass demselben nunmehr auf eine so ausgezeichnete Weise abgeholfen ist.

Wir wenden uns zunächst zu einer ganz andern Art epischen Stoffes, der, wenn auch nicht unmittelbar aus dem Geiste des Deutschen Volkes hervorgegangen, sondern aus der Fremde eingewandert und gleich einer Treibhauspflanze mit einer gewissen höfischen Galanterie gepflegt, seinem Ursprunge nach doch dem Germanisch-Christlichen Grundcharakter angehört.

IWEIN der ritter mit dem lewen getihtet von dem hern *Hartman* dienstman ze *Ouwe*. Herausgegeben von *G. F. Benecke* und *K. Lachmann*. Berlin, bey G. Reimer. 1827. 8. 420 Seiten nebst IV und 8 S. Vorrede. (1 Thlr. 16 Gr.)

Der Stoff dieses Gedichtes ist aus dem Sagenkreise von König Artus und der Tafelrunde, der Schauplatz also in Britannien zu suchen. Die Quelle, aus der Hartmann schöpfte, ist ohne Zweifel eine Französische Bearbeitung, die nach Versicherung der beiden Herausgeber ihrer öffentlichen Erscheinung durch einen Französischen Gelehrten entgegen sieht. Bis jetzt sind nur Auszüge aus dem Yvain des Chrétien de Troyes in der Bibliothèque des romans (Avril 1777. Vol. 1) und in der Histoire littéraire de la France (Vol. 15) gedruckt. Mittler-

weile, sagen die Herausgeber in der Vorrede S. 4, mussten wir uns an die Englische Nachbildung halten, welche Ritson im ersten Bande seiner Ancient English metrical Romances bekannt gemacht hat, die an vielen Stellen eine auffallende Aehnlichkeit mit unserm Deutschen Iwein zeigt. Einheimischer Hülfsmittel stand ein ziemlich bedeutender Vorrath zu Gebote, der nicht leicht in bessere Hände gerathen konnte, als gerade derjenigen, die sich hier der kritischen und exegetischen Beleuchtung des Gedichtes unterzogen haben. *A*, die Heidelberger Pergamenthandschrift n. 317. *B*, die Perghds. zu Giessen. *C*, Perghds. zu München. *D*, die Perghds. zu Florenz, in Müllers Sammlung abgedruckt. *a*, Papierhds. in Dresden n. 65. *b*, *c*, die Heidelbergischen Papierhdss. n. 391. 316. *d*, die Wiener Perghds. in Michaelers Ausgabe benutzt. *e*, die Ergänzung der Lücken in *B*. Ueber das Verhältniss dieser Handschriften zueinander äussert sich Lachmann S. 4 f. also: Unter diesen handschriften ist *d* etwas besser als man erwartet; sie ist wenigstens bis ungefähr z. 6238 aus einer guten handschrift geflossen. *B* und *b* setzen eine gemeinschaftliche quelle voraus, in der das gedicht schon stark verändert war: aber der schreiber von *B* hat die bearbeitung fortgeführt durch einzelne besserungen und durch erweiterung ganzer abschnitte. die älteste handschrift *A* ist mit keiner der andern näher verwandt: veränderungen, die erkennbar absichtlich sind, hat sie niemahls gemein mit einer andern. so ergab sich von selbst die regel, ihr zu folgen, wo sie nicht allein steht. die regel konnte nur dann nicht gelten, wenn *A* nur durch zufall mit einer andern stimmt, oder wenn sich die echte lesart in keiner andern als A erhalten hat. in diesen beiden fällen geben die anmerkungen auskunft. sie liefern ausserdem alle eigenthümlichen lesarten von A, unter denen gewiss noch manche die wahren sind. einzelne wagt wohl ein künftiger herausgeber aufzunehmen, einen theil bestätigen auch vielleicht handschriften. manches bleibt noch durch vermutung zu berichtigen: ich habe nur angefangen, und mit bescheidenheit. am unsichersten ist der text, wo die handschrift A fehlt, oder wo mehrere unter den andern nicht als zeugen gebraucht werden können, weil sie lückenhaft oder augenscheinlich mit absicht geändert sind. dies ist immer der fall, wo man die angabe der lesart aus einer oder der andern handschrift vermissen wird.

Die äussere Einrichtung dieser Ausgabe anlangend, ist zum erstenmal die durch Handschriften selbst (wie in andern mittelhochdeutschen Gedichten) zwar nicht begründete Abtheilung in Abschnitte von dreissig Zeilen eingeführt, die daher keineswegs (wie Benecke in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1827 S. 900 erinnert) als eine für den Iwein erwie-

sene Regel, sondern nur als ein Versuch angesehen sein will. Zu diesem Behufe sind Vs. 297. 98. 4775. 76 und 3473. 74 als unecht in Klammern eingeschlossen und die Gründe gehörigen Orts angegeben. Dadurch zerfällt das Ganze gerade in 272 dreissigzeilige Abschnitte, wobei es dahingestellt bleibt, ob Zufall oder Absicht zum Grunde liegt. Ausser der fortlaufenden Verszahl ist noch die Seitenzahl der Müllerschen Sammlung dem Rande beigeschrieben. Unter dem Text stehen die Varianten, wie zu erwarten, in musterhafter Auswahl. Von S. 297 ab folgen erklärende Anmerkungen, für die (wie es Vorrede S. III heisst) sich vielleicht in dem Erec und in dem Gregor noch manches Zweckdienliche gefunden hätte, wenn von jenem mehr als die gedruckten Zeilen, von diesem eine bessere Abschrift zu Gebote gestanden hätte. S. IV: „Ein vollständiges register aller im Iwein vorkommenden wörter und ihrer verbindungen, das wir angefertigt haben, werden wir der gegenwärtigen ausgabe folgen lassen, sobald wir versichert sind, dass mühe und kosten nicht vergebens darauf verwendet werden.“ Insofern mit der Zeit unsre früher in diesen Jahrbüchern schon ausgesprochenen Wünsche erfüllt werden, dass auf Gymnasien ein gründliches historisches Studium der Muttersprache mehr und mehr Wurzel fassen möge, dann dürfen auch die Herausgeber des vorliegenden Gedichtes auf Erfüllung ihres so billigen Wunsches rechnen und der Ueberzeugung leben, dass ihr Werk als propädeutisches Hülfsmittel zu den Quellen der mittelhochdeutschen Poesie allgemein anempfohlen wird. Es dringt sich freilich hierbei die Frage auf, woher es denn wohl komme, dass die in dieser Beziehung ausgesprochene Ansicht des Königl. Ministeriums auf Preussischen Gymnasien bis jetzt so wenig Eingang gefunden hat? Vielleicht dürfte ausser dem Mangel einer zweckmässigen Chrestomathie das Haupthinderniss darin zu suchen sein, dass die meisten, welche sich dem höhern Schulfache widmen und dabei das Philologische zu ihrem Lieblingsstudium wählen, eine gründliche auf historischer Basis beruhende Kenntniss der Deutschen Sprache hintansetzen, und nachmals entweder der Musse oder der Lust ermangeln, das früherhin Versäumte nachzuholen. Unserer Ansicht zufolge müsste vor allen Dingen die Anordnung getroffen werden, dass die gelehrten Schulamts-Candidaten in der historischen Grammatik des Deutschen eine dem jetzigen Standpuncte dieses Zweiges der Litteratur angemessnere strenge Prüfung zu bestehen hätten. Dieses könnte im Preussischen Staate um so eher durchgeführt werden, als wenigstens auf den meisten Universitäten die Lehrsthüle für Deutsche Sprache und Litteratur mit gründlichen Docenten besetzt sind.

Aus den Anmerkungen wollen wir zunächst hervorheben,

was auf Hartmanns poetisches Leben neues Licht zu werfen scheint. Zur Erklärung von Vs. 6943: wande iu ist ê sô vil geseit Von jetweders vrümekeit, wird S. 407 beigebracht: von Iwein in diesem gedichte, von Gawein in Hartmans Erec. Aus Vs. 1792 ff.:

Als dem hern Ereke geschach
Der sich ouch alsô manegen tac
Durch vrouwen Eniten verlac.

wird gefolgert, dass der Iwein erst nach dem Erec geschrieben worden sei. Wir müssen aber frei gestehen, dass uns dieser Schluss etwas voreilig zu sein scheint. Hartmann konnte ebenso gut auf die Sage überhaupt angespielt haben, die seinem Gedichte, mag er es nun früher oder später Deutsch abgefasst haben, zum Grunde lag. Kommen nicht gewichtigere historische und grammatische Gründe hinzu, dann bleibt die Sache immer noch sehr problematisch. Erec und Iwein sollen nach dem Gregor geschrieben sein, dessen noch etwas herber Stil für die Jugend des Dichters zeuge. Ein fast gleiches Verhältniss findet zwischen dem Iwein und dem armen Heinrich Statt, wie sich aus Vergleichung des Anfangs beider Gedichte ergibt: im *armen Heinrich* Vs. 1—15:

Ein ritter so gelêret was,
Daz er an den buochen las
Swaz er daran geschriben vant.
Der was Hartman genant,
Dienstman was er zuo Ouwe.
Er nam im mange schouwe
An mislîchen buochen,
Daran begunde er suochen,
Obe er iht des funde,
Dâ mit er swaere stunde
Seufter möhte machen,
Und von so gewanten sachen,
Daz Gotes êren töhte
Und dâ mite er sich möchte
Gelieben den liuten.

Im *Iwein* Vs. 21—30:

Ein ritter *), der gelêret was
Undez an den buochen las,

---

*) So nämlich ist zu schreiben, nicht, wie im Text steht, rîter. In den Anmerkungen berichten die Herausgeber, sie hätten zû spät aus einer Zeile im Gregor (ungern vermissen wir die nähere Angabe derselben) gelernt, dass ritter, nicht rîter Hartmanns Aussprache gewesen.

Swenner sine stunde
Niht baz bewenden kunde,
Daz er ouch tihtennes pflac —
Daz man gerne hoeren mac,
Dâ kert er sinen vlîz an:
Er was genant Hartman
Unt was ein Ouwaere: —
Der tihte diz maere.

„Vergleicht man, sagt Lachmann S. 300, diese zeilen mit dem anfang des armen Heinrich, so spricht die einfachere und leichtere wendung, die ursprünglicher aussieht, dafür, dass der arme Heinrich früher gedichtet wurde als der Iwein, den wir überhaupt für das jüngste unter den erzählenden gedichten Hartmans ansehen." — Ferner S. 407: „Auf den Erec und den Iwein bezieht sich Wolfram im Parzival, der wohl nicht nach 1205, aber auch nicht früher, vollendet ward. Hartman lebte noch, als Gottfried seinen Tristan dichtete, über dem er selber starb, — nach der meinung des neuesten herausgebers s. IX zwischen 1240 und 1250. aber auf gründen beruht diese meinung nicht, und Rudolphs zeugniss widerstreitet ihr. denn als dieser seinen Wilhelm schrieb, lebten der Auer und Gottfried schon längst nicht mehr: er setzt Eschenbach zwischen beide, der Auer folgt auf Heinrich von Veldeke, der die Eneit spätestens 1190 beendigte und vor dem Parzival starb, auf Gottfried der gleichzeitige Bligger von Stenach, dann Ulrich von Zetzighofen und Wirnt, und erst nach ihnen allen Freidank: dieser aber dichtete lange vor 1240, nämlich 1229, vor kaiser Friedrichs II rückkehr aus Palästina im sommer." —

Hieran knüpfen wir eine Bemerkung über Hartmanns Sprache und Stil, die zu Vs. 21 mitgetheilt ist: „Es deucht uns nicht überflüssig, sogleich bei dieser ersten veranlassung auf die meisterhafte gewandtheit aufmerksam zu machen, durch die sich der vortrag unseres dichters auszeichnet. seine rede bewegt sich immer frei, leicht und natürlich. er liebt nicht nur einzelne bestimmungen des satzes umzustellen, sondern öfters geht er auch von einer construction in die andere über, ohne dadurch im mindesten dunkel zu werden." Dieser Geschmeidigkeit der Form, welche der Sprache Hartmanns überhaupt eine so zauberhafte Anmuth verleiht (vergleiche man nur vor allem seine wunderschönen, wenn gleich der Zahl nach unbedeutenden Minnelieder), ist Manches zu Gute zu halten, was in der Sache selbst mitunter unangenehm auffällt und langweilig macht. Wir können nämlich nicht verhehlen, dass wir beim Durchlesen des Gedichtes zuweilen ganz unwillkührlich an die unvergleichliche Parodie der Rittergedichte überhaupt, wie wir sie an des Cervantes

Don Quixote bewundern, erinnert worden sind. Dieser Vorwurf, von dem das Nibelungenlied durchaus frei zu sprechen ist, treffe jedoch keineswegs das Ganze, sondern nur einzelne Stellen, die etwas zu breit geschlagen sind und darum nicht immer einen erwünschten Eindruck machen. Dagegen gibt es auch Stellen, die zu dem Schönsten gehören, was die Poesie hervorbringen kann, z. B. Vs. 2245 ff. 2327 ff. 3865 ff. u. a.

Nun noch einige Proben von den exegetischen Vorzügen der Anmerkungen. Zu Vs. 38: „*ein boeser man*, ein man ohne verdienste und ausgezeichneten werth. *boese* ist von unserm heutigen boese durchaus verschieden, und steht dem *vrumen*, *biderben*, dem braven und edelgesinnten, grossen und hohen entgegen. vgl. 150. 2582. a. Heinr. 200. a. Kl. 1140. 1859 *)." Diese feine Unterscheidung in der Bedeutung der Wörter, wie sie der Sprachgebrauch des Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen festgestellt hat, muss schlechterdings berücksichtigt werden, wenn das Sprachstudium gerade nicht geistlos und mechanisch getrieben werden soll. Aehnlicher Art ist die Note zu Vs. 71: „*von seneder arbeit*, von noth und kummer, worin der und jener schmachte. das wort *senen* ist von weiterem umfange als unser *sehnen*, und bedeutet überhaupt trauern, schmachten, sich grämen, z. B. Parc. 8690. *darumbe sich diu sêle sent*, wofür die seele die qualen des fegfeuers oder der hölle leidet. M. S. 2, 168. b. *er sene sich niht ûf der valschen haz*, gräme sich nicht darüber. *senlîch stât diu linde* M. S. 2, 81. a. *senediu maere* Trist. vergl. ausw. 292. — *sich senen nâch* bedeutet dagegen sich etwas wünschen Trist. 3702. Iw. 6524. und ist weniger stark als in der jetzigen sprache." An dergleichen aus tiefer Sprachforschung hervorgegangenen Bemerkungen ist das Buch sehr reich, und darf daher nebst Lachmanns Auswahl aus mittelhochdeutschen Dichtern (hauptsächlich wegen des gründlich gearbeiteten Glossariums zu beachten) angehenden Freunden der Poesie des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts als Leitfaden unbedenklich empfohlen werden. Zuletzt noch ein Specimen von der Erklärung Romanisch-Deutscher Wörter, deren ursprüngliches Gepräge oft ganz verwischt zu sein scheint. Vs. 2838: „der *kumber*, wahrscheinlich aus dem Romanischen *combre*, und dieses aus *cumulus*, bezeichnet ursprünglich einen haufen steine, schutt, kummer, dann alles was lastet, den weg sperrt." S. 389 sind sechs ungedruckte Zeilen mitgetheilt, die wegen ihres naiven Charakters allgemeiner bekannt zu werden verdienen:

Du bist mîn, ih bin dîn,
Des solt du gewis sîn.

---

*) Wegen der gebrauchten Abkürzungen vergleiche man Grimms Grammatik I Vorrede S. XX.

Du bist beslossen (l. beslozzen)
In mînem herzen,
Verlorn ist sluzzelîn,
Du mǒst och immer dar inne sîn.

Ueber die befolgte Orthographie erklärt sich Lachmann in der Vorrede S. 5 dahin, dass die eines gewöhnlichen Abschreibers, indem er zwischen der Vorschrift und seinen eigenen Rede- und Schreibgewohnheiten schwanke, nothwendig bunter und abwechselnder werden müsse, als es des einzelnen Dichters Rede gewesen. Hingegen werde jede kritische Regelung dieses Schwankens wieder die Freiheit des Sprechenden nie ganz erreichen. „So ist das streben nach gleichmässigkeit, welches man bei dem schreiber von B bemerkt, viel zu beschränkend, zumahl da es selten auf streng durchgeführte regeln, gewöhnlich nur auf stäts gleiche schreibung desselben wortes gerichtet ist. auch mich trifft der gleiche vorwurf, wenn ich mich auch freier gehalten habe. gleichförmiger als in den zwei ältesten handschriften ist bei mir wohl nur die behandlung der adjectiva auf *ic*. sie haben in A *ih*, *ige*, langsilbige häufiger *ege*, in B *ec*, *ige*. ich habe den kurz- oder dreisilbigen oft *ec*, *ege* geben müssen des verses wegen: dass ich es aber immer gethan, ist vielleicht unrecht. in den langsilbigen ist bei Hartmann nur *ige* richtig; ob aber *ec*, welches ich angenommen, oder *ic*, oder beide, kann ich nicht sagen." Da A immer *oder*, B fast nur *ode* (*vel*) schreibt, schlägt L. insofern einen Mittelweg ein, als er zweisilbig vor einem Vocal *oder* schreibt, sonst nur *ode*. Sodann ist der Unterschied zwischen *diu* (Nom. sing. fem. Nom. Acc. pl. neutr.) und *die* (Acc. sing. fem. Nom. Acc. pl. masc. fem.) streng durchgeführt. Vgl. Grimm I S. 792 f. Ferner elliu, selch, îetweder, ouch, muose, kom, het (im Indicativ) gegen die Formen alle, sulih, ietweder, mouste, oh, quam, hete. Da in A nur nieman, in B niemen geschrieben wird, so hat L. das erstere gesetzt, wo es für drei Sylben gilt oder auf der zweiten betont wird. Doch genug hiervon, um unsern Lesern einen vollständigen Begriff von der Sorgfalt und Folgerechtigkeit der Herausgeber, die sich bis in die feinsten Unterscheidungen erstreckt, in dieser Anzeige beizubringen.

Dr. *N. Bach.*

Römische Litteratur.

Cornelii Nepotis vita M. Porcii Catonis. Ad optimorum librorum fidem edidit, atque annotatione instruxit *A. F. R.*

Sixma van Heemstra. — Lugduni Batavorum, apud viduam M. Cyfveer, J. Fil. 1825. 8.

Da die Lebensbeschreibungen des Cornel. Nepos, so viel wir deren haben, noch viele Schwierigkeiten sowohl der Sprache als auch der Sachen enthalten, so würde, nach unserm Dafürhalten, es für dieselben vortheilhaft seyn, wenn Einzelne derselben besonders bearbeitet und herausgegeben würden, so dass, was sich bei griechischen Rednern, Geschichtschreibern und Scholiasten über jeden Feldherrn zerstreut vorfindet, gesammelt, zusammengestellt und beurtheilt, die Widersprüche gezeigt und so viel wie möglich beseitigt würden. Genaue Rücksicht müsste dabei auf die Zeit genommen werden, in welcher der Redner oder Geschichtschreiber lebte, und auf die Zeitrechnung, welcher die Schriftsteller bei Erzählung einer Thatsache folgen. Die Schwierigkeiten, welche dabei obwalten, würden bei einer solchen einzelnen Bearbeitung leichter können gelöset werden und solche Monographien würden eine Ausgabe der sämmtlichen Lebensbeschreibungen des Nepos sehr erleichtern und zu höherer Vollkommenheit führen. Wir waren daher begierig auf die Schrift des Herrn v. H. und hofften in derselben einen ausführlichen und gründlichen Commentar über Cato's Leben, so wie wir es vom Nepos haben, zu erhalten, einen Commentar, welcher in Bezug auf Geschichte, Alterthümer und Sprache manche Schwierigkeiten heben und Licht über dunkle Stellen verbreiten würde; allein dies ist von dem Vf. nicht so geschehen, als es zu erwarten war. Zwar enthält die Schrift viele geschichtliche und antiquarische Anmerkungen und Erläuterungen, aber sie übergehet oft das Wesentliche und schweift auf Gegenstände über, welche minder mit dem Leben des Cato im Zusammenhange stehen; eigentliche Sprachbemerkungen finden sich nicht häufig und sie scheinen nur Nebensache gewesen zu seyn. Irren wir nicht, so hat der Vf. mit dieser Schrift sein juristisches Tirocinium gemacht und wir schliessen dies, da keine Vorrede über den Zweck der Arbeit Belehrung giebt, aus der Anmerkung zu Cap. 3, 1 S. 39, wo es heisst: *Nam et instituti nostri ratio prohibet, quo minus de singulis hisce Catonis dotibus peculiariter agamus; quapropter reliquas mittentes, videamus qualis fuerit Juris consultus, quid ex aliis scriptorum locis de ejus Jurisprudentiae cognitione innotescat, quidque in hac arte praestiterit.* Welchen Zweck nun auch der Vf. bei seiner Schrift mag gehabt haben, so können wir doch nur bei unserer Beurtheilung auf das sehen, was er uns nach dem Titel verspricht. Diesem

zu Folge verspricht er zuerst einen Text *ad optimorum librorum fidem.* Dies haben wir nicht gefunden; vielmehr ist derselbe nach einer gewöhnlichen ältern Ausgabe (nach welcher, haben wir nicht ausmitteln können) abgedruckt; auch findet sich in den Anmerkungen keine Stelle, welche eine kritische Beachtung des Textes beträfe. So lesen wir noch Cap. 1, 2: *Q. Fabio Maximo*, *M. Claudio Marcello*, obgleich die bessern Ausgaben auf die Autorität einiger guten Handschriften *Maximo* und *Marcello* aus dem Texte verwiesen haben, und dies mit Recht; denn Nichts ist wahrscheinlicher, als dass sich diese Cognomina durch die Hand älterer Erklärer eingeschlichen haben. Aus demselben Grunde sind § 3 die Worte *Corn. Scipione* zu tilgen, welche in dem von dem Vf. gegebenen Texte sich noch vorfinden. Der Sieger in Afrika sollte herausgehoben werden und *Corn. Scipio* verstand sich von selbst: so oft bei Cicero, wie de Or. I, 48, 211: praedicarem — et *Q. Metellum*, et *P. Africanum* et *C. Laelium*, und §. 215: *M. Cato*, *P. Africanus*, *Q. Metellus*, *C. Laelius*. Auch pflegen Cicero, Livius, Caesar und A., wenn nicht Zweideutigkeit und besondere Umstände der hergebrachten Sitte und Convenienz es verlangten, selten den Gesammtnahmen eines Römers anzuführen, wie schon Görenz über Cicero bemerkt hat zu de Fin. II, 22, 70 S. 227. Uebrigens scheint es ganz von dem Schriftsteller abgehangen zu haben, welchen der Vor- oder Beinamen er gebrauchen wollte. So gefiel dem Liv. 24, 7, 14 und 19 zu schreiben *Q. Fabio*, *M. Marcello* und dem Cicero de Repbl. I, 1 *Q. Maximus*, *M. Marcellus* und so auch bei den Nahmen anderer Römer. — Cap. 2, 1 steht im Texte *ex ea triumphum deportavit*, worauf sich aber die Lesart *ex ea* gründet, wissen wir nicht, da alle Handschriften und Ausgaben *exque ea* bieten. Cap. 3, 1 ist zu lesen: *tantum progressum fecit*, denn die Worte *in eis* vor *progressum*, sind von Lambin eingeschoben, wie Bardili gezeigt hat; auch dürfte § 3 *historias scribere* die richtigere Wortstellung seyn, nicht *scribere historias.*

Dem Texte folgen S. 4—49 die Anmerkungen. Sie scheinen aus einem von dem Vf. gesammelten Apparat geschichtlicher und juristisch-antiquarischer Bemerkungen entstanden zu seyn, enthalten viel Ausserwesentliches und übergehen nicht selten das Nothwendige. Nur einige Beispiele aus dem ersten Cap. wollen wir anführen. Bei den Worten: *Cato ortus municipio Tusculo* werden mehrere Stellen beigebracht aus Classikern, welche beweisen, dass Cato zu Tusculum geboren worden sey; dann wird von der Lage der Stadt gesprochen und der Nahme Frascati angegeben, den sie heut zu Tage führe; ferner wird bemerkt, dass sie ungefähr 100 Stadien von Rom gelegen, und erklärt,

warum sie vom Horat. Carm. I, 29 *Tusculum supernum* genannt werde; nach diesen wird hinzugefügt, dass sie eine sehr anmuthige und gesunde Lage gehabt habe und dass sie das Vaterland vieler grossen und berühmten Römer gewesen sey, wozu der Vf. Cic. p. Plancio Cap. 8 anführt: *Tu es ex municipio antiquissimo Tusculano, ex quo plurimae familiae sunt Consulares* etc., und sich wundert, dass die Erklärer zu dieser Stelle keine Beispiele von solchen consular. Familien angeführt haben; er selbst nennt den Mamilius aus Aurel. Vict. (de Vir. Ill.) 16: *Tarquinius eiectus ad Mamilium Tusculum, generum suum confugit* (welche Stelle uns nicht beweisend ist), ferner den *L. Fulvius Curvus* aus Cic. Phil. III, 6 (wir suchten daselbst vergebens), Plin. H. N. VII, 43; endlich den *T. Coruncanius* aus Cic. p. Sulla 7 und aus p. Planc. 8, mit Erwähnung des Widerspruchs bei Tac. Annal. XI, 24 (dem auch *Sigonius* folgt de Antiquo Jure Civ. R. S. 20). Endlich erklärt er *municipium antiquissimum* und führt an Aur. Vict. de Or. G. R. 17: *Regnante Latino Silvio coloniae deductae sunt Praeneste, Tibur, Gabii, Tusculum, Cora — ceteraque oppida.* Wir werden auf diese Stelle weiter unten zurückkommen. — Mit noch grösserer Weitschweifigkeit, ohne Rücksicht auf das Wesentliche, verbreitet sich der Vf. S. 8 über *stipendia meruit.* Zuerst bemerkt er, dass jeder junge Römer, wenn er das gesetzliche Alter erreicht gehabt habe, zum Kriegsdienste sey verpflichtet gewesen, erwähnt dann die Dauer der Dienstzeit und dass dadurch der Weg zu Ehrenstellen sey gebahnt worden; endlich werden, wiewohl nicht ganz vollständig, die Fälle angegeben, welche vom Kriegsdienste befreyten. S. 10 kommt er wieder auf denselben Gegenstand zurück bei den Worten: *Primum stipendium meruit annorum decem septemque*, zu welchen er bemerkt, dass das gesetzliche militärische Alter das 17 J. gewesen sey und dass Cato in diesem Alter seine militärische Laufbahn begonnen habe; dieses 17 J., fügt er in seinem Latein hinzu, *interdum urgente necessitate praematuratus est.* Dieselbe Weitschweifigkeit herrscht S. 12 und 15, S. 16 und 19 und S. 23 — 25, wo über die Tribunen, Quästoren und Prätoren und über ihre Amtspflichten, jedesmal in 2 besondern Anmerkungen, erst im Allgemeinen, dann in Bezug auf Cato, gesprochen wird. S. 29 zu *provinciam nactus Hispaniam citeriorem, ex ea triumphum deportavit*, wird sogar die Geschichte der Verlosung der zu verwaltenden Provinzen bis zu den Zeiten der Kaiser fortgeführt mit Hinweisung auf Barth. zu Stat. Theb. VII, 389 und auf die Interpreten zu Tacit. Annal. III, 32. Wir begreifen nicht, wie der Verf. das Leben des Cato zum Grunde legen und dabei so in das Weite ausschweifen konnte. Wie weit konnte auf diese Art der Commentar nicht

noch ausgedehnt werden! Diese Weitschweifigkeit scheint der Vf. selbst bemerkt zu haben, wenn er S. 12 sagt: *Quid fuerit munus illius, qui Tribunus militum esset, ab his, qui Rom. Antiquitatem docuerunt, satis superque traditum est egregieque descriptum in l. 12 § 2. D. de re milit. quare hoc exponere omittimus;* und S. 15: *Quaenam res a Catone gestae sint, cum Tribunus militum in Sicilia esset, satis expositae sunt a Nepotis et Livii interpretibus — quare, cum acta agere nolimus, easdem hic non repetendas esse censemus.* Wenn der Vf. hier auf die Interpreten und Lehrbücher der Antiquitäten verwiess, so konnte und sollte dies auch an andern Stellen geschehen, wie bei *stipendium merere* und A., oder er sollte sich streng an die Worte des Nepos halten und dieselben, so weit als es das Verständniss erforderte, erklären.

Bei dieser Weitschweifigkeit hat oft der Vf. das Wesentliche und Nothwendige übergangen, wobei sich zugleich ein Mangel an Kenntniss der Hülfsmittel zeigt, die er hätte benutzen sollen. Da das Leben des Cato der Schrift zum Grunde gelegt war, so sollte zuvörderst über den vollständigen Nahmen *M. Porcius Cato Censorinus*, über Cato's Geschlecht und Abstammung gesprochen werden. Besonders erwarteten wir eine kritische Untersuchung über das Geburtsjahr desselben in Bezug auf die Worte im ersten Cap.: *Primum stipendium meruit annorum decem septemque, Q. Fabio, M. Claudio Consulibus* (also 540 n. R. Erb. Varron.), und auf Cic. de Sen. 4, 10, wo Cicero den Cato sagen lässt: *Anno post Consul primum fuerat* (*Fab. Maximus*), *quam ego natus sum, cumque eo quartum consule adolescentulus miles profectus sum ad Capuam, quintoque anno post ad Tarentum, Quaestor deinde quadriennio post factus sum, quem magistratum gessi Consulibus Tuditano et Cethego.* Nach dem Bericht des Nepos müsste Cato 523 (Varron.) geboren seyn; dies stimmt nun aber nicht mit Cicero überein, welcher das Geburtsjahr des Cato in das Jahr vor dem ersten Consulat des Fabius Maximus setzt, also 520, da Fabius 521 zum ersten Mal Consul war. Wetzel in seinem Excurs zu Cicero de Senect. S. 286 (2te Ausg.) und in den Anmerkungen zu Nepos setzt das Jahr der Geburt unsers Cato 519 und ihm stimmt Gernhard zu dem angeführten Buche des Cicero Cap. 4, 10 S. 21 bey. Die Art die Jahre zu berechnen, wo oft ein noch nicht vollendetes als voll angenommen wurde, vielleicht auch die Consules suffecti in den J. 534 — 539 dürften den Unterschied ausgleichen, so dass das Jahr 519 wohl als das richtigere angenommen werden kann. Dies aber Alles hat Hr. v. H. übergangen. § 3 sollte bemerkt werden, dass *Consul* für *Proconsul* gesetzt ist; denn nach Cic. de Sen. 4, 2; Brut. 15, 60 und Liv. 29, 11, 10 war Cato 550 Quaestor unter den Consuln M. Corn. Cethegus und P. Sempron. Tuditanus, Scipio aber

hatte diese Würde das Jahr vorher bekleidet. Eine Erklärung verdienten die Worte Cap. 2, 3 *senatu peracto* und *privatus mansit* (näml. Scipio), über welche letztere Stelle Liv. 38, 52 u. 53 nachzusehen war; auch ist nichts gesagt über die verdächtigen Worte *circiter annos octoginta*, welche unbezweifelt von einer fremden Hand sind, die das folgende *usque ad extremam aetatem* erklären wollte. Eine Erörterung verdienten in demselben Cap. die Worte: *Neque hoc per Senatum efficere potuit*, wo Plut. im Leben des Cato Cap. 11 zu berücksichtigen war, welcher das Gegentheil behauptet. Da der Vf. besonders über manches Antiquarische sich weitläufig verbreitet, so sollte er wohl Cap. 1, 1 zu *priusquam honoribus operam daret* über *honoribus operam dare* etwas sagen, so wie über das folgende *in foro esse coepit*, und am Ende des Cap. waren auch die Worte nicht zu übergehen: *ex qua* (Sardinia) *Ennium poetam deduxerat*, *quod non minoris existimamus*, *quam quemlibet amplissimum Sardiniensem triumphum.* Noch könnten wir mehrere Beispiele anführen, wo das Wesentliche übergangen worden ist, aber wir glauben, dass schon die angeführten unser Urtheil begründen werden.

Minder würde unser Tadel den Vf. treffen, wenn er die vorhandenen Hülfsmittel zum Leben des Cato gehörig gekannt und benutzt hätte. An Citaten und Beweisstellen aus den alten Classikern, so wie auch aus dem Corpus Juris ist die Schrift zwar sehr, und wir möchten sagen, überreichhaltig; aber von den neuern und neusten Erklärern des Nepos finden wir, ausser Staveren, Bosius und Heusinger, Keinen erwähnt und auch Schneider's *Comment. de M. Porcii Catonis vita*, *studiis et scriptis*, *in P. II T. I ed. Scriptor. R. R. vet. Lat.* ist unbenutzt geblieben. Am meisten wundern wir uns, dass der Verfasser als Jurist, denn dafür halten wir ihn, an keiner Stelle Heinecc. Antiq. Romanae und Sigon. de antiquo jure pop. R. erwähnt hat, was wir besonders S. 6 erwarteten, wo von den Municipien die Rede ist. Ausserdem vermissen wir noch bey den Untersuchungen des Vf. ein tieferes Eindringen in die Sache und eine kritische Sichtung der Beweisstellen. So wird S. 6 *Tusculum* als *antiquissimum municipium* erklärt aus der schon vorher von uns bemerkten Stelle des Aurel. Vict. de Orig. G. R. Cap. 17; aber hier, so wie bey Liv. 1, 3 ist nur von den Colonien die Rede; erst später 374 nach R. E. erhielten die Tusculaner das Bürgerrecht, wie wir aus Liv. 6, 26 sehen, aber sine jure suffragii et magistratuum Romae capiendorum; dieses Recht scheint ihnen aber bald darauf ertheilt worden zu seyn. S. Drakenb. zu Liv. 8, 37, 12 S. 816 flgd. Der Vf. unterschied nicht genau *colonia*, *civitas* und *municipium*, worüber Heinec. l. l. Append. § 120 flgdd. nachzulesen ist, und Sigon. de Ant. iure P.

R. L. I c. 1 S. 11; L. II c. 4 S. 663 und c. 9 S. 703; auch Savigny berührt diesen Gegenstand in seiner Geschichte des Röm. Rechts im Mittelalter 1 B. S. 17. Hätte der Vf. diese Wörter genauer erklärt und wäre er tiefer in seinen Gegenstand eingedrungen; so würde er gewiss in der gleich folgenden Anmerkung zu *Romam demigravit in foroque esse coepit* S. 6 die Frage: *quemadmodum municeps Romam demigrans Romae in foro esse et amplissimos in repbl. honores capescere* (so schreibt er das Wort) *potuerit*, richtiger und bestimmter beantwortet haben. Zur Beantwortung dieser Frage zieht er den Gell. an N. A. 16, 13: *Municipes ergo sunt cives Romani ex municipiis, legibus suis et suo iure utentes, muneris tantum cum populo R. honorarii participes, a quo munere capescendo appellati videntur, nullis aliis necessitatibus neque ulla populi R. lege adstricti, nisi populus eorum fundus factus est: primos autem municipes sine suffragii jure Caerites esse factos accepimus: concessumque illis, ut civitatis Romanae honorem-caperent;* zu dieser Stelle verweiset er auf *Varro* de L. L. VII, auf das *Corpus Juris* l. 1 § 1 D *ad Municipalem* und auf *Alex. ab Alex. Gen. Dier.* IV, 10. Die Stelle des Gellius sollte den Vf. aufmerksam machen, tiefer einzugehen, um *municipium* genauer zu bestimmen. Wenn Nepos sagt *Romam demigravit in foroque esse coepit*, so heisst diess: Cato wurde *civis ingenuus*, vergl. Cic. Brut. 75, de Legg. II, 2 (daselbst Turnebus), und dadurch, dass Cato nach Rom zog hatte er nun *patriam germanam naturae vel loci* und *patriam communem civitatis vel juris.* Sigon. l. l. S. 15 sagt: *M. Porcius Cato Tusculanus, quamdiu fuit Tusculi, municeps fuit, i. e. non ingenuus civis R., sed civitate R. donatus; ubi vero Romam cum rebus suis commigravit, civis Romanus.* und S. 17: *Post urbem a Gallis captam* — institutum est, ut, *quotquot essent alicuius oppidi cives, quotiescumque Romam venissent, quamquam Romae domicilium nullum haberent, eodem, quo cives R. loco ducerentur. Ii vero, dum domi suae manserunt, municipes; si quando Romam domicilium traduxerunt, cives Romani, ut Porcii Tusculo etc.* — S. 8, wo von dem gesetzlichen Alter zum Kriegsdienste gesprochen wird, vermissen wir die Schrift von Ch. G. Schwarz *Exercitatio de aetate et statura militari veterum ad Ephes. IV*, 13, in dessen *Exercit. Acad., in quibus Antiquitatis et Juris R. nonnulla capita illustrantur. Ed. Harles.* Norimb. 1783 S. 80 flgdd. Wohl sollte auch hier, wenn der Vf. einmal zu diesem Excurs ausschweifen wollte, die dreifache *Vacatio ab aetate, ab honore, ab beneficio*, erwähnt worden. Vergl. Creuzer's Abriss der Röm. Antiquitäten S. 277, welches Buch überhaupt viel Stoff zur Benutzung darbieten konnte. Eigene kritische Untersuchung und Sichtung vermissten wir auch S. 46, wo der Vf. nach Bach. Histor. Jur. R. S. 249 die Reden vom Cato na-

mentlich anführt und zuletzt sagt: *operae pretium esset inquirere nomina, quotquot a veteribus servata sint, omnium Catonis orationum, citatis auctorum locis in quibus earum mentio fiat. Cum autem nec nostri instituti ratio sinat ut harum omnium nomina colligamus, sufficiat monuisse, si quis Festum, Nonium et Grammaticos a Putschio editos excerpserit, illum harum numerum facile ultra LX fore extensurum. Praeterea antiqui veterum poetarum Scholiastae nonnullas memorant, veluti Servius ad Virgil. Ecl. IV*, 5; *VI*, 76; *Georg. I*, 46; *Aen.* 1, 577; *et Scholiasta Persii ad Sat. III*, 45. *Cf. et Liv.* 34, 2; *Cic. de Or. II*, 63; *Tusc. I*, 2; *Gell. XVII*, 3; *Plin. H. N. XXXIV*, 6; *Solin. Polyh c.* 31 *et Isidor. Orig. XX*, 3. Wir suchten in dem Commentar des Servius nach und fanden *Georg.* I, 46 die Georgica Catonis erwähnt; in der Aen. I, 577 lasen wir: licet *Cato in Italiam venisse scribat* (sc. Anchisen), und so geschiehet auch Ecl. IV, 5 und VI, 76 keiner Rede des Cato Erwähnung, so dass wir bezweifeln, ob der Vf. die Stellen selbst nachgeschlagen und geprüft hat. Wir haben schon einige dergleichen oben angeführt und wollen hier nur noch S. 16 aus Cic. ad Divers. V, 18 erwähnen, wo es heisst: *Tu vere qui et fortuna et liberos habeas et nos ceterosque necessitudine et benevolentia coniunctissimos*, und aus diesen Worten soll mit Heusinger zum Nepos die *necessitudo*, *quae Quaestorem inter et Consulem sive Praetorem intercedebat*, bewiesen werden; aber Cicero spricht von Privatverhältnissen und von der genauen, freundschaftlichen Verbindung mit dem Fadius, an den er schreibt: et amoris caussa et amor et summus amor tribus verbis = *necessitudine — coniunct.* = ostenditur, sagt Manut. zu dieser Stelle. S. 21 zu *Aedilis pl. factus est cum C. Helvio*, sagt er *sive ut apud Livium* (32, 7) legitur *C. Ael.*, wo aber neuere Ausgaben richtiger *C. Helvius* haben; auch ist S. 5 das ehemalige *Tusculum* nicht das heutige *Frascati*, sondern es lag daneben, wie Fea bemerkt zu Hor. Epod. I, 29.

Ueber Gegenstände der Sprache verbreitet sich der Verf. selten und wo es geschiehet, so stehen die Bemerkungen nicht immer mit dem Cornel. Text in Verbindung. Zu Cap. 3, 3 S. 47 wird zu den Worten: *Atque haec capitulatim sunt dicta*, über *capitulatim* bemerkt: *Fortasse significare voluit hos libros scriptos fuisse in formam Annalium*, und dazu Cic. de Legg. I, 2 angeführt. *Capitulatim* ist hier so viel als *breviter*, *per capita* = *kurz, der Hauptsache nach*, wie bey Plin. H. N. II, 12: *Nunc confessa de iisdem breviter et capitulatim attingam, ratione admodum necessariis locis strictimque addita.* Dass unter den *Origines* die Annales des Cato zu verstehen sind, sehen wir aus Liv. Epit. 49 S. 955 (Drakb.): *Exstat oratio in annalibus ejus* (Catonis) *inclusa;* aber aus *capitulatim* an sich können die Annales nicht gefolgert werden. S. 16 wird *obtingere* und *ad-*

esse, vom Quästor in Bezug auf den Consul gesagt, mit folgendem Unterschiede erklärt: *Fortasse obtingere* dicitur Quaestor sorte ductus, *adfuisse* is, quem Praetor vel Consul sibi elegisset. Wir wünschten zur Bestätigung Beyspiele dazu: uns dünkt, dass *obtingere* nur in Bezug auf die Wahl durchs Loos gesagt wird, wie auch richtig vom Vf. bemerkt wird, hingegen *adesse* von der Verpflichtung des Quästor dem Consul jederzeit zum Dienste gegenwärtig zu seyn. Dies ist wohl die natürlichste Erklärung von *adesse*, welches häufig von dem gesagt wird, welcher einem Andern mit Rath und That zur Seite steht, wie Sall. Jug. Cap. 85: *egomet in agmine in proelio consultor idem et socius periculi vobiscum adero*. S. 26 werden zu den Worten des 1 Cap. § 3: *Praetor provinciam obtinuit Sardiniam*, die Worte des Aurel. Vict. de V. I. Cap. 47 angeführt: *Cato Praetor justissimus fuit; in Praetura Sardiniam egit*, und *agere provinciam* wird erklärt durch *Sardiniensium mores emendare*. Da vom Cato als Prätor die Rede ist und nicht als Censor, so kann *agere provinciam* nichts Anders bedeuten als: *partes praetoris in provincia agere* i. e. *omnia ea agere*, *quae praetoris officia in provincia postulant*, die Jurisdiction handhaben, wie der Vf. vorher nach Arntzen richtig bemerkt.

Wir führen noch einige Stellen an, in welchen der Vf. Bemerkungen macht, die wir für beachtungswerth halten. S. 23 wird bemerkt, dass die Consuln und Prätoren nach Verlauf ihres Amtsjahres wären als Proconsuln und Proprätoren zur Verwaltung einer Provinz abgegangen. Diesem zu Folge müsse auch Cato vor seinem Abgange in die Provinz Prätor zu Rom gewesen seyn. Da er nun diese Würde nicht bekleidet habe, so müsse er zu den Prätoren gehört haben, welche die Provinzen verwaltet, aber vorher in Rom die Prätur nicht gehabt hätten. Nachher sey aber durch das Calpurnische Gesetz 605, also 50 Jahre nach der Prätur des Cato, bestimmt worden, dass alle Prätoren ein Jahr in Rom blieben und dass sie dann in die Provinz abgingen, und der Vf. fügt nun hinzu: *hinc apparet interdum dici aliquid Romae semper locum obtinuisse*, *quod post multos demum annos obtinuit*. — S. 17 wird die Frage: ob ausser dem Consul und Prätor auch dem Imperator ein Quästor sey beygegeben worden, dahin beantwortet, dass allerdings der Imperator einen Quästor gehabt habe, aber nicht als Imperator, sondern als Consul oder Prätor, so wie denn auch *Antonius* nach Cicero Phil. II, 29, 71 Quästor gewesen sey des Cäsar, der Imperator war, und eben so sey die Stelle des Cic. Phil. XI, 13 zu erklären: *Cuius tu imperatoris quaestor fueras*. Wir stimmen dem Vf. bey, können aber dies nicht in der angeführten Stelle aus der Rede post red. in Senat. 15: *Qui* (*Plancius*) *si mihi Quaestor Imperatori fuisset*, *in filii loco fuisset*. Zu diesen Worten wird folgendes bemerkt: sic Cicero-

nis locum cum Gesnero explicari malim, vt Cicero non dixerit se Imperatorem fuisse, sed duplicem conditionem posuisse videatur: *Si post Consulatum in provinciam isset* et *si Imperator Plancium habuisset Quaestorem;* et sic quasi (?) cogitaverit de potentia et auctoritate, quam habituri fuissent Plancius et ipse, si illi duo magistratus, Imperatoris et Quaestoris, eo tempore in se et in Plancio coniuncti fuissent, qui ceteroquin coniungi non solerent. Uns scheint diese Erklärung etwas gezwungen und wir stimmen dem Markland bey, welcher mit grosser Wahrscheinlichkeit und wir glauben mit Gewissheit aus dieser Stelle folgert, dass diese Rede unächt sey, da Cicero 691 Consul gewesen sey und die Rede in die Zeit vor Cicero's Consulat falle. — S. 38 führt der Vf. die seltene *Dissertatio* an *de censoribus eorumque muneribus*, welche Franciscus a Boehoven geschrieben habe, und welche von ihm unter dem Vorsitz J. Perizonius 1697 vertheidigt worden sey, die aber oft fälschlich dem Perizonius zugeschrieben werde. Wahrscheinlich ist es dieselbe Abhandlung, welche in Creuzer's Abriss der Röm. Antiquitäten S. 97 erwähnt wird, aber vom Jahre 1679. Welches Jahr das richtigere sey, können wir nicht entscheiden.

Missfallen hat uns die Latinität des Vf. Ausser dem, was wir schon beyläufig bemerkt haben, wollen wir nur noch anführen S. 8, wo es heisst: *Fuitque observatum*, *vt — peregrinorum loco non haberentur;* S. 13: *Respondendum videtur quod Tribunatus — primus fuerit gradus; — ad Tribunatum creari;* S. 16: *quia nempe etiam;* S. 17: *qualitate Imperatoris — qualitate Proconsulis;* S. 28: *mutuo sensu statuere;* — S. 33: *illud tamen notare possumus*, *Catonem — saepius fuisse accusatum*, welche Redeweise öfters wiederkehrt. S. 37: *responsabilis;* S. 21: *Caeterum quod ad has sodalitates* (sc. attinet); S. 44: *eaque laudantia sunt* (testimonia). Warum der Vf. *capescere* schreibt, davon können wir keinen Grund auffinden.

Fragen wir nun nach dem unmittelbaren Gewinn, welcher aus der Schrift des Hrn. v. H. für das Cornelische Leben und für die Literatur des Nepos erwachsen ist, so halten wir denselben für sehr unbedeutend und glauben, dass weder Sprache noch Sachverständniss in irgend einer Hinsicht für Nepos erheblich ist gefördert worden. Zwar verkennen wir nicht den Fleiss, mit welchem der Vf. sich seinen Apparat, besonders in juristischem Bezug, gesammel that; aber das Ganze stehet zu sehr ausser genauer Verbindung mit dem Texte des Nepos und wir vermissen durchaus einen genau überdachten und gehörig durchgeführten Plan. Zweckmässiger war es, wenn der Vf. einzelnes Wichtige und Vorzügliche aus seinem Vorrathe auswählte, die vorhandenen Hülfsmittel möglichst genau benutzte und prüfte und das gewonnene Ganze in einer Abhandlung dem Drucke übergab. Wir rechnen dahin die *Coloniae*,

Civitas, *Municipia*, die *Tribuni* und And., wo noch über manches Dunkel Licht zu verbreiten ist. Wollte aber der Vf. einmal das Leben des Cato nach Nepos zum Grunde legen, so sollte er sich genau an den Text anschliessen, die Hülfsmittel aufsuchen und benutzen, die Schwierigkeiten wo möglich beseitigen und nur das, was den Cato wesentlich betrifft, erörtern. Dies aber ist nicht, wie es seyn sollte, geschehen.

Vielleicht sind wir bey unserer Beurtheilung weitläufiger gewesen, als wir seyn sollten: da aber diese Schrift aus Holland zu uns gekommen ist, woher wir von Zeit zu Zeit treffliche gelehrte Abhandlungen erhalten haben, so hielten wir es nicht für unzweckmässig etwas ausführlicher über die Schrift des Vf. zu sprechen.

Das Papier und der Druck ist gut, jedoch letzterer nicht ganz correct: S. 4 *popui* = populi; S. 9 *Satira* = satyra; S. 17 *abente* = absente.

Zeitz. *Daehne.*

Kleine Schriften und Programme.

Horatius' dritte Satire, Lateinisch und Deutsch, mit Rechtfertigungen. Von *Carl Passow*, Dr. Berlin 1827. bei Riemann. 22 S. 4. geh. 8 Gr.

Mit diesem Beitrage zur Kritik und Erklärung des Horatius tritt der Verf. (bisher Oberlehrer am Friedrich-Werderschen, seit Ostern dies. J. Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin), soviel wir wissen, zum ersten Male als Schriftsteller auf, und thut diess zugleich auf eine Weise, die von seinem Eifer und Streben eben so als von seinen Kenntnissen und seiner Befähigung zum Bearbeiter und Uebersetzer der Lateinischen Dichter ein sehr rühmliches Zeugniss giebt. Er hat sich bei dieser Arbeit F. A. Wolf's Bearbeitung der ersten Satire zum Muster genommen, und diess mit so glücklichem Erfolge, dass er seinem Vorbilde in mehrfacher Hinsicht ziemlich nahe steht. Die Einrichtung der Schrift ist so getroffen, dass S. 1—10 die Deutsche Uebersetzung im Metrum des Originals mit untergesetztem Lateinischen Texte gegeben und S. 12 ff. Rechtfertigungen angehängt sind, denen S. 11 f. eine kurze Einleitung vorausgeht. Der Text ist der Hauptsache nach der Fea'sche, weicht aber von diesem durch durchaus veränderte und zweckmässigere Interpunction und einigemal auch durch die Wahl anderer Lesarten ab und ist überhaupt ganz nach dem eigenen Urtheil des Verf. gestaltet. Die Uebersetzung empfiehlt sich durch meist richtige Auffassung des Wortsinnes und durch ei-

nen Versbau, der die Gesetze der Prosodik und Metrik ziemlich sorgfältig beachtet und nach Wolfs Vorgange die Deutsche Wortfolge der Lateinischen möglichst treu angepasst und nachgebildet hat. Die Anmerkungen sind sprachlich, kritisch und sachlich, und sollen, wie schon der Titel zeigt, des Verfassers Abweichungen von andern Erklärern und Kritikern rechtfertigen. Sie empfehlen sich meist durch Schärfe und Selbstständigkeit des Urtheils und durch gedrängte und präcise, ja fast wortkarge Darstellung. Ueberhaupt kann man diese Monographie der Hauptsache nach eine gelungene nennen und als einen der bessern Beiträge zur Bearbeitung des Horatius freundlich willkommen heissen.

Gehen wir nun zur Betrachtung des Einzelnen fort, so sucht der Verf. zuerst in der Einleitung die Veranlassung zu dem Gedicht, das nach S. 19 in den Jahren Roms 715—718 geschrieben ist, festzustellen und findet sie in den damaligen Zeitumständen, meinend, der Dichter habe hier einen Spiegel seiner Zeit liefern wollen, und habe nach seiner tiefern Einsicht und Beurtheilung des Römischen Volkscharakters zu dieser Materie tausend unmittelbare Veranlassungen gefunden. „Die Gemüther," sagt er, „ohnlängst in der Zeit der Republik an ein freieres und öffentliches Urtheilen über allgemeines wie einzelnes gewöhnt, itzt durch die Schranken legalerer Verwaltung plötzlich eingeengt, fügen sich ungern den vorgesteckten Gränzen und streben, soweit äussere Macht und innere Beruhigung es erlaubt und vorschreibt, den entgegentretenden Damm zu durchbrechen, um die eingedrungene Leere anderweitig zu füllen. Klätscherei, Splitterrichterei und böser Leumund, oder wie man in grossen Städten lieber sagt, feine Medisance ist die Stellvertreterinn für eine Geistesthätigkeit, die nur eben erst höhere und würdigere Interessen anstreben durfte." Sein Thema habe der Dichter nun so ausgeführt, dass er in der Einleitung bis Vs. 20 scheinbar ein gleichgültigeres vorbereite, bis Vs. 37 die gewählte Materie selbst einführe und rechtfertige und dann bis Vs. 95 ausführlicher behandele, endlich auf die stoische Philosophie abbeuge, weil diese die gerügten Fehler beförderte, und ihr grösserer Beleuchtung wegen die Moral der Epikureer entgegen stelle. — Es lässt sich nicht läugnen, dass man auf diese Weise den Ideengang des Gedichtes auffassen könne; wohl aber bezweifeln, dass er so aufgefasst werden dürfe. Denn einerseits scheint eine so allgemeine Veranlassung für einen jungen Dichter überhaupt zu generell zu seyn, andrerseit widerstreiten mehrere einzelne Stellen des Gedichts. So ist z. B. dann der Ausfall auf Tigellius und auf die Cantores viel zu speciell; eben so die Beziehung, welche der Dichter auf sich selbst nimmt, und welche zu verrathen scheint, dass er seine eigene Person gegen gewisse An-

klagen rechtfertigen wolle *). Ebenso ist durch jene Annahme der scharfe Tadel der stoischen Philosophie keineswegs genügend gerechtfertigt, und das Ende des Gedichts erscheint als ein nicht recht passender oder doch zu weit ausgedehnter Anhang. Anderes lassen wir unerwähnt, da wir überzeugt sind, der Vf. werde sehr leicht die speciellere Veranlassung zu dem Gedichte auffinden, wenn er nur die Beziehung, in welcher es zur vierten Satire steht, die Andeutung von des Dichters Verhältniss zu Mäcenas, die Geschichte des Hermogenes, den verschmitzten Alfenus und den sonst viel zu schuldlos gezüchtigten Crispinus schärfer ins Auge fassen will. Dass sie ihm jetzt nicht beifiel, kommt wohl daher, dass er den in das Gedicht verwebten speciellen Geschichtsdaten und den aufgeführten Personen zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Denn über *Tigellius* und seinen Anhang findet man nichts, als eine Verweisung auf den Anfang der zweiten Satire und auf Cic. ad Famil. VII, 24, und *Maenius* — oder, wie man wohl richtiger lesen sollte, *Maevius* —, *Novius* und die Worte *qualem me saepe libenter obtulerim tibi Maecenas* sind ganz unerörtert geblieben. Dass über *Balbinus* (Vs. 40) nur das Scholion des Porphyrion angeführt wird, mag genügen; obschon erwähnt werden konnte, dass wahrscheinlich der 724 zum Consul suffectus gewählte und jetzt in der Verbannung lebende L. Coelius Balbinus gemeint ist. Wenn aber der Name *Sisyphus* (Vs. 47) mit dem Scholiasten von dem zweifelhaften Zwerge des M. Antonius verstanden wird, so hätte doch auch das *abortivus* und *olim* beseitigt werden sollen. Der alte *Evander* (Vs. 91) wird von dem Griechischen Künstler [Aulanius] Evander gedeutet und dafür das Zeugniss des Scholiasten angeführt. Gegen diese Meinung, der neuerdings auch Sillig im Catalogus artificum p. 103 beigetreten ist, wollen wir nicht geltend machen, dass *tritus* viel natürlicher vom *Abgreifen* und *Abnutzen*, als vom *Bilden* und

---

*) Der Vf. hat S. 15 f. eine ausführliche Anmerkung gegeben über die Beziehungen, welche Horaz in diesem Gedichte auf sich nimmt; allein theils fehlen dort die nöthigen geschichtlichen Resultate, auf die es hier vorzüglich ankommt, theils ist auch manche Folgerung sehr unwahrscheinlich, wie z. B. dass das *ingenium ingens* (Vs. 33) von Horaz selbst gesagt sey, und dass das *tibi* desselben Verses auf Mäcenas sich beziehe, und eine Schmeichelei gegen denselben enthalte. Dem Dichter war, als er dieses Gedicht schrieb, entweder noch gar nicht, oder doch erst kurz vorher, der freie Zutritt zu Mäcenas gestattet (s. Jahn Indroductio z. Virgil. S. XIX), und er konnte sich also kaum einen *amicus* desselben nennen. Will man in jenen Worten durchaus eine geschichtliche Beziehung haben, so wäre etwa an Virgil zu denken, obschon auch diess nicht sehr wahrscheinlich ist.

Formen sich verstehen und die Liebhaberei der Römer für alte Gefässe und Werkzeuge sich hinlänglich erweisen lässt. Aber wir finden die Worte des Scholiasten selbst widerstreitend, welcher berichtet: *Qui de personis Horatianis scripserunt, ajunt Evandrum hunc caelatorem et plasten statuarum, quem M. Antonium ab Athenis Alexandriam transtulisse, inde inter captivos Romam perductum multa opera mirabilia fecisse.* Dass M. Antonius den Evander seit 713 nach Alexandrien bringen konnte, ist wohl zu glauben; aber bei welcher Gelegenheit er ihn bis 718, wo doch spätestens das Gedicht geschrieben seyn soll, unter Gefangenen nach Rom gebracht hätte, diess lässt sich aus der Zeitgeschichte schwerlich nachweisen. Wir meinen, diess sey erst von Octavianus nach 725 geschehen. Will man aber annehmen, die catilli des Evander seyen schon vorher ein bedeutender und geschätzter Einfuhrartikel in Italien gewesen, so fehlen auch dafür alle Zeugnisse und die Worte des Scholiasten widerstreiten geradezu. Hat also der Scholiast nicht ganz und gar Falsches berichtet, so kann wenigstens der caelator Evander nicht gemeint seyn. An den *C. Avianus Evander* des Cicero (Epp. ad famil. XIII, 2) aber zu denken, was Heindorf thut, ist doch zu bedenklich, und überhaupt nicht recht abzusehen, warum der alte Arcadier hier nicht eben so gut seinen Platz finden soll, wie Sat. II, 3, 20 der alte Sisyphus. Eben so müssen wir mit chronologischen Gründen gegen den Rechtsgelehrten *P. Alfenus Varus* im 132 Vs. streiten, obschon Hr. P. behauptet, dass dort, wie Heindorf richtig bemerkt habe, innere und äussere Gründe verbieten an einen andern *Alfenus* zu denken. Ohne uns auf Heindorf's Gründe einzulassen, geben wir nur folgendes zu bedenken. Unser Gedicht ist, wie wir anderswo nachzuweisen gedenken, im J. 716 geschrieben, gewiss vor 718; P. Alfenus Varus aber gelangte nach sichern Zeugnissen erst 755 zum Consulat. Diess giebt einen Zwischenraum von 37 — 39 Jahren. War derselbe nun zu Anfange seines bürgerlichen Lebens erst Schuster oder Barbier zu Cremona, und ging erst dann zum Rechtsstudium über; so konnte er gewiss nicht viel vor seinem 30 Jahre zu Rom ein bekannter Rechtsgelehrter seyn, wie er doch nach Heindorf's Argumentation seyn muss. Folglich also wäre er beim Antritt des Consulats schon ein Greis von fast 70 Jahren gewesen. Diess ist kaum zu glauben, und Otto, Wieland, Heyne und A. hatten ganz recht, wenn sie den Rechtsgelehrten Varus, trotz dem Zeugnisse der Scholiasten für ihn, aus unserer Stelle verbannten. Heindorf hat sich, wie es scheint, für ihn nur entschieden, weil er keinen andern fand, der hierher passen könnte. Auch steht das Zeugniss der Scholiasten gar nicht so sicher; denn bei Acron findet man folgendes: *Urbane satis Alphenum vafrum Cremonensem deridet, qui abjecta sutrina,*

quam in municipio suo exercuerat, Romam venit, magistroque usus Sulpitio iurisconsulto, ad tantam pervenit scientiam, ut et consulatum gereret, et publico funere efferretur. Aliter: Alphenus sutoris filius, qui ita juris studio intendit, ut beneficio artis hujus latum clavum sumeret, et ad consularem consurgeret dignitatem. Sunt qui dicant, hunc Cremonensem fuisse. Porphyrion und der Scholiast. Cruq. kennen freilich nur den ersten Theil dieses Scholions; aber man sieht doch aus den Worten des Pseudo-Acron, dass hier entweder verschiedene Meinung herrschte, oder die Nachricht selbst falsch und verdreht ist. Einen zweiten Alfenus Varus erwähnen Donatus und Servius zu Virgilius, und ihn hat Voss zu Virgil. Ecl. VI S. 291 als einen Kriegsobersten des Augustus ziemlich sicher nachgewiesen, auch mit einiger Wahrscheinlichkeit seinen Vornamen *Lucius* aus Quintilian. VI, 3, 78 ergänzt. In welchem Verhältniss dieser Varus zu Virgilius stand, hat Rec. in der Introductio zu seiner Ausgabe des Virgil S. VII, XIV, XVI u. XIX erörtert. Der Name *Alfenus*, der kein Römischer ist, zeigt übrigens, dass dieser Kriegsoberster ein neuer Aufkömmling war und dass überhaupt nicht viel Alfeni in Rom vorkommen konnten. Um so leichter wird man zugestehen, dass *L. Alfenus Varus* und *P. Alfenus Varus* mit einander verwandt sind. Vergleicht man diess mit dem Scholion des Acron, so liegt die Vermuthung nicht fern, dass in demselben ursprünglich etwa folgendes gestanden habe: *Urbane satis Alfenum Varum Cremonensem deridet, qui abjecta sutrina, quam in municipio suo exercuerat, Romam venit [et stipendia facere coepit, ... P.] Alfenus, sutoris filius, magistro usus Sulpitio iurisconsulto ad tantam pervenit scientiam, ut et consulatum gereret et publico funere efferretur.* Ist diese Vermuthung richtig, so sind nicht allein alle die obigen Schwierigkeiten beseitigt, sondern wir gewinnen für unsere Stelle auch einen zu Rom eben so bekannten Mann, als wir daraus verbannt haben. Ihn durchzuziehen und seiner sutrina wegen lächerlich zu machen, dazu konnte Horatius schon darum Veranlassung finden, weil Varus seinen Freund Virgilius übel behandelt hatte. Das *vafer* wird man nun zwar nicht von Rechtskniffen deuten dürfen, aber auch leicht aus dem Charakter dieses Kriegsobersten, wie sich derselbe gegen Virgilius offenbarte, oder aus einem andern, uns vielleicht unbekannten, Umstande erklären können. *erat* aber, das Heindorf ziemlich gezwungen erklärt, hat dann seine ganz eigene Bedeutung, weil sich aus der Geschichte des Virgilius und der Vergleichung unserer Stelle mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ergiebt, dass dieser Kriegsmann um das Ende des J. 715 gestorben ist. Uebrigens wird man wohl nicht einwenden, dass dieser L. Alfenus Varus alten Zeugnissen zufolge der Epikureischen Philosophie zugethan war, und hier doch

als Stoiker aufzutreten scheint. Denn einmal sind die Zeugnisse für dessen Epikureismus sehr ungewiss und scheinen nur aus der missverstandenen sechsten Ecloge des Virgilius entnommen zu seyn; dann aber folgt auch aus unserer Stelle nicht, dass Varus Stoiker war, weil er nur Beispielsweise angeführt wird. — Kehren wir nach dieser Abschweifung zu Hrn. P. zurück, so wünschten wir nicht, dass er uns zu Vs. 86 aufs neue einen Mährchenschreiber *Ruso* aufgetischt hätte, so sehr derselbe auch in mehrern Literaturwerken als Geschichtschreiber spukt. Kein alter Schriftsteller kennt ihn als solchen und des Horatius Worte beweisen für seine Geschichtsbücher eben so wenig, als wenn wir im Deutschen sagen: *kann der Schuldner zu den Kalenden den Ruso nicht bezahlen, so hört er von ihm gar bittere Geschichten* d. h. Schimpf- und Schmähreden. Was über *Crispinus* (Vs. 139) gesagt ist, genügt nicht, um des Dichters Ausfall auf ihn zu erklären, und bei *Labeo* (Vs. 82) endlich hat sich Hr. P. von Heindorf u. A. verführen lassen, an den damals noch im Knabenalter stehenden M. Antistius Labeo zu denken, den die Scholiasten hier auftischen. Vielmehr ist der alte Volkstribun C. Atinius Labeo gemeint, welcher 80 J. früher den Q. Metellus Macedonicus vom Tarpejischen Felsen herabstürzen wollte.

Der zweite Theil der Einleitung enthält eine kurze Charakteristik der Bearbeiter des Horatius. Aber nur Lambin, Torrenz, Rutgers, Bentley, Wolf und Fea werden behandelt: letzterer viel zu geringschätzig. „Die übrigen Bearbeiter," fährt der Verfasser fort, „nehmen eine zu secundäre Stellung ein, wenn ich nicht irre, um sie bei der Horat. Literatur mit aufzuzählen, nur Heindorf's Allerlei mit allerlei Verdiensten um die Satiren muss genannt sein, weil sich an dieses nachfolgende Bemerkungen besonders anschliessen."

Derselbe bittere Ton gegen Heindorf herrscht auch in den Noten, was um so mehr zu bedauern ist, weil dieser Gelehrte, so viel er auch Falsches giebt und soviel er auch stillschweigend aus Lambin u. A. abgeschrieben hat, doch für die grammatisch-historische Erklärung der Satiren zuerst eine bessere Bahn brach, und weil Hr. P. in mehrern Stellen, wo er jenen tadelt, nichts Richtigeres giebt. Denn wenn er z. B. Vs. 5 Heindorf's Erklärung des *periret* und *proficeret* durch *petebat* und *proficiebat* verwirft, so ist seine eigene Erklärung: *si forte peteret* etc., theils nichts sagend, theils noch falscher, da Tigellius längst todt war und also von einem angenommenen Falle der Gegenwart nicht die Rede seyn kann. Die Stellen I, 6, 93 f. und II, 3, 92 f. sind ganz verschiedener Art, und in der letzteren Stelle fragt es sich ausserdem noch sehr, ob nicht *perisset* richtigere Lesart ist. Die richtige Erklärung unserer Stelle ergiebt sich aus dem, was Beier zu Cic. de offic. III, 19 bemerkt hat. Auch

das, was zu Vs. 8 gegen Heindorf über den Gebrauch des Pronom. *hic* statt *is* gesagt ist, genügt nicht ganz, weil der enklitische oder proklitische und der orthotonierte Gebrauch desselben nicht unterschieden wird. In letzterem ist es bei allen Dichtern häufig. Auch ist die Bemerkung, dass namentlich der heroische Vers sich gern des unpoetischen *is* entäussere, nicht scharf genug: zuerst wenigstens hätte der lyrische Poesie genannt werden sollen, weil es in der Natur der Sache liegt, dass diese das logische *is* am wenigsten brauchen kann. — Sieht man indess von diesem scharfen Tone, der sich auch gegen andere zeigt und vielleicht aus zu grosser Nachahmung Wolf's entstanden ist, ab; so wird man die Anmerkungen mit vielem Vergnügen lesen und in ihnen auch da, wo man nicht beistimmen kann, doch achtbare Sprach- und Sachkenntnisse nicht vermissen. Wir betrachten hier vorzüglich die kritischen, von den übrigen nur noch bemerkend, dass die Anmerkung zu Vs. 40: *fastidire: strabonem*, über das keine Position machende *st* nicht scharf und allgemein genug ist (vgl. Jahn z. Virg. Aen. XI, 309), und dass auch die Bentley'sche Regel über die seltene Verkürzung des *o finale* in Verbis zwar noch genauerer Bestimmungen bedarf, aber doch nicht so leicht zu verwerfen ist, wie Hr. P. zu Vs. 140 diess thun zu wollen scheint. S. Torrent. z. uns. St., Wakefield z. Virg. Georg. I, 412, Lennep. z. Ovid. Heroid. XV, 32.

Die kritischen Noten stellen wir gleich mit dem Texte und dessen kritischer Gestaltung zusammen, und erwähnen zuerst die Abweichungen von Fea, da dessen Text, wie bereits erwähnt, der Hauptsache nach zum Grunde liegt. Ganz verändert ist die Interpunction, welche bei Fea allerdings in einem ziemlich traurigen Zustande ist. Allein auch der hier gegebenen Interpunction können wir nicht beistimmen, weil zu wenig interpungiert wird, wie schon der Anfang der Satire beweist:

Omnibus hoc vitium est cantoribus, inter amicos
Ut numquam inducant animum cantare rogati
Injussi numquam desistant. Sardus habebat
Ille Tigellius hoc. Caesar qui cogere posset
Si peteret per amicitiam patris atque suam, non
Quidquam proficeret: si collibuisset ab ovo
Vsque ad mala citaret Io Bacche! modo summa
Voce modo hac resonat quae chordis quattuor ima.

Dabei herrscht nicht gehörige Consequenz, indem bisweilen Nebensätze, ja selbst kurze Appositionssätze, durch Interpunctionszeichen getrennt werden. Auch ist es schwerlich naturgemäss, wenn die Worte Vs. 58—62: *Hic fugit . . . . vocamus* durch ein Comma nach *apertum* und ein Colon nach *crimina* abgetheilt werden. Druckfehler ist's, wenn Vs. 40 nach

Hagnae das Punctum fehlt. Wesentliche Abänderungen finden sich in zwei Stellen. Richtig nämlich ist Vs. 132 abgetheilt:

Tonsor erat: sapiens operis sic optimus omnis etc.

wo Fea nach einem Versehen, das auch in des Rec. Ausgabe übergegangen ist, schrieb: *Tonsor erat sapiens operis: sic* etc. Nicht zu billigen aber ist es, wenn Vs. 65 das Colon nicht vor sondern nach *molestus* gesetzt und das Wort zu *impellat quovis sermone* bezogen ist. Der Dichter spricht ja dort davon, dass wir Tugenden in Fehler verdrehen (Vs. 54), und die *molestia* kann doch keine Tugend seyn. Auch will der, welcher eben tacitum impellit quovis sermone, dadurch nicht beschwerlich fallen, sondern artig seyn. Darum gehört *molestus* zum folgenden Urtheile (: *ein lästiger Mensch, sagt man; aller Anstand fehlt ihm.*), und Fea's Interpunction ist ganz richtig, sobald man nur ein Colon statt des unpassenden Fragzeichens setzt. Heindorf's Urtheil, dass kein Römisches Ohr *molestus* von *quovis sermone* habe trennen können, lässt sich selbst aus unserer Satire durch mehrere Stellen abweisen, und durch Bothe's Interpunction wird eben so wenig geholfen.

Auch in der Schreibung der Wörter folgt Hr. P. seiner eigenen Weise, und weicht mehrfach von Fea ab. Als wichtig bemerken wir die Accusativen *acris* Vs. 53, *omnis* 58, *piscis* 81, und *caulis* 118, den Accusativ *servom* Vs. 80: alles nach Bentley'schen Regeln. Uebersehen ist Vs. 21 *quum*, da sonst überall *cum* geschrieben steht. Unrichtig ist es wohl, dass Vs. 12 *Reges* und *Tetrarchas* und Vs. 117 *Divum* mit grossen Anfangsbuchstaben geschrieben sind; obgleich diese Sitte jetzt sehr gewöhnlich ist. Auch *venerem*, Vs. 109, hätten wir klein geschrieben. Vgl. Bothe z. Od. II, 5, 4. Wenn aber Vs. 96 *Quîs* [s. Jahn z. Sat. I, 1, 75] gedruckt ist, so musste mit eben dem Rechte Vs. 128 *Quî* und noch mehr Vs. 117 *Divûm* stehen.

Verbalabweichungen von Fea's Texte finden sich in 7 Stellen. Davon ist *patior* im 141 Vs. ein blosser Druckfehler, und auch *fuit* im 17 Vs. möchten wir dahin rechnen: wenigstens finden wir zu dem dort nothwendigen *erat* nirgends eine Variante bemerkt. Vs. 66 ist stillschweigend *eheu* statt *heu heu* wieder hergestellt. Indess bei der Ungewissheit, die über die Schreibung dieses Wortes in den Handschriften überall herrscht, und bei dem geringen Gewicht, das dieselben hier haben, verdienen doch wohl Bothe's Gegenbemerkungen zu Plaut. Capt. 928 und zu Horat. Od. I, 15, 9 einige Beachtung. Auch Vs. 81 ist *tepidumque* ohne weitere Bemerkung zurückgerufen: gewiss mit Recht, da Fea's *trepidumque* weder durch die Handss., noch durch einen passenderen Sinn sich empfiehlt. Die Worte des 25 Vs., wo *pervideas oculis male lippus inunctis* geschrieben und vertheidigt wird, übergehen wir, da wir weiter unten

von denselben sprechen müssen. Nicht ganz können wir beistimmen, wenn Vs. 56 geschrieben ist:

> Probus quis
> Nobiscum vivit multum est demissus homo: illi
> Tardo cognomen pingui damus.

Sehr richtig ist der Vordersatz bis *homo* ausgedehnt und Fea's verkehrte und schon von Bentley abgewiesene Abtheilungsweise weggeworfen, welche aus den Worten zwei Sätze macht, und mit *multum demissus homo* einen Nachsatz zu *Probus . . . vivit* bildet. Allein zuerst können wir nicht glauben, dass Heindorf *probus* richtig *genügsam*, *anspruchslos* erklärt habe. Die von ihm angeführten Stellen wenigstens beweisen nichts für diese Bedeutung. Sodann ist uns das *est* verdächtig, weil es fast in allen Handschriften fehlt, und nur nöthig wird, wenn man der Interpunction Fea's folgt. Im Folgenden hat zwar Hr. P. Bentley's und Heindorf's Aenderungen mit Recht abgewiesen, aber schwerlich richtig erklärt: *diesen Bedächtigen nennen wir stumpfsinnig*. Dass *tardus* eine so lobende Bedeutung nicht habe sondern ebenfalls einen Fehler bezeichne, ist von Heindorf richtig bemerkt, und die von P. angeführten Stellen (Epist. I, 2, 71; II, 3, 164 und Sat. II, 2, 92) beweisen zwar, dass es vom äussern Menschen (vom Körper) gesagt werde, nicht aber dass es ein Lob desselben ausdrücke, welches doch hier in dem *bedächtig* liegen müsste. Die Stelle ist, wie es scheint, bisher von allen falsch aufgefasst worden, und auch Rec. hat sie in seiner Ausgabe nicht richtig gegeben, weil er übersehen hat, dass *multum demissus homo* nicht ein besonderer Satz sondern das Prädicat zu den vorhergehenden Worten ist. *Probus* steht in Bezug auf *virtutes* in seiner eigentlichen Bedeutung, und der Sinn der Stelle ist: *Ein Rechtschaffener lebt mit uns* [*zeigt sich im Umgange mit uns*] *als ein sehr zaghafter Mensch* [*als ein Mensch ohne alles Selbstvertrauen*]*: ihn nennen wir träg und stumpfsinnig*. Die Verbindung des *tardus* und *pinguis* darf nicht Anstoss erregen, da das erstere mehr auf den Körper, das letztere auf den Geist sich bezieht. Dass beide aber asyndetisch zusammengestellt sind, hat Bothe als Lieblingsmanier des Dichters vollkommen nachgewiesen, und Hrn. Passow's eigene Note zu Vs. 85 giebt die Bestätigung dazu. Das *est* ist demnach eben so nothwendig zu streichen, als das sonst gewöhnliche Comma nach *vivit* zu tilgen ist. Die letzte Stelle endlich, wo Hr. P. von Fea abweicht, ist Vs. 70, wo angemerkt ist: „Dass *cum* hier Präpos., beweist Heind.“ Auch hier kann Rec. nicht beistimmen, und muss das dadurch entstehende Hyperbaton trotz der von Heindorf angeführten Stelle des Lucretius (II, 1165) in unserem Dichter so lange für unerhört halten, als es nicht durch augenscheinlichere und sicherere

Stellen erwiesen wird, als die gewöhnlich angeführten sind. Auch will es ihm scheinen, als hätte dann Horaz vielmehr schreiben müssen: *compenset mea vitia cum bonis:* denn daran kann ihm doch wenig liegen, dass man seinen Tugenden die Fehler gegenüberstellt; wohl aber umgekehrt. Ueberdiess drängt sich ja *cum* hier von selbst als Conjunction auf, und giebt einen sehr passenden Sinn. Zwar darf man nicht erklären: *Amicus dulcis* (*est*), *cum mea bona vitiis compenset* (*et*) *pluribus hisce inclinet;* denn auch dann wäre vielmehr *mea vitia bonis* und jedenfalls auch *compensat* und *inclinat* zu schreiben. Auch sind die Worte *ut aequum est* dann sehr anstössig. Eben so wenig gefällt die Erklärung: *Cum amicus dulcis mea bona vitiis compenset et pluribus hisce inclinet; in eadem trutina ponetur, si hac lege amari volet.* Der Zusammenhang verlangt und empfiehlt folgende Erklärung: *Jeder Mensch hat seine Fehler. Sollte also ein theurer Freund meine Tugenden, wie diess billig ist, mit meinen Fehlern zusammenstellen wollen, so* etc. Der Conjunctiv ist in einem so rein hypothetischen Satze so sehr an seinem Platze, dass man sich wundern muss, wie Heindorf daran Anstoss nehmen konnte. — Die übrigen kritischen Anmerkungen rechtfertigen, mit Ausnahme einer einzigen, schon von Fea aufgenommene Lesarten, und man muss Hrn. P. völlig beistimmen in der Vertheidigung des *citaret* (Vs. 7) gegen Bentley's *iteraret*, des *habebat* (Vs. 11) gegen desselben *alebat*, des *versetur* (Vs. 60) gegen *versemur*, des *impellat* (Vs. 65) gegen *appellet* und *impediat*, des *quod* (Vs. 85) gegen *quoi.* Dagegen hat uns die Vertheidigung der Lesart *imo alia et fortasse minora* (Vs. 20) durchaus nicht überzeugt. Wenn endlich der Verf. zu Vs. 132 bemerkt: „Für *sutor* schreibe *tonsor* mit Bentl., dem Wakefield und Fea sich anschliessen. Da genügende Quellen" [der Cod. Blandin. von zweiter Hand und eine ihrem Werth nach ziemlich unbekannte Handschr. des Acron] „diese Lesart unterstützen, so scheint die Bemerkung von Bentl. sehr beherzigenswerth: aufer quaeso illud *sutor!* Certe exemplum non ex eodem artificii genere, sed ex diverso, petendum erat." —; so wäre zu wünschen, er hätte die Bemerkungen Heindorf's und Döring's genauer angesehen, welche uns wenigstens von der Richtigkeit der Vulgate überzeugt haben.

Was endlich die Deutsche Uebersetzung, die Hauptsache dieser Schrift, anlangt; so sind deren Vorzüge und Eigenthümlichkeiten schon oben erwähnt worden, und es ist rühmend anzuerkennen, dass der Verf. auf sie einen ganz vorzüglichen Fleiss verwendet habe. Sehr selten finden sich prosodische und metrische Verstösse, wie Vs. 82:

⏑ —
Am Kreuz büsse er ab: unvernünftiger unter vernünft'gen —

und Vs. 96:

Welchen beliebt, dass so ziemlich || die Laster sich gleich, sind verlegen —

Mehr stösst man auf Stellen, wo der Sinn der Worte nicht ganz richtig wiedergegeben ist, wie Vs. 29 f.:

Ueber Gebühr zum Zorn neigt einer, *der scharfen Verspottung*
Unserer Zeiten bequemt er sich nicht, leicht werd' er verlachet —

Vs. 26:

Wenn du dich selbst durchschaust triefängig, gesalbeten Blickes,
Wie bei der Freunde Verseh'n hast du *denn* schärfere Augen —

Vs. 38:

Darauf vor allen gesehn, wie den Buhler etc.

wo weder *praevertamur* noch *quod* wiedergegeben sind. Vs. 41:

Möchten wir so uns *auch* in der Freundschaft irren und Tugend
Jene Verirrung versehen mit wohlanständ'ger Benennung! —

Sollte unser *jene* dem *isti* hier entsprechen? Vs. 55:

Doch wir *zeigen* ja selbst *auch* Tugenden gerne *verkehrt* —.

Diess erschöpft nicht das *invertimus*. Eben so wenig ist das *obtulerim* (Vs. 64) wiedergegeben durch:

wie oftmals ich mit Verlangen
Dir mich genaht, o Mäcenas! —

und die folgenden Worte:

Dass etwa beim Lesen
Oder vertieft er dich stört —

sind zweideutig. Wenn aber Vs. 120 übersetzt ist:

Denn *dass* mit Ruthen du strafst, wenn einer die strengere Geissel
Sollte empfinden, *befürcht' ich nicht* —;

so hätte doch das *ut* gerechtfertigt werden sollen. Jeder sieht indess, dass die meisten dieser Versehen sehr unbedeutend sind, und dem Werthe der Uebersetzung wenig Eintrag thun. Nicht ganz aber kann Rec. das billigen, was dem Verf. bei seiner Uebersetzung Hauptbestrebung gewesen zu seyn scheint und was ihm jedenfalls die meiste Arbeit gemacht hat. Er meint nämlich den Versuch, die Wortstellung des Lateinischen Textes in der Uebersetzung so viel als möglich beizubehalten. Zwar ist diess Hrn. P. meist gelungen, aber es wäre hin und wieder zu wünschen, es möchte ihm nicht gelungen seyn, weil es eben nur auf Kosten einer weit wichtigern Sache gelingen

konnte. Unsere Muttersprache nämlich, so geschmeidig und fügsam sie auch ist, widerstreitet doch ihren Grundgesetzen nach sehr häufig der freiern Wortfügung und Wortstellung der Griechen und Römer, und wer auch dann die alte Wortstellung nachbilden will, der muss der Sprache Gewalt anthun. Hat er nun dabei auch, wie Hr. P., mit aller Kunst und Anstrengung auffallende Sprachhärten und offenbare Sprachfehler vermieden, so wird er doch nicht den hinaufgeschraubten und in die Höhe gespannten Ton wegschaffen können, der durch die verschränkte Wortstellung nothwendig entsteht. Diess ist denn auch bei dieser Uebersetzung öfter der Fall. Die leichte und gefällige Rede des Lateinischen Textes ist im Deutschen schwerfällig und unnatürlich geworden, die einfache und schlichte, der Prosa ganz nah verwandte Darstellung und der ruhig reflectierende Ton sind wo nicht ganz, doch sehr bedeutend verwischt. Bei der Gewandheit und Fertigkeit, die Hr. P. als Uebersetzer zeigt, müssen wir ihn an diesen Uebelstand um so mehr erinnern, je mehr wir der Ueberzeugung sind, diese Uebersetzung werde nach Beseitigung desselben einen vorzüglichen Platz in der Literatur des Dichters einnehmen. Für die Leser setzen wir noch zwei Proben her. Vs. 1 ff.:

Sämmtliche Sänger entstellt der Fehler, dass unter den Freunden,
Bittet man, niemals sie den Entschluss sich fassen zu singen,
Ungeheissen jedoch nicht ermüden. Des Sarders Gewohnheit
Jenes Tigellius war's. Selbst Cäsar, zu zwingen im Stande,
Bat bei des Vaters er und der eigenen Freundschaft, es wurde
Nie nur das mind'ste erreicht. Gab's ein ihm die Laune, vom Ei an
Bis zum Apfel erscholl es „Io Bacche!" mit dem höchsten
Ton, mit tiefesten itzt, der entrauscht vierfacher Besaitung.
Nichts gleichmässiges war an dem Menschen. Zuweilen wie jener,
Der zu entfliehn vor dem Feind sich beeilte, gar oftmals als führt' er
Juno's heilige Weih'n: nun besass zweihundert er Sklaven,
Nun nur den zwanzigsten Theil: und Könige bald und Tetrarchen
Polterte prahlend sein Wort, bald „o nur ein ärmliches Tischlein!
„Vom ungemischeten Salz nur ein Fässchen! ein Mantel wie grob auch,
„Welcher vor Kälte bewahrt!"

Vs. 96 ff.:

Welchen beliebt, dass so ziemlich die Laster sich gleich, sind verlegen,

So es zur That selbst kommt: es streitet Gefühl und Gewohnheit,
Ja auch das nützliche selbst, das beinah nur Recht und Gesetz nährt.
Als ans Licht vorkroch das Belebte aus frühestem Erdschoss,
Stummes, vernunftloses Vieh, war erst um Eichel und Lager
Mit Fausthieben und Klau'n, dann Knitteln und weiter und weiter
Ihm mit Waffen der Kampf, die später die Sitte gebildet,
Bis man das Wort, um Laut' und Empfindungen klar zu bezeichnen,
Und die Benennungen fand: itzt abzustehen vom Kriege,
Städte zu gründen begann man, Gesetz und Recht zu verordnen,
Dass man dem Diebstahl wehrt' und dem Ehebruch und der Raublust.

Ad examen publicum . . . . in schola, quae Dresdae est ad aedem S. Crucis, concelebrandum . . . . invitat *Ch. A. E. Gröbel.* Praemissum est *observatt. in scriptores Rom. classicos spec. VI.* Dresdae, typis Gaertneri. 1824. 4. S. 3—17: *Schola Cruciana eaque critica de emendandis duobus Horatii locis, qui in primi libri tertia satira leguntur.* S. 18—30: Schulnachrichten und Schülerverzeichniss.

Bevor Rec. zur Beurtheilung dieser Schulschrift übergeht, muss er zunächst ein paar Ausstellungen an dem Titel derselben machen, nicht als wollte er den hochachtbaren Verf. damit meistern, sondern weil es ein paar Versehen betrifft, die jetzt so gewöhnlich sind, dass man sie fast für Regel halten sollte. Zuerst nämlich stösst er an den Worten *schola de locis emendandis* an und findet darin einen stilistischen Fehler etwa der Art, als wenn man mit Plautus und Caesar *curatio aliquam rem* schreiben wollte. Die Lateinische Sprache kann ihren Grundgesetzen nach ein Substantivum wohl kaum mit einer Präposition und mit einem andern Casus als dem Genitiv verbinden, und wenn sich auch einzelne Stellen der Art finden, so sind diess entweder Sprachnachlässigkeiten oder Wortverbindungen, die entweder durch den Zusammenhang der Rede oder durch andere specielle Gründe bedingt sind, überhaupt Stellen der Art, welche der Grammatiker bemerken und erklären, der Stilistiker aber verwerfen muss. Zweitens ist die Stellung der Worte nicht richtig, indem es heissen muss: *de locis duobus Horatii emendandis, qui in satira tertia libri primi leguntur.* Die Lateinische Grammatik stellt die Worte so, wie sie von einander abhängen, und es darf daher das Adjectiv nicht vor das Substantiv, der Genitiv nicht vor das Nomen, von dem er bedingt ist, gestellt werden. Leider beachtet man häufig diess

so wenig, dass man den Knaben frisch auf *pia mater*, *bonus pater*, übersetzen heisst und dass selbst vorzügliche Grammatiken und Elementarbücher mit Sätzen beginnen, wo diese Umstellung statt findet. Umstellung der grammatischen Wortfolge wird nur durch rhetorische Gesetze herbeigeführt; rhetorische Gründe aber können nur eintreten, wo mehrere oder längere Sätze verbunden sind, so dass nun Gegensätze entstehen und der Wortton sich ändert. Diess aber kann in kurzen Sätzen und Titeln nie oder doch nur höchst selten der Fall seyn. Darum sind nicht bloss Titel falsch, wie *Museum antiquitatis studiorum*, was durchaus nur *Museum des Alterthums der Studien* heisst; sondern es steht auch zu bezweifeln, ob man richtig schreibt: *Horatii carmina*, *Ciceronis opera*, wenn man damit nicht etwa ausdrücken will: *des Horátius* [und keines anderen] *Gedichte*, *des Cícero Werke*.

Was nun aber die Gröbel'sche Schrift selbst anlangt, so behandelt der Verf. darin nach seiner bekannten fleissigen und umsichtigen Art den 8n und 20n Vers des genannten Gedichts. In der ersten Stelle, S. 4—7, findet er Schwierigkeit in den Worten *modo summa voce*, *modo hac*, *resonat quae chordis quatuor ima*. Richtig verwirft er die von Heindorf gebilligte Erklärung des Schol. Cruq., dass *voce* soviel als *chorda* sey und *summa voce* also für *acutissima chorda*, *νήτη*, *hac quae* etc. für *chorda quae crassa est et ima*, *ὑπάτη*, stehe. Er selbst erklärt *vox* mit Porphyrion vom Tone der Stimme, findet aber dann den Bau der Worte anstössig. Denn erstens sey es unlateinisch *ima chordis quatuor* statt *e chordis* oder *in chordis* zu sagen, weil der Sprachgebrauch die von den Scholiasten angenommene Ellipse des *in* nicht zugestehe. Zweitens könne man von der Menschenstimme nicht sagen: *quae ima* [welche als die tiefste Menschenstimme] *resonat in quatuor chordis*, weil die Stimme zwar mit der Saite verglichen, aber doch nicht als gleichbedeutend mit ihr zusammen gestellt werden könne. Darum will er geschrieben wissen: *modo hac*, *resonat quae e chordis quatuor imae*. „Scilicet *vocem imam* variandae orationis causa ita circumscribit poeta, ut eam imae chordae comparet seu e chordis quatuor imae resonare i. e. similes ei sonos reddere dicat." Vgl. Tibull. III, 4, 70. Die Verbindung des *resonare* mit dem Dativ wird durch die nicht ganz passenden Stellen aus Sat. I, 4, 76 und Cic. Tusc. III, 2 gerechtfertigt. Wolle man die erste Conjectur nicht annehmen, so könne man auch schreiben: *resonat quae e chordis quatuor ima*, nur dass man dann *ima* als Ablativ nehmen müsse. „Tigellius usus est in canendo modo summa voce, modo ea, quae resonat, i. e. cujus similis sonus redditur, imâ chordâ." — Man sieht leicht, dass der Verf. nur durch das Wort *vox* irre geführt worden ist. Hätte er an Virgil's *septem discrimina vocum* gedacht, so wäre ihm

gewiss auch eingefallen, dass *vox* hier den *musikalischen Ton* bezeichne, und dass der Sinn sey: *Tigellius sang sein Io Bacche bald im höchsten Ton, bald in dem, der vom Tetrachord als der tiefste tönt.* Auch ist es gar nicht nöthig, dass man den Ablativ *chordis quatuor* mit *ima* verbinde; vielmehr gehört er natürlich und nothwendig zu *resonat* und ist dann ohne allen Anstoss. Eben so wenig darf man bei Erklärung dieser Stelle mit einem Gelehrten in der Jen. Lit. Zeit. 1817 Nr. 19 S. 145 auf die Gestalt des Tetrachords und die Art und Weise, wie es beim Spielen gehalten wurde, Rücksicht nehmen, so dass *summa vox* den Ton der obersten (den tiefsten Basston), *ima* den der untersten Saite (den höchsten Discantton) bezeichne. Dass diess an und für sich unnöthig, hat schon Glareanus [Heinrich Loritus aus Glarus] bemerkt, weil der Römer den tiefsten Ton eben so auf die oberste Saite setzte, wie wir es bei der Violine thun. Sodann geht jenes in unserer Stelle um so weniger an, weil *chordae quatuor* als Benennung des Tetrachords viel zu beiläufig erwähnt sind, und der Dichter, wenn er an die Gestalt desselben denken lassen wollte, nicht *summa* und *ima vox*, sondern *vox quae in summa et ima chorda resonat* sagen musste.

Gründlich und richtig hat Hr. Gr. S. 8—17 in Vs. 20 die allein richtige Lesart *haud fortasse minora* vertheidigt. Dieses *haud* hatten schon Aldus Manutius, Fabricius, Glareanus u. A. in Schutz und in den Text genommen, und es stünde wohl noch in demselben, wenn nicht Bentley das in allen seinen Handschrr. gefundene *et* durch eine zwar spitzfindige aber scharfsinnige und täuschende Argumentation zurückgeführt hätte. Nach ihm wies Heindorf aufs Neue die Nothwendigkeit des *haud* so treffend nach, dass man sich wundern muss, warum Döring dessen Vertheidigung nicht gründlicher führte, und warum Fea, Bothe und Jäck zu dem *et* zurückkehrten. Eine Widerlegung Heindorf's hat zuletzt noch Passow versucht, so dass es wohl nöthig scheint, Gröbel's Argumentation, welche die Lesart *haud* nach allen Seiten hin feststellt, der Hauptsache nach zu wiederholen. Passow bemerkt: „Bentley's Bemerkung, dass Horatius sich dem Tigellius hier, wo diesem der lächerlichste Wankelmuth und Unbestand vorgeworfen wird, nicht vergleichen könne, verbietet zuerst die Negation. Dann erträgt man aber auch neben *haud minora* kaum die matten Worte: *immo alia.* Sind sie entschuldigend oder gar steigernd? Beides gleich unpassend. Denn wollte Horaz einräumen, er habe *vielleicht gleich grosse* Fehler, wie gehört es hierher, uns zu sagen, sie seien aber *anderer Art*? Endlich verliert *fortasse* bei Heind. seine feine Beziehung ganz. — Die Hauptsache ist, dass H. zugiebt, er habe Fehler; er thut es: *immo alia; nicht die deinigen, wohl aber andere.* Zu-

gleich aber musste der Dichter hinzufügen, dass er Befähigung habe über Tigellius und Consorten sich lustig zu machen; daher: *et fortasse minora:* d. i. für den minder geneigten: und *vielleicht* nur kleinere, quasi non pugnaturus foret, sagt Bentl., si quis vel aequalia esse diceret. Erst dann gewinnen die Worte aber ihre höchste Feinheit und Urbanität, wenn man beachtet, dass für Horatius und Freunde sie eben so gut heissen durften: und *hoffentlich doch wohl* kleinere. Nur zum Scheine und mit schöner Ironie wird ein doppelsinniges Wort gewählt, um einem jeden die Deutung zu überlassen. *Fortasse*, wie ἴσως mit einem gewissen Selbstvertrauen, als hätte etwas die grösste Gewissheit. So verstanden, werden unsere Worte schön überboten von dem unzweideutigen: *Egomet mi ignosco* des Mänius." Dagegen haben wir mit Gröbel folgendes zu bemerken: Horaz tadelt den Tigellius nicht wegen der Menge und Grösse seiner Fehler, und behandelt ihn bei weitem nicht so hart, als in der zweiten Satire. Er legt ihm nicht Laster, sondern nur Fehler bei. Auch sagt er nicht: *Tigellius strotzt von Fehlern*, sondern nur: *Tigellius hatte, wie alle Sänger, einen Fehler, den der Unbeständigkeit.* Daraus, so wie aus dem Gange des Gedichts, geht hervor, dass Horaz, wenn er seine Fehler mit dem des Tigellius zusammenstellen wollte, nicht die Grösse oder Geringfügigkeit derselben, sondern nur die Art und Weise behandeln konnte, wie sie beide bei ihren Fehlern sich betrugen. Desshalb argumentirt er so: „Tigellius hatte seinen Fehler, ich die meinen: aber mit dem Unterschiede, dass ich meine Fehler erkenne und zugestehe, er nicht; dass ich nicht, wie Mävius, meinen Sünden Nachsicht schenke und nur Anderer Mängel tadele; dass ich vielmehr meine, man müsse erst seine Fehler kennen lernen und der Freunde Mängel entweder, wenn diess möglich, in Tugenden umstempeln, oder doch ihnen die Tugenden derselben gegenüber stellen und zur Mehrzahl der letzteren sich hinneigen." Hieraus folgt aber, dass es ein schiefer Gedanke wäre, wenn der Dichter im 20n Vs. gesagt hätte: *nein, ich habe auch meine* [*ich habe andere*] *Fehler und vielleicht kleinere.* Schon die Widerrufungspartikel *immo* zeigt, dass ein solcher Gedanke nicht folgerecht wäre, und dass vielmehr zu schreiben war, entweder: *immo alia et fortasse majora* oder *plura*, oder doch: *immo alia et fortasse paria* (*aequalia*). Der erstere Sinn liegt aber eben in der Lesart *haud fortasse minora*, und zwar auf eine Weise, die dem *fortasse* und der Absicht des Dichters treffend entspricht. Das *haud* nämlich (was Gröbel zu bemerken vergessen hat) gesteht als subjective Verneinungspartikel nicht gerade zu, dass er grössere Fehler habe — weil es eben den Gedanken nicht als objective Wahrheit, sondern nur als subjective Vermuthung setzt —, sondern erklärt, se non pugnaturum esse, si quis vel majora di-

ceret. Nicht also feine Ironie, sondern ächte Bescheidenheit spricht sich in der Stelle aus, aber verbunden mit dem Bewusstseyn, dass nicht alle so scharf urtheilen werden. Darum *haud*, nicht *non*. Nur wenn man *haud* liest, ist die starke Erklärung gegen Mävius Vs. 24—27 an ihrem Platze; nach der gewöhnlichen Lesart trifft sie den Dichter selbst und er tritt mit Mävius in Parallele. Wie leicht übrigens *haud*, das in einer Handschr. bei Fea steht, in *aut*, *at* und *et* verdorben werden konnte, hat Hr. Gr. zur Genüge nachgewiesen, selbst mit Hinzufügung des Unterschieds, der nach Marius Victor. p. 2462 zwischen *haud* und *haut* stattfindet, und mit der Vermuthung, dass in unserer Stelle wohl *haut* eben so zu schreiben sey, wie man bei Priscian. VI, 6, 33 *haut fugio sequestrum* statt *haud* oder *aut* lesen müsse. Gröbel's Behandlung der Stelle ist überhaupt eine erschöpfende. Nur Baxter's Conjectur: *immo alia at fortasse minora*, finden wir übergangen, was an und für sich leicht geschehen konnte, weil *at* weder in den Zusammenhang passt, noch sprachlich richtig zu seyn scheint; aber doch vielleicht wegen Acron's Scholion: *Confiteor me habere vitia*, *sed leviora*, *nec sum similis Maenio* etc., eine Erwähnung verdient hätte.

Bevor wir dieses Programm verlassen, ist noch zu erwähnen, dass Hr. Gr. den 25 Vs. S. 12 so anführt: *Quum tua pro! videas oculis male lippus inunctis.* So hat er nämlich diese Stelle in dem 5 Specimen seiner *Observatt. in scriptt. Rom. class.* (Dresden, 1823. 4.) corrigirt, und dort ausführlich zu erweisen gesucht, dass die Lesarten der Handschrr. keinen passenden Sinn geben. Die Schrift selbst ist uns nicht zur Hand, und wir können uns daher über des Verf. Gründe nicht weiter verbreiten. Indess glauben wir die handschriftliche Lesart als richtig nachweisen zu können, und thun diess bei dieser Gelegenheit um so eher, da nach unserer Meinung fast alle Erklärer bis auf Passow herab die Stelle nicht richtig aufgefasst haben. Die gewöhnliche Lesart der Handschriften ist: *Cum tua pervideas oculis mala lippus inunctis*, wofür aber einige *male*, eine *praevideas*, einige *provideas* bieten. Dass man aber nicht *male* schreiben dürfe, hat schon Reisig in den Conject. in Aristoph. S. 514 nachgewiesen. Wer nämlich als *lippus oculis inunctis* etwas sieht, der sieht es *male*, und es ist also unnöthig, ja sogar störend und schwächend, das Verbum noch durch ein hinzugesetztes *male* gegen die bessern Handschrr. zu verstärken. Noch weniger kann man mit Gesner *male lippus* verbinden, weil niemand *bene lippus* seyn kann. Gesner kam nur auf den Einfall, weil er die Meinung hegte, *male* könne, mit *lippus* verbunden, zur Umschreibung des Superlativs dienen, wie man ja auch *male parvus* Sat. I, 3, 45, *male laxus* ebend. 31, *male dispar* Od. I, 17, 25,

male validus Sat. II, 5, 45, *male tussire* ebend. 107 u. a., durch *valde parvus* etc. erklärte; vgl. Schirach Clav. Horat. S. 216 und Heindorf z. Sat. I, 2, 129, — ein Einfall, der nur Glauben finden kann, wenn man weder die Stellen genau ansieht, noch die Bedeutung des *male* gründlich erörtert. Ganz passend aber ist *mala*, welches den *vitiis* im folgenden Vs. kräftig gegenüber steht, und sich zu diesen etwa so verhält, wie unser *Laster* zu *Fehlern*, weil in *mala* der Begriff des auf Andere übergehenden Schadens, in *vitia* nur der Begriff der dem Gegenstande inwohnenden Verderbtheit liegt. Was nun das Verbum anlangt, so ist *provideas* als sinnlos bereits anerkannt. Eben so wenig passt *praevideas*, weil die diesem Worte für unsere Stelle beigelegte Bedeutung *praetervidere*, *παραβλέπειν*, und also *negligere* und *praeterire*, stets unerwiesen bleiben wird. Es bleibt also *pervidere* übrig, was man gewöhnlich in der Bedeutung des scharfen und genauen Durchmusterns nahm, aber, weil diess in Widerspruch tritt mit den WW. *lippus oculis inunctis*, nun in der Stelle ein Kakozelon intolerabile und ein abgeschmacktes Oxymoron fand. Uns will diess freilich nicht so scheinen, vielmehr glauben wir, dass man diese Zusammenstellung nach der erwähnten Erklärung recht gut als einen nicht unpassenden Anflug satirischer Laune ansehen könne. Indess braucht man auch *pervidere* nicht in dieser prägnanten Bedeutung zu nehmen, da es wie unser *durchsehen* auch heissen kann: einen Gegenstand so besehen, dass man alle einzelnen Theile, Alles der Reihe nach ansieht, worin noch keineswegs der Begriff des *genau besehens* liegt. Vgl. Ovid. Pont. I, 8, 33. Der Sinn der Worte ist also: *Wenn du deine Laster als ein von bösen Augen Geplagter durchsiehst*, [sey diess nun *durchmusterst* oder *überschaust*], *warum siehst du bei der Freunde Fehlern so scharf*? Dieser Sinn ist aber so einfach und passend, dass eine Aenderung der Stelle eben so unnöthig zu seyn scheint, als die Annahme, dass *pervidere* für das einfache *videre* stehe. Das Letztere wäre ohnediess unmöglich.

Verzeichniss der Studierenden an dem kön. alten Gymnasium zu München. Bekannt gemacht bei der öffentlichen Preisevertheilung den 7 Sept. 1827. München, aus der Buchdruck. des kön. Central-Schulbücher-Verlags. 32 S. 4. Voran stehen S. 3—16: *Verbesserungsvorschläge zu einigen Stellen aus Horatius, Tacitus und Theokritos*, von *Joh. von Gott Fröhlich*.

Den alten Schriftstellern, behauptet der Verf., kann man auf zweierlei Weise kritische Hülfe bringen, durch Handschriften und durch Conjecturen. Die letztere Hülfe brauchen sie jetzt mehr als die erstere, weil es für uns verhältnissmässig nur noch wenig ungekannte Handschrr. giebt und in den Wer-

ken der Alten sich Stellen finden, die durch keine Handschr. hergestellt werden. Eine glückliche Conjectur hilft hier allein, und ist besser als willkührliche Erklärungshypothesen, welche auf historische Wahrheit Ansprüche machen, während jene sich ehrlich und offen nur als Conjectur präsentiert. Nach dieser Vorerinnerung werden nun 2 Stellen aus Horaz, 8 Stellen aus Tacitus und 9 Stellen aus Theokritos durch Conjectur geändert, nachdem jedesmal länger oder kürzer angegeben ist, warum die gewöhnliche Lesart für verdorben zu halten sey.

Der Anfang wird mit Horat. Sat. I, 3, 120 gemacht, wo richtig erinnert ist, dass *ut* nicht für *ne* stehe, und wo auch Lambin's und Heindorf's Ausweg, so wie Bothe's Einfall verworfen wird. Hr. Fr. corrigiert:

Adsit
Regula, peccatis quae poenas irroget aequas,
Ne scutica dignum horribili sectere flagello,
Neu ferula caedas meritum majora subire
Verbera. Non vereor, cum dicas etc.

In der That eine sehr leichte und glückliche Aenderung, sobald man beistimmt, dass die Vulgate verdorben sey. Rec. meint freilich noch, dass es nicht zu sehr anstössig sey, zu schreiben:

Nam ut ferula caedas meritum majora subire
Verbera.... Non vereor, cum etc.

und also der Heindorf'schen Anakoluthie beizutreten. Will man aber *ut* genau mit *non vereor* verbinden, so kann *ut* hier recht gut in seiner eigentlichen Bedeutung stehen, weil die nach unsern Sprachgesetzen ihm inwohnende Verneinung durch das folgende *non* aufgehoben wird, und der Satz fast eben so viel gilt, als wenn der Dichter geschrieben hätte: *Nam ne f. caedas vereor.* Nimmt man diess an, so sind die Worte ironisch gesagt, und zu erklären: *Denn freilich fürcht' ich, du werdest mit der Ruthe hauen den, der grössere Strafe verdient, du, der da droht* (*da du drohst*) etc. — Die zweite Stelle ist Epist. II, 2, 70, wo mit Döring das *humane* für falsch gehalten, aber auch jenes Vorschlag *Romano* als ungeeignet verworfen und geschrieben wird: *Intervalla vides haud sane commoda.* Beiläufig sei bemerkt, dass Döring sein *Romano* selbst zurückgenommen hat in Seebod. krit. Biblioth. 1828 Nr. 16 S. 128 und nun *meditanti* lesen will. Diese Aenderung hält Wiss ebendas. Nr. 26 S. 207 f. mit Recht für zu kühn, und corrigirt *humano*, was man aber nicht *homini* sondern *docto* erklären soll. Gegen alle diese Aenderungen hat Rec. einzuwenden, dass ihm die Unrichtigkeit des *humane*

noch keineswegs erwiesen scheint. Hätte der Dichter geschrieben: *Intervalla vides homini commoda*, so nähme man vielleicht keinen Anstoss, weil sich dann von selbst die Bemerkung aufdrängen würde, dass in den Worten eine Anspielung auf die grossen Schritte der Götter enthalten sey. *Du siehst die für einen Menschen ansehnlichen Zwischenräume.* Dasselbe würde auch von *humano* gelten, das, wenn es Handschrr. böten, jedenfalls für *homini* zu nehmen wäre. Ist nun aber, wie wenigstens Rec. glaubt, *homini* und *humano* richtig, so scheint auch *humane* nicht falsch, ja in gewisser Hinsicht noch zweckmässiger zu seyn. *Du siehst Zwischenräume nach menschlicher Weise*, d. h. wenn man kein Gott ist, *recht ansehnlich.* Wie passend diess für den Zusammenhang des Gedichts sei, braucht wohl nicht erst erwiesen zu werden.

Die Stellen aus Tacitus und Theokritos hat Hr. Fr. in sofern leichter und oberflächlicher behandelt, als er die Unrichtigkeit der Vulgate nicht specieller nachzuweisen sucht, sondern sie meist ohne weiteres als falsch annimmt, und ihr seine Conjectur gegenüber stellt. Darum begnügen wir uns auch dessen Aenderungen ohne weitere Bemerkungen aufzuzählen. Es wird nämlich vorgeschlagen, zu lesen, Tacit. Annal. II, 8: Et eques quidem ac legiones *primo aestu maris*, nondum adcrescente unda, intrepidi transiere: postremum auxiliorum agmen Batavique *auctis interea* dum insultant aquis, artemque nandi ostentant, turbati et quidam hausti sunt. Ebend. II, 14: Primam utcunque aciem hastatam; ceteris praeusta *et* brevia tela: jam corpus, ut visu torvum, *ita* ad brevem impetum validum; *sine ulla* vulnerum patientia, sine pudore etc. Ebend. II, 23: equi, jumenta, sarcinae, etiam arma praecipitantur, quo levarentur alvei, *manante per latera fluctu et superurgente.* Ebd. II, 33: distinctos senatus et Equitum census, non quia diversi natura, sed ut locis, ordinibus, dignationibus antistent, *ita iis*, quae ad requiem etc. Ebend. II, 48: Magnificam in publicum largitionem auxit Caesar *haud minore privata liberalitate*, quod etc. Ebend. II, 53: Hinc ventum Athenas *honorique* sociae et vetustae urbis datum etc. Ebend. II, 54: Igitur *ab Ilio*, *urbe* varietate fortunae etc. Ebend. XIII, 26: Sed consules, relationem incipere non ausi ignaro principe, perscripsere tamen consensum senatus: „ille auctor constitutionis fieret;“ inter paucos *ei* sententiae adversos quibusdam „coalitam libertate irreverentiam eo proripuisse“ frementibus, *ut non jam* aequo cum patronis jure agerent, *sed etiam coram insultarent*, ac verberibus manus ultro intenderent, *impune* vel poenam suam *despectantes.* Theocrit. III, 32: *κοσκινόμαντις, Ἃ πρὰν ποιολογεῦσ' ἐπ' ὄρει βάδισ', οὕνεκ' ἐγὼ μὲν* etc. Ebend. IV, 10: *ΚΟΡ. Κᾦχετ' ἔχων ἑκατόν τε καὶ εἴκατι τουτόθε μᾶλα. ΒΑΤΤ. Πείσαι τοι λιμῷ καὶ* etc. Ebd. VIII, 91: *Ὥτερος, οὕτω καὶ νύμφας ἀκάχοιτο θανοίσας.*

Ebend. XI, 22: *Φοιτῇς δ' εὐθὺς ἰοῖσ', ὄκκα γλυκὺς ὕπνος ἔχῃ με·* *Οἴχῃ δ' εὐθὺς ἰοῖσ', ὄκκα γλυκὺς ὕπνος ἀνῇ με.* Ebend. XV, 23: *ΓΟΡΓΩ. ἀκούω χρῆμα καλόν τι Κοσμῆν τὰν βασίλισσαν· ἐν ὀλβίῳ ὄλβια πάντα. ΠΡΑΞ. Οὐκῶν, ἐξ ὧν εἶπας ἰδοῖσα τὺ τῷ μὴ ἰδόντι, Ἕρπειν ὥρα κ' εἴη· ἀεργοῖς* [sic] *αἰὲν ἑορτά. Εὐνόα, αἶρε* etc. Eb. XV, 90: *Πεισομένοις ἐπίτασσε· Συρακοσίαις ἐπιτάσσεις;* Eb. XXI, 34: *τὶ γὰρ . . . κύματι, μηδὲ καθεύδων; Ἄσμενος εὕροιμ' ἄν τό γε λύχνιον ἐν πρυτανείῳ* etc. Eb. XXI, 50: *Εἶθ' ὑπομιμνάσκων τῶ τρώματος ἠρέμα νύξα, καὶ νύξας ἐχάλαξα, καὶ οὐ φεύγοντά με τῆνον Ἤνυσ' ἰδὼν* etc. Vs. 53: *Παντᾶ δὲ χρυσῷ πεπυκασμένω, εἶχέ με δεῖμα, Μή τι Ποσειδάωνι πέλοι πεφιλαμένος ἰχθύς.* Ebend. XXI, 65: *Εἰ δ' ὕπαρ, οὐ κνώσσων, τὺ τὰ χωρία ταῦτα ματεύσεις, Ἀντὶ χρυσείου ζάτει τὸν σάρκινον ἰχθύν, Μὴ 'ποθάνῃς λιμῷ, καίτοι χρυσοῖσιν ὀνείροις.* Zum Schluss wünscht der Verf., dass seine Vorschläge nicht für eitle Träume gehalten werden mögen.

Jahn.

Solemnem orationem in memoriam conditi Gymnasii Casimiriani die III Jul. habendam indicit simulque *de Horat. Sat.* **I, 10, 27** *quaedam* **disserit** *Eduardus Forbergius*, **P. E. Coburgi, litteris Ahlianis 1826. 11 S. in 4.**

Hr. Forberg hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Sinn von V. 25—29: *Quum versus facias — Canusini more bilinguis?* nach Sprache und Zusammenhang darzulegen. Das Endergebniss trifft mit Bentley's Interpunction (wenigstens V. 26 *Petilli?*), Lesung (*Latini* für *Latine*) und Conjectur (*oblitos* für *oblitus*), welche letztere Heindorf und Döring sogar in den Text stellten, an einem Ziele zusammen. Bie Beweisführung ist jedoch zunächst gegen Fea gerichtet, der sowohl *Latine* als *oblitus* festhält. Ref. wird daher Hr. Forberg's gegen Fea gerichtete Wendungen getreu mittheilen, wenn er selbst zuvor den Zusammenhang ermittelt hat, auf dem hier alles beruht. — Hor. tadelt an dem Lucilius (V. 20) hauptsächlich den Umstand, dass er griechische Wörter in die römische Dichtung gemischt habe. Aber — so lässt er seinen Gegner sagen — die Sprache wird durch Vermischung zweier angenehmer und milder, wie wenn man herben Falerner mit lieblichem Chier vermischt. Gut! entgegnet Hor., aber wo bleibt deine Consequenz? In Gedichten hältst du solche Sprachmengerei für erlaubt, ja selbst für schön, aber in der öffentlichen Rede, wo die reine Römersprache als des Volkes Eigen-

thümlichkeit klingt, möchtest du gewiss nicht dich dieses Vorzuges begeben, eines Vorzuges, den selbst die ersten Redner sich und ihrem Volke treu zu bewahren suchen. — Diesen Ideengang kleidet jedoch der Dichter in eine Doppelfrage ein. Setzt man das Fragzeichen mit Fea, Jahn u. A. blos nach *bilinguis*, so scheint weder *Latini* noch *oblitos* erforderlich. Was jedoch die Hauptsache ist, Bentley's Fragzeichen nach *Petilli* lässt Hrn. Forberg mit Heindorf, (der von Bentley in der Interpunction V. 29 durch das Setzen eines Punkt abweicht,) von *Scilicet* an einen Satz beginnen, der dem Horaz einen Gedanken aufbürdet, welcher ganz gegen die beabsichtigte Widerlegung des Sprachmengenden Gegners läuft. Hr. F. fasst ihn nach Heindorf so: „Scilicet hoc tibi optandum videtur, ut ipsi Pedius et Messala cum in judicio caussas perorant, patriae obliti orationibus Graeca vocabula inserant." Heind.: „Freilich wünschest du gewiss, dass ein Pedius" u. s. w. Sonach hätte ja der alte Venusiner, der mit Homer nil molitur inepte, wieder auf dem alten Fleck gestanden! Er hätte seinem Gegner nur einen unpatriotischen Wunsch zugeschrieben und in das innerste Gefühl desselben dasjenige zurückgeschoben, was er als seinem — des Gegners — sonst richtigem Gefühle zuwiderlaufend eben jetzt bezeichnen wollte! Nein, darin waren die Römer einverstanden, dass in Briefen, wie im Gespräch, dergleichen Zusammenmischen beider Sprachen, wol auch in der leichtern Poesie, erlaubt sey; nur in der feierlichen Rede vor Gericht war dies unerhört, (wie Heind. zu Vs. 25 richtig bemerkt, nicht ahnend, dass er durch diese Wahrheit gegen sich selbst streite;) und, Ref. setzt hinzu, auch gegen des Römers Wunsch und natürliches Gefühl. Vgl. Cic. de Off. I, 31, 111. Und auf dieses eben beruft sich der Dichter, um die Sprachmengerei als eine Inconsequenz zu brandmarken. In Gedichten, ja, da mag sie gelten, aber in der öffentlichen Rede — *an et* — *intermiscere malis?* Nein! erwartet Hor. zur Antwort; da magst du sie gewiss dem ächt Römischen nicht vorziehen wollen. Den Schluss lässt der Dichter nur errathen. Sollte Jemand jenen Zwiespalt des römischen Urtheils, auf welchem wir die ganze Argumentation des Hor. ruhend annehmen, unnatürlich finden, so entgegnen wir folgendes: Die römische Redekunst war aus dem innersten Staatsleben erwachsen; daher der Scheu in derselben vor allem Nichtrömischen, dem Griechischen; hingegen die Dichtkunst hatte sich aus Nachahmung der Griechen emporgeschwungen; man war daher bei ihr, was jedoch nur von der leichtern und satirischen, dem Gesprächstone sich annähernden, Dichtung gilt, weniger delicat. Uebrigens sind wir Hrn. Forberg die Rechtfertigung schuldig, dass er den oben ausgesprochenen Ideengang wohl selbst gefühlt habe, wenn wir sonst seine

Worte richtig verstehen, p. 5: „At externis vocabulis insertis sermo suavior videtur! Quid? Cur his, quae miris laudibus praedicas, condimentis non etiam orationes, quae in foro et judicio habentur, mitigari postulas? Siccine igitur tibimet ipse constas?“ Ganz recht! Aber wie lässt sich hiermit des Verf. obige Erklärung zusammenreimen, ferner die Ansicht, welche er Gesner's Vertheidigung des *oblitus* unterlegen möchte? p. 11: „Tu igitur, Lucilii defensor, ita Romanae patriae oblitus es, ut maximos oratores, quales sunt Pedius et Corvinus, puro et Latino sermone uti *doleas.* Fortasse etiam nullo vocabulo mutato sic interpretari licet: Scilicet tu ita te Romanum esse immemor es, ut vel tum cum Pedius et Corvinus caussas dicunt, orationibus eorum Graeca vocabula intermiscere, Graecis verbis tanquam gemmis orationes eorum distinguere *cupias.* Sed ne hoc quidem placet, ut acquiescendum sit in Bentleji conjectura *oblitos.*“ Fürwahr, sowohl Bentley's, als Gesner's Ansicht der Stelle kann mit dem oben dargelegten Ideengange recht gut in Einklang gebracht werden, und Hr. F. würde die Sache derselben glücklicher geführt haben, wenn ihn nicht Heindorf verleitet hätte, die Worte: *Scilicet — bilinguis*, welche Hor. (auch nach Bentley's und Gesner's Interpunction) als problematisch ungewiss stellt, dogmatisch gewiss zu nehmen. — Glücklicher ficht Hr. F. gegen Fea, sollte auch dadurch der Sache selbst kein Eintrag geschehn. Nach Anführung von Bentley's und Fea's Note zu dieser Stelle fährt derselbe gegen letztern p. 8 also fort: „Vides igitur, qua arte usus sit Italus editor, ut Bentleji notam effugeret, irridentis illud *Latine caussas exsudare.* Nimirum, quia *exsudare aliquid* idem est, ac *cum sudore aliquid perficere*, recte dici arbitratus est *Latine caussas exsudare*, pro *cum multo sudore Latine caussas perorare*, i. e., *in caussis dicendis sedulo puram Latinitatem spectare.* At hoc durius dictum et insolentius, quum *caussas exsudare* nil fere aliud sit, nisi exquisitior phrasis pro *caussas agere.* Sed nolumus nimis morosi videri. Ut igitur ita dici possit, quid illud, *sudare in studio purae Latinitatis* i. e. *sudare ne sermoni Latino Graeca verba admisceas?* Scilicet hoc immensi et humanis viribus vix exantlandi laboris, Latinum Latine loquentem Graeca vocabula devitare! Recte quidem illud: *caussam exsudare*, quoniam cum contentione et sudore caussam perorant, *in Latinitate* nemo sudare potest, nisi qui Latine scripturus circa lexica et grammaticas trepidat, ut discat, quid Latinum sit. At fortasse omnia vocabula ad Pedii et Corvini exemplum Horatius damnavit, quae, quanquam in Latinam linguam dudum recepta et quasi civitate donata, ex Graeco tamen fonte derivata essent, ita ut nova pro iis et vere Latina magno cum sudore invenire studuerit atque excogitare! Apage, hoc Germanis nostris va-

nae puritatis sectatoribus relinquendum." — — Als Beispiel von Lucilius graecissandi studium werden einige Verse desselben aus dem Nonius Marcellus s. v. *compernis* p. 497 ed. Gothofred. mitgetheilt, dann heisst es weiter: „Hoc modo igitur carminibus admirabilem ornatum attulit Lucilius, hoc igitur ornatu abstinere rem multi sudoris esse existimaverunt Pedius et Corvinus, praestantissimi oratores! — Credat qui cupiet; nos in quaerendis hujusmodi lenociniis sudari, non in fugiendis intellexisse nobis videmur." In den folgenden Worten wird nur das schärfer hervorgehoben, was schon Heindorf gegen die gewöhnliche Lesung eingewendet. Uebrigens geben wir in der Argumentation gegen Fea Hrn. Forberg recht; weil derselbe, was schon Bentley rügte, *Latine* genau mit *exsudare* verbunden zu haben scheint; aber es ist doch in der That ein Unterschied, ob man so verbindet, oder *Latine* nur für einen bestimmenden Zusatz zu *caussas exs.* nimmt; man setze *recte* oder ein anderes passendes Adverb dazu, und wer wollte dies tadeln! Uebrigens hat diesen Missverstand der Dichter schon durch die Stellung des Wortes *Latine* vermieden; welches der Sprachmengerei entgegensteht, nicht aber, wie Bentley spitzfindig sagt, blos dem Griechischen: „Quasi vero alias solerent Graece agere!" Aehnlicher Weise wird *loqui* in Cic. Brut. 13, 51 dem *richtig* und *schön* reden, nicht aber dem *verstummen* entgegen gesetzt, wie Schütz glaubte. In welche Ungereimtheiten würde man verfallen, wollte man folgende Worte mit Bentley'scher Dialectik behandeln, ibid. 34, 128: *P. Scipio — Latine loquendo cuivis erat par*? Vgl. 37, 140. Wird die Stelle so erklärt, wie Jahn gethan, dessen Hr. Forberg gar nicht gedenkt, so sieht Ref. in der That nicht, was zur Aendrung des *oblitus* in *oblitos* (gegen alle Auctorität) nöthigte! Eher wäre derselbe geneigt Gesner's Ansicht, (*Latini* und *oblitus*) in so fern sie nicht gegen den oben dargelegten Ideengang genommen wird, zu huldigen, bei der man freilich, wie auch Hr. F. bemerkt, vor *patriis* ein *eos* zu ergänzen hätte. Dass eine solche ellipsis ab linguae Latinae natura haud aliena sey, wie Hr. F. p. 11 zu glauben scheint, mögen folgende Anführungen erhärten: Corte zu Sallust. Cat. 50, 3 und zu Cic. Epist. 3, 5, 15; Drakenb. zu Liv. 4, 3, 15; 38, 9, 11; Beier zu Cic. de Off. 1, 2 p. 91; Dähne zum Corn. Nep. p. 162 und Ramsh. lat. Gr. p. 432. Vgl. Gernhard zu Cic. Lael. p. 148. — Uebrigens geben wir Hrn. Forberg in Bezug auf seine Erklärungsweise der horazischen Satiren (p. 4) unsern vollen Beifall, indem wir überzeugt sind, dass er durch das Berücksichtigen der Sprache und durch die Handhabung der Kritik in wichtigen Stellen die Geisteskräfte seiner Schüler besser übe, als durch jene ästhetisirende Seichtigkeit, der sogar ein neuer Commentator huldigt!

S. Obbarius.

Ad diem XVI Calend. April. qui inspiciendis rebus scholasticis constitutus est publice indicendum *de Horatii Epistola Libri primi sexta* commentatus est *Georgius Ludovicus Koenig*, Philos. Dr. et Rector. Impressit Struve typogr. aulic. Utini 1826. 23 S. in 4.

Dieser Commentar, der blos die ersten 16 Verse des 6ten Briefes behandelt, ist praktischer Art, d. h. er begnügt sich nicht blos mit Entwicklung des Sinnes, sondern er reflectirt auch über den gefundnen und verbindet damit nicht selten freimüthige Aeusserungen sowohl über das religiös-kirchliche, als das politisch-bürgerliche Leben. Wenn durch diese Behandlungsweise die Sache selbst zuweilen aus dem Gesichtskreise sich zu verlieren scheint, so mag der Verf. in der Localität und der besondern Veranlassung zum Abfassen dieser Schrift hinreichende Entschuldigung finden. Ref. will, da dieser Brief vielleicht unter allen Horazischen derjenige ist, über dessen Inhalt und Ideengang die verschiedensten Ansichten der Ausleger statt finden, des Verf. Ansicht wörtlich mittheilen. Auf Briegleb's Erklärung dieses Briefes (Jo. Aug. Brieglebii Epistola ad societatem privatam Göttingensem studiis humanioribus addictam missa, qua Hor. libri I ep. 6 explicatur. Coburg. et Lips., Sinner. 1805. 24 S. 8.) ist nirgends Rücksicht genommen, und es mag dieselbe dem Hrn. Verf. gänzlich unbekannt geblieben seyn. Die Tendenz des Br. wird darein gesetzt (p. 3): „in animi aequitate, non in rerum affluentia, vitae felicitatem esse sitam, cui inimicissimas esse cupiditates per se vitiosas, quippe quae, vel cum honestate conjunctae, eam ipsam commaculent, virtutesque in vitia commutent. Omnino, quemadmodum curandum sit, ut recte valeamus, ita quoque id agendum esse, ut recte vivamus. Hoc autem fieri non posse, nisi ad certam aliquam normam vita dirigatur, semperque sibi constent homines in rebus et appetendis et fugiendis. Constituendum igitur ante omnia, quid putes esse summum bonum, ut ad illud omnes vitae actiones referantur." Hierauf wird bemerkt, wie Hor. plötzlich den philosophischen Ernst in ironische Laune verkehre, von dem höchsten Gute sprechend, wie es im gemeinen Leben von gewöhnlichen Menschen erstrebt werde. P. 4 sq. wird der Satz: *Nil admirari*, Vs. 1, ausführlich erörtert mit Bezugnahme auf Plutarch. de Audit. c. 8 (p. 145 T. 7, ed. Hutt., T. 6 p. 160, Reisk.), Diog. Laert. 7, 123, Cic. Tusc. 1, 26 u. a. Erstern wird der Vorwurf gemacht, *τὸ μηδὲν θαυμάζειν*, welches Pythagoras der Philosophie zugeschrieben, falsch gefasst zu haben, nämlich, dass die Philosophie ihm — dem Pythag. — *τὸ ἐξ ἀπορίας καὶ ἀγνοίας θαῦμα καὶ θάμβος* benommen, welches mehr die Arroganz der Sophisten bezeichne, da *τὸ μ. θ.* nun so viel heisse, als *nullius rei rationem ignorare*. Sollte

dies nicht der Hr. Verf. zu scharf genommen haben? Führt nicht auf die Ansicht des Plutarch auch Zeno beim Diog. Laert. a. o. O.? Aus dem Bestreben der Pythagoräer, die Seelen von Leidenschaften aller Art zu heilen (mit Verweisung auf Cic. Tusc. 4, 36, Senec. de Ira 3, 9, Quinct. Inst. 1, 10, Aelian. V. H. 14, 23), sucht der Verf. jenem Ausspruche diesen Sinn abzugewinnen: *philosophiam sibi hoc praestitisse, ut nihil magnopere censeret nec cupiendum nec metuendum.* In Bezug auf die praktische Philosophie mag diese Erklärung ihre Richtigkeit haben, warum soll aber die theoretische, welche freilich die ältesten Weltweisen nicht streng wissenschaftlich schieden, sich nicht auch jenes Ausspruches rühmen dürfen, und, so dies geschieht, kommen wir da nicht immer auf Plutarch's Auslegung wieder zurück? Wieland scheint uns in diesem Puncte ganz richtig gesehen zu haben, wenn er das Nichtbewundern des Pythagoras mit dem Bewundern des Plato in Einklang zu bringen sucht, gegen welches Verfahren unser Verf. eifert. Hierauf wird (p. 6) wahrscheinlich zu machen gesucht, dass Hor. bei jenem Satze wohl auf den Democrit Rücksicht genommen, der jenen über das Begehren und Befürchten erhobnen Seelenzustand auf verschiedene Weise benannt habe (*ἀθαυμαστίαν, ἐνεστὼ, εὐθυμίαν, ἀταραξίαν, ἀθαμβίαν*, Diog. Laert. 9, 44, Strab. I p. 163 ed. Siebenk., Cic. de Fin. 5, 29.) oder auch auf den Epicur, Democrit's undankbaren Schüler; und die Worte: *Nil admirari* erheischen demnach (p. 10): „non solum eum animi statum, qui divitias, honores, voluptates, et, quae sunt his contraria, paupertatem, ignominiam, incommoda possit contemnere, omnia humana parvi ducere, fortunae mediocritate contentum esse, in utraque fortuna aequam servare mentem (Od. 2, 3, 1), sed etiam tantam ejus constantiam, ut (Od. 3, 3, 7) si fractus illabatur orbis, impavidum feriant ruinae." Vgl. Cic. Tusc. 3, 14. Ref. fand sich durch diese Beziehung auf Democrit recht angenehm überrascht, als er seine eigne, längst gefasste, Ansicht durch Hr. König bestätigt fand, so wie später durch Victorius in dessen V. Lect. 35, 6. — *una solaque* wird, nach dem festgestellten Unterschiede beider Wörter, treffend durch *illam rem non omnium maxime, sed solam id praestare* erklärt. Vs. 4: *qui formidine imbuti* nach dem Verf.: *animis nulla superstitione imbutis seu occupatis, nulla opinione de vi et numine Deorum, res humanas curantium.* Wenn hierbei auch Hor. zunächst an die Epicuräer dachte, deren System am meisten gegen jene Furcht eiferte (wie Ref. dies selbst annimmt in einer Bemerkung zu d. St. in Schmid's Ausg. der Horaz. Briefe. Halberst. 1828.), so wünschte er doch die Erklärung weiter gefasst zu sehen, weil durch die Epicuräer wohl nur im Allgemeinen die Aufgeklärten und Gebildeten, die keine Furcht kennen, repräsentirt werden

sollen. Vs. 5: *munera* scheinen dem Verf. nicht *dona* zu seyn, *quae terra et mare quasi liberalitate aliqua largiantur hominibus, sed quae officii causa efferant, seu gignant, ut fortasse Horat. Od.* 2, 14, 10. Vs. 7 (p. 15): *ludicra = res leves, nullius per se pretii* (Ep. I, 1, 10). Warum nicht das römische Schauspiel nach allen seinen Arten? Freilich ist der Ausdruck, dem Erforderniss der Idee gemäss, so gewählt, dass er die *Spielerei* mehr, als das *Spiel* durchschimmern lässt. Vgl. Döderlein's Synonym. Th. 2 S. 31. Beifallswerth ist des Verf. Interpunction, insofern er das Komma erst hinter *ore* stellt; was ein Gelehrter im Lit. Bl. zur Schulz. II, 1826, p. 494 missbilligt. Siehe jedoch Valken. zu Eurip. Hippol. 446, Ramsh. Gr. p. 504. Uebrigens lässt sich derselbe nirgends in Kritik ein, daher man auch nicht erfährt, warum er Vs. 5 *spectent* vorzieht, da auch einige Codd. *spectant* bieten. Wir wünschen, dass in der Folge die Kritik nicht ganz ausgeschlossen werde, weil sie, mässig gebraucht, jungen Leuten nur höchst erspriesslich seyn kann. Vs. 9, 10: *Qui timet — pacto* (p. 16). „Sensus est: qui timet ea, quae vulgo mala habentur, is eodem fere pacto miratur illa mala, quo, qui cupit, ea bona miratur, quae vulgo habentur.“ *Mirari* wird dann durch *adspicere aliquid vel cum voluptate et cupiditate, vel cum dolore et horrore*, erklärt und für letztere Bedeutung auf Lucan. 2, 28 u. a. verwiesen; durch *fere* soll Horat. andeuten, „se vulgarem hujus verbi consuetudinem non esse secutum, et effectum communem tantum spectasse, quem naturae vestigiis semper insistere omnes vere praedicant.“ Vs. 10. *pavor* der Ausdruck für das gr. ϑάμβος, *quod et in cupiditate et in timore usurpatur. Pind. Nem.* 1, 85. — — Die folgenden Worte werden nach Bedeutung und Zusammenhang in das hellste Licht gestellt. Vs. 15. *Insani — ipsam* leitet der Verf. durch diese Bemerkung ein: „Ut ostendat, quantum detrimenti cupiditates seu libidines semper afferant, adjicit, eas vel cum virtutis studio conjunctas, quum societatem cum honestate iniisse videantur, hominibus fraudi esse solere. Doeringius hos versus ita exponit: qui in virtutis studio usque eo progredi tentat, quo nemo progredi potest, is operam perdit. Quae explicatio minime potest de honestatis natura accuratius cogitanti satisfacere. Studium enim virtutis nullis finibus regitur, nec terminus figi potest, quem humana imbecillitas non transgredi valeat. (n. t. v.?). Quod si etiam ita esset, minime autem iniquum potuisset vocare. Ultra quam satis est petere, nam haec jungenda esse puto, est nimis cupide petere, seu tanta cupiditate, ut animi tranquillitas conturbetur, nec ratio ponderibus modulisque suis uti possit. Cic. Tusc. 4, 25. 29.“ — Allein das gegen Döring gebrauchte Argument halten wir im Geiste des Dichters gänzlich unhaltbar; ohne Zweifel kämpfte derselbe hier gegen die

Idealität der strengen Stoa an, womit auch Epist. I, 18, 8 seine wahre Nebenbeziehung erhält. Vgl. m. Bem. zu Epist. I, 1, 17 p. 21. Hr. König findet dies (p. 22) weiter unten auch nicht unwahrscheinlich, zumal da Hor. überall gegen die Stoiker sich ereifere. — Briegleb erklärt hier *virtus* durch *id, quod justum per se est* (materieller Begriff des Objectiv-Moralischen) im Gegensatz der *sanctimonia mentis* (des formalen Begriffes der subj. Moralität).

Möge Hr. König recht bald den so schön begonnenen Commentar beendigen, indem wir unsre innige Ueberzeugung aussprechen, dass nicht nur der der Catechismusmilch entwöhnte Jüngling, sondern selbst Gelehrte Genuss finden werden eben so wohl in den treffenden, aus dem Leben gegriffenen Bemerkungen, als auch in der gefälligen Latinität, die wir, wenn wir auch nicht Alles darin billigen können, nicht gering anschlagen. Freilich müsste die Schrift auch dem grössern Publicum durch buchhändlerischen Verkehr zugänglich gemacht werden.

S. Obbarius.

Nachricht

von den durch das Mineral-Comptoir in Heidelberg veranstalteten geognostisch-petrefactologischen Sammlungen.

Welche bedeutende Stelle dem naturhistorischen Unterrichte unter den Lehrgegenständen höherer Bildungsanstalten gebühre, das ist bereits vielfach und von ausgezeichneten Pädagogen anerkannt worden, und scheint eines Beweises um so weniger zu bedürfen, je mehr derselbe schon darin vorliegt, dass auf vielen Deutschen Gymnasien in der Naturkunde und Naturlehre wirklich Unterricht ertheilt wird. Wenn es aber auf andern nicht geschieht, so liegt der Grund wohl nicht immer in der Ueberzeugung ihrer Vorsteher, dass naturhistorischer Unterricht nicht zur Gymnasialbildung gehöre, sondern öfters auch in den Schwierigkeiten, welche der Einführung desselben entgegenstehen. Unter diesen Schwierigkeiten ist nicht die letzte das Herbeischaffen der nöthigen Apparate und Sammlungen, welche jetzt meist in einzelnen Stücken erworben werden müssen, weil es an Anstalten fehlt, welche dieselben gleich gesammelt und in zweckmässiger und genügender Auswahl den Gymnasien darböten. Um so mehr sehen wir uns daher veranlasst, öffentlich von einem Unternehmen Kunde zu geben, welches in dieser Hinsicht förderlich eintreten und es möglich ma-

chen wird, wenigstens Einen Zweig des naturhistorischen Unterrichtes auf eine grossartigere und anregendere Weise zu betreiben, als es bisher möglich gewesen. Wir meinen damit die *Lieferungen von Felsarten und Petrefacten*, welche *das Mineralien-Comptoir in Heidelberg* ankündigt, und die mit ihrer Vollständigkeit alles darbieten werden, was nur die grösseren geognostischen Verhältnisse unseres Planeten und die einzelnen wichtigeren Bestandtheile der Erdrinde nach ihren gegenseitigen Lagerungs-Verhältnissen und den Perioden ihres Ursprunges anschaulich machen kann.

Eine ausführliche Anzeige gibt Nachricht von diesen *geognostisch-petrefactologischen Sammlungen*, welche zu veranstalten es dem hiesigen Mineralien-Comptoir nur möglich wird durch seine weiten Verbindungen, die es nach allen Richtungen hin immer mehr anknüpft, und durch wissenschaftlich gebildete Freunde, die in dem Vereine mit demselben Reisen nach entferntern geognostisch merkwürdigen Gebirgen und Landstrichen unternehmen. Und so sollen diese Sammlungen sowohl durch grössere Zweckmässigkeit in Auswahl der einzelnen Bestandtheile, als durch Vollständigkeit vor früheren Sammlungen ähnlicher Art sich auszeichnen.

„Jede einzelne Lieferung, sagt die Ankündigung, wird 50 „bis 60 Stücke einzelner Gebirgsarten und Petrefacten, ersterer von 12 Quadratzoll Grösse enthalten, alle *charakte-„ristisch*, *frisch*, wohl gewählt, mit Vermeidung nutzloser „Doubletten und werthloser Spielarten. Jedem Handstücke „liegt eine Etikette bei mit Angabe der systematischen Deut-„schen, Französischen und Englischen Nomenklatur, so wie „mit Bemerkung der Gegend des Vorkommens.“

„Jede Lieferung soll, in so weit dieses nur immer möglich, Repräsentanten aller Haupt-Formationen und Versteinerungen enthalten; so dass der Besitzer solche gleich nach einem der jetzt gebräuchlichen geologischen Systeme von Humboldt, Boué oder Keferstein ordnen kann; mit der letzten Lieferung aber werden wir einen raisonnirenden Katalog über das Ganze versenden etc.“ —

Dabei verdient noch bemerkt zu werden — was dem ganzen Unternehmen nur noch mehr zur Empfehlung dienen muss,— dass Herr geheimer Rath Ritter von Leonhard für dasselbe sich interessirt und selbst die Etiketten für die Felsarten, so wie Herr Doctor Bronn (Verfasser der in Heidelberg 1824 und 1825 erschienenen Schrift: *System urweltlicher Konchylien und Pflanzenthiere*) die der Petrefacten besorgt.

Die erste Lieferung dieser Sammlung war auf den Anfang des Julius vor. Jahres verheissen; sie hat sich etwas verspätet; dagegen ist nun auch die zweite vollendet, und bereits sind beide zum Theil versendet.

Sie enthalten zusammen einhundert und zwanzig Exemplare, die Felsarten und Petrefacten ungefähr in gleicher Anzahl, und wirklich in schöner Mannigfalt Gebilde jeder Art und aus den verschiedensten Gegenden unseres Erdtheiles. Darunter glauben wir, ohne das Belehrende aller in Abrede stellen zu wollen, doch die folgenden besonders hervorheben zu müssen: „Gneis mit Glimmer-Krystallen aus Böhmen; — Körniger Kalk von Carrara; — Brekzien-Marmor von Seravezza; — ausgesuchte Reihenfolge des in vieler Hinsicht so wichtigen Zechsteingebildes und seiner wesentlichsten Glieder; — Muschelkalk mit Ichthyosaurus-Gebeinen; — Sandstein aller Haupt-Formationen; — Knochen-Brekzien von Cette und Nizza; — London-Thon; — Basalte und verschlackte basaltische Laven aus der Eifel; — zahlreiche Suiten der für den Grobkalk vorzugsweise characteristischen Versteinerungen, alle lose und zum Formenstudium vollkommen geeignet; eben so Petrefacten aus dem Zechsteine, Muschelkalk, u. s. w."
Beigefügt ist als unentgeldliche Beigabe ein Abdruck von Boué's synoptischer Darstellung der die Erdrinde ausmachenden Formationen.

Die ganze Sammlung ist auf zehn bis zwölf Lieferungen oder der ganze Umfang von 600 bis 700 Stücken, theils Felsarten, theils Petrefacten, berechnet. Der Preis jeder einzelnen Lieferung ist zu zwei Louisd'or, also des Ganzen zu 20 bis 24 Louisd'or bestimmt: eine Summe, die allerdings für eine Schulanstalt nicht ganz unbedeutend ist. Indessen wird der Ankauf dadurch erleichtert, dass nur zwei Lieferungen in jedem Jahre erscheinen, und damit die Ausgabe auf fünf bis sechs Jahre vertheilt wird.

Mit freudiger Erwartung sehen wir der Vollendung der ganzen Sammlung entgegen, die allerdings nach einem grösseren Plane, als bloss zu dem Gebrauche für Schulen angelegt, aber doch diesen vorzugsweise zu empfehlen ist, da gerade hier das Studium der Mineralogie zunächst und besonders auf die Felsarten gerichtet seyn muss.

Heidelberg, 1828.

Wilhelmi, Professor.

Miscellen.

Gegen den von Hertel und Voigtländer herauszugebenden Abdruck des *Forcellini'schen Thesaurus* [Jbb. IV S. 331] ist Φωσφόρος in Seebode's krit. Biblioth. 1828 Nr. 4 S. 31 tadelnd aufgetreten und hat denselben für ein unnützes Unternehmen erklärt. Doch ist der Aufsatz so confus, dass der Verf. selbst nicht recht gewusst zu haben scheint, was er wollte, und es war wohl kaum nöthig, dass Hertel ebendas. Nr. 36 S. 285 f. und in der Allgem. Schulzeit. 1828 Abth. II Nr. 32 S. 253—56 demselben eine ausführliche Widerlegung angedeihen liess. Für die Verdienstlichkeit dieses Unternehmens spricht am bessten der erste Bogen des begonnenen Werks, der dem Ref. zugekommen ist. Er ist innerlich und äusserlich viel schöner als der Anfangs ausgegebene Probedruck, und bei weitem besser, als die Originalausgabe. Das Format ist jetzt in Folio gewählt, das etwas höher und bedeutend (um ein Neuntel) breiter ist, als in der Ital. Ausgabe von 1805. Die Lettern sind in beiden Ausgaben von ziemlich gleicher Grösse, aber im Abdruck viel netter und schärfer, und die Gedrängtheit des Druckes macht den bedeutenden Unterschied, dass in der Originalausgabe etwa 10416, in dem Abdruck 13081 Lettern auf einer Seite stehen. Nimmt man dazu, dass die erstere auf dem ersten Bogen die Artikel *A — Abellinae*, der letztere nur die Artikel *A — Abditivus* enthält und dass eben derselbe schon auf diesem Bogen 11 ganz neue Artikel liefert, so wird man auch einen Schluss machen können, wieviel reichhaltiger derselbe sey. Diese Reichhaltigkeit ist besonders erreicht durch die zahlreichen Zusätze, die zu den einzelnen Artikeln, besonders zur Präposition *a* oder *ab*, welche ziemlich einen halben Bogen füllt, gemacht sind. Zuerst sind nämlich die Zusätze von Furlanetto eingeschaltet, welche meist neue Wörter und Stellen aus ziemlich schlechten Inschriften und spätern Schriftstellern liefern, einmal eine andere Anordnung der Bedeutungen vorschlagen. Weit zahlreicher sind die Zusätze der Herausgeber und ihrer Mitarbeiter, welche zahlreiche Stellen aus Schriftstellern und Citate aus den Commentaren der Gelehrten, aus Grammatiken u. s. w. nachtragen, Falsches berichtigen, Fehlendes ergänzen, bessere Anordnung der Bedeutungen andeuten, kritische Bemerkungen und neue Erklärungen zu wichtigeren Stellen geben, Etymologieen nachweisen, und überhaupt zwar nicht alle Mängel berichtigen, — denn wie wäre diess bei einem Abdruck, der nicht Umarbeitung werden soll, möglich? — aber doch viele beseitigen. Ref. freut sich die meisten der früher in den Jahrbb. [Bd. IV S. 331] über dieses Werk ausgesprochenen Wünsche zwar nicht ganz erfüllt, aber doch in nicht geringem Grade beachtet zu sehen, und heisst dasselbe um so freudiger willkommen, je mehr er überzeugt ist, dass wir, wenn die Herausgg. so fortfahren, einen sehr verbesserten und billigen Forderungen genügenden Forcel-

lini erhalten werden. Ein gleichstimmiges Urtheil von C. F. Weber mit einigen schätzbaren Winken, deren Beachtung wir den Herausgg. empfehlen, kann man in der Allgem. Schulzeit. 1828 Abth. II Nr. 39 S. 318 f. lesen.

Den *Trochilus* der Alten, den uns Herodot II, 68 beschreibt, und von dem die spätern Naturforscher der Alten so viel sonderbares berichten [s. Harduin z. Plin. VIII, 28 (37)], hat neulich Geoffroy St. Hilaire erläutert. Er überzeugte sich während seines längern Aufenthalts in Aegypten, dass die Erzählung des Herodot, nach welcher dieser Vogel das Krokodil von den Bdellen reinigt, der Hauptsache nach wahr ist. Der Trochilus ist der Aegyptische Regenpfeifer, ein kleiner Vogel, sehr nah verwandt mit unserm kleinen Regenpfeifer, der an den Ufern des Nil sehr häufig ist und von ganz kleinen Insekten, Fischlaich und andern feinen thierischen Substanzen lebt, die das Wasser ans Ufer spült. Die Bdellen sind aber keine Blutegel, die es überhaupt im fliessenden Nilwasser nicht giebt, sondern eine Art kleiner Schnaken, die vorzugsweise über das Krokodil, wenn es auf dem Sande ausruht, in ganzen Schwärmen herfallen, in den nicht fest geschlossenen Rachen dringen, und in die zahlreichen Gaumendrüsen ihre Rüssel einsenken, so dass die innere, hochgelbe Gaumenhaut mit einer schwarzbraunen Kruste bedeckt scheint. Diesen Schnaken stellt der Trochilus vorzüglich nach, und schlüpft deshalb sogar in den Rachen des Krokodils, um sie von dem Gaumen desselben abzulesen. Will das Krokodil den Rachen schliessen, so macht es zuvor immer einige Bewegungen, welche den Vogel veranlassen davonzufliegen. Aehnliches geschieht auf St. Domingo, wo das Krokodil auf gleiche Weise durch einen kleinen Vogel von den Maringouins befreit wird. Herodot's Erzählung ist also ganz wahr; nur dass er die Schnaken selbst nicht genauer gekannt zu haben scheint (wahrscheinlich weil er diese Geschichte bloss von den Priestern in Memphis erfuhr) und sie daher mit dem allgemeinen Namen *Sauger* (Bdella) bezeichnet, während er sonst, hätte er sie genauer gekannt, sich des Wortes *Conops* bedient haben würde.

Die Frage, ob die Griechen und Römer den *Pferdehufbeschlag* kannten, ist neulich wieder in dem Mechanics Magazine Nr. 232 S. 16 zur Sprache gebracht worden. Es scheine, wird dort behauptet, nach den Resten alter Bildhauerarbeit erwiesen, dass weder Griechen noch Römer den Fuss ihrer Pferde auf irgend eine künstliche Weise schützten. Zwar zeige ein Basrelief im Palazzo Mattei zu Rom an einer Jagdpartie des Gallienus ein Pferd, an dessen einem Fusse ein eisernes Hufeisen sich befinde; allein Winckelmann habe gezeigt, dass dieser Fuss nicht alt, sondern von einem neueren Künstler angesetzt sey. Dagegen ist in Dingler's polytechnischem Journal Bd. XXVII

Hft. 5 S. 396 bemerkt: „Dass die Alten ihre Maulesel beschlugen, ist aus den bekannten Versen Catull's:

Et supinam animam gravi derelinquere coeno,
Ferream ut soleam tenaci in voragine mula,

nur zu bekannt. Ferner erzählt uns Suetonius, dass Nero seinen Mauleseln silberne Eisen gab: *Numquam carrucis minus mille iter fecisse traditur, soleis mularum argenteis* — und seine Poppaea gab ihnen sogar goldene Eisen: *Poppaeam Neronis delicatioribus jumentis soleas ex auro induere solitam*, wie Plinius versichert. Gesner meint, dass diese Eisen nicht aufgenagelt waren, sondern eine Art von Pantoffeln gewesen sind. Das mag vielleicht bei dem silbernen und goldenen Beschlage der Fall gewesen seyn, schwerlich aber bei dem eisernen." Besseres hatte schon Bertrandt in Gubitz's Gesellschafter 1821 Bemerker Nr. 6 gegeben und dort aus einer alten Münze, die sich in Patin und Berger's Thesaur. Brandenb. II, 597 Nr. 6 und in Eckhel's Doctr. numm. vet. VIII, 316 findet, bewiesen, dass die Alten nicht bloss den Eisenschuh, sondern auch das Hufeisen kannten.

Ueber die Hft. 2 S. 241 erwähnten *Monumens inédits* Raoul-Rochette's ist ein ausführlicher Prospectus erschienen, aus dem zu ersehen ist, dass das Werk unter folgendem Titel erscheinen soll: *Monumens inédits d'Antiquité figurée Grecque, Étrusque et Romaine, recueillis, pendant un voyage en Italie et en Sicile, dans les années* 1826 *et* 1827, *par M. Raoul-Rochette.* Deux Volumes in Folio, inprimés par autorisation du Roi à l'imprimerie royale, avec 200 planches. Ueber das Werk selbst wird folgendes bemerkt: Ce Recueil comprendra des monumens de toute espèce, *statues, groupes, bas-reliefs, vases grecs, urnes étrusques, sarcophages romains, peintures antiques, médailles, pierres gravées, cistes et miroirs mystiques, amulettes, fragmens,* monumens appartenant aux *Grecs,* aux *Étrusques* et aux *Romains,* qui n'auront été jusqu'ici ni rapprochés en aussi grand nombre, ni envisagés à-la-fois sous un pareil point de vue, celui d'y rechercher, à l'aide des sujets semblables qui s'y rencontrent, les moeurs et les croyances communes à ces trois peuples; et, en même temps, d'y étudier la marche générale et la direction particulière de l'art, dans ces trois écoles, et dans ces principales époques. Nous osons croire que, sous ce rapport, notre *Recueil de monumens inédits* enrichira la science archéologique, aussi bien que l'histoire de l'art, d'un assez grand nombre de faits neufs et importans. Afin de rendre accessible à toutes les personnes qui aiment ou qui cultivent ce genre d'études un ouvrage qui, vu le grand nombre de planches dont il doit être accompagné, ne saurait manquer d'être d'une exécution dispendieuse, nous avons adopté, pour le plus grand nombre de ces planches, le procédé lithographique, qui n'est pas seulement plus économique, plus expéditif, mais qui, manié par

une main habile, a d'ailleurs le mérite de rendre plus fidélement *l'esprit* d'un trait antique, d'un bas-relief, d'une peinture. La plupart de ces planches seront lithographiées au simple trait, d'autres, terminées entièrement, suivant les cas; quelques-unes, enfin, et particulièrement les vignettes jointes au texte, gravées au burin. L'ouvrage paraîtra en douze livraisons, qui se succéderont avec toute la célérité que pourra comporter l'exécution même d'un livre de cette nature, qui exige tout le soin, toute la correction typographique possibles. Chacune de ces livraisons offrira, du reste, une réunion à-peu-près complète de monumens *grecs*, *étrusques* et *romains*, relatifs à un même sujet, soit héroïque, soit mythologique, de manière à former, sur chacun de ces sujets, un ensemble de monumens qui donne lieu à des rapprochemens utiles et à des parallèles intéressans, à-la-fois, sous le rapport de l'art et sous celui de l'érudition. Dans un *Discours général sur l'Antiquité*, qui paraîtra avec la dernière livraison, et qui servira à-la-fois de corollaire et d'introduction à tout l'ouvrage, l'Auteur exposera ses idées, sur la nature et la destination de la plupart des monumens antiques, sur les usages et les croyances auxquels ils se rapportent; enfin sur le caractère général de l'art qui les a produits, idées qui résultent en partie des monumens mêmes qu'il publiera pour la première fois, en partie de l'état actuel des connaissances archéologiques. Dans un *mémoire* qui ne pourra trouver place qu'à la fin de l'ouvrage, et en forme d'*appendice*, l'Auteur présentera des considérations nouvelles sur quelques monumens d'architecture antique, grecs ou romains, et sur l'âge et la destination de ces édifices, à l'aide d'inscriptions inédites, qu'il a découvertes ou recueillies sur les lieux. Le prix de chaque livraison est de 16 francs 70 centimes, et celui de l'ouvrage entier, de 200 francs. La première livraison paraîtra dans le courant de juin prochain.

In Mailand bei Ferrario ist 1827 erschienen: *Fabbriche antiche di Roma, disegnata e pubblicate da* Francesco Turconi *ed incise dai Signori Fratelli* Angelo *e* Domenico Brusa. Hft. 1 Fol. — Nibby hat zu Rom herausgegeben: *Sulla via portuense e la città di Porta*, welche ausser dem Hafen Trajan's noch einen neu aufgefundenen äussern Hafen und Damm nachweist und beschreibt.

Zu Nürnberg bei Zeh hat J. G. Bartholomä 1827 herausgegeben: *Das hohe Lied Salomonis in* 43 *Minneliedern aus dem* 13 *und* 14 *Jahrh. nebst den nöthigen Erläuterungen*, welche Ueberbleibsel altdeutscher Dichtkunst im vorigen Jahrhundert der Dr. Schöber in Gera zuerst heraus gab, und welche auch Herder, was Barth. nicht gewusst zu haben scheint, als Anhang zu *Salomon's Liedern der Liebe* mit erklärenden Noten wieder drucken liess. Doch sollen Bartholomä's Noten zum Theil besser seyn, als die Herder'schen. Auch

hat er den Schwäbischen Ursprung dieser Minnelieder behauptet, während sie nach Schöber in Franken oder Baiern gedichtet seyn sollen.

Auch ein Gymnasialprogramm.] Der Protestantismus ist für wahre Philosophie unempfänglich und ein Feind derselben. Alle seine vielen Systeme sind Kartenhäuser, welche die positive Offenbarung Gottes total vernichten und alle Religion untergraben. Die Protestanten haben keinen Christus, weil sie nach der höchsten Ansicht des Christenthums erst streben. Nur im Katholicismus besteht die einzig wahre Philosophie. — Diese Resultate liefert der Prof. der Theologie an der gelehrten Schule in Amberg, Dr. *Hainer*, in dem 1827 geschriebenen Programm über die Frage, *ob das Princip des Protestantismus oder das des Katholicismus der Philosophie mehr zusage.* Laut öffentlichen Nachrichten [s. Hesperus 1828 Nr. 62 S. 248] hat das Baierische Ministerium des Innern dem Verf. sein Missfallen zu erkennen gegeben und ihn erinnert, dass er sich künftig des ganz unpädagogischen Verfahrens enthalte, für Schüler gemischter Confession solche Programme zu schreiben. Auch ist dieser Verweis den übrigen Studienanstalten des Königreichs bekannt gemacht worden.

Von Bouterweck's *Geschichte der Spanischen Poesie und Beredtsamkeit* erscheint zu Madrid eine Spanische Uebersetzung, aber mit so vielen Zusätzen, dass das Buch auf drei Bände ausgedehnt worden ist.

Ein Schreiben des Franz. Consuls Rousseau in Tripolis meldet den Tod des Engl. Majors Laing und des Hauptmanns Clapperton. Ersterer ist unweit Tombuctu, nach der Einnahme dieser Stadt durch die Fellatas umgekommen; letzterer wurde zu Sackatu auf Anstiften des Sultans Bello ermordet, da dieser, nachdem er ihn lange Zeit beschützt hatte, endlich zu fürchten anfing, er möchte den Europäern den Weg ins Innere von Africa bahnen. [Diesen Nachrichten widerspricht der Engl. Courier vom 25 Apr., und berichtet, Clapperton sey nach einer Nachricht seines zurückgekehrten Dieners, der sein Tagebuch gerettet hat, am 13 Apr. 1827 zu Sackatu an der Ruhr gestorben, Laing aber lebe wahrscheinlich noch.]

Todesfälle.

Zu London starb im vorigen Sommer der Grieche *Ugo Foscolo* aus Korcyra, bekannt durch seine Schriften *über Dante und Petrarca*, und durch den Roman: *Ultime lettere da Jacopo Ortis.*

Zu Paris im vor. Jahre der Athenienser *Kodrikas* der bekannte Gegner des Korais im Hinsicht seines Systems der Bildung der Neugriech. Sprache, gegen welches er in Paris 1818 die *Μελέτη τῆς κοινῆς ἑλληνικῆς διαλέκτου* (Bd. I) herausgab. Auch seine

Schrift: *Observations sur l'opinion de quelques hellénistes touchant le grec moderne* (Paris 1800 und Leipzig 1813), gehört hierher. Sonst hat er *Fontenelles Pluralité des Mondes* ins Neugriechische übersetzt (Wien, 1794) und zwei Schriften *über den Griechischen Freiheitskampf* in Französischer Sprache herausgegeben.

Den 26 Nov. v. J. zu Dresden der Lehrer der Mathematik *Joh. Hermsdorf*, geboren zu Nürnberg am 8 Aug. 1782, als mathematischer Schriftsteller nicht unbekannt, als Mensch nicht immer zu rühmen. Einige Notizen von ihm giebt die Hall.L.Z. 1828 Nr. 74 S. 593.

Den 18 März 1828 zu Frankfurt a. d. O. nach einem Krankenlager von 8 Wochen an der Auszehrung der Conrector *Elsner*, Sohn des Prediger Elsner an der Böhmischen Gemeinde in Berlin, im noch nicht vollendeten 39 Lebensjahre.

Den 19 März zu Bamberg *Anton Regn*, Director des kön. Lyceums, Professor der Kirchengeschichte und des kanonischen Rechts, und seit wenig Wochen Domherr an der dortigen erzbischöflichen Kathedrale, 41 J. alt.

Den 26 März zu Gotha an den Folgen der Wassersucht der Hofrath und Professor emeritus des Gymnasiums *Johann Georg August Galletti*, Historiograph des Herzogthums, im 79 J. Was er für Geschichte und Geographie als fleissiger Schriftsteller that, ist bekannt. Das Gymnasium verehrt ihn als den Mitbegründer seines bewährten Ruhms.

Den 31 März zu Prenzlau der Subrector *Ditmar* am Gymnas., im 60 J.

Den 5 April zu Grimma der in der literarischen Welt nicht unbekannte und für Förderung der Deutschen Literatur thätige Buchhändler *Georg Joachim Göschen*, 78 J. alt.

Den 23 April zu Hamburg der Dr. jur. *C. F. A. Hartmann*, Prof. der Geschichte am Gymnasium, Bibliothekar der Stadtbibliothek und seit 6 Jahren Redacteur des Hamb. Correspondenten, geboren zu Forsta in der Niederlausitz 1783.

Den 2 Mai zu Leipzig der Dr. theol. u. Mag. jubil. *Gottlieb Samuel Forbiger*, Rector der Nicolaischule, im 77 Lebens- und 52 Amtsjahre. Eine gedrängte Lebensbeschreibung desselben findet man in seines Sohnes *Beiträgen zur Geschichte der Nicolaischule in Leipzig* Abth. I S. 48—55.

Zu Stuttgart ist vor kurzem der um die Erdbeschreibung und Geschichte verdiente Prälat *von Franz*, vormals Rector des Gymnasiums, gestorben.

Biographische Notizen von *Carl v. Leberecht* [Jbb. V S. 419] stehen in der Petersburger Zeitung 1827 Nr. 86 und daraus im Tübing. Kunstbl. 1828 Nr. 22 S. 87 f., von *Göckingk* [Jbb. VI S. 245] in der Zeit. f. d. eleg. Welt, 1828 Nr. 57 S. 454 f., von *Tzschirner* [Jbb. VI S. 245] in der Hall. L. Z. 1828 Nr. 79 S. 633—38.

Johann Gottlob Grässe [s. Jbb. V S. 317] ward am 1 Jan. 1769 zu Leipe bei Jessen von armen aber achtbaren Eltern geboren, und

erhielt seine wissenschaftliche Bildung zuerst auf dem Gymnasium zu Lübben, dann auf der Universität zu Wittenberg, wo er auch im October 1791 die Magisterwürde erhielt und Ostern 1793 das gewöhnliche Examen bestand. Bald darauf wurde er erst fünfter College und dann 1794 Conrector am dasigen Lyceum und 1800 Adjunct der philosophischen Facultät bei der Universität. 1801 erhielt er durch Schröckh's Empfehlung und Reinhard's Verwendung die dritte Professur an der Fürstenschule in Grimma und 1823 rückte er nach *Hochmuth's* Tode in die zweite Professur auf. In den frühern Jahren war er ein fleissiger Schriftsteller: seine Schriften sind in Meusel's gel. Deuschl. vollständig aufgeführt. Ueber sein Wirken als Lehrer in Grimma bemerkt *Weichert* in dem Programm *de Domitio Marso poeta* (Grimma, 1828. 4) S. 23: „Ad vitae usque finem muneri et religiosissime et pro virili parte praefuit. Cum aliis animi bonis, tum maxime alacri promptaque voluntate, qua nunquam non vel aegrotantium vel peregre abeuntium collegarum vices subibat et onera, et mirifica cura et sedulitate, qua discipulorum inprimis pauperum rebus invigilabat et succurrebat, effecit, ut repentino et vehementi impetu morbi d. XVII Calend. Januar. scholae ereptus gratissimam sui memoriam apud collegas et discipulos relinqueret.“

Der am 21 Febr. zu Bremen verstorbene Dr. und Prof. *Wilhelm Theodor Hundeiker* [Jbb. VI S. 245] wurde zu Grossen-Laffer im Hildesheimischen am 16 März 1786 geboren, und erhielt seine erste Bildung in dem Erziehungs-Institute seines noch lebenden Vaters, des Educationsrathes Hundeiker, das früher zu Grossen-Laffer und dann zu Vechelde im Braunschweigischen blühte. Hierauf besuchte er das Carolinum in Braunschweig, bezog dann, um sich der Philologie und Theologie zu widmen, die Universität Halle, wo er namentlich durch Fr. A. Wolf's Unterricht sich angezogen fühlte, und vollendete endlich seine akademischen Studien in Helmstädt. Nach Beendigung derselben kehrte er ins Vaterhaus zurück, nahm sich des väterlichen Instituts mit grosser Treue und Gewissenhaftigkeit an, und erhielt es in Ruf bis zu der zu Ostern 1819 erfolgten Auflösung desselben. Um diese Zeit nahm er einen Ruf als Director der höhern Gewerb- und Handelsschule in Magdeburg an, welche Stelle er im Herbste 1822 mit der Professur an der Handelsschule in Bremen vertauschte. Die Gründlichkeit bei der Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, die Treue und Einsicht, mit welcher er seinem Amte und zugleich einer nicht unbedeutenden Pensionsanstalt vorstand, seine wackere Gesinnung und sein liebenswürdiges Wesen gewannen ihm seiner Schüler, Amtsgenossen und Vorgesetzten gleiche Liebe und Zuneigung. Seinen für alles Gute empfänglichen Sinn bewährte er noch kurz vor seiner letzten Krankheit durch das rege Interesse, welches er für das durch *Ortje's* Bemühungen in Bremen ins Leben gerufene Taubstummen-Institut zeigte. Sein Leichenbegängniss ward mit grosser Theilnahme gefeiert. Ueber seine Schriften s. Jbb. V S. 114.

Schul- und Universitätsnachrichten, Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Altona. Der bisherige Subrector an der gelehrten Schule zu Glückstadt *Georg Christian Friedrich Ohrt* ist unter dem 15 April zum vierten Lehrer am hiesigen Gymnasium ernannt worden.

Amsterdam. Die dritte Classe des kön. Niederländischen Instituts hat am 18 Febr. *Pouqueville* in Paris, *Bopp* in Berlin und *Becker* in Löwen zu auswärtigen Mitgliedern gewählt.

Arnsberg. Bei dem Gymnasium ist der Schulamtscandidat *Brüggemann* provisorisch in Thätigkeit gesetzt worden.

Arnstadt. Am 5 April starb der Director des Lyceums, Seminariums und der Bürgerschulen allhier, *Joh. Christian Wilhelm Nicolai*, in einem Alter von 71 Jahren 2 Monaten und 3 Wochen. Er ist Verfasser einer *Experimentalphysik* (Leipzig), *der Anfangsgründe der Geometrie* (Arnstadt) und der Herausgeber von *Hofmann's Unterricht in natürlichen Dingen* (Halle). Am 3 Mai erhob unser Fürst das hiesige Lyceum zu einem Gymnasium; zu dessen Director, so wie der übrigen Unterrichtsanstalten, der zeitherige Rector Dr. *Conrad Heinr. Töpfer* ernannt wurde. Zugleich wurde demselben, so wie dem bisherigen Subconrector *Joh. Matth. Heerwagen* und dem Collaborator Dr. *Bärwinkel* der Professortitel ertheilt. Möchte man doch nun auch erfahren, ob Programme gedruckt werden, und worüber sie handeln! Zeither wurde von unserm Lyceum in keiner Zeitschrift etwas erwähnt! Freilich nahm auch die Arbeit auf der Eremitage die meiste Zeit dem sel. Director weg. — Der neu ernannte wird von seinen Schülern wie ein Vater geliebt. Möchte er doch das Gymnasium dahin bringen, wie er schon oft gewünscht, und keine Hindernisse finden, welche sich oft bis ins Unendliche aufthürmen und auch den besten Willen und die grösste Kraft wankend machen.

Baiern. Die sämmtlichen Lyceen und Gymnasien dieses Landes zählten im Schuljahr $18\frac{26}{27}$ 5269 Schüler, 656 weniger, als im vorhergehenden Jahre. Die meisten Schüler zählten die Lehranstalten zu München (728) und Regensburg (547).

Bautzen. Zu den diessjährigen Osterprüfungen im Gymnasium lud der Rector M. *Carl Gottfr. Siebelis* durch das Programm ein: *Disputationi de Strabonis patria, genere, aetate, operis geographici instituto atque ratione, qua veterem descripsit Graeciam, subjuncta est brevis narratio horum solemnium et rerum scholasticarum hujus anni, praefixa autem epistola ad Virum Magnif. et s. V. Christianum Danielem Beckium.* Budissae ex offic. Monsii. 1828. VIII, 23 u. 7 S. 4. In der gemüthlichen Epistola ad Beckium wünscht der Verf. als ehemaliges Mitglied der Beckischen philologischen Gesellschaft (des spätern philolog. Seminars) seinem Lehrer zu seinem 50 jähr. Magisterjubiläum Glück; in den Schulnachrichten aber

erwähnt er unter Anderem, dass das Gymnas. zu Michaelis 1827 252, zu Ostern d. J. 248 Schüler zählte [92 in I, 47 in II, 50 in III, 59 in IV], und dass nach Mich. vor. J. 5 (1 ohne Zeugniss) zu Ostern d. J. 13 zur Universität abgingen. Sonst finden wir in diesen Schulnachrichten besonders noch folgendes bemerkenswerth: „Es ist einigemal der Fall gewesen, dass Sächsische Jünglinge, die von unserer Schule auf die Universität gehen wollten, sich nicht das eigentliche Schulzeugniss sondern nur das sogenannte testimonium morum haben geben lassen, und damit auf eine auswärtige Universität gegangen sind, weil sie hofften oder glaubten, dass man dort von ihnen als Ausländern kein von ihrer Schule ausgestelltes Maturitätszeugniss fordern werde. Wenn diess wirklich nicht geschehen seyn sollte, so wünschen und bitten wir angelegentlich, dass der Gebrauch dieses Mittels, das Gesetz, welches die Verleihung des akademischen Bürgerrechtes von dem Schul- und Maturitätszeugnisse abhängig macht, zu umgehen, nirgends weiter gestattet werde."

Berlin. Zu den öffentlichen Prüfungen im Collège royal François am 28 März lud der Director *Palmié* durch ein Programm von 43 S. in 4 ein, zu welchem der Professor *Saunier* S. 3—19 als Abh. geliefert hat: *Vie littèraire de Laurent de Médicis.* I partie. [Im vorjähr. Progr. (Berlin, gedr. b. Starke. 48 S. 4.) lieferte auf 22 S. der Prof. *Reclam: Fragment d'une Notice bibliographique sur les traductions francoises des auters grecs et latins.*] Im Lehrerpersonal ging im Laufe des vergangenen Schuljahres keine besondere Veränderung vor, ausser dass zu Michaelis 1827 der Schulamtscandidat *Plöckert* sein Probejahr hier begann und wöchentlich in zwei Lehrstunden den Curtius in III erklärte. — Das Programm zu den Prüfungen im Friedrich-Wertherschen Gymn. am 26 März enthält S. 1—64: *Adnotationes criticas in Demosthenis oratt. Olynth., Philipp., de pace, de rebus Chers., de symmor., de Rhod. lib., pro Megalop. Scripsit F. G. Engelhardt.*, und S. 65—67 Schulnachrichten vom Prorector Dr. *C. H. Brunnemann.* In der Lehrverfassung haben unter Mitwirkung der Lehrer, Rector *Benekendorf* und Oberlehrer *Herter*, der Umfang, die Methode und speciellen Gegenstände des mathematischen und physikalischen Unterrichts seit Michaelis 1827 eine Abänderung erhalten. Der mathematische Unterricht umfasst seitdem die vier obern Classen, und es ist bei demselben das Lehrbuch von Fischer zum Grunde gelegt. In den beiden Tertia-Classen wird die ebene Geometrie und die gesammte Buchstabenrechnung vollständig vorgetragen; Secunda und Prima aber erhalten Unterricht in der Stereometrie, Trigonometrie, den höhern Gleichungen, der Combinationslehre, dem binomischen Lehrsatz, den Reihen u. s. w. In der Physik beginnt der Unterricht mit Obertertia, und schliesst sich ebenfalls theilweise an Fischer's Lehrbuch der mechanischen Naturlehre an. In der dritten Classe werden die einfachen physikalischen Beobachtungen erläutert, in der zweiten die künstlich angestellten Wahrnehmungen erklärt, und in der ersten wird mit Beziehung auf die frühern

Thatsachen ein rationelles tieferes Eingehen ins Studium der Physik durch mathematische Behandlung bewirkt. Nur ist der physikalische Apparat des Gymnasiums sehr unvollständig, und ein besserer wird gewünscht und gehofft. In den übrigen Lehrgegenständen ist bloss die wesentliche Veränderung eingetreten, dass in den obern Classen die Stunden des Lateinischen und Griechischen Unterrichts möglichst vermehrt und unter je zwei Lehrer vertheilt sind. Merkwürdig ist, dass in der ersten Classe in Folge eines Vermächtnisses im Sommerhalbjahr auch *juristische Encyclopädie* 2 St. wöchentlich vorgetragen wurde. Aus dem Lehrerpersonale schied zu Michaelis vor. J. nach eigener Entschliessung der Schreiblehrer *Scholle*, und seine Stelle erhielt der Schreiblehrer *Schütze*, der bereits seit einigen Jahren neben Scholle wöchentlich 4 Stunden im Schreiben unterrichtete. Am 2 Octob. dess. J. erhielt der Director und Prof. Dr. *Zimmermann* die nachgesuchte Entlassung vom Directorat und dem damit verbundenen Lehramte. Vgl. Jbb. IV S. 472. Die Directoratsgeschäfte sind dem Prorector Brunnemann interimistisch übertragen. Auch der Prof. *Giesebrecht* und der Dr. *Lange* sind noch nur interimistisch angestellt. Vgl. Jbb. III, 2 S. 116 u. VI S. 246. — Das Programm des Friedrich-Wilhelms Gymnas. zu den öffentl. Prüfungen am 1 Apr. d. J. (Berlin, gedr. bei Reimer. 4.) enthält S. 1—31 eine Abhandlung vom Dr. *Friedrich Uhlemann: Sacra Mosaica et Homerica inter se collata*, und S. 32—44 die vom Director *August Spillcke* gelieferten Schulnachrichten. [Das vorjährige Progr. (Berl., gedr. b. Reimer 40 S. 4.) lieferte S. 1—10 eine Abhandlung des Prof. *C. Fr. H. Siebenhaar: Quam indolem potestatemque habeant veterum proverbia ad educationem atque institutionem pertinentia.*] Vgl. Jbb. IV S. 355. Im neuen Schuljahr ist der Schulamtscand. *Joh. Ludw. König* als Unterlehrer angestellt worden. Die Oberlehrer *Uhlemann*, *Wigand*, *Bötticher*, *Wendt* und *Yxem* sind zu Professoren, die Unterlehrer *Walter* und *Bresemer* zu Oberlehrern ernannt. — Das Programm des Joachimsthalschen Gymn. (von Direct. Dr. *Aug. Meineke*) zu den Prüfungen am 2 Apr. d. J. (Berlin, gedr. bei Nietacki. 46 u. XVI S. gr. 4.) enthält S. 1—46: *Betrachtungen über den Fürsten des Machiavelli* vom Prof. Dr. *Friedr. Wolff.* In das Lehrerpersonale trat am 30 Apr. vor. J. der Prof. *Krüger* an *Abeken's* Stelle [Jbb. II S. 210] und rückte zu Ostern d. J. in die durch *August's* Abgang [Jbb. III, 4 S. 105] erledigte Lehrerstelle auf. In seine Stelle rückte der Oberlehrer Dr. *Conrad*, und dessen Stelle erhielt der Oberl. Dr. *Passow;* beide mit dem Prädicat Professor [Jbb. VI S. 246, wo die gegebene Notiz nach dieser Nachricht hier zu berichtigen ist]. Das durch *Zander's* Abgang zu Ostern vor. J. erledigte Alumnen-Inspectorat ist dem Dr. *Constantin Ilgen* übertragen worden; dagegen soll die siebente Alumnen-Inspector-Stelle, welche zu Ostern d. J. durch den Abgang des Insp. *Ideler* als Prediger nach Zindorf erledigt wurde, nach einer Ministerialverordnung vom 19 Febr. unbesetzt bleiben. Im neuen Schuljahr sind die Professoren *Poppe* und *Brunn*, ersterer mit 1200, letzterer

mit 1000 Thlrn. jährlicher Pension, in den Ruhestand versetzt, der Prof. *Fabrucci* aber als Lehrer des Italienischen angestellt worden. — Im Berlinischen Gymnas. zum grauen Kloster schrieb der Director, Consistorialr. Dr. *Joh. Joach. Bellermann* zu Ende v. J. eine *Einladung zur Gedächtnissfeier der Wohlthäter des Berlin. G. z. gr. Kl., welche den* 19 *Dec.* 1827 . . . *angestellt werden soll* (Berlin, gedr. bei Dieterici, 8.), in welcher S. 1—8 die Hauptwohlthäter der Anstalt und ihre Schenkungen aufgezählt, S. 9—18 die zu derselben Feier 1825 vom Prof. Dr. *Emil Wilde* gehaltene Rede: *über die Stelle, welche der Bildung des Schönheitssinnes in dem Gymnasial-Unterrichte anzuweisen ist*, mitgetheilt und S. 19—23 die Feierlichkeiten selbst beschrieben werden. In dem Programm, womit derselbe Director zu den öffentlichen Prüfungen in der Anstalt am 29 März d. J. einlud (Berlin, gedr. bei Nietack. 50 S. gr. 4.), ist S. 1—31 die Inauguraldissertation des Prof. *Georg Gustav Samuel Köpke: De statu et condicione Christianorum sub imperatoribus Romanis alterius post Christum seculi*, abgedruckt, welche derselbe zur Erlangung der theolog. Doctorwürde in Heidelberg geschrieben hat. In den Schulnachrichten über die allgemeine Lehrverfassung ist merkwürdig, dass der Director *Bellermann* im letzten Vierteljahre des verflossenen Schuljahres in der ersten Classe wöchentlich 1 St. akademische Propädeutik mit besonderer Rücksicht auf die zur Universität Abgehenden vortrug, und darin einen Ueberblick der Facultätswissenschaften und besonders der Philosophie gab. Diess ist um so mehr zu rühmen und verdiente in allen Gymnasien um so eher nachgeahmt zu werden, je häufiger auf Universitäten der Fall vorkommt, dass angehende Studenten entweder nicht wissen, womit sie im ersten Universitätsjahre ihre Zeit hinbringen sollen, oder dass sie mit dem Besuche ganz unzweckmässiger Collegien beginnen. Noch hat das Gymnasium die Vorzüge, dass in ihm neben dem Unterrichte in der Deutschen und Französischen Sprache auch der im Englischen und Italienischen in Prima und Secunda zu den öffentlichen Lehrgegenständen gehört, und dass der Unterricht im Gesange auf eine vorzügliche Weise getrieben wird. Dieser Unterricht, welcher mit Notenlesen und Notenschreiben beginnt, und bis dahin fortgeführt wird, dass die erste Singclasse vier- und achtstimmige Gesänge aller Art, ein engerer Ausschuss auch mit Instrumentenbegleitung, singt, ist so eingerichtet, dass alle Schüler Antheil nehmen können, und in den untern und mittlern Classen Antheil nehmen müssen, die ausgenommen, deren Brust sich schwach zeigt und deren Stimme wechselt etc., wesshalb das Singen auf einige Zeit ausgesetzt werden muss. Schüler der obern Classen entscheiden durch eigene Wahl, ob sie an diesem Unterrichte ferner Antheil nehmen wollen oder nicht. Für die Nichtsingenden bestehen eigene Nebenlectionen: in Prima alte Geographie. Es bestehen überhaupt 7 Sänger-Cötus, jeder mit 2 St. wöchentlich, welche fünf stufenweise auf einander folgende Classen bilden. Im Lehrerpersonale gingen mehrere Veränderungen vor. Ausser dass die Anstalt ihren Ephorus,

den Probst *Ribbeck*, durch den Tod verlor, so schied zu Michaelis v. J. auch der Consistorialrath, Ritter des roth. Adlerordens und zweite Prediger der St. Marienkirche, Dr. *Georg Carl Benjamin Ritschl*, zum evangel. Bischoff, Generalsuperind. der Provinz Pommern und ersten geistl. Mitglied des Consistoriums zu Stettin ernannt. Er war seit 23¾ J. Lehrer am Gymnasium erst mit 10, dann mit 24 wöchentl. Lehrstunden, in den letzten Jahren nur noch mit 2 wöch. Religionsstunden in Secunda. Er war es auch, welcher 1808 zuerst den Grund zum wissenschaftlichen Gesangunterrichte in der Anstalt legte. Nach den Sommerferien v. J. ging der Lehrer der Franz. Sprache, Prediger *P. J. Pascal* als Franz. Prediger nach Französisch-Buchholz. Seine Lehrstelle erhielt *M. J. Frings* [Jbb. III, 4, 106], schon früher eine Zeit lang Hülfslehrer am Gymn. Zu Ostern v. J. legte der ausserord. Lehrer der Rechenkunst *J. G. Laux* sein Amt nieder und die übrigen Lehrer übernahmen seine wenigen Stunden. Zu Ostern d. J. ging der Schulamtscand. *Friedr. Wilh. Tetschke* als ordentlicher Lehrer an das Gymn. in Stralsund ab. Dagegen haben seit Michael 1827 die Schulamtscandidaten Dr. *Rudolph Lorenz* (Verf. der dissert. *de origine veterum Tarentinorum*) und *Philipp Albert Zimmermann* ihr pädagog. Probejahr angetreten. Das Lehrerpersonal ist also: Director *Bellermann*, Prof. *Fischer*, Prof. u. Mitdirector *Köpke*, Prof. *Stein*, Prof. *Heinsius*, Conr. *Schabe*, Prof. *Giesebrecht*, Prof. *Ribbeck*, Prof. *Wilde*, Prof. *Bellermann* jun., Oberlehrer Dr. *Zelle*, OL. Dr. *Paul*, OL. Dr. *Fischer* jun., Dr. *Hörschelmann*, OL. Dr. *Philipp*, *von Meddhammer* (Lehrer des Italien.), Prof. *von Seymour* (L. des Englischen), *Frings* (L. des Franz.), *Aldefeld* (Schreiblehrer), *Tilge* (Zeichenlehrer), *Seebeck* (Mitglied des kön. Seminars für gel. Sch.), *Schütz* (stellvertretender Schreibl.), Dr. *Lorenz* und *Zimmermann*. An der Gewerbschule hat der Director *Klöden* als Programm das erste Stück sehr schätzbarer *Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniss der Mark Brandenburg* (Berlin, gedr. b. Dieterici. 108(82) S. 8.) ausgegeben. Die kön. Real- und Elisabethschule hat nur einen *Jahresbericht* (23 S. 4.), das Cöllnische Realgymnasium eine *kurze Nachricht* von seiner Einrichtung bekannt gemacht. An der Universität haben für den Sommer d. J. 46 ord. und 35 ausserord. Proff., 1 Akademiker, 32 Privatdocc. und 4 Lectoren [10 Theol., 18 Jur., 34 Med. und 52 Philos.] 274 Vorlesungen angekündigt. Der *Index lectionum* (20 S. 4.) enthält als Proömium eine Abhandl. *de Canone Arati*. 4 S. Der ausserord. Professer Dr. *Hayne* ist zum ordentl. Prof. in der philos. Facult. ernannt. Bei der kön. Bibliothek ist der Candidat *Förstemann* als Gehülfe vorläufig angenommen.

Bonn. Am Gymn. ist der Schulamtscandidat *Lucas* als ordentlicher Lehrer angestellt worden. Bei der Universität haben für den Sommer 34 ord. und 8 ausserord. Proff., ein Honorarmitglied und 9 Privatdocc. [5 kath. u. 4 evang. Theol., 9 Jur., 9 Med. und 28 Philos.] 192 Vorlesungen angekündigt. Zu ihnen kommt neu hinzu der ehemal. Prof. adjunctus der medic. Akademie zu Petersburg Dr. *Kilian*, wel-

cher zum ausserord. Prof. der medic. Facult. ernannt ist. Der *Index Lectionum* (27 S. 4.) enthält auf 6 S. eine Abhandlung *de Theocrito principe et inventore poesis bucolicae.* Der geheime Staatsrath *Niebuhr* hat den Studierenden als Preisaufgabe gestellt: *Die Länderkunde des Römischen Reichs unter Justinian, mit den angränzenden Völkern und Staaten, sowohl am Anfang seiner Regierung, als nach der vollendeten Eroberung Italiens.* Die Absicht ist, dass als Resultat zwei Charten für die Bonner Ausgabe des Procopius entstehen sollen, eine für jeden Zeitraum. Nach Vollendung der Charten sind die Abhandlungen Eigenthum ihrer Verfasser. Der Preis für eine sehr genügende Arbeit ist 100 Thlr. in Gold. Geht eine solche nicht ein, so erhält die dem Zweck entsprechende den halben Preis. Sr. Maj. der König von Würtemberg hat der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher 20 Louisd'or als Beitrag zu den Kosten der Herausgabe ihrer Schriften übersandt, und dem Präsidenten dieser Akademie, Prof. Dr. *Nees van Esenbeck*, die grosse goldene Verdienstmedaille verliehen.

Brandenburg. Die zwei Schulprogramme, welche im Gymnasium zu den öffentlichen Prüfungen am 9 Apr. 1827 (Brandenburg, gedr. bei Wiesike, 40 S. 4.) und am 31 März 1828 (ebendaselbst 24 S. 4.) erschienen sind, enthalten zwei Abhandlungen des Conrector *Heffter*, das erstere *über die allgemeine Geographie der Insel Rhodus* (17 S.), das letztere *de casibus linguae Latinae* (10 S.). Der Prorector *Braut* erhielt im Schuljahr $18\frac{26}{27}$ vom Stadtmagistrat eine Gehaltszulage von 200 Thlrn. jährl., der Conrect. *Heffter* unter dem 11 Sept. vor. J. [Jhb. IV S. 355] vom kön. Ministerium eine ausserord. Unterstüzung von 50 Thlrn., „um seine von einem beifallswürdigen wissenschaftl. Streben zeugende Schr. über die Götterdienste auf Rhodus vollenden und dazu die Hülfsmittel in der Residenz benutzen zu können." Lehrer waren am Ende des Schuljahrs $18\frac{26}{27}$: der Rector Dr. *Friedr. Wilh. Barth*, der Prorect. *Friedr. Wilh. Braut* [Bibliothekar und Ord. in I), der Conrect. *Moritz Wilh. Heffter* (Ord. in II), der Subr. *C. A. F. Wohlbrück* (Ord. in III), der Musikdirector *Friedr. Wilh. Lucius* (Ord. in IV), die Collaboratoren *Carl Gtlob. Alex. Ramdohr* (Ord. in V), Dr. *Carl Herrm. Ramdohr* und *Joh. Wilh. Aug. Rose* (Ord. in VI). Der Dr. *C. H. Ramdohr* ist nur noch interimistisch angestellt und erst seit Michaelis 1827 in die Stelle des zum Prediger in Stettin ernannten Collaborators *Ed. Alb. Wilh. Jonas* eingetreten. Erledigt ist die Lehrstelle der Mathematik, Physik und Zeichenkunst durch den Tod des seit Ostern 1804 für diese Fächer angestellten Lehrers *Jul. Wilh. Fischer* (welcher am 1 Febr. in Berlin, wohin er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gebracht worden war, im 48 J. starb), zu welcher jedoch unter dem 12 März d. J. der Prof. Dr. *Joh. Aug. Grunert* vom Lyceum in Torgau berufen worden ist. Der Religionsunterricht in der 1n und 2n Cl. ist vorläufig von 1827—29 dem Archidiaconus *Neuendorff* übertragen.

Brandenburg, Provinz. Die 16 Gymnasien und 5 andere Schul-

anstalten dieser Provinz haben einen jährlichen Etat von 208945 Thlrn. 12 Sgr., wovon 114970 Thlr. 15 Sgr. 4 Pf. aus Staatscassen kommen. Davon erhalten:

Davon erhalten:	Thlr.	Sgr.	Pf.	aus Staatscassen Thlr.	Sgr.	Pf.
Das Joachimsth. Gymn. in Berlin:	54384 Thlr.	— Sgr.	10 Pf.	54384 Thlr.	— Sgr.	10 Pf.
Das Berlin. Gymn. in Berlin:	15569	26	5	1041	17	—
Das Cölln. Realgymn. in Berlin:	5937	15	—	—	—	—
Das Friedr. Wilh. G. mit d. Realsch. in Berlin:	26702	6	3	8850	6	3
Das Fr. Werdersche G. in Berlin:	10440	6	11	1749	21	11
Das Französ. G. in Berlin:	10296	7	—	5699	10	—
Das Gymn. in Potsdam:	7062	27	6	2965	—	—
Das Gymn. in Brandenburg:	6065	21	6	1984	27	—
Das G. in Prenzlau:	6206	17	6	1975	—	—
Das Gymn. in Neu-Ruppin:	6351	12	8	2313	20	—
Das Gym. in Frankfurt a. O.:	7487	6	3	2895	27	4
Das Gymn. in Cottbus:	3273	7	5	1100	—	—
Das Gymn. in Guben:	3158	7	6	738	—	—
Das Gymn. in Königsberg:	6253	3	9	3206	—	—
Das Gymn. in Lukkau:	3732	17	6	807	—	—
Das Gymn. in Sorau:	3186	8	11	843	8	6
Das Taubstummen-Institut in Berlin:	5703	7	6	5053	15	—
Das Blinden-Inst. in Berlin:	3875	—	—	3810	—	—
Das Schullehrer-Semn. in Potsdam:	6030	—	—	5430	—	—
Das Schull. Semn. in Neu-Zelle:	11545	2	6	6945	2	6
Die Ritterakademie in Brandenburg:	5675	19	—	3178	8	—

Braunsberg. Das Gymnas. verlor im Schuljahr 18$\frac{26}{27}$ seinen Director, den Prof. am kön. Lyceum Dr. *Joh. Heinr. Schmülling*, welcher dieses Amt seit der Reorganisation des Gymn. vom 1 Sept. 1811 an verwaltet hatte, aber zu Ostern 1827 als Regens des bischöfl. Seminars nach Münster ging. [Jbb. III, 4 S. 109.] Das Directorat erhielt der Prof. Dr. *Gideon Gerlach* [Jbb. IV S. 236], welcher sein Amt am 30 Oct. v. J. mit der auch im Druck erschienenen Rede: *Gymnasien sind Vorschulen der Weisheit*, antrat. Am 21 Sept. 1826 wurde *Jacob Aloys Lilienthal* aus Braunsberg, ein ehemaliger Zögling der Anstalt, als neuer Lehrer und Ordinar in VI eingeführt. In der Lehrverfassung sind die Abänderungen getroffen, dass im Latein. Stil in I, II und III, in der Mathematik in II, die Schüler in 2 Abtheilungen unterrichtet werden, für den Religionsunterricht der evang. Schüler 3 Classen eingerichtet sind, und in I eine besondere Stunde für Latein. Sprachübungen bestimmt ist. Das Programm zu den öffentl. Prüfungen am 13 Aug. fl. v. J. (Braunsberg, gedr. b. Feyerabend. 31 S. 4.) enthält auf 15 S. eine Abhandlung des Oberl. Dr. *Kruge: Die Gymnasialbildung, eine nothwendige Bedingung der akademischen Selbsterziehung.*

Braunschweig. Der Prof. *Friedemann* geht zu Johannis d. J. als Oberschulrath und Director nach Weilburg.

Bremen. Die hiesige gelehrte Schule hat durch den Abgang des Prof. *Rump* einen seiner gelehrten Mitarbeiter verloren. Seine Kränklichkeit veranlasste ihn schon vor einigen Jahren von den 24 wöchentlichen Lehrstunden, mit denen hier die Lehrer belastet sind, die Hälfte abzugeben; zu Anfang d. J. entsagte er auch den übrigen und zu Ostern trat er ganz in den Ruhestand. Nur der Stadtbibliothek wird er noch ferner seine Thätigkeit widmen, um welche er sich schon durch einsichtsvolle Anschaffung wichtiger Werke, durch Verfertigung eines Catalogs und durch Erweiterung und Verschönerung des Locals bedeutende Verdienste erworben hat. Nach seinem Abgang von der gelehrten Schule ist der Dr. *Tappenbeck* von der Vorschule zur gelehrten Schule übergetreten, und behält in der ersteren nur den Griechischen Unterricht in 4 wöchentlichen Lehrstunden bei. Auch der Hülfslehrer *Volkmann* von der Vorbereitungsschule giebt jetzt in der gelehrten Schule Unterricht. Die durch *Hundeiker's* Tod in der Handelsschule erledigten Lehrstunden haben vorläufig die DD. *Plate* und *Ruete* übernommen. Aus dem Lectionscatolog, den die gelehrte Schule für das Sommerhalbjahr 1828 bekannt gemacht hat, ersieht man, dass aus den frühern Unterrichtsgegenständen [Jbb. V S. 113] die philologischen Hülfswissenschaften und die Religionsgeschichte ausgefallen, dagegen aber Logik aufgenommen ist. Auffallend ist es, dass aller Religionsunterricht fehlt und dass auch die Geographie nur in Tertia vorgetragen wird. Sehr muss man bedauern, dass diese höhere Lehranstalt in der jüngsten Zeit von Leuten, die sich *wohl unterrichtet* nennen aber doch nur bei allgemeinen Beschuldigungen stehen bleiben, mancherlei Anfechtungen hat erdulden müssen. Derjenige, welcher

sich überlegener Einsicht in seinem Berufe und treuen Pflichteifers bewusst ist, würde sich, wenn der unverständige Haufe die Anschuldigungen eines Instituts auf jedes einzelne Mitglied des Lehrercollegiums überträgt, in seinem der Freudigkeit und des heiteren Geistes bedürfenden Amte auf eine unwürdige Weise verletzt fühlen, wenn er nicht sich erinnerte, dass diese Art der Geschäftigkeit einer gewissen Classe von Menschen den Beifall der *καλῶν κἀγαθῶν* nicht erhalten wird, und dass doch nur dieser Beifall für den redlichen Arbeiter neben dem Zeugnisse des guten Gewissens von Werth ist.

Breslau. Von 1814—1827 sind in dieser Stadt 290927 Thlr. als Stiftungen und Schenkungen zu milden Zwecken von Privatpersonen ausgesetzt worden. An das Gymnas. Leopoldinum [kathol.] ist unter dem 17 März der Dr. *Bach* vom Gymnasium in Oppeln als Oberlehrer berufen worden. Zu den öffentlichen Prüfungen im Friedrichs-Gymnas. am 31 März ff. d. J. lud der Rector und Prof. Dr. *C. Lud. Kannegiesser* durch ein Progr. (Breslau, gedr. bei Grass und Barth. 28 S. 4.) ein, welches S. 1—18 die Abhandlung: *De promovendo in scholis linguae Latinae studio*, vom Prof. M. *J. C. Tobisch* enthält. Das Lehrerpersonale besteht aus den ordentlichen Lehrern Prof. Dr. *Kannegiesser* (Director), Prof. Dr. *Kunisch*, M. *Mücke*, Prof. M. *Tobisch*, Oberlehrer *Wimmer*, Lehrer *Woltersdorf*, L. *Tobisch* u. L. *Schulz*; den Hülfslehrern *Hiller*, *Decamp* und *Pohl* und dem emeritierten Lehrer *Quirini* (Oberinspector und Bibliothekar). Diese Lehrer ertheilen in 6 Classen in wöchentlichen 189 Stunden Unterricht. Im Elisabetanum lud der Rector, Prof. *Reiche*, zu den Prüfungen am 24f. März durch ein Programm (Breslau, gedr. bei Grass und Barth. 38 S. 4.) ein, zu dem der Prorector, Prof. Dr. *Wellauer*, auf 25 S. *Additamenta ad Vechneri Hellenolexian* geliefert hat. Aus den Schulnachrichten erfährt man, dass das Lehrerpersonal aus 17 Personen besteht, welche wöchentl. in 6 Classen 218 Lehrstunden ertheilen, nämlich aus den Proff. *S. G. Reiche* (Rector u. Ordin. in I), Dr. *A. Wellauer* (Prorector), und *J. F. Hänel*; den Collegen *S. F. Gröning* (Ordin. in IV), *N. H. Weichert* (Ordin. in II), *C. W. Geisheim*, *C. W. Oelsner* (Ord. in VI), *K. G. Kinzel*, Dr. *C. G. E. Pinzger* (Ord. in III), *P. A. E. Keil* (Ord. in V), und dem zum 8n Colleg. berufenen Schulamtscandid. *F. A. Kämp*; den Schulamtscandidaten und Mitgliedern des philolog. Semin. *A. G. Stenzel* und *Klettke*, welche ihr Probejahr bestehen; dem Franz. Sprachlehrer *von Grossmann*, dem Zeichenlehrer *Kalter*, dem Schreiblehrer *Hauk* (Rector in der Vinzenzschule) und dem Gesanglehrer *Posner*. Bei der Universität haben für das Sommerhalbjahr 58 akad. Lehrer [35 ord. und 12 ausserord. Proff. u. 11 Privatdocc. 5 evang. und 4 kath. Theol., 7 Jur., 16 Med. und 26 Philos.] und 3 Lectoren 190 Vorlesungen angekündigt, und der Prof. *Passow* hat den Index lectt. durch *Variae lectt. ex duobus codd. orationis Marcellianae* eingeleitet. Der Lector der Engl. u. Span. Sprache Dr. *Friedr. Otto* hat einen Ruf an die Univ. in Erlangen angenommen. Statt seiner ist der Candidat *August*

Scholz provisorisch als Lector der Englischen Sprache angenommen. Der Privatdocent Dr. *G. L. Dirichlet* ist zum ausserord. Prof. in der philos. Fac. ernannt.

Cöln. Am Jesuiten-Gymn. sind der Hülfslehrer *Lay* und der interimist. Lehrer *Niegemann* als ordentliche Lehrer angestellt, und der Lehrer *Breuer* ist mit einer jährl. Pension von 300 Thlrn. in den Ruhestand versetzt worden. Der Oberlehrer Dr. *G. S. Ohm* ist seinem Wunsche gemäss aus seinen bisher. Dienstverhältnissen entlassen, und die dadurch erledigte Lehrstelle der Mathematik und Physik hat der Oberlehrer *Eschweiler* vom Karmeliten-Gymn. mit dem etatsmässigen Gehalte von 700 Thlrn. und freier Wohnung erhalten.

Coesfeld. Zum Director des neugegründeten Gymnasiums ist der bisher. Lehrer *Sökeland* vom Gymn. in Münster ernannt worden.

Cottbus. Der Quintus *Türke* am Gymn. ist in den Ruhestand versetzt worden.

Darmstadt. In dem Programm, welches zu der Gymnasialprüfung und Preisvertheilung am 24—26 Sept. 1827 erschien (Darmstadt, gedr. mit Will'schen Schriften. 4.) hat der Gymnasiallehrer, Hofrath Dr. *Georg Lauteschläger*, eine historische Abhandlung: *Die Einfälle der Normänner in Teutschland*, auf 38 S. geliefert, welche für Geschichtsforscher von grossem Interesse seyn wird, aber für ein Schulprogramm einen zu entlegenen und speciellen Theil der Schulwissenschaften zu behandeln scheint. Interessant aber sind die vom Director *C. Dilthey* auf 28 S. gelieferten Schulnachrichten. Sie beginnen mit den Lebensbeschreibungen und Einführungsfeierlichkeiten der neuangestellten Lehrer Dr. *Carl Ernst Wagner* und *Heinr. Jul. Ernst Palmer* [Jbb. III, 2 S. 119], und theilen dann über Einrichtung, Zweck und Forderungen des Gymnasialunterrichtes, mit Widerlegung mehrerer localen Anschuldigungen, beherzigungswerthe Winke mit. Den Bericht über die im verflossenen Semester behandelten Lehrgegenstände kann man mit der in der Allgem. Schulzeit. 1828 Nr. 35 S. 273—288 mitgetheilten neuen *Instruction für den Unterricht im Gymnasium zu Darmstadt* vergleichen, um zu sehen, wie ausgebreitet und allseitig der Unterricht und wie hoch die Forderungen sind, die man an die Schüler macht. Fast möchte man zu viel und zu hohe Doctrinen in die Lehrverfassung aufgenommen wähnen, aber dass sie dem Sprachunterrichte wenigstens nicht bei allen Schülern Eintrag thun, beweisen die S. 21—26 mitgetheilten vorzüglichen und für Schüler ausgezeichneten Musterarbeiten einiger Schüler, welche in Lateinischen und Deutschen metrischen Uebersetzungen der Sapphischen Ode an die Venus, mehrerer Epigramme der Griech. Anthologie und eines Stückes aus Boethius und Quintus Smyrnäus bestehen. Noch ist ein pädagogisch wichtiger Aufsatz *über den Unterricht im Zeichnen* zu erwähnen, welchen der Galleriedirector Dr. *Müller* S. 15—20 hat drucken lassen. Die Schülerzahl war 174 in 5 Classen [36, 51, 51, 24, 12] und zur Universität wurden 14 Selectaner entlassen.

Dresden. Die durch *Hermsdorf's* Tod erledigte Lehrstelle der Mathematik an der Kreuzschule ist dem durch mehrere mathematische Werke bekannten und bereits als Lehrer der Mathematik an der kön. Militäracademie angestellten Lieutenant *Friedrich Löhmann* übertragen worden.

Ellwangen. Der Präceptor *Jaker*, Hauptlehrer der fünften Classe des Gymnasiums, hat den Titel Oberpräceptor erhalten.

Freiberg. Am 5 März starb hier der Bergrath und Oberbergamtsassessor *Leberecht Ehregott Taube*, geb. zu Gränitz bei Langenau am 25 Nov. 1753, und durch sein Werk *über die Berggerichtsbarkeit in Sachsen* in der gelehrten Welt nicht unbekannt. Er hatte schon bei seinem Leben dem hiesigen Schullehrerseminar 3200 Thlr. geschenkt, und hat nun nach seinem Tode noch folgende Stiftungen gemacht: 1) 15000 Thlr., welche bis zu 20000 Thlrn. werbend angelegt und deren Zinsen dann zu einer Erziehungsanstalt für arme Kinder und Waisen aus dem Bergstande des Erzgebürges, zur Bildung guter Kinderwärterinnen und zur Heranziehung guter weiblicher Dienstboten verwendet werden sollen. 2) 2000 Thlr., deren Zinsen jährlich an zwei zur Universität abgehende Schüler des Freiberger Gymnasiums vertheilt werden sollen. 3) 100 Thlr. der Pensionscasse für Wittwen und Waisen der Volksschullehrer. 4) 100 Thlr. der Arbeitsanstalt zu Freiberg.

Grätz. Die Directorstelle des theolog. Studiums an der Universität ist unter dem 7 März dem Abte des Cisterzienser-Stiftes Rein, *Ludwig Crophius*, übertragen worden. Vgl. Jbb. VI S. 252.

Greifswald. Am Gymnasium ist der Subrector Dr. *Curtius* an die Stelle des zu Ostern d. J. abgegangenen Conrectors *Lehmann* in das Conrectorat aufgerückt. An der Universität haben 31 akad. Lehrer [5 Theol., 5 Jur., 6 Med. und 15 Philos.] für das Sommerhalbjahr 121 Vorlesungen angekündigt.

Grimma. In dem zu der öffentlichen Entlassung von 4 Schülern zur Universität, am 27 März d. J., geschriebenen Programme hat der Rector, Prof. M. *Aug. Weichert*, die Bekanntmachung seiner vortrefflichen Untersuchungen und Fragmentensammlungen der alten Röm. Dichter fortgesetzt und diessmal eine *Commentatio de Domitio Marso poeta*, 24 (23) S. 4, geliefert.

Gross-Glogau. Der Gymnasialprofessor *Gärtner* ist mit einer jährlichen Pension von 450 Thlrn. in den Ruhestand versetzt.

Gumbinnen. Das Gymnasium verlor im Schulj. $18\frac{2}{2}\frac{6}{7}$, als noch die durch *Schopis* Tod [Jbb. I S. 487] erledigte Lehrstelle unbesetzt war, den Oberlehrer der Geschichte und Geographie Dr. *Joh. Heinr. Christian Lünemann*. In Göttingen geboren, erzogen und auf den dortigen Lehranstalten gebildet, ging er 1809 als Hauslehrer nach Liefland, nahm bald darauf eine Lehrerstelle an der Schule zu Fellin und später an der Kreisschule zu Wolmar an, und wurde 1812 auf Heyne's Empfehlung als zweiter ordentlicher Lehrer nach Gumbinnen berufen, wo er jedoch des Kriegs wegen erst im Juli 1813 eintraf.

1817 rückte er in die erste Unterlehrerstelle auf und unterrichtete bis 1822 in den untern und mittlern Classen (in der Physik auch in Secunda) in verschiedenen Lehrfächern mit Eifer und gutem Erfolg. Seit Ende 1822 lehrte er als dritter Oberlehrer hauptsächlich Geschichte, Geographie, Physik und Deutschen Stil in den obern Classen, neben einigen Griechischen und Latein. Lehrstunden in Secunda. Ein hartnäckiges Augen- und Halsübel nahm ihm in den letzten 2 Jahren seine Kräfte und seinen Lebensmuth, und er starb an einem Nervenschlage am 25 Jan. [nicht 5n, wie III, 1 S. 112 steht] v. J. Proben seiner literarischen Thätigkeit hat er in seinen Wörterbüchern zu Homer's Odyssee und Ilias hinterlassen. Zur Ausfüllung der dadurch im Unterricht des Gymnasiums entstandenen Lücken übernahmen zunächst der Lehrer *Lehmann* und der provisorische Hülfslehrer Dr. *Merleker* [Jbb. II S. 214] den grössten Theil der erledigten Lehrstunden. Am 12 Febr. v. J. ward der Schulamtscand. *Jul. Gust. Alb. Sperling* aus Ragnit als Oberlehrer der Mathematik und Physik eingeführt, und am 30 Jun. dess. J. trat der bish. ord. Lehrer am Stadtgymn. in Königsberg, Dr. *Heinrich Otto Hamann*, als 3r Oberlehrer ein, und der bish. 2e Oberlehrer *Petrenz* rückte durch Verfügung vom 17 Jul. in die erste Oberlehrerstelle auf. Demnach hat das Gymnasium jetzt folgende Lehrer: den Director *J. D. Prang* (Ord. in I), die Oberlehrer *Petrenz* (Ord. in II), *Sperling* und *Hamann*, die Lehrer *Lehmann* (Ord. in III), *Lucks* (Ord. in Ober IV), *Brunkow* (Ord. in V), *Mauerhoff* (Ord. in VI), *Küssner* und Dr. *Merleker* (Ord. in Unter IV), und den Musiklehrer und Organist *Hermes*, welcher nach Lünemann's Tode seit dem 1n Mai v. J. den 1825 von ihm aufgegebenen Unterricht der obern Singclasse wieder übernommen hat. Die Schulbibliothek ist ausser den Programmen auf 1024 Werke in 1991 Bänden angewachsen. Das Progr. zu der öffentl. Prüfung am 28 und 29 Sept. v. J. (Gumbinnen, gedr. b. Meltzer. 43 S. 4.) liefert auf 25 S. eine Abhandl. des Oberl. *Sperling: Ueber die Conformität der unmöglichen oder imaginären Grössen überhaupt und über die Unveränderlichkeit der Form* $a + b\sqrt{-1}$ *bei jeder Rechnungs-Operation besonders.*

Hamburg. Bei dem akademischen Gymnasium daselbst, das in den letzten Zeiten drei seiner Lehrer, *Gericke*, *Gurlitt* und *Hartmann*, verloren hat, deren Stellen noch nicht wieder besetzt sind, ist, nach dem Beschluss des Scholarchats, ein Interimisticum eingetreten, und es sind vier von den Professoren an der Schwesteranstalt, dem Johanneum, die Herren Dr. *F. G. Zimmermann*, Dr. *Cornel. Müller*, *Calmberg* und Dr. *Ullrich*, ersucht worden, die Vorlesungen über d. A. und N. T., über Griechische und Römische Classiker, so wie über die Geschichte einstweilen zu übernehmen: welchen Wunsch die gedachten Männer schon von Ostern d. J. an mit Bereitwilligkeit erfüllt haben. Hr. Prof. und Director *Kraft*, an den derselbe Antrag ergangen war, sah sich, seiner so sehr gehäuften Amtsarbeiten wegen, genöthigt, denselben abzulehnen.

Heilbronn. Der Gymnasialprofessor *Roth* ist mit Beibehaltung

seines Titels als Professor zum evangelischen Stadtpfarrer in Creglingen ernannt.

Helmstedt. Zur öffentl. Prüfung am 28 März d. J. lud der Prof. und Director Dr. *Hess* ein mit dem Programm: *Variae lectiones et observatt. in Taciti Germaniam. Comment. II.* 4½ Bgn. 4. Die Schülerzahl betrug 347, darunter 63 Auswärtige. Ein dringendes Bedürfniss des Gymn. ist die Anlegung einer Schulbibliothek, wozu hoffentlich in der Kürze die nöthigen Fonds vom jetzigen erleuchteten Ministerium verwilligt werden dürften. Durch den im Febr. d. J. als Sextus angestellten Cand. *Eggeling* aus Helmstedt ist das Lehrercollegium wieder vollzählig geworden. Vgl. Jbb. V S. 321.

Königsberg. Das Friedrichs-Collegium verlor zu Ostern v. J. 2 Lehrer, den nach Lübeck [Jbb. III, 1 S. 118] versetzten Oberlehrer in Secunda Dr. *Ackermann* und den Hülfslehrer *Heinrici* in Sexta, welcher als ordentl. Lehrer an die Stadtschule in Memel ging. Dafür traten zwei ehemalige Zöglinge der Anstalt als Lehrer ein, in die Stelle des letzteren *J. H. E. Toop*, in die des ersteren *Gust. Adolph Schröder*. Das Programm des Direct. Dr. *Gotthold* zu der Prüfung am 8 Oct. (56 S. gr. 4.) enthält auf 44 S. *Bemerkungen über die Herakliden des Euripides* von demselben. Im neuen Schuljahr ist der Schulamtscandidat *Wannowski* als fünfter Oberlehrer angestellt worden.

Landshut. Die durch kön. Rescript vom 10 Nov. 1826 neu organisirte Studienanstalt [Jbb. II S. 218] hat zu der öffentl. Preisevertheilung am 5 Sept. v. J. ihren ersten Jahresbericht (31 S. gr. 4.) geliefert, in welchem S. 3—19 als wissenschaftliche Abhandlung die auch im Buchhandel in 8 erschienenen *Bemerkungen über den Werth und die Bedeutung der Bayerischen Lyceen*, vom Prof. *Max Furtmair*, mitgetheilt sind. Die Stadt Landshut hatte schon früher von 1774—1780 ein vollständiges Lyceum, dann 1781—1794 nur die Logik und Physik, von 1795 an wieder ein vollständiges Lyceum, das mit dem Schlusse des Studienjahres 179$\frac{8}{9}$ aufgelöst wurde, und bei seiner Auflösung 11 Candidaten der Theologie, 8 Cand. der Physik oder des 2n allg. Cursus und 25 Cand. der Logik oder des 1n allgem. Cursus zählte. Die Lehrfächer waren für die Theologen: Dogmatik, Kirchenrecht, Moraltheologie und Kirchengeschichte; für die Physiker: allgemeine Naturlehre, höhere Mathematik, besondere Naturlehre, Religionslehre und Moralphilosophie; für die Logiker im 1n Semester: Logik und Ontologie, Mathematik, Religionslehre, im 2n Sem.: Kosmologie, Psychologie und natürliche Theologie, Mathematik und Religionslehre. Der Unterricht an der damaligen Gesammtlehranstalt war den Prämonstratenser-Chorherrn anvertraut, und der Pater *Emmeran Grötsch*, Prof. des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte, der letzte Lyceal- und Gymnasial-Rector. Von 1799 blieb nur das Gymnasium übrig, welches aber, nachdem es über 185 J. bestanden, durch Rescript vom 15 Oct. 1813 unter dem Gymnasialrector *Alan Matthäus Stelzer*, Ex-Benedictiner von Oberalteich, aufgelöst ward.

An seine Stelle trat die neu organisirte, nach dem Normativ von 1808 sogenannte Studienschule, bestehend aus 2 Primär- (Studien-Vorbereitungs-) Classen und aus dem Progymnasium von 2 Cursen. Im Studienjahr $18\frac{19}{20}$ vermehrte sich das Progymnasium mit der I und II Gymnasial-Classe, und im Studienj. $18\frac{20}{21}$ ward das Gymnasium vollständig hergestellt. Ende 1826 [Jbb. II S. 218] ward auch das Lyceum in der Art hergestellt, dass alle Gegenstände, welche auf den andern k. Lyceen in zweijährigem Lehrcurse normalmässig vorgetragen werden, auch hier vollständig gelehrt werden. Es erhielt vom aufgelösten Lyceum in München die ansehnliche Bibliothek, den physikalischen Apparat, die mineralogische und zoologische Sammlung und ein kleines Münzcabinet. Das Rectorat des Lyceums und Gymnas. erhielt der Reg.- und Schulrath *F. X. Müller*. Zu Lycealprofessoren wurden ernannt: für die gesammte theor. und prakt. Philosophie: der Lycealprof. *Maximilian Furtmair* aus Bamberg; für Physik und Mathematik: der Prof. *Joh. Ant. Nennhuber* von der bish. Studienanstalt in Landshut; für Philologie: der bish. Studienrector und Prof. der Gesch. und Geogr. *J. B. Rappel*, ebendaher; für Geschichte: der Prof. *Jac. Phil. Fallmereier* (zugleich Lycealrectorats-Assessor), ebendaher; für Chemie, Technologie und Naturgesch.: der bish. Laborant im chemischen Laboratorium der Universität Dr. *Cajetan Kaiser*. Ausserdem wurde der kön. geistliche Rath, Universitätsprof. und Stadtpfarrer Dr. *Magold* veranlasst neben seinen Pfarramtsgeschäften über höhere Mathematik Vorlesungen zu halten. Der erste Cursus der Philosophie zählte im Studienj. $18\frac{26}{27}$ zu Anfang 14, zu Ende 11 Candidaten; für den zweiten Cursus waren noch keine Candidaten vorhanden: wesshalb die Lycealproff. *Rappel* und *Nennhuber* als Fachlehrer am Gymnasium verwendet wurden. Der zum Prof. der Logik an der Lycealclasse ernannte *Adam Gengler* trat, mit Vorbehalt seines Ranges, an das Gymnasium als Religionslehrer sämmtlicher Classen zurück, wobei ihm jedoch unbenommen blieb am Lycealunterrichte in der praktischen Philosophie, Moral, Religionslehre etc. erleichternden Antheil zu nehmen. Das Gymnasium zählte in 5 Classen im genannten Studienjahr zu Anfange 34, 38, 25, 28 u. 33, zu Ende 41, 35, 20, 27 u. 30 Schüler. Lehrer waren ausser Gengler: in der 5n oder Ober-Classe die Proff. *J. M. Fischer*, Classenlehrer, und *J. B. Haggenmüller*, Mathematicus und Gymnasialrectorats-Assessor; in der 4n dieselben, ersterer als Classenlehrer und Mathematicus, und letzterer als Lehrer der Geschichte; in der 3n der Prof. *Christoph Häberle*, Classenlehrer u. Mathematicus; in der 2n der Prof. *Ludw. Osterrieder*, Cl. L., und der Studienlehrer *Gallus Schmid*, Math.; in der 1n der Prof. *J. P. Hutter*, Cl. L. und Math. Neben den gewöhnlichen Lehrgegenständen wurden auch die Schüler, welche sich freiwillig meldeten, im Französischen und Italienischen unterrichtet. Die Studien-Vorbereitungs-Schule zählte in 2 Classen zu Anfang d. J. 40 u. 45, zu Ende 38 und 42 Sch. Den Unterricht besorgten: als Classenlehrer die Studienlehrer *Gallus Schmid* und

Sebastian Mutzl, als Religionslehrer der Gymn. Prof. *Osterrieder*. Unter den 244 Gesammtzöglingen waren 3 protestantische, 203 aus dem Bürger- und Bauernstande, und 84 lebten von fremder Unterstützung.

Lausanne. An der Akademie ist unter dem 20 Dec. v. J. *Louis Rodieux von Rossinière* zum Professor der Griech. Sprache und Literatur ernannt worden.

Leipzig. Von Ostern 1827 bis dahin 1828 sind auf hiesiger Universität 445 Studierende inscribiert worden, darunter 169 Ausländer, 195 Theologen, 162 Juristen, 42 Mediciner, 46 Philosophen. Für das Sommerhalbj. haben 105 akad. Lehrer [31 ord. u. 23 ausserord. Proff. und 51 Privatdocc., 8 Theol., 33 Jur., 30 Med. u. 34 Phil.] 329 Vorlesungen angekündigt. Der Privatgelehrte M. *Wilh. Dindorf* ist in Folge eines abgelehnten Rufs nach Berlin [Jbb. VI S. 133] durch ein Rescr. vom 23 Jan. zum ausserord. Prof. der Literaturgeschichte in der philosoph. Fac. ernannt. Auch dem Privatdocenten M. *Carl Heinrich Frotscher*, drittem Lehrer an der Nicolaischule, ist eine ausserordentliche Professur in derselben Facultät ertheilt worden. Am 16 Febr. d. J. trat der M. *Christ. Herm. Weisse* die ihm übertragene ausserord. Professur in der philos. Facult. durch eine Rede *de indole philosophiae Platonicae* an, und schrieb dazu das Programm: *De Platonis et Aristotelis in constituendis summis philosophiae principiis differentia.* Zur Feier des Osterfestes lud der theol. Decan *Joh. Aug. Heinr. Tittmann* durch eine *Memoria Henrici Theophili Tzschirneri* (24 S. 4.) ein. Als Privatdocent in der philos. Fac. habilitierte sich am 3 Mai der M. und Licent. der Theol. *Carl Aug. Hase* durch *Commentarii historici de jure ecclesiastico* (Lpz., Hartmann. VI u. 76 S. 8.), welche zur Erläuterung der Literargeschichte der von ihm herauszugebenden *Institutiones juris ecclesiastici* dienen sollen. — Zu einem Schulact auf der Thomasschule am 24 Apr. lud der Rector, Prof. *Rost*, ein durch *Plautinorum cupediorum ferculum XVI.* 23 (29) S. 4. Die Anstalt zählte um diese Zeit 204 Schüler [157 in den vier Classen der gelehrten Schule] und entliess zu Mich. v. J. 11, zu Ost. d. J. 12 Zöglinge zur Universität. Die durch *Lipsius* Abgang [Jbb. VI S. 252] erledigte ausserord. Collaboratur ward dem M. *Maurer* mit Beibehaltung seines Geschäfts als Hebräischer Sprachlehrer übertragen.

Lessina. Zum Katecheten und Director der Hauptschule ist unter dem 1 März der Priester *Johann Colonello* ernannt worden.

Magdeburg. Am Domgymnasium sind die Lehrer *F. Blum*, *J. Rohde* und *C. Funk* zu Professoren, die Collaboratoren *Sucro* und *Wolf* zu Oberlehrern ernannt. Der Lehrer *Meyer* von der Vorbereitungsschule geht als zweiter Lehrer an das Schullehrerseminar in Halberstadt.

Neu-Ruppin. Am Gymnasium ist der Zeichenlehrer *Masch* angestellt worden.

Zur Recension sind folgende Werke versprochen:

Beck: Accession. ad Fabricii Bibl. Gr. *Nitzsch:* Indagandae per Homer. interpol. praeparatio. *Schickardt:* Odyss. lib. I loci explic. *Schierenberg:* Ueber d. urspr. Gestalt der beiden ersten Hom. Hymnen. *Uhlemann:* Sacra Mosaica et Hom. comparata. — *Hinrichs:* Das Wesen der antiken Tragödie. *Ellendt:* De tragicis Graec. inprimis Euripide. Euripidis Ion von *Hermann* und von *Bothe*, Hecuba von *Lange*, Hippolytus v. *Sander.* — *Weber:* Ueber des Perikles Standrede. — *Rötscher:* Aristoph. u. sein Zeitalter. *Süvern:* Ueber Aristoph. Wolken und über dessen Drama ben. das Alter. — Platonis Eclogae v. *Rückert. Richter:* De ideis Platonis. *Heusde:* Initia philos. Plat. — *Michelot:* Die Ethik des Aristoteles. — Cic. de Finibus v. *Billerbeck.* — Quintilian's 10s Bch. übers. v. *Gutmann.* — Taciti Agricola v. *Walch.* — Melanchthonis epistt. v. *Wegscheider.* — *Reinbeck:* Handb. der Sprachwissenschaft. *Wüllner:* Bedeutung der sprachl. Casus und Modi. *Pott:* De relationibus praepositionum. *Rapp:* Verhältn. zwisch. antiker Prosodie u. d. modernen Sprachaccent. — *Prüfer:* De Graeca atque Lat. declinatione. *Wentzel:* De genitivis et dat. absolutis. *Poppo:* De Graec. verbis mediis. *Heidler:* Ueber den Artikel. *Merz:* De particc. μὴ et μὴ οὐ. *Richter:* De praec. Gr. L. anacoluthis. *Munk:* Tabell. Uebersicht der Metra der Gr. u. Röm. *Nadermann:* Sammlung Griech. Wurzelwörter. *Pinzger:* Elementarb. d. Gr. Spr. — *Reuscher:* Lat. Schulgrammatik. *Keim's* und *Traub's* Formenlehre. *Gailer:* Abhandl. der Lat. Redetheile. *Wagner:* De part. *ut ne. Mohr:* Lehre vom Lat. Conjunctiv. *Gernhard:* De usu participii Lat. *Rothert:* Plan eines method. Lat. Elementarbuchs. *Schwenck:* Etymol. Wörterb. d. Lat. Spr. *Ficker:* Chrestomathia Lat. — *Heyse:* Theor.-prakt. Deutsche Grammat. nebst den Zusätzen von *Lorberg. Radlof:* Schreibungslehre d. D. Spr. *Pölitz:* Lehrb. d. D. dicht. Schreibart. *Garve:* Der D. Versbau. *Graff's* Diutiska. — Geograph.-histor.-mythol. Handwörterbuch. Kempten. — Die Lehrbücher der alten Geschichte von *Ellendt*, *Rauschnik*, *Reuscher*, *Wiecke* und *Lieber.* Gesch. d. Carthager von *Böttiger.* — *Weisse:* Darstellung der Griech. Mythologie. *Völcker:* Die Mythol. des Japet. Geschlechts. — *Hanschke's* Staat, Schule und Haus, und *dessen* Wesen und Zweck des Gymnasialunterrichts. *Tetzner:* Zeitgeist und Stock. *Gerlach:* Gymnasien sind Vorschulen der Weisheit. *Schramm:* Ueber Charakterbildung. *Sulzer:* Beruhigung studier. Jünglinge. *Busch:* Mittheilungen an Jünglinge.

Druckfehler.

Jbb. Bd. VI Hft. 2 S. 248 Z. 1 lies: *Reidel* statt *Steidel.* S. 261 Z. 8 v. u. l. 250 *Gulden* statt 250 *Thalern.*

I n h a l t

von des ersten Bandes drittem Hefte.



JAHRBÜCHER

FÜR

PHILOLOGIE UND PÆDAGOGIK.

Eine kritische Zeitschrift

in Verbindung mit einem Verein von Gelehrten

herausgegeben

von

M. Joh. Christ. Jahn.



Dritter Jahrgang.

Erster Band. Viertes Heft.

Oder der ganzen Folge

Sechster Band. Viertes Heft.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1828.

Si quid novisti rectius istis,

Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Programme.

Sapphonis Mytilenaeae fragmenta. Specimen operae in omnibus artis Graecorum lyricae reliquiis excepto Pindaro collocandae. Memoriam anniversariam inauguratae ante hos 284 annos scholae provincialis Portensis d. 1 Nov. 1827 pie celebr. indicit — D. *Christianus Fridericus Neue*, Professor. Berolini ex officina G. C. Nauckii. 1827. 106 S. gr. 4.

Es sind zwölf Jahre verflossen, seitdem Rec. auf ähnliche Weise die Fragmente des *Alkman* in einem Programm und ebenfalls als Probe einer Bearbeitung aller Ueberreste der lyrischen Poesie der Griechen mit Ausschluss des Pindar, welche er sorgfältig gesammelt hatte, herausgab. Er war zu diesem Unternehmen in einem Alter, in welchem irgend einen bestimmten Plan zu einer philologischen Arbeit für den Druck zu fassen er für sich den Muth nicht gehabt haben würde, von Voss, bey einer ersten Bekanntschaft von wenigen Tagen, aufgefordert worden. Voss hatte bey seinen Arbeiten häufig eine solche Sammlung vermisst: wollte übrigens nur einen kahlen Abdruck der Fragmente, ungefähr so wie er sich mit Hülfe einiger seiner Schüler die des Hesiodus zu seinem Gebrauch zusammengestellt hatte, und dazu verlangte er genaue Wortregister. Der Wink des Mannes, welcher ihm schon als Knaben durch die Virgilischen Landgedichte ein grosses und anziehendes Bild in die Seele geprägt hatte, wirkte bey dem Unterzeichneten augenblicklich Lust zu der Arbeit und Vertrauen in seine eigentlich zwar noch völlig unzureichenden Kräfte, und bald wurden Anstalten zur Ausführung gemacht. Als er nachher in Heerens Ausgabe des *Menander de encomiis* p. 35 fand, dass dieser Gelehrte die Fragmente der Lyriker vor etwa 20 Jahren schon gesammelt und zur Herausgabe bestimmt gehabt habe, erkundigte er sich bey ihm, ob diese Absicht, wie zu vermuthen war, ganz aufgegeben sey oder nicht. Heeren, welcher damals den Namen des sich aufwerfenden Nachfolgers noch nicht gehört haben konnte, überraschte ihn mit ausnehmender Gefälligkeit durch die Zusendung seiner Sammlungen. Diess war schon im Jahr 1805. Später traten Reisen und andre Studien dazwischen, und die Ausführung,

einmal in die Ferne gerückt, würde vielleicht noch lange nicht versucht worden seyn, wenn nicht die Verpflichtung ein Programm zu schreiben dazu plötzlich einen Anlass gegeben hätte. Rec. hatte indessen niemals unterlassen, wenn er in verschiedenen andern Absichten die alten Schriftsteller las, was ihm von lyrischer Poesie vorkam zu notiren; und es hat alles Sammeln für besondere Zwecke den Vortheil, dass man eifriger liest und viele Bücher bey Gelegenheit vollständiger kennen zu lernen bedacht ist, die man sonst nur stellenweise benutzen würde. Wer freylich die Autoren durchlesen wollte bloss um nach Fragmenten zu jagen, würde demjenigen zu vergleichen seyn, der den Eigensinn hätte, auf einer grossen und fruchtbaren Blumentrift nur einer einzigen Art sehr dünn ausgestreuter Blumen in weiten Entfernungen nachzuspüren, anstatt zu gleicher Zeit die schönsten von verschiedener Gattung zu pflücken; und lieber als so zu verfahren mag einer, wie es manche wirklich thun, Fragmente bloss aus den Registern auflesen: so gewinnt er wenigstens Zeit und liest vielleicht künftig zu umfassenderen Zwecken die Bücher selbst. Die Weise, nach welcher Rec. langsam, eine Reihe von Jahren hindurch sammelte, ist angedeutet durch das Motto auf dem Titelblatt des Alkman: *Ἔμβλεψον εἰς τὰ μνήμαθ᾽ ὡς ὁδοιπορεῖς.* Uebrigens hat er von Anfang an die Absicht gehabt, den Rath von Voss und die Mittheilung von Heeren öffentlich mit Dank anzuerkennen. Als Alkman in Eile und ohne Vorrede gedruckt wurde, glaubte er sich von nun an unausgesetzt dem ganzen Werk zu widmen, und sparte daher die Erklärung für die würdigere Stelle auf. Jetzt, da diese Gelegenheit niemals erschienen ist, ergreift er die gegenwärtige, um sich einer angenehmen Pflicht spät noch zu entledigen. Die Schriften, aus welchen Heeren die lyrischen Fragmente, unter einander, in der Folge wie sie vorkommen, übrigens ohne Bemerkungen irgend einer Art beyzufügen, ausgeschrieben hatte, sind in vollständigem Verzeichniss folgende: die sämmtlichen Scholien zu den Dichtern, Eustathius, die Aldinischen Grammatiker und Rhetoren, von welchen beyden Fragmente geliefert haben die *Eclogae ex Eustath. et aliis Gramm.*, Chöroboscus in mehrern Schriften, Johannes und Gregorius über die Dialekte im zweyten, Phrynichus im dritten, Apollonius *περὶ συντάξεως* im ersten, Georg Lecapenus und Moschopulus *περὶ συντάξεως* im vierten Bande der Grammatiker, dann unter den Rhetoren Hermogenes *de formis orationis*, Aristoteles Rhetorik mit dem Schol., die rhetorischen Schriften von Dionysius, von Aristides, Demetrius Phalereus, Menander, Apsines, die Bruchstücke von Longin, der Schol. des Aphthonius. Ausserdem wurden noch excerpirt die Auszüge des Leo Allatius, die in der *Biblio-*

theca Coisliniana, Ammonius und Lesbonax, die Chrestomathie des Proclus und die des Helladius bey Meursius *de regib. Lacon.*, die Auszüge aus Apollonius von Js. Vossius, Hephästion, Antoninus Liberalis, Parthenius, Ptolemäus Hephästion, Theons Progymnasmata. Ein Theil dieser Excerpte, besonders aus einigen in den *Aldinischen Sammlungen* enthaltenen Schriften, hat dem Rec., welchem jene nicht immer zur Hand gewesen sind, früher gute Dienste gethan. Freylich fast nur in so weit, als er eine Liebhaberey daran gesetzt hatte, die Sammlung für sich so vollständig als möglich zu besitzen. Denn die Bearbeitung und Herausgabe derselben, ohne jemals aufgegeben worden zu seyn, wurde doch durch manche andre Arbeiten mehr und mehr zurückgeschoben, und würde vielleicht niemals zu Stande gekommen seyn, wenn auch nicht ein andrer aufgetreten wäre, der rüstiger zum Werke zu schreiten verspricht. Rec. freut sich daher dieses Ereignisses, und besonders darüber, dass das Unternehmen in so gute Hände gefallen ist, indem die vorliegende Probe, einen der schwierigsten Theile des Ganzen enthaltend, für die gelehrte, scharfsinnige, gewissenhafte Behandlung desselben eine hinlängliche Gewähr leistet. Er selbst gedenkt nur noch, und dieses in nicht gar langer Frist, die *Iambographen* in Einem Bande herauszugeben, deren Bruchstücke er nicht bloss gleichmässig mit den lyrischen gesammelt, sondern sämmtlich vor vielen Jahren schon bearbeitet hatte, und nur nachzubessern braucht: *Archilochus* nemlich, *Simonides*, dessen Iamben in der Gaisfordschen Ausgabe der *Poetae minores* unter die lyrischen Stellen des Keischen Simonides auf eine gedankenlose und wirklich lächerliche Art ausgestreut sind, *Hipponax* und einige andre minder bekannte.

Nach dieser nicht durchaus zur Sache gehörigen Einleitung wenden wir uns zu unserm Geschäft. Druck und Papier der Schrift sind vortrefflich. Ein Mangel der äusseren Einrichtung besteht darin, dass die Noten zu den beyden Oden, welche 8—9 dieser grossen Quartseiten zu einer jeden einnehmen, ohne alle Absätze oder Unterscheidung der Verse sind, wodurch das Vergleichen hin und her sehr erschwert wird. Noch mehr ist zu bedauern, da das Buch doch immer einige Zeit in dieser Gestalt wird dienen müssen, dass es gänzlich an Registern fehlt. Die Abhandlung über das Leben und die Poesie der Dichterin nimmt 18 Seiten ein. Denselben Gegenstand hat unlängst Hr. Plehn in seinen mit verdientem Lob aufgenommenen *Lesbiacis* behandelt. Ueber einen schwierigen Punkt, den Streit um die Dichterin zwischen Eresos und Mitylene, empfehlen wir dem Vf. zur Berücksichtigung noch einen Aufsatz vom Prof. Gerhard im *Kunstblatt* 1825 St. 4 u. 5, geschrieben auf Anlass einer *Notice sur la cour-*

tisane Sapho née à Eresos, nach einer Münze, von dem berühmten Münzsammler Allier de Hauteroche, Paris 1822. *ΣΑΦΟ* ist der Name geschrieben auf der bekannten Vase, jetzt in Wien, mit der Dichterin und Alkäos, ohne den Aeolismus, wie in *ὄπφις*, *σκύπφος*. Sturz *de nomin. Graec.* P. 5 p. 16 übersetzt *vera dicens vel perspicuitati studens*. Ueber die Namen aus der angeblichen Verwandschaft der Dichterin sind mehrere gute Bemerkungen gemacht. In *Κερκώλας*, *κερκόλης* (*πειόλης*), welcher *ὁρμώμενος ἀπὸ Ἄνδρου* genannt wird, erkennt der Vf. einen bloss gedichteten Ehemann, nach Art des *Σέβινος Ἀναφλύστιος* bey Aristophanes, indem ein Name dieser Bedeutung in Wirklichkeit nicht leicht vorkommen konnte, und die alten Griechen selten ihre Heimath verliessen um sich zu verheyrathen. Auf denselben Gedanken war Rec. vor langer Zeit gekommen, indem er verglich Epicharmos, Sohn des Tityros oder Chimaros, aus Krastos, Kerastos, Bockstadt, und Laïs scherzhaft aus Krastos, da sie doch eigentlich aus Hykkara war, nach Plutarch. Nicia 15, Synes. Epist. 3. Nur leitete Rec. diesen Witz nicht aus der Komödie her, wie Hr. Neue, der sich sogar den Ehemann als mit der Sappho erscheinend auf der Bühne denkt, was eben so unwahrscheinlich, als es ungegründet ist, was p. 5 behauptet wird, dass in der Sappho von Timokles *Μισγόλας* mit aufgeführt worden sey, da nur mit dem Namen gescherzt wird, um eine bekannte Person, die so hiess, in Erinnerung zu bringen; sondern Grammatikern und Epigrammen möchten wir diess eher zuschreiben, — wenn gleich auch die Komödie von ähnlichen Scherzen voll war, wie wenn z. B. dem Euripides eine *Χοιρίνη* zum Weibe gegeben (nicht auf das Theater gebracht) wird — und diess zwar aus dem einfachen Grunde, dass so viele Beyspiele vorliegen, wie die Grammatiker, eingehend auf die Weise der mythischen Genealogieen von mythischen Dichtern und Künstlern, theils schon bey epischen Dichtern, theils bey den Logographen, gerade an diese Klasse jene einförmige Art des Witzes wandten und durch erdichtete Namen von Verwandten ihre Bemerkungen auch über Dichter und Philosophen geschichtlicher Zeiten, Wohlgefallen oder Spott, auszulassen sich gefielen. Mehrere solche Beyspiele sind, um den Satz zu gewinnen, zusammengestellt in dem Anhang zu Schwencks *Etym. mythol. Andeutungen* S. 330. Einige andre mögen hier stehn. Die Mutter des Pythagoras wird von einem Samischen Dichter bey Porphyrius und Jamblichus *Πυθαῒς* genannt, mit Bezug auf den Pythischen Gott, und das Weib des göttlichen Lehrers *Θεανὼ* ist Tochter des *Πυθάναξ*, aus Kreta. Töchter dieser beyden werden dann genannt *Δαμώ*, welcher Pythagoras seine Denkschriften hinterlassen haben soll, Jambl. 146,

d. h. er bestimmte sie allem Volk, wie er denn in einem *ὁμακόϊον* auftrat wie ein Prophet. Nach dem Tod der Damo, fährt Jamblichus fort, kamen die Schriften an deren Tochter *Βιτάλη*, d. h. Italien gehören sie an. Die andre Tochter *Μυῖα* (Porphyr. 4) drückt die tönende Rede aus und scheint ein Symbol der gelehrten Pythagoreerinnen zu seyn. Andre nennen sie *Ἀριγνώτη*, worin dieselbige Andeutung enthalten ist. Als Sohn des Pythagoras und der Theano redet Empedokles den Telauges an. Ob aber der Sohn *Δάμων* bey Suidas, der mit der Damo verdächtig zusammentrifft, wofür andre, wie er sagt, *Μνήσαρχος* nannten (wie Jambl. 265), ob auch dieser, welcher an den Bund der Herrschaft unter den Nachfolgern des Pythagoras erinnert, ebenfalls gedichtete Person sey, da nicht einmal als Vater des Pythagoras Mnesarchos unbestritten ist, mögen andre entscheiden. Sicher gedichtet sind seine Brüder *Εὔνομος* und *Τυῤῥηνὸς* bey Suidas, der eine um das Pythagoreische Staatswesen, der andre um die angebliche Abkunft des Philosophen anzudeuten. Eöa als Geliebte des Hesiodus, Penelope des Homer und dergleichen bey Hermesianax ist bekannt genug. (Jacobs *Verm. Schr.* II, 2, 338.) Aristogeiton, um einen berühmten Namen einer andern Klasse einzumischen, wird Sohn des *Κυδίμαχος* genannt. Poll. V, 65. Doch wichtiger ist hier für uns, dass in demselben Epigramm auf die neun Lyriker, worin der Vater des Stesichoros, statt Euphorbos, *Εὔφημος* (wie von andern *Εὐκλείδης*), der des Simonides *Ἀριπρεπὴς* statt *Λεωπρεπής*, der des Alkman, weil diess von *ἄλκιμος* gebildet ist, *Ἄδαμας*, der des Anakreon aber, anstatt des historischen Skythinos, *Παρθένιος*, von den Liebesliedern auf Mädchen hergenommen, in Verbindung mit der Mutter *Ἠετίη*, welche die andern auf Jünglinge angeht, genannt wird, dass in diesem selben Epigramm der Sappho *Κληῒς* und *Εὐρύγορος* als Eltern beygelegt werden. Daher scheint uns Kleïs nicht von der Tochter der Dichterin entnommen, wie Hr. Neue vermuthet, sondern geradezu in dem Sinne gedichtet zu seyn wie *Εὐκλείδης* als Vater des Stesichoros, wie ferner *Μεγάκλεια* als Weib des Pindar, und *Κλειδίκη* oder *Κλευδίκη* seine Mutter, *Ἐρίτιμος* sein Bruder; und als Verwandte von Künstlern, welche selbst zuweilen Namen wie *Βαθυκλῆς* und *Ἀριστοκλῆς* wirklich, oder wie *Κλεοφάνης*, *Τηλεφάνης*, *Κλεάνθης*, *Κλεόφαντος*, *Φιλοκλῆς* mythisch führen, möchten *Εὐκλείδης* oder auch *Τηλεκλῆς* Vater des Smilis, *Τηλεκλῆς* auch als Vater des Theodoros, *Φέρεκλος* bey Homer als Sohn des Harmonides, selbst nur Kinder des Witzes seyn. Mit Kleïs stimmt dann der Vater Eurygoros überein; denn diess ist so viel als *Ἐρίγορος*, und diess gleich *ὑψαγόρης*, wie Pindar in dem versificirten *Γένος Πινδάρου* genannt wird, von *ἀγο-*

ρεύω, wie κακήγορος. Dieser Name scheint nachher in Εὐρύγυος, Ἠερίγυος umgebogen worden zu seyn, in keinem andern Sinn, als welcher mit Kerkolas verbunden wird. Doch zu lange schon verweilen wir gleich im Eingang bey Kleinigkeiten, die gleich Wucherpflanzen eingedrungen sind.

Bey Erwähnung des Charaxos, des Bruders der Sappho, und seiner Geschichte mit der Buhlerin Rhodopis bemerkt Hr. Neue: *redeuntem fratrem carmine acriter objurgavit, mulierem ut avaram et fraudulentam insectata, testibus Herodoto et Athenaeo.* Athenäus sagt vielmehr nur, dass sie die Buhlerin bekriegt habe, und dadurch wird es rathsam, bey Herodot das μιν (Χάραξος δὲ ὡς λυσάμενος Ῥοδῶπιν ἀπενόστησε ἐς Μιτυλήνην, ἐν μέλεϊ Σαπφὼ πολλὰ κατεκερτόμησέ μιν) auf das nächste Subject zu beziehen. So ist die Stelle auch in diesen Jahrbüchern schon Bd. I S. 400 von Dr. Bach erklärt worden, mit Annahme einer grata negligentia. Diese findet aber nicht einmal statt; sondern da von Rhodopis eigentlich gehandelt wird, wie denn auch gleich hinzugefügt wird Ῥοδώπιος μέν νυν πέρι πέπαυμαι, ist es ganz natürlich anzunehmen, dass sie Subject der Rede bleibt auch nach der Inversion Χάραξος δὲ ὡς λυσάμενος Ῥοδῶπιν. Dass die von einer Griechischen Buhlerin aus Aegypten nach Delphi geweihten ὀβελοὶ, ὀβελίσκοι, zur Verwechslung mit [Obelisken und] *Pyramiden* geführt haben, ist nicht sehr wahrscheinlich. Eher möchte ein ursprünglich Aegyptischer Scherz über irgend eine Griechische Rosa, in dem barock lustigen und grob satyrischen Geschmack, welcher durch Fabeln und Allegorieen in Bildern neulich bekannter geworden ist, auf diese durch die Poesie berühmt gewordene Rosa übergetragen worden seyn; so wie sie es auch wohl nur diesem litterärischen Ruf zu danken hat, dass sie zur Dienstgenossin des Aesopos gemacht worden ist. Mehrere Merkmale stimmten überein, Dienst und zwar in Samos, die Zeit auch ungefähr: genug um eines hinzuzudichten. Nicht einmal was Aristoteles anführt, dass auf gewisse Worte des Alkäos Sappho gewisse Verse erwiedert habe (fragm. 61), hält Rec. für ganz sicher, obwohl es gar nicht unwahrscheinlich ist, da wir einen andern Vers von ihm an sie haben. In diesen Aeusserungen können gar leicht beyde Dichter sich nur zufällig begegnet seyn, und die Gewohnheit ist alt, in berühmten Dichtern persönliche Beziehungen besonders auf andre bekannte Personen zu vermuthen, und die Vermuthungen dann als Thatsache hinzustellen. Dass zur Zeit des Athenäus und Nymphis, woran auf derselben Seite gedacht ist, ein guter Theil der Sapphischen Lieder schon verloren gewesen sey, glauben wir nicht, auch wegen der guten Anlage der Sammlung. In der Stelle des Photius p. 5 ist verschrieben ἑτέραν für ἑταίραν.

In Ansehung des Leukadischen Sprungs der Sappho ist

Rec. jetzo nicht mehr der Meynung, dass man ihn mit einiger Wahrscheinlichkeit auch als etwas Wirkliches denken könne. Sehr richtig wird auch auf das Schweigen des Ptolemäus Heph. aufmerksam gemacht. Es lag zu nahe, bey der unglücklich liebenden Dichterin an die Kalyke, deren Tod in den Leukadischen Fluthen Stesichoros so wenig als den sterbenden Daphnis erfunden, sondern aus der Volkssage aufgenommen hat, und an ihre Unglücksgenossen nach dem Gerücht von Leukas zu denken, um nicht poetisch leicht zu verknüpfen, was in der Wirklichkeit auszuführen, schon der weiten Reise nach, nicht so einfach ist, und einer Frau, aus deren Leben Umstände bekannt sind, wie aus dem der Sappho manche vorliegen, nicht in den Sinn kommen konnte. Ueber die Behandlung der Sappho in der Komödie und den spät erst aufgekommenen falschen Ruf stimmt der Vf., so wie auch Hr. Plehn, den von Rec. bekannt gemachten Ansichten vollkommen bey, die er in gedrängter Kürze und bereichert mit einigen sehr feinen Bemerkungen darlegt.

Für die Geschichte der Sapphischen Lieder ist eine auch von J. Chr. Wolf, welchem wenig entgangen ist, übersehene Nachricht bey Stob. Serm. XXIX, 28 von Wichtigkeit. *Solon* hört seinen Neffen ein Sapphisches Lied beym Wein singen und wünscht es von ihm zu lernen. Man fragt ihn warum und er antwortet, *ἵνα μαθὼν αὐτὸ ἀποθάνω,* ich möchte nicht sterben ohne es gelernt zu haben.

Bey dem Abschnitt über die Klassen der Sapphischen Poesien p. 10 vermissen wir einiges. Warum der Angabe des Servius, dass eins der Bücher *Epithalamien* überschrieben gewesen, nicht Glauben beyzumessen sey, sieht Rec. nicht ab. Die Eintheilung eines Theils der Bücher nach Sylbenmaassen schloss wahrscheinlich die nach den Arten zum Theil in sich ein, und hinderte gar nicht, dass für andre Bücher ein andrer Grund der Zusammenstellung befolgt wurde. Bemerkenswerth ist, dass unter den *Ἐκλογαῖς* bey Photius Cod. 171 p. 175 Hoeschel., worin schöne Züge aus dem Leben von Frauen, Aussprüche des Diogenes und andre Dinge enthalten waren, sich gerade nur das achte Buch der Sappho excerpirt fand. Auch lässt die Anordnung der Pindarischen und andrer Gedichte nach den Arten auch bey der Sappho eine ähnliche vermuthen. Eigenthümlich genug waren wenigstens die Epithalamien. Auch finden wir unter den Bruchstücken aus bestimmten Büchern keines aus Epithalamien. Etwas andres ist es, wenn Alkmans Gedichte als *Παρθενεῖα,* a potiori, citirt werden, als wenn es heisst liber qui inscribitur, was auf das Ganze unmöglich gehen kann, und also nicht eine Ungenauigkeit wie sie gewöhnlich sind, sondern eine Unwahrheit eigener Art enthalten würde. Was die *Hymnen* betrifft, so lassen an einen auf Artemis auch die

seltneren Beynamen *Ἀρίστη* und *Καλλίστη* fr. 127 denken. Was von Apollons Schwanenzug erwähnt wird fr. 134, ist wahrscheinlich auch aus einem Hymnus. In Ansehung des Dionysos irrt Harless bey *Fabricius* II, 140 gänzlich. Wohl aber geht aus dem schönen Epigramm *Anthol. Pal.* IX, 189 (*Anal.* III, 260, 521) hervor ein Lied der Sappho im Temenos der Here von Lesbischen Jungfrauen mit Tanz begleitet; Hymnus nennt es der Dichter V. 5. Man könnte an Here Gamelia denken; aber recht gut erinnert Plehn Lesbiac. p. 118 daran, dass in einem Temenos der Here die *Καλλιστεῖα* gefeyert wurden (Schol. Iliad. IX, 130). Dieser Ort war wohl nicht zufällig, sondern des Anstandes wegen gewählt: so erhielt von den Pythagoreern das weibliche Geschlecht im Tempel der Here, als der Frauengöttin, Unterricht. Ein Hymnus an die Here gerade bey diesem Wettstreit ist vollkommen wahrscheinlich. Die Aechtheit der *Epigramme* bezweifelt der Herausgeber. Jacobs sagt von ihnen: *priscam simplicitatem redolent*, T. 13 p. 649. Erwähnung verdienten wenigstens die Worte des Meleager im Kranz V. 6: *βαιὰ μέν, ἀλλὰ ῥόδα*, und das Epigramm auf die Spindel der Erinna, wonach Erinna in Hexametern der Sappho so weit voraus war, als diese sie in Liedern übertraf. Die *ἐπιγράμματα καὶ ἐλεγεῖα* der Eudokia sind eines und dasselbe. Dass in einer Komödie der Sappho ein Räthsel in den Mund gelegt wird, hatte vielleicht seinen Anlass in einem oder dem andern, welches unter ihren Liedern stand: denn es ist bekannt, wie voll die Komödie von Beziehungen auf die Werke der komödirten Dichter war. Dass unter den *Iamben* nur solche zu verstehn seyen, welche in Hymnen vorkamen, ist mit Recht nach einer Stelle von Julianus angenommen, vgl. p. 17. Fl. Mallius de metris c. 5 sagt vom iambischen Sylbenmaass: *hoc et complures lyrici suas cantilenas suaque ludicra contexuerunt.* Zu den Stellen, welche mit Nachdruck Liebe als den Hauptinhalt der Sapphischen Lieder darstellen und den Charakter dieser Liebe malen, gehört vorzüglich noch ausser dem Horazischen *vivuntque commissi calores Aeoliae fidibus puellae* Plutarch. Amat. p. 762. Eine Vergleichung mit Kakos, der nach der Römischen Sage Feuer aushaucht. *Αὕτη δ' ἀληθῶς μεμιγμένα πυρὶ φθέγγεται καὶ διὰ τῶν μελῶν ἀναφέρει τὴν ἀπὸ τῆς καρδίας θερμότητα, Μούσαις εὐφώνοις ἰωμένη τὸν ἔρωτα* (nicht durch den Sprung von Leukas).

Ueber den *Aeolischen Dialekt* der Lieder hat der Herausgeber sich nicht verbreitet. Den Grundsatz, welcher ihn leitete, drückt er in folgenden Worten aus: *Aeolica dialecto eam scripsisse testantur — et impressa sunt reliquiis ejus dialecti vestigia, renovata a nobis, ubi satis certa res videbatur: ceterum maluimus hac in caussa, praecipue in accentibus et spiritibus appingendis, inconstantiae quam temeritatis crimen susci-*

pere. Terrebat enim exemplum Blomfieldi, nimium de proprietate dialecti Aeolicae recentissimis Grammaticis confisi, quorum decretis saepe auctoritates codicum, interdum veterum magistrorum praecepta repugnant. Aus einer kritischen Untersuchung der Aeolischen Lieder-Fragmente geht zweyerley mit Gewissheit hervor, erstens dass die Aeolischen Formen, wo sie sich in einer unter mehreren Handschriften oder in einem von mehreren Schriftstellern erhalten haben, ächt und den gemeinen vorzuziehen sind, welche man theils absichtlich wählte, wenn kürzere Stellen und nicht wörtlich genau angeführt wurden, um das Abstechende und Bunte oder den schwerfälligen Schein des Urkundlichen zu vermeiden, theils aus Gewohnheit oder Unkunde unterschob, oder auch gebrauchte, wenn zur Conjectur geschritten werden musste. Die andre sehr wichtige Thatsache ist diese, dass diese Lieder nicht in einer Sprache der Kunst und der Gattung, wie im Ganzen die epische Poesie, die elegische und epigrammatische, die chorische, sondern vielmehr allein in der des Landes geschrieben sind, nicht anders wie in dieser, ausser den gottesdienstlichen Liedern, die des Alkman und der Korinna durchgängig gedichtet waren, nicht dem Dialekt, sondern nur der Sprache nach verschieden von der gewöhnlichen Rede des Ortes. Wir vermuthen, dass, wenn noch mehr Inschriften zum Vorschein kommen werden, deren wir jetzt nur wenige vergleichen können, diess Verhältniss noch sichtbarer werden wird. Wie angemessen aber die Sache der Natur solcher Poesieen gewesen sey, und wie ein so einfaches und reines Princip nicht anders als durchgreifend wirken könne, ist leicht einzusehn. Dieser Umstand, welcher nicht gehörig aufgefasst worden ist, wenn man auch nicht gerade eine so rohe Vorstellung hegte, wie Volger (p. 6) ausdrückt, dass die Dorischen und Aeolischen Dichter häufig auch die übrigen Dialekte eingemischt hätten, um sich im Sylbenmaass zu helfen, oder um der Rede anmuthige Abwechselung und vielfachen Reiz zu geben, hat auf die Kritik hinsichtlich der Formen einigen Einfluss. Er unterstützt die zuerst erwähnte Bemerkung, und berechtigt uns namentlich Aeolische Formen, welche in einer andern Stelle vorkommen, auch da, wo sie verwischt sind, herzustellen. In der Regel wenigstens; denn Modificationen sind auch hier anzuwenden, und das Urkundliche, welches überhaupt in aller Philologie nicht zu hoch geschätzt werden kann und denkender Wissenschaft immer Stab und Stütze in ihrem Vorschreiten seyn soll, wollen wir auch in diesem Punkt nicht weiter eingeschränkt wissen, als das Recht dazu erweislich und einleuchtend ist. Nach diesen Gesichtspunkten nun muss Rec. dafür halten, dass der Text der Sappho unter H. Neues Händen noch nicht Aeolisch genug geworden ist. Dass im Allgemeinen die Dichterin nicht

verschiedene Formen gebraucht habe, bemerkt er p. 24 bei *σὺ* und *τύ*. Wir gehn daher die Fragmente durch, ohne jedoch, um nicht allzuweitläufig zu werden, bey manchen Dingen uns aufzuhalten, welche etwa auch noch zur Sprache gebracht werden könnten. Gleich I, 3 würden wir, wie Blomfield, für *μηδ' ἀνίαισι* setzen *ὀνίαισι*, wie bey Alkäos fr. 8 und 72 steht, und zwar nach der Lesart *αμηδοκίαισιν*. Nicht mit grösserer Sicherheit hat Bentley aus *Κυπρογέννα* fr. 53 hergestellt *Κυπρογενήα* (wie fr. 38 *πεντεβόηα*). Der für den Dialekt charakteristische Buchstabe ist erhalten, ein andrer falsch. Auch lesen wir II, 2 *βροχέως* für *βραχέως*. I, 5 ist weniger sicher, doch nicht unwahrscheinlich für *κατέρωτα* zu schreiben *κατέρυτα*, wie *χελύνη* fr. 24 für *χελώνη*, und wie *τέκτυν* für *τέκτων* angeführt wird. Dass Hesychius, welcher so viele Ausdrücke aus den Lyrikern enthält, *κατέρυτα* schrieb, darin hat Koen vielmehr Recht; es gehn Wörter in *υκ* vorher, und was Bast meynte, Apollonius sey entgegen, ist nicht gegründet. I, 16 haben die Handschriften Recht in *κάλημμι*, wo Brunck *κάλημι hergestellt* haben soll, und so Vs. 18 in *πείθημμι*, was wenigstens Reiske ex Codd. anführt, und Mehlhorn keine Ursache hatte sammt *πείθημι* für eine Erfindung des Is. Voss zu halten. Zum drittenmal kommt diese Schreibung fr. 43 bey Athenäus vor in *φίλημμι*, nach Cod. A und B und den alten Ausgaben, wo man sie ebenfalls verdrängt hat. Es ist damit zu vergleichen *Φιλάμμων* statt *Φιλήμων* (so wie die Erklärung dieses in seiner wahren, wie in der vorhin geglaubten falschen Bedeutung nicht unwichtigen Namens hier Bestätigung findet), *Φοιβάμμων, Φοιβήμων, Μαλλόεις*, Apollon von *μῆλον, Μιμαλλών*, von *μίμηλος, θαλλέω* für *θαλέω* mit langem *α* (*Buttm. Gram.* II, 147) u. s. w. Gewöhnlicher ist es, dass der Doppelbuchstabe einfach geschrieben wurde, so wie gleich I, 27 *ἰμέρει*, 28 *ἔσο*, als das Gegentheil. II, 3 würden wir gewiss nicht setzen *ἰζάνει*, noch I, 9 *ὑποζεύξαισα*, da fr. 4 steht *ὕσδων*, fr. 34 *εἰκάσδω*, fr. 37 *φροντίσδην*, bey Alkäos fr. 60 *παρίσδον*, fr. 98 *ἀχνάσδημι*. II, 10 ist consequenterweise die Lesart *ὑπαδεδρόμακεν* kaum abzuweisen. Denn wenn der Grammatiker sagt *ὑπὰ* sey *Δωρικώτερον*, so weiss man, wie viel die beiden Mundarten gemein haben, und dass sie nicht immer unterschieden werden. So steht *κταίνω Δωρικώτερον παρ' Ἀλκαίῳ* fr. 111. — Fr. 3 setzen Blomfield und ein andrer im *Class. Journ.* I, 141 *ἀμπὶ*, und es ist nichts dagegen zu sagen, wenn hier und fr. 4 und 31 so geschrieben wird, da es fr. 26 steht, wo nemlich von dem Herausg. sowohl als von W. Dindorf in *ANT* erkannt wurde *AMΠ*. Fr. 22. Was selbst gegen die Handschriften zu setzen war *ῥοδοπάχεες* für *ῥοδοπήχεες*, eben so gut wie fr. 23 *ἐπισταμένα* für *ἐπισταμένη* und fr. 45 *ἁ* für *ἡ* geschrieben worden ist, geben zwey Vaticanische

bey Gaisford. Eben so ist fr. 92 (Blomf. 62) *ἀπαλὰν* jetzt aus Cod. B des Athenäus bey Dindorf aufzunehmen. Zu fr. 30 *εὑρεῖν* und *φασί*: „*Malis εὑρῆν et φαισί: nam et Priscianus Aeoles* (nemlich poetas) *docet φαισὶ pro φασὶ efferre et congruit hoc cum formis verborum χόλαισι et δίψαισι.*" Allerdings: den Infin. in *ην* lesen wir sehr oft bey der Sappho und eine andere Form daneben ist äusserst unwahrscheinlich, obwohl auch der gelehrte Herausgeber der Alkäischen Bruchstücke p. 14 beyde auf derselben Seite neben einander stellt. Alkäos hat fr. 8 *μαχαίτας*, die Kumäische Inschrift bey Caylus, welche auch Hr. N. (fr. 5) berücksichtigt, *παισας* für *πασας*. Derselbe liest II, 5 *γελαίσας*, *γελάσας*. Fr. 33 ist zu schreiben *αἰ* wie I, 23 und sonst für *εἰ*. Fr. 61 setzen Blomf. und Hermann mit Recht *ὄππατα*, da es II, 11 urkundlich ist. Gegen diese Bemerkungen wird auch Hr. N. wenig einzuwenden haben. Er stellt selbst den Aeolismus gegen die Handschriften an nicht wenigen Stellen her. So nicht bloss die Participien I, 9 u. 14, *ὑποζεύξαισα*, *μειδιάσαισα*, sondern auch den Genitiv fr. 33 *συμποσίαις*. Ferner fr. 4 *ἀποκρύπτοισι* und *φαεννὸν* bey Eustathius, fr. 20 bey Stobäus *ἔοισα*, fr. 51 *λιποῖσα* bey Demetrius, fr. 92 *ἀμεργοῖσαν* bey Athenäus (die gemeine Form hat Athenäus auch fr. 42 gesetzt *τυχοῦσα*), dann fr. 4 auch *ὕσδων* für *ὄσδων*, obgleich dieses fr. 35 geblieben ist; fr. 14 *πότα* (mit Blomfield) für das Dorische *πόκα*; jenes steht I, 5 und fr. 30 in Einer Handschrift verdorben in *ποταμὸν*, und *ὅτα* n. 40; fr. 19, 3 *κὴν* für *κεὶν*. Auch nimmt er mit Recht keinen Anstand I, 6 aus der Lesart *αὐδῶς* einen Genitiv *αὐδῶς*, für *αὐδᾶς*, anzunehmen von einer Form wie *πειθω*, und I, 11 die Form *δινῆντες* aus Handschriften zuzulassen. Besonders empfehlen wir auch die Bemerkungen I, 19, II, 3 u. 12 und fr. 5 u. 46 über *εἰσαγίνεισα*, *φωνείσας*, *ἐπιῤῥόμβεισι*, *οἰνοχόεισα* und *μάτεισαι*.

Am meisten ist uns aufgefallen, dass Hr. Neue die Spuren des Digamma, welches in diesen Dichtern einheimisch ist, nicht sorgfältiger verfolgt und bezeichnet hat. In der Mitte des Worts haben wir es in *αὔως* fr. 12. 68. 109, und in *αὔα* fr. 114, beydes für *ἀώς*, jenes auch bey Alkäos. Da fr. 68 das Etymol. Gud. *ἄβως* schreibt, was sich auch bey Hesych. findet, so wird zu accentuiren seyn *ἄυως*. Sonst kommt in der Lesbischen Inschrift bey Dodwell II, 519 und Richter *Wallfahrten im Morgenland* S. 579 und in der Kumäischen bey Caylus T. 2 tab. 56 *NAYOIΣ*, *NAYΩ*, in der Lesbischen lin. 32 auch *ENΔEYH* vor, anderwärts *Ἄρευα*. Bei Athenäus p. 475 C wird *κελέβη* und *κελέυη* gelesen. Ein Methymnäisches Wort bey Hesychius ist *καραβίδες*, das gedehnte *γρᾶες*. Im Anfang sind digammirt fr. 68 *φέσπερε*, welches sich im Etymol. Gud. geborgen hat und unbedenklich in den Text aufzunehmen

war (φ wie in σφέ), ϝεὸν fr. 89, ϝοὶ II, 1 nach der einen Stelle von Apollonius, was Voss zum Hymnus auf Demeter S. 38 für μοὶ nimmt; dann haben mit Recht Blomfield und Hermann fr. 61 (auch Matthiä fr. 41) ϝειπῆν im Hiatus geschrieben, was Hr. Neue nicht einmal erwähnt, und eben so nothwendig scheint es uns II, 9 aus gleichem Grunde ϝέαγε zu setzen, da der Hiatus sonst nur am Ende des Verses einigemal vorkommt, und ἔαξε bey Homer digammirt ist. In ξυνοΐκεῖν fr. 20 giebt sich das Digamma durch die Länge der ersten Sylbe zu erkennen. Vor einem andern Consonanten hat es sich erhalten in Ψαπφοῖ, I, 20, wo es nicht einmal Blomfield, noch auch Gaisford *Hephaest.* p. 65 anerkennt, und fr. 58, in βραδινὰν und βραδινῷ fr. 32. 34 aus Hephästion, βράκεα fr. 23 aus Athenäus (was Blomf. fr. 35 glaubt ϝράκεα schreiben zu müssen), und nach Orion fr. 132 schrieb Sappho βρόδον, wesshalb wir fr. 19 βρόδων und fr. 22 βροδοπάχεες setzen würden. In jener Stelle können die Handschriften gar nichts gelten, welche zum Theil unmittelbar daneben auch in πεδέχεις den Aeolismus fallen lassen. Bey Alkäos ist fr. 71 ϝέθεν, 84 ϝέλετο, 119 ϝρῆξις und fr. 28 a vermuthlich ϝοίνῳ. Auch in den Accenten entfernt sich der Herausg. nicht von den Handschriften (p. 62), schreibt z. B. fr. 56 βωμὸν, nicht βῶμον, wie Bekker fr. 7, nicht wie Brunck κάλοι, πύκνα, πόλλν, lässt nicht das Jota subscr. (p. 24), nicht bey manchen Worten den spir. asper weg. Vielmehr lesen wir fr. 61 ἵμερος, fr. 64 ἱμερτῷ u. s. w.

Wenn wir nunmehr den Blick auf die Blomfieldische Recension richten, so ergiebt sich, dass, was Wortformen betrifft, die Ausschweifung im Aendern eben nicht gross gewesen ist. Einige ungeschickt angebrachte Dorismen, nemlich I, 5. 8. 25 ἔνθε, ἦνθες, I, 10 στρῶθοι, fr. 3 ἀποκρύπτοντι, νεύοντι, ein paar Digammen mehr, II, 7 und 62 ϝιδῶ, ϝίδον, II, 9 ϝέϝαγε, n. 56 ϝελῶν, n. 58 und 59 ὤϝϊον, n. 93 ϝέργα (aber n. 78 κακὸν ἔργον), und II, 2 ὄττις als magis Aeolicum, so wie es fr. 87 unserer Ausg. wirklich steht, darauf kommt alles hinaus, warum man diese Recension zu Aeolisch (too Aeolic) nennen konnte (*Classic. Journ.* T. 23 p. 308). Denn dass Bl. πσ für ψ und κσ für ξ schreibt, ist zwar thörigt, da man mit gleichem Recht die tragischen und alle früheren Dichter in das voreuklidische Alphabet umsetzen könnte; aber es ändert nichts. Wie übertrieben es also war, wenn ein berühmter Deutscher Kritiker im Jahr 1816 behauptete, Blomfield habe den Lesbischen Dichtern eine Sprache aufgedrungen, die ungefähr so klinge als wenn man Klopstocks Oden in der breiten und plumpen Mundart der Bauern recitiren wollte, liegt am Tage. Vielmehr war es an diesem Mann, dessen Einsicht und Geschmack und dessen Conjecturen wir eben nicht zu über-

schätzen glauben, und der zuweilen Deutschen Philologen mit einer mitleidswürdigen Plumpheit begegnet ist, als ein Verdienst anzuerkennen, dass er, wenn auch ohne völlig klaren Begriff, doch in einem dunklen Gefühl den richtigen Weg einschlug.

Am ausführlichsten handelt Hr. Neue über die Sylbenmaasse. Sehr zu loben ist die darnach im Allgemeinen, zufolge bestimmter Angaben der Grammatiker, begründete Anordnung der Bruchstücke. Aus dem I Buch, aus Sapphischen Strophen bestehend, folgen zuerst 13 Bruchstücke, von welchen aber das neunte, wie Rec. zeigen wird, ausfallen dürfte; aus den vierzehnsylbigen Versen des andern Buchs sind 5 Stellen aufgefunden, wovon n. 16 nicht sicher scheint, und aus den sechszehnsylbigen des ganzen dritten Buchs 6. Dann schliessen Glykonische Verse aus dem fünften sich an u. s. w. Gegen Ende sind fr. 122 — 130 Auszüge und Angaben ohne die Worte selbst; vorher gehn die einzelnen Ausdrücke. Die Sprichwörter fr. 85. 98. 131 könnten zusammenstehn. Aber überhaupt vermissen wir, was die weitere Einrichtung betrifft, gegen die Mitte des Buchs hin, dass nicht mehrere Fragmente entweder nach dem Gegenstand oder nach dem Ton derselben zusammengestellt sind. Alle übrigen Bemerkungen und Kritiken überlassen wir sorglos der Prüfung, zunächst des Herausgebers: wegen dieses einzigen Punktes möchten wir ihn um eine genaue Erwägung noch besonders gebeten haben. So klein diese Bruchstücke sind; so haben sie doch noch weit mehr Bedeutung durch Inhalt und Geist als durch Metrum und Dialekt; und in dieser Hinsicht könnte man vielleicht auch tadeln, dass die Erklärung der Worte und Sachen, welche hier nemlich viel Spielraum findet ohne dass sie sich ins Triviale zu verlieren brauchte, gegen die übrige Behandlung zurücksteht. Um aber den höheren Zweck der mühvollen Bearbeitung auch äusserlich herauszustellen, und ihn auch dem stumpfsinnigeren fühlbar zu machen, zugleich auch um das Verständniss zu erleichtern, ist nichts dienlicher, als dass diejenigen Stücke, welche sich gegenseitig erläutern, zusammengestellt werden. Diess gilt nun namentlich von den Bruchstücken aus den *Epithalamien*, welche schon Blomfield fr. 37 ff. vereinigt hatte, und welche in der neuen Ausgabe gänzlich vereinzelt sind. Wir würden voranstellen fr. 133, dann könnten folgen fr. 49. 63 — 65, denn 64 gehört allem Vermuthen nach auch dahin, eben so 68 und 69, bestimmt 70. 73. 78. 86. 38 mit 110, endlich, wie wir vermuthen, auch 51, welches mit fr. 63 und mit den zu fr. 38 angeführten Stellen in Verbindung gesetzt werden kann. Dass fr. 68 die Anrede des Phesperos ein Brautlied andeute, ist allerdings wahrscheinlich, wenn es auch nicht, wie Blomfield n. 45 meynte, durch Catull. LXII, 20 gerade entschie-

den wird. Sodann sind einige Stücke ausgezeichnet durch einen ziemlich merkbaren Ton des *Volkslieds.* Wir nehmen diess Wort nicht in dem weiten und unbestimmten Sinn, in welchem fr. 5 und 19 von Herder unter die Volkslieder aufgenommen worden sind. Aber dass die Alten die Unterscheidung zwischen dieser Art der Poesie und der kunstgebildeten noch nicht gemacht, wenigstens die volksartige nicht genug beachtet haben, kann uns nicht berechtigen auch unsrerseits einen Umstand zu vernachlässigen, der nicht unwichtig ist. Welche Missverständnisse daraus entstehen können, wenn es geschieht, davon hat neulich ein gelehrter Recensent des Alkäus von Matthiä ein Beispiel gegeben, indem er bemerkte, das Liedchen der Lesbischen Mahlmägde: ἄλει, μύλα, ἄλει, καὶ γαὶ Πιττακὸς ἀλεῖ, μεγάλας Μιτυλάνας βασιλεύων, müsse des Pittakos wegen dem Alkäos beygelegt werden. Was auch gelehrte Männer unter den Alten sagen mögen, so ist klar genug, dass in dem bekannten Doppelsinn von ἀλεῖν der Witz und die Lustigkeit des Dinges für die alten Weiber lag, welche sich mit ironischer Scherzhaftigkeit bey der harten Arbeit mit einer so hohen Person trösteten. Eine sonderbare Art wäre es gewesen für den weisen Aesymneten der Mitylener, einem stolzen Adel gegenüber, Popularität zu suchen durch Herablassung zu einer solchen Arbeit; und daran haben nicht einmal Plutarch und Klearch und Aelian gedacht, sondern sie haben sich das Geschäft zu mahlen und Brod zu backen als eine erwählte Art der Leibesübung gedacht (wiewohl dem Plutarchus Sept. Sap. Conviv. 14 doch etwas unheimlich bey der Sache wird), und was sie verkehrt sich vorgestellt haben, wurde von den Neueren, mit dem Autoritätsglauben, welchen sie gegen ihre Lehrer lange Zeit viel zu uneingeschränkt gehegt haben, aufgenommen und galt als geschichtlich. Ein andres Liedchen, denn es kann gar wohl ein Lied für sich seyn, welches wirklich dem Alkäos beygelegt wird (fr. 40), ist im reinsten Styl des Volkslieds:

Δέξαι με κωμάζοντα, δέξαι, λίσσομαί σε, λίσσομαι.

Zu den Versen der Sappho V. 32, welche ebenfalls ein Ganzes gebildet haben können:

Γλυκεῖα μᾶτερ, οὔτοι δύναμαι κρέκην τὸν ἱστόν,
πόθῳ δαμεῖσα παιδὸς βραδινὰν δι' Ἀφροδίταν·

wird S. 1 die Bemerkung gemacht, dass hier die Dichterin ihre Mutter als noch lebend anrede. Rec., nach welchem nicht einmal fr. 20 (Bl. 12) für persönlich mit Nothwendigkeit und Sicherheit zu nehmen ist, kann mit jener Erklärung sich durchaus nicht vertragen; sondern glaubt, dass diesen Worten ein Volkslied zu Grunde liegt, wie deren ähnliche bekannt sind. Dos soulld a Maedle speinne, Dos Radle woulld ni gien u. s. w. Meinerts Volkslieder S. 2. Eben so fr. 55:

Δέδυκε μὲν ἁ σελάνα καὶ Πληϊάδες, μέσαι δὲ
νύκτες, παρὰ δ' ἔρχεθ' ὥρα, ἐγὼ δὲ μόνα καθεύδω.

Aehnlich in einer altschottischen Ballade, bey der Trennung:

Yestreen i made my bed fu' brade
The night i 'ill make it narrow;
For a' the livelong winters night
I 'll lie twin' d of my marrow.

Ein Klosterlied bey Herder schliesst:

Des Abends wenn ich schlafen geh,
So find' ich mein Bettchen alleine u. s. w.

Volksartig ist ferner fr. 51, welches wir unter die Bruchstücke der Epithalamien gesetzt haben:

Παρθενία, παρθενία, ποῖ με λιποῖσ' οἴχῃ;
οὐκέτι ἥξω πρός σε, οὐκέτι ἥξω.

Ausserdem noch manches aus den Epithalamien, wie das an den Abendstern fr. 68:

Φέρεις ὄϊν, φέρεις αἶγα, φέρεις ματέρι παῖδα,

und wenn diesen Worten, wie es scheint, ein Hexameter vorausgieng, so zeigt sich zugleich, wie an kunst- und klangvolle neue Poesie dergleichen Wiesenblumen angeschlossen wurden. Solche Verse nach bekannten Sylbenmaassen umzumodeln, wie der Herausg. fr. 51 den zweyten Vers nach dem ersten so verbessert hat:

οὐκέτι πρός σ' οὐδέποτ' ἴξω, οὐκέτι πρός σ' ἴξω.

halten wir daher für übel angewandte Mühe. Auch in den wiederholten Ausdrücken wie fr. 34:

Τίῳ σ', ὦ φίλε γαμβρέ, καλῶς εἰκάσδω;
ὄρπακι βραδινῷ σε μάλιστ' εἰκάσδω·

und fr. 63:

Ὄλβιε γαμβρέ, σοὶ μὲν δὴ γάμος, ὡς ἄραο,
ἐκτετέλεστ', ἔχεις δὲ παρθένον, ἂν ἄραο·

liegt etwas der Naturpoesie eigenthümliches. Wenn nach bestimmten Gründen zu diesen Bemerkungen gefragt würde, so müsste zuerst angeführt werden, dass was die ersten drey Gedichtchen, wovon sie ausgegangen sind, betrifft, solche Stimmungen warmer Jugend, ganz allgemein und natürlich gehalten, um einen so ganz einfachen Ausdruck zu finden als der ist, welcher hier erhalten ist, nicht erst auf die höchste Blüthe einer musikgeübten und sprachgelehrten Sängerschule zu warten brauchten. Sehr beherzigenswerth aber ist, was De-

metrius c. 167 von unserer Dichterin sagt, *καὶ ἅπαν καλὸν ὄνομα ἐνύφανται αὐτῆς τῇ ποιήσει, τὰ δὲ καὶ αὐτὴ εἰργάσατο. ἄλλως δὲ σκώπτει τὸν ἄγροικον νυμφίον καὶ τὸν θυρωρὸν τὸν ἐν τοῖς γάμοις* (fr. 38), *εὐτελέστατα καὶ ἐν πεζοῖς ὀνόμασι μᾶλλον ἢ ἐν ποιητικοῖς κ. τ. λ.* Seltsam wenn diese Bemerkung von einer einzelnen, allem Uebrigen fremdartigen Stelle hergenommen wäre, und nicht als ein Beyspiel von vielen Versen unter den Sapphischen hätte dienen sollen, worin die gleiche Erscheinung statt gefunden, deren inneren poetischen Grund aber dieser Theoretiker so wenig wie andre aus dem Alterthum recht einzusehen vermochte. Oder lässt sich glauben, dass die alten Brautlieder der Lesbierinnen, *οἷα παρθένοι φιλέοισιν ἑταῖραι ἑσπερίαις ὑποκουρίζεσθ' ἀοιδαῖς*, wie Pindar sagt, und ihre Liebeslieder und andre nicht manche herzeinschmeichelnde Laute, wenn gleich kein Meister vielleicht je bekannt gewesen war, enthalten haben sollten, welche in so vertraulicher und heimathlicher Poesie, als die der Sappho war, wie von selbst mit einfliessen mochten? Wir müssen vermuthen, dass selbst die ritterliche Poesie Homers, die mit Recht ein Spiegel der gesammten Natur und der Menschenwelt genannt worden ist, in einigen Stellen auch auf Volkslieder anspielt und die Form derselben durchblicken lässt. Wir meynen Iliad. XXII, 126:

Οὐ μέν πως νῦν ἐστὶν ἀπὸ δρυὸς οὐδ' ἀπὸ πέτρης
τῷ ὀαριζέμεναι, ἅτε παρθένος ἠΐθεός τε,
παρθένος ἠΐθεός τ' ὀαρίζετον ἀλλήλοιϊν.

Dann XXIII, 641, wo das Volksmährchen von den zusammengewachsenen und dadurch gewaltigen Brüdern, welches in die Heroengenealogie aufgenommen worden war, erzählt wird:

Οἱ δ' ἄρ' ἔσαν δίδυμοι· ὁ μὲν ἔμπεδον ἡνιόχευεν,
ἔμπεδον ἡνιόχευ', ὁ δ' ἄρα μάστιγι κέλευεν.

Die Wiederholung eines Versgliedes, eine poetische Figur, welche gegen die Gravität des heroischen Hexameters absticht, kommt auch, wiewohl nicht ganz so Il. II, 870 vor. Den Aeschylus lässt Aristophanes uns in den Fröschen (1298) sagen, dass er aus Volksliedern manches mit Ueberlegung benutzt habe, während Euripides aus gemeinen Trink- und Buhlliedern sich bereichere.

Auch noch in Hinsicht eines andern Punktes müssen wir einem alten Grammatiker den Vorwurf machen, die feinere Eigenthümlichkeit des Inhalts und der Abfassung nicht begriffen noch geahndet zu haben. Hephästion nemlich theilt uns p. 111. 117 (63. 65) die wichtige Notiz mit, dass das zweyte und dritte Buch, welche ganz, jenes aus vierzehnsylbigen, dieses aus sechszehnsylbigen Versen bestanden, in den alten Hand-

schriften durchgängig in Distichen geschrieben waren, und dass keines der Gedichte eine ungleiche Verszahl hatte: lässt aber dahin gestellt seyn, ob diess nur zufällig geschehen, oder ob Distichen anzunehmen seyen. Dass der Zufall zwiefach sein Spiel bey dieser Sache gehabt habe, in der geraden Verszahl aller Gedichte und in der Einrichtung gerade der alten Handschriften, ist nicht glaubhaft. Wahrscheinlich genug ist es dagegen, dass diese kleinen Systeme durch den Inhalt ihre Bindung erhielten, welcher sich auch im elegischen Distichon je früher je mehr abschloss, namentlich auch in denen, welche Gnomen enthalten. Auch ist durch Walpole ein Orakel aus Patara bekannt gemacht worden, bestehend aus 24 iambischen Trimetern, im Ganzen gnomischen Inhalts, welche dem Sinn und Zusammenhang nach, wie Rec. in seiner *Sylloge epigrammatum* zeigt, paarweise zu einander gehören. Die Fragmente aus den genannten zwey Büchern der Sappho, wenigstens die des dritten Buchs, da aus dem zweyten zu wenig erhalten ist, sind der Art, dass die Vermuthung entsteht, es möchten diese Gedichte ganz oder zum Theil den besten Grund enthalten haben, um von Schülerinnen der Sappho zu reden. Sie scheint ihren Freundinnen nemlich darin gute Lehren und Rathschläge verschiedener Art ertheilt zu haben, mehr individuell, als wir es in irgend andern Griechischen Gnomen antreffen, einzeln gerichtet an die verschiedenen Personen, und vermuthlich nicht ohne oft wiederholten Ausdruck der Liebe zu ihnen. In den einschlägigen Bruchstücken, welche erhalten sind, heisst sie fr. 24 die Laute redend werden, ruft fr. 22 die *reinen* Chariten herbey, welche hier, wie fr. 50 und bey Pindar, sich auf die Lieder beziehen, ermahnt fr. 19 den Geist auszubilden, indem sie der Ungebildeten prophezeit, dass sie, die sich nicht mit den Rosen von Pierien geschmückt, nach dem Tod unbemerkt unter gemeinen Schatten wandeln werde. Die Ungebildete kann nemlich hier gar wohl in Voraussetzung bestehn, und es ist eben so unsicher eine Nebenbuhlerin, wie p. 7 erklärt wird, zu verstehn, als sich an die Andeutung der Alten, die von einer und von mehreren Ungebildeten reden, an welche die Verse gerichtet seyen, buchstäblich zu halten. Ferner kann fr. 20, worin nach p. 3 die Dichterin einem eigenen Freiersmann Antwort ertheilen soll, im Zusammenhang eine jener gleichsam dramatischen Gnomen gewesen seyn, worin der Dichter in eigner Person und wie mitten aus dem Verhältniss heraus, worüber bestimmt wird, redet (vgl. *Prolegom. ad Theogn.* p. XCVI.), und enthält alsdann die allgemeine Vorschrift, dass die Mädchen nicht einen jüngeren Mann nehmen sollten, was auf Verhältnisse der Erbgüter Bezug gehabt haben müsste (vgl. *Aeschyl. Trilog.* S. 588). Das 23 fr. wirft der Andromeda Mangel an Anmuth im Anzug vor, oder empfiehlt

ihr das Gewand in den rechten Falten mit Anstand beyzuziehen, und wenn man die Stelle des Maximus Tyrius p. 94 (fr. 80) vergleicht, der von Schülerinnen spricht, wenn er Gorgo und Andromeda nennt, welche Sappho zuweilen schelte, überführe, mit Spott behandle, so möchte man vermuthen, dass fr. 37, wonach Atthis von ihr zu Andromeda sich wendet, diese also selbst Anhängerinnen, *ὁμιλητρίας*, hatte (so wie eine andere der Schülerinnen, Damophila), und zugleich fr. 58, welches p. 7 gut gedeutet wird, aus einer ganz andern Lebensperiode herrühren. Auf ein Verhältniss wie das eben erwähnte passen die Worte fr. 87: *Ὄττινας γὰρ εὖ θέω, κεῖνοί με μάλιστα σίνονται.* Uebrigens versichert die Dichterin fr. 29, dass sie keine der grolltragenden sey, sondern eine Kindesseele habe. Von ähnlichem Charakter und Inhalt scheinen die Choriamben mit angefügtem Amphibrach und ein- und zweysylbiger Anakrusis fr. 42—45 und fr. 47, die wir nicht durch den kürzeren Vers fr. 46 getrennt haben würden. Ganz deutlich verräth der Eingang fr. 47 durch den Plural, dass allgemeine, und vermuthlich also unterrichtende Gegenstände vorgetragen wurden:

Τάδε νῦν ἑτάραις ταισ[ίδ'] ἐμαῖς τερπνὰ καλῶς ἀείσω.

In den andern ist die Rede fr. 42 von den Eigenschaften verschiedener Schülerinnen; fr. 43 sagt die Dichterin, dass sie heiteren Glanz, mit dem Guten vereinigt, wie das Leben liebe; fr. 44 empfiehlt sie der schönen Mnasidika (vgl. 42), dass sie nicht versäume zum Opfer das Haar mit grünem Kranze zu schmücken, weil diess den Göttern wohlgefällig sey, und fr. 45 erklärt sie, dass Reichthum ohne Tugend kein unser Wohl schützender Hausgenosse sey, die Vereinigung beyder aber die Spitze des Glückes ausmache: so wie sie anderwärts (fr. 41.) sagt, Schönheit sey nur für das Auge, der Gute werde gleich auch schön seyn, was Plato wiederholt hat. Vermuthlich gehörte in diese Reihe auch, nach dem choriambischen Rhythmus, die Vorschrift fr. 93, wenn Zorn die Brust erfüllt, die bellende Zunge zu wahren, indem *μαψυλάκταν* den Ausgang des Verses bildete. Dass Plutarchus dabey den Ausdruck *παραινεῖ* gebraucht, so wie Athenäus fr. 44 *παραγγέλλει*, bestätigt nur, was wir aus den Umständen und den Ueberresten vermuthen müssen, dass ein Theil dieser Poesieen, die man gemeinhin sich als bloss *erotisch* denkt, *parämetisch* waren, ohne Zweifel würdig einer Frau, welche ein hohes Gefühl ihres Musenberufs fr. 28, und ihr Glück als Mutter fr. 76 mit so lebhafter Innigkeit ausdrückt. Keineswegs gesucht erscheint daher die Vergleichung dieser Schule mit der des Sokrates bey Maximus Tyrius, und sichtbar ist es, dass Ovidius, wenn er Trist. II, 365 sagt, sie habe die Mädchen nichts als Liebe

gelehrt, im Geist seines Witzes zu erklären ist, welcher nicht die wirklichen Verhältnisse darzustellen und zu scheiden, sondern aus scheinbarer Vermischung der Umstände, was ihm dienen konnte, zu erfinden liebte. Er verwechselte die Liebeslieder mit dem Uebrigen, als ob jene auch eben so für die Freundinnen gedichtet und bestimmt gewesen wären als diess. Vielleicht hatten auch die Kinädographen oder Anäschyntographen der Alexandrinischen Periode ihm gute Fingerzeige gegeben.

Die Sammlung der Fragmente ist durch eine seltene Vollständigkeit ausgezeichnet. Mit Blomfield ist keine Vergleichung anzustellen, da er die einzelnen Ausdrücke ausgeschlossen hat. Bey Volger fehlen folgende der Neueschen Fragmente: N. 48 aus Demetrius, 57 und 78 aus Hephästion, 71 und 114 aus Apollonius, 75 und 109 aus dem Etymol. M., 94 aus Athenäus, 98 aus Moschopulus, 102 aus Phrynichus, 103 aus dem Lex. Sangerm., 115 aus Chöroboscus, 116 aus Suidas, 117 aus den Venet. Schol. zur Ilias, 118 aus Orion, 121 aus Johannes Alex., 120 und 132 aus Philostratus, 128 aus Pausanias, 129 und 130 aus Servius, 133 und 134 aus Himerius. Rec. hat nicht ein einziges hinzuzufügen gefunden. Doch scheint ihm, dass unter den Fragmenten wiederholt seyn müsste, was in der Einleitung p. 10 aus Demetrius angeführt ist, dass die Dichterin auch von Frühling und Alkyonen gesprochen (*ἁλιπόρφυρος εἴαρος ὄρνις* nennt Alkman diesen Vogel), und p. 11 aus Athenäus, dass sie des *βάρωμος* oder *βάρβιτος* erwähnte.

Bey Dichterfragmenten, und vorzüglich gerade bey diesen Sapphischen, besteht noch eine besondere Aufgabe für die Kritik darin, manche, welche nicht wörtlich vollständig angeführt werden, aber durch einzelne Versglieder oder ganze Verse ihren Rhythmus zu erkennen geben, nach Maassgabe des Zusammenhangs und der sicher urkundlichen Ausdrücke zu ergänzen. Wie die Schriftsteller bey der Anwendung poetischer Stellen verfahren, ausziehend und ihre eigenen Gedanken und Perioden einschlingend, worin namentlich Plutarch ausgezeichnet ist (schon Wolf zu fr. 158 seiner *Sapphica* bemerkt es), sieht man am besten, wo dieselben Stellen bey mehreren vorkommen, wie fr. 19. 23. 30, oder Alcäus fr. 8. 11. Die gedachte Aufgabe hat Hr. Neue mehr als irgend einer seiner Vorgänger aufgefasst, indem strenge Bestimmung des Sylbenmaasses Hauptsache für ihn war. Nur scheint es, als ob er diese Art der Conjecturalkritik von dem gewöhnlichen Emendationsgeschäft nicht gehörig unterscheide, bey welchem gefordert und als möglich vorausgesetzt wird, die Hand, wie man sagt, des Dichters selbst herzustellen. Daher zeigt er sich hierin zuweilen allzukühn, oder nicht frey vom Gekünstelten oder auch von verfehlter Erklärung, während eine schärfere Beachtung jener Willkür und der Freyheit im Zusammenziehen

und Construiren ihn veranlasst haben würde, aufgelöste Verse mit Beziehung vor allem auf den Sinn und Zusammenhang und die Absicht, worin die Stellen angeführt sind, zu restauriren, bloss der Form wegen, ohne den Anspruch die Worte selbst wieder aufzufinden. Er würde dann noch mehr auf ausgelassene als auf falsche oder von den Schriftstellern missverstandene, und darum zu ändernde Ausdrücke gerathen haben, und manche Bemerkung würde weggeblieben seyn, wodurch die zuvor, und zwar des Verses wegen, gemachte, aber keineswegs sichere Emendation als nothwendig nachgewiesen werden soll. Was den Rec. zu diesem Urtheil veranlasst hat, müssen die nachfolgenden Bemerkungen über einzelne Stellen ausweisen. Er verkennt dabey keineswegs den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, welche zu den meisten dieser ihn nicht befriedigenden Emendationen erforderlich waren.

Vorzüglich sind die beyden Oden in der That keine leichte Aufgabe für die Kritik: und Hr. Neue hat darin sehr viel geleistet. Nur wenig findet Rec. dabey zu bemerken. Zur ersten Ode hatte derselbe eine neue genauere Abschrift durch Thiersch von der Vergleichung, welche sich in einer Ausg. des Pindar aus der Bibliothek des Victorius in München befindet, und deren meiste Varianten schon bekannt waren. — V. 1. *ποικιλόϑρον'* hat auch dieser Cod. Victor. und der Rehdiger., und Hr. Neue stellt diese Lesart mit guten Gründen fest. Es kommt hinzu, dass schicklich ein Beywort, welches auf Macht und Herrlichkeit deutet und darin den Grund der Anrufung enthält, vorangehen muss; damit stimmt auch *ἀϑάνατε* und *παῖ Διὸς* noch überein; dann folgt in *δολοπλόκε* ein Vorwurf über die jetzt verhängten Leiden, welcher (in *ποικιλόφρον*) von Anfang übel passen würde. Im Allgemeinen sind freylich *χρυσόϑρονος*, *ἀγλαόϑρονος* zu vergleichen; doch hat *ποικίλος* nicht einen ähnlichen dichterischen Gebrauch wie *golden*, *bunt* oder *schön*, wie Schneider übersetzt; sondern es bezieht sich auf eine bestimmte Kunstart, wie fr. 83 *ποικίλος μάσϑλης*, ein Lydisch Werk, Iliad. V, 504 *τεύχεα ποικίλα χαλκῷ*. Daher ist mit Recht an die kunstreichen, mit Metall und Schmelzwerk oder Elfenbein und Gold eingelegten und oft mit einer Fülle bildlicher Darstellungen geschmückten Tempelthrone erinnert worden, welche in neuerer Zeit mehr beachtet worden sind (Morgenstern in den *Dörptischen Beytr.* 1814 S. 416). So bald aber das Beywort aufhört als ein allgemeines poetisches zu gelten, so wird auch eine nahe und bestimmte Beziehung wahrscheinlicher seyn, als eine entfernte oder ungewisse. Es leitet also die Beschaffenheit dieses Wortes auf die Vermuthung eines Aphroditentempels in Mitylene mit einem prachtvollen Thron, welcher der Göttin zu besonderer Zierde gereichte. Dass sie

jetzt aus dem Olymp herabkommen soll, steht dieser Erklärung eben so wenig entgegen, als ein Beywort von einem der Göttin gehörigen Land oder etwa *πολύναος* mit der Erwähnung des Göttersitzes unverträglich seyn würde. Dieser vorausgesetzte Tempel würde reich von Weihgeschenken gewesen seyn, wenn man *πολύολβος Ἀφροδίτα* fr. 58 dahin bezöge, und man ist dazu einigermaassen befugt, da die Dichterin selbst fr. 25 der Göttin ein feines purpurnes Ionisches Kopftuch zu Füssen legt. Ein paar zu fr. 117 erwähnte Verse der Sappho oder doch in Sapphischem Sylbenmaass erwähnen der goldnen Stephane dieser Göttin und nach Kleanthes in den Scholien zu Iliad. III, 64 wurde in Lesbos Aphrodite als die goldne verehrt. Ein solcher Prachtthron setzt nicht nothwendig eine thronende Göttin voraus: doch wurde auch Aphrodite in alter Zeit als sitzende Matrone vorgestellt, wie von Kanachos und an einem erhaltenen Denkmal, einem bey Athen gefundenen dreyfüssigen Kelch von gebrannter Erde, wo *ΑΦΡΟΔΙΤΗ* beygeschrieben ist. Clarke *Travels* Vol. II P. 3 p. 25. — V. 5. Für *τυίδ'*, worüber der Vf. ausführlich handelt, hat Cod. Vict. *τόδ'*, soll seyn *τύδ'*. Die Worte *ἀλλὰ τυίδ', ἔλθ' αἴ πότα κατέρωτα* enthalten eine in Gebeten öfter gebrauchte Wendung. Oedip. Tyr. 164: *εἴ ποτε καὶ προτέρας ἄτας ὕπερ ὀρνυμένας πόλει ἠνύσσατ' ἐκτοπίαν φλόγα πήματος, ἔλθετε καὶ νῦν.* — V. 10. Das Gespann erläutert auch die Stelle der Lysistrate V. 724, wo ein Weib auf einem Sperling reitet. Ob die Dichterin diess von Kunstwerken abgesehn habe, wie in den *Mythol. Briefen.* 2 Br. 9 bemerkt wird, steht sehr dahin. Nur im Allgemeinen ist das Reiten und Fahren auf den verschiedensten Thieren ein Mittel der Kunstallegorie. Dort sind auch Schwanen- und Taubenzüge erwähnt. V. 11 hat Cod. Victor. *δινεῦντες.* V. 15 derselbe *εἴρε' ὄττι*, nachher *χ' ὤτι*, wie auch H. Steph. *ὄττι, ὄττι, χ' ὄττι.* V. 18 *δ' ἤυτε.* V. 19 nicht *σαγινόευσαν*, sondern *σαγινόεσσαν φιλότητα.* Dann *τίς ὦ σαπφὼ δίκη* (Barker im *Classic. Journ.* Vol. 23 p. 306: *τίς Σαπ-φοῖ τ' ἀδικήῃ*). V. 22 *αἰ δέ κε δῶρα μὴ δέχεται·* V. 24 *καὶ εἰ κ' ἐθέλοις.* Das Richtige ist ohne Zweifel *κωὐκ ἐθέλοισαν.* Straton ep. 45: *Οὐκ ἐθέλων φιλέεις με, φιλῶ σ' ἐγὼ οὐκ ἐθέλοντα*, vgl. Iliad. VI, 165. V. 28. Victor. *ἔσο.*

In der andern Ode schreibt der Vf. V. 3 und 5 *φωνείσας* und *γελαίσας.* Die Infinitivform *γελάϊς* hatte schon F. A. Wolf bezweifelt in den *Analekten* II, 426 — si quando in usu fuerunt recensitae a serioribus formae *γελάϊς* s. *γελαῖς* pro *γελᾶν.* — V. 9. *λεπτὸν πῦρ* wie *tenues pluviae*, Virg. Georg. I, 92, einschleichend. Die starken und eigenthümlichen Wirkungen des Affects verdienen Aufmerksamkeit, und es ist wohl der Mühe werth mit V. 11 zusammenzuhalten Archil. fr. 61 Liebel. Verdunkelung des Auges, mit V. 13 die Stellen von Mimnermos

und Theokrit II, 107 den reichlichen Schweiss. Nachahmung dieser Stelle enthält auch Alkiphron II, 2, dessen Worte wieder von Aristänet I, 1 aufgenommen sind. Schäfer zu *Juliani Encom.* p. X führt dabey auch Max. Tyr. 24 p. 287 an: *πηδᾷν μὲν αὐτῷ τὴν καρδίαν ἐπὶ Χαρμίδῃ καὶ ἰδίειν* (für *οἰδεῖν*) *τὸ σῶμα.* Im 16 V. setzt auch Barker *Classic. Journ.* Vol. XXIII p. 307 *Ἀτθί*, indem alle Namen der Freundinnen erhalten seyen, und nur dieser passe. Besonders sind fr. 14 und 37 dafür anzuführen. Dass mehrere der neuesten Bearbeiter des Catullus die letzte Strophe der Uebersetzung dieser Ode für unächt erklären wollten, fand Hr. Neue, wie es scheint, nicht einmal nöthig zu erwähnen.

3. (Blomfield 3.) Die Sterne bergen ihr Licht, wenn der Vollmond die Erde bescheint. Die Ergänzung des Schlussverses *γᾶν* [*ἐπὶ πᾶσαν*], welche auch schon im *Classical Journ.* Vol. I p. 141 von Holt Okes gegeben worden ist, hat alle Wahrscheinlichkeit, und Blomfield hatte wenig Ohr wenn er schrieb *ἀργυρέα γᾶν.* Dennoch sollte die Stelle des Julianus unter n. 106 nicht getrennt werden: *Σαπφὼ ἡ καλὴ τὴν σελήνην ἀργυρέαν φησί, καὶ διὰ τοῦτο τῶν ἄλλων ἀστέρων ἀποκρύπτειν τὴν ὄψιν.* Denn wenn die Möglichkeit ist, dass Julianus jenen Ausdruck ungeschickt aus einer andern Ode erklärte, so ist es weit eher möglich, dass die folgende Strophe anfieng *ἀργυρᾶ*. Dass dem *ἀστέρες μὲν* durch *δὲ* gerade eine Jungfrau oder ein Mann verglichen worden sey, ist auch nur möglich. Die Anführung des Aristides, welcher Attika und die Inseln umher mit Mond und Sternen vergleicht, ist sehr zweckmässig. Nur hätte gerade er sich schwerlich so allgemein ausgedrückt *ποιητὴς ἂν εἴποι τις*, wenn er an die Stelle der Sappho gedacht hätte, und auf keine Weise können wir ein 9 Seiten vorher von ihm eingeschwärztes poetisches *γῆν ἔπι πᾶσαν*, eine so gemeine Formel, gerade auf diese selbe Strophe zurückführen.

4. (Bl. 4.) Der Stelle des Hermogenes (*de formis orat.* p. 230 der Sturmischen Ausg.), welcher mit der Sappho beweist, dass was lieblich zu sehen, anzufühlen, zu schmecken ist, auch in der Beschreibung wohlthuend wirke, sollten noch diese wenigen Worte beygefügt seyn: *καὶ ὅσα πρὸ τούτων γε καὶ μετὰ ταῦτα εἴρηται.* Diese Worte scheinen zugleich den besten Beweis zu enthalten, dass das, was von der Dichterin angeführt wird, nicht aus zwey verschiedenen Gedichten genommen sey, sondern zusammengehöre. Denn sonst sind es Apfelbäume nicht vorzüglich, in deren Zweigen der Schlaf wohnt: das Säuseln in Pinien und Weiden, welche Jacobs zum 13 Platonischen Epigramm mit der Sappho zusammenstellt, oder andern Bäumen schläfert leichter ein. Die Worte sind: *ἀμφὶ δὲ ὕδωρ ψυχρὸν κελαδεῖ δι' ὄσδων μηλίνων καὶ αἰθυσσομένων δὲ φύλλων κῶμα*

καταῤῥεῖ. Der Herausg. bemerkt, dass kaltes Wasser durch die Zweige rauschend, und also herabträufelnd, das Einschlafen nicht sehr befördere, und behauptet daher: „itaque ὕδωρ non scriptum est a poetria, sive vocabulum venti expulit, sive vacuam sedem occupavit.“ Ein solches Wort würden wir überall ungern streichen; hier, wo Hermogenes sich offenbar darauf bezieht, οἷον κάλλος χωρίου καὶ φυτείας διαφόρους καὶ ῥευμάτων ποικιλίαν καὶ ὅσα τοιαῦτα, müssen wir es geradezu festhalten; und wir bedürfen dazu nicht der Lücke, womit Blomf. aushelfen wollte. Weil der Apfelbaum die fruchtschweren Zweige gewöhnlich tief, oft bis ganz zur Erde herabsenkt, so fliesst ein Bach eben so wohl durch die Zweige als durch die Stämme hin; und die lyrische Kürze der Schilderung eben so wohl in κελαδεῖ διὰ vom Fliessen, als in δι' ὕσδων μαλίνων ist nicht ungefällig oder auffallend, vielmehr malerisch und schön. Die ποικιλία des Bachs ist Deutung von ἀμφί; ähnlich im Obstgarten des Alkinoos, wo die Quelle ἀνὰ κῆπον ἅπαντα σκίδναται.

5. (Bl. 10.) In den Versen b. Athen. XI p. 463:

Ἐλθὲ Κύπρι
Χρυσέαισιν ἐν κυλίκεσσιν ἅβροις
συμμεμιγμένον θαλίαισι νέκταρ
οἰνοχόεισα
τοῖς ἑταίροις τοισίδ' ἐμοῖς τε καὶ σοῖς,

wie er sie schreibt, erklärt der Vf. die Worte ἅβροις συμμεμιγμένον θαλίαισι, suavi mixtum voluptate conjunctum et quasi consociatum, in Ansehung des Zeitworts allerdings richtig, aber dafür, dass θαλία bloss Wonne hiesse, wird sich kein Beyspiel finden. Viele, worin es als Mahl oder Fest mit Lust gepaart wird, hat Liebel zum *Archil.* fr. 48. Hier sind die θαλίαι als Gesellschaft gerade das, warum Athenäus die Stelle anführt, und sie scheinen bey der Dichterin eigentlich das zu seyn, womit der Nektar der Kypris verbunden werden, nicht das, was zu diesem Nektar hinzukommen soll. Dieser Nektar aber kann nicht der Trank der Götter seyn; denn es wäre wunderlich diesen für eine Gesellschaft von Menschen zu begehren — (und fast nicht besser, als wenn manche keinen Anstand hatten die Dichterin in einem Bett mit der Kypris schlafen zu lassen, s. fr. 53) — sondern es ist vielmehr dieser Nektar, das Wort uneigentlich verstanden, das, was Kypris als ihre besondere himmlische Gabe austheilt, also Liebe. Man würde etwa an ein Hochzeitsmahl denken, da ein guter Theil der Bruchstücke Hochzeiten zum Gegenstand hat, wenn nicht auf οἰνοχόουσα bey Athenäus die Worte folgten: τούτοισι τοῖς ἑταίροις ἐμοῖς γε καὶ σοῖς. Nichts in den Fragmenten der Dichterin selbst oder der Nachrichten über sie giebt nähern

Aufschluss darüber, wem hiernach das Lied in den Mund gelegt seyn könne. Es machen vielmehr diese Schlussworte die ganze Stelle in ihren innern Verhältnissen so befremdlich, dabey sind sie an sich selbst so durch und durch prosaisch, dass sie sich leicht als eine blosse Phrase des eben das Wort führenden Plutarchus zu erkennen geben, womit dieser die Worte der Dichterin auf seine Gesellschaft anwendet. Durch den Zusammenhang stellt sich diess deutlich genug heraus. Denn eben so bezieht der Redende unmittelbar vorher Worte eines Dichters auf seine Genossen: *Διόπερ συνιοῦσι καὶ ἡμῖν ἐπὶ τὰς Διονυσιακὰς ταύτας λαλιὰς οὐδεὶς ἂν εὐλόγως φθονήσαι νοῦν ἔχων, κατὰ τοὺς Ἀλέξιδος Ταραντίνους· Οἳ τῶν πέλας οὐδὲν ἀδικοῦμεν οὐδένα κ. τ. λ.* Dann lässt auch der Schluss dieser Stelle des Alexis scherzhaft die gelehrten Brüder als Freunde des Lachens und Trinkens (sofern sie über Scherze, Becher, Weinsorten grosse Collectaneen gemacht haben) und der Aphrodite erscheinen; und so ist das Anhängsel an die schöne Strophe schon eingeleitet, wenn der Sprecher nun nicht eben frivol, sondern mit gelehrtem Scherz nach der Sappho, oder in ihren Worten, die Kypris einlädt, dass auch sie seinen Freunden, welche auch die ihren seyen, bey dem litterärischen Mahl, welches sie feyern, ihren Nektar in goldenen Schalen reichen wolle. Und die Göttin hat ihn erhört; ihre Gaben sind vorzüglich im 13 Buch, wo von den Hetären gehandelt wird, verbreitet, und auch sonst ist hier und da den Tischgenossen mancher Tropfen solchen Nektars zu Theil geworden. Ganz ähnlich z. B. am Schlusse des 10 Buchs: *τὸν περὶ τῶν ἐκπωμάτων λόγον εἰς αὔριον ἀναβαλώμεθα. Κατὰ γὰρ τὸν Μεταγένους Φιλοθύτην „κατ' ἐπεισόδιον μεταβαλῶ τὸν λόγον, ὡς ἂν καιναῖς παροψίσι, καὶ πολλαῖς εὐωχήσω τὸ θέατρον,“ περὶ τῶν ἐκπωμάτων τὸν λόγον ἑξῆς ποιούμενος.* Wie jene Worte zum Vers umzugestalten seyen, würde sich ohnehin nicht ausmachen lassen. Eine Weise hatten Volger und im *Königsberger Archiv* 1812 St. 3 S. 466 Erfurdt gefunden, nur durch *τε* und *γε* verschieden, eine andre von Hermann theilt Erfurdt dort mit, und diese hat Dindorf (dessen Ausgabe von H. Neue noch nicht benutzt werden konnte) in den Text aufgenommen, obwohl neben dieser ganz neuen Zeile das nicht Aeolische von Athenäus gewählte *οἰνοχοοῦσαι* ungeändert steht; eine dritte versuchte der Englische Kritiker im *Classic. Journ.* I, 139, *τοῖς ἔταις τούτοισιν ἐμοῖς γε καὶ σοῖς*, eine vierte Hr. Neue, andre noch andre. Als man *ἅβροις* noch mit *κυλίκεσσιν* verband, war die Conjectur von Gerh. Horreus *Anim. s. et prof.* 1749 p. 213, *ἁδροῖς*, belegt mit *ἁδρῶν κυλίκων* Aelian. H. A. XIV, 16 u. a. Stellen, nicht übel. Was *ἐν κυλίκεσσιν οἰνοχοοῖσα* betrifft, so dürfte calicibus ministrans weniger angemessen seyn, als *εἰς κύλικας* zu erklären, wie

Volger that, mit Vergleichung von *ἐν δόμοις φοιτάσεις*, Worten der Sappho.

6. (Bl. 5.) Sehr erwägenswerth die Vermuthung von Casaubon (p. 335 in *Friedemanns Commentar zum Strabon*) *ἡ Πάφος ἡ πάνορμος*, ein Homerisches Beywort eines, nach Strabon, berühmten Hafenorts, statt *ἡ Πάνορμος*, da das Sicilische Panormos später, und ein anderes eben nicht berühmt ist.

7. (Bl. 89.) Apollon. de pronom. p. 104: *Σοὶ, Ἀττικῶς Ἴωνες. Αἰολεῖς ὁμοίως· Σοὶ δ' ἐγὼ λευκᾶς επιδωμον αἰγός, Σαπφώ. καὶ τὸ κατὰ ἀπόλυτον διὰ τοῦ τ· Καπιλείψω τοι.* Bey diesen an sich unbedeutenden Worten giebt der Herausg., wie auch sonst zuweilen, einem Hang, was zusammen citirt wird, in eins zu verschmelzen, viel zu sehr nach, und erlaubt sich zugleich mit dem verdorbenen Ausdruck grössere Veränderung, als bey so wenigen gesunden in der Regel irgend angeht. Das zweyte Beyspiel soll auch der Sappho gehören; gut. Es soll aber das enklitische *τοι* auch unmittelbar auf die Stelle mit *σοι* gefolgt seyn: schon viel angenommen, und vielleicht würde mancher, wenn alles andre in Ordnung wäre, gerade an diesem so wiederholten Pronomen anstossen. Aber nun muss auch, indem die Erwähnung des Libirens als Beweis dient, dass die weisse Ziege ein Opfer angehe, obgleich aus den vielen Bruchstücken der disciplina sacrorum eine Bestätigung für ein solches Opfer nicht einmal zu holen ist, und obgleich Bekker *ἐπὶ βῶμον* aus der Handschrift giebt und Opferziegen vorausgesetzt, der Accus. plur. und *ἐπὶ βῶμον* so nahe liegt, dass auf diesen Sinn Barker auch durch blosse Conjectur fiel im *Classic. Journ.* Vol. 23 p. 307, *επιδωμον* dennoch sich in ein Verbum verwandeln:

Σοὶ δ' ἐγὼ λευκᾶς ἐπιδώσομ' αἰγὸς
κἀπιλείψω τοι [μελιαδέ' οἶνον.]

Um von dem Verbum und seiner Construction nichts zu sagen, worüber manches zu sagen wäre, so fällt jede Emendation von selbst weg, wenn auch ohne alle Aenderung ein guter Sinn hervorgeht. Da nun nach Strabon ein Ort in Lesbos, gleichnamig mit dem Thier, *Αἴξ* hiess und dieser Name bey der Sappho vorkam (fr. 123), so darf man schreiben *σοὶ δ' ἐγὼν λευκᾶς ἔπι βῶμον Αἰγὸς* und den Sinn schweben lassen, wie er unzähligemal in den Citaten nicht vollendet ist. Wegen des Beyworts ist allenfalls zu bemerken, dass der Ort *μέχρι τῶν Ἀργινουσῶν* reichte, also um so eher eine Gegend aus Kalkfelsen bestehend zu denken ist.

9. *Ψαύειν δὲ οὐ δοκεῖ μοι ὠρανῶ δυσπαχέα*, aus Herodianos *περὶ μονήρους λέξεως* p. 1. Der Vf. streicht *οὐ* und setzt dafür *πόλον* hin, und so erhält er einen guten Sinn: „ac tan-

gere mihi videtur polum caeli immensum." Doch scheint dieser Sinn um solchen Preis zu theuer erkauft. *Δυσπαχὺς*, ein Wort, das sonst nicht bekannt war, kann auch heissen der nicht Arms genug zu etwas hat, wie *δυσπάλαμος* bedeutet der sich nicht zu helfen weiss, und *δοκεῖ* steht, obwohl in verschiedener Bedeutung, auch mit dem acc. c. infin. Theognis 310: *πάντα δέ μιν λήθειν ὡς ἀπέοντα δοκεῖ*, und Schol. Philostr. Heroic. p. 597 Boisson. erklärt *δοκεῖ*, *δόκιμον φαίνεται*, *ἀρέσκει*. Eine bestimmtere Deutung lässt die Abgerissenheit der Worte kaum zu: doch scheint sich ein anderes Sprichwort anzuschliessen, welches bey Lucian vorkommt Alexand. c. 55: *ὀκτώ μοι χρησμοὺς ἔπεμψεν οὔτε γῆς, φασίν, οὔτε οὐρανοῦ ἁπτομένους, ἀνοήτους κ. τ. λ.*

10. *Ὅτι τὸ ἀποθνήσκειν κακόν· οἱ θεοὶ γὰρ οὕτω κεκρίκασιν· ἀπέθνησκον γὰρ ἄν*, scheint ganz von der Dichterin, die Schlussfolge nicht von Aristoteles zugesetzt. Dennoch ist Rec. nicht dafür, Anführungen wie diese in Verse zu zwingen, da sie nicht immer wörtlich getreu und vollständig sind. So kann Aristoteles hier das Object des Beweises *ὅτι τὸ ἀποθνήσκειν κακόν* mit seinen eigenen Worten gegeben haben. Als Schluss eines zweyten Verses würde *ἔθνασκον ἂν γὰρ* schon wegen des Ausgangs des ersten *οἱ θεοὶ γὰρ* ungefällig seyn. Und wie kann man aus der Anführung des guten Gregorius *τοῦτο* für *οὕτω* als eine Lesart aufnehmen, da es doch wohl diesem nur beym Abschreiben aus dem Aristoteles eingefallen ist? Der Satz selbst bezieht sich wahrscheinlich auf Thrakisch-Orphische Ansichten, wie besonders auf Keos sich festgesetzt gehabt haben und wie namentlich auch Theognis 425 (543) ausspricht.

11. (Bl. 6.) Sinnvoll und gelehrt behandelt Hr. N. die Doppellesart im Etymol. *τὸν δ' ἐπιπλάζοντα ἄνεμοι φέροιεν* und bey Herodian *περὶ μον. λ.* p. 23 *τὸν δὲ ἐπιπλάζοντες ἄνεμοι φέροιεν καὶ μελεδῶναι, ἀντὶ τοῦ ἐπιπλήσσοντες*, indem er *μελεδώναις* setzt und zu *ἐπιπλ.* statt *ἄνδρα* denkt *λόγον*.

Τὸν δ' ἐπιπλάζοντ' ἄνεμοι φέροιεν
καὶ μελεδώναις,

„at objurgantem venti auferant atque curas." Dabey werden Stellen zur Vergleichung angeführt, wo ein Wort, das als ungesprochen gelten soll, von den Winden fortgetragen, wo also gleichsam ein Mislaut verweht wird, in den Lüften sich verliert. Sollte vielleicht eben der Aeolische Accus. *μελεδώναις* den Herodianus getäuscht haben, so dass er erst *μελεδῶναι* schrieb, und darnach auch gegen das Metrum *ἐπιπλάζοντες ἄνεμοι*, sonst zu *ἄνεμοι* ein schönes Beywort? *πλάζω* für *πλήσσω*, *ἀνάζω*, *ἀνάσσω*, bringt auch Eustath. ad. Il. *κ* p.

824, 27 vor. Eben so wird fr. 15 (Bl. 61) bey Athen. XI p. 460 D sehr richtig in *καλαίφις* erkannt *καλαίφης* oder *καλλαίφης* für *καταλάπτεις*. Der Kanon dagegen über *πολλὰ δὲ ἀνάριθμα*, dass sie nie ohne *καὶ* stehn könnten, ist zu ausschliessend und geht nicht aus innerer Nothwendigkeit hervor.

16. (Bl. 81.) *Μνάσασθαί τινα φαμὶ καὶ ἕτερον ἀμμέων*, wozu fr. 90 zu vergleichen. Volgers *ὕστερον* scheint an sich nicht nöthig, weder durch die Anwendung des Rhetors, welcher von Aristeas und sich untermischt redet, und von Aristeas auch als einem jetzt lebenden, noch durch das *καί*. Der Parallelismus reicht im Griechischen so weit, dass das *καὶ* bloss darum schon gesetzt werden kann, weil es im Begriff von *ἕτερος* enthalten ist. Aehnlich ist fr. 41 *ὁ δὲ κἀγαθὸς αὐτίκα καὶ καλὸς ἔσται*, und was dort angeführt ist. Auf jeden Fall ist es unsicher nach dieser Emendation den Vers unter die Fragmente des zweyten Buchs aufzunehmen. Er könnte auch zum dritten gehört haben: *Μνάσασθαί τινα φάμ' . . . . . . κἤτερον ἀμμέων*, und würde sich dem Sinne nach gerade an fr. 19 anschliessen, wenn diess von Aristides richtig im Zusammenhang angeführt wird. Uebrigens scheint Dio fast die Worte der Sappho noch in Gedanken gehabt zu haben, wenn er gleich darauf schreibt: *λάθα μὲν γὰρ ἤδη τινὰς καὶ ἑτέρους ἔσφηλεν*, obwohl darin die Beziehung des *καὶ* verschieden ist.

20. (Bl. 12.) Aus Stob. Floril. 71, 4. Wenn Ursinus aus einer Handschrift geändert haben will, dass die Aeltere nicht den Jüngeren verschmäht, sondern die Jüngere den älteren Mann, so scheint dies nur ein Scherz zu seyn, nach der Art wie jene Zeit die Kritik etwas leicht nahm und vornehm behandelte. Die angeführten sprachlichen Gründe, warum die veränderte Lesart, welcher Volger und Blomfield gefolgt sind, nicht ächt seyn könne, entscheiden. — 22. (Bl. 16.) Das Beywort *ῥοδοπάχεες* nachahmend nennt Himerius Or. 1, 19 p. 360 die Chariten *ῥοδοσφύρους*.

23. (Bl. 35.) Athen. I p. 21 C. *Τίς δ' ἀγροιῶτις θέλγει νόον, οὐκ ἐπισταμένη τὰ βράκεα ἕλκεν ἐπὶ τῶν σφυρῶν*, was Eustathius ganz richtig erklärt: *ἤγουν ποία γυνὴ χωριτικὴ ἐζωσμένη ἀγροικικώτερον ἐφέλκεται ἐραστήν*; welche bäuerlich gekleidete gefällt? Maximus Tyrius Or. 8 p. 94, wo er in kurzen Andeutungen die Methode des Sokrates und der Sappho gegeneinander hält, bezieht sich auf die Stelle mit folgenden Worten: *κωμῳδεῖ σχῆμά που καὶ κατάκλισιν σοφιστοῦ, καὶ αὐτή· Τίς δὲ ἀγροιῶτιν ἐπεμμένα στολήν*. Man sieht, er erinnert nur an bekannte Worte, ohne den Satz zu Ende zu sprechen. Indessen giebt der Accus. *ἀγροιῶτιν* sich als wahr zu erkennen durch *ἐπεμμένα*, in Aeoli-

scher Form, welches *στολὰν* mit einem Beywort erfordert, ähnlich wie fr. 21. Mit Recht fügte daher Blomfield, durch Casaubon erinnert, diese Worte den andern ein, opferte aber den gesunden Sinn derselben auf durch das Wörtchen *σοί*, indem er schrieb (was auch Barker gut hiess, *Class. J.* Vol. 25 p. 344): *τίς δ' ἀγροιῶτιν ἐπεμμένα στολὰν σοὶ θέλγει νόον.* Denselben Weg betritt auch Hr. Neue, und bildet aus diesen Worten mit Auslassung von *στολὴν* diesen Vers:

Τίς δ' ἔθελξε νόον τοι [πότ'] ἀγροιῶτιν ἐπεμμένα.

Hier wird allein auf das *τοι*, welches in der ed. pr. des Athenäus, bey Eustathius und Maximus fehlt, und von Casaubon (welcher es zum Theophrast p. 140 selbst nicht hat und dort anders, aber auch falsch, übersetzt) vermuthlich seiner Ansicht der Stelle wegen zugesetzt wurde (in den Dindorfischen Collationen mit der Ausg. von Casaubon ist leider nichts angemerkt), eine neue Erklärung gegründet, etwas ganz anders als eine gute Lehre, welche Maximus deutlich schliessen lässt, und welche doch wohl unschuldig genug ist (und nicht fraudis damnique cogitationem in dem *θέλγει νόον* einschliesst), angenommen, eine besondere Neigung der Andromeda gerade zu einer bäurisch und unanständig Gekleideten: quae tibi, quaeso, mentem delinivit rustico amictu, gewiss etwas sehr unwahrscheinliches und unpassendes. Allerdings scheint dem vollständigen Vers:

οὐκ ἐπισταμένα τὰ βράκε' ἕλκην ἐπὶ τῶν σφυρῶν,

(welcher eben so auch im *Classical Journal* Vol. 15 p. 158 geschrieben steht) ein gleicher Vers, wenn nicht zwey, vorausgegangen zu seyn, die Athenäus abgekürzt hat, so wie wir sehn, dass er für *τίς ἀγροιῶτιν ἐπεμμένα στολὰν* schrieb *τίς ἀγροιῶτις*. Zu *θέλγει νόον*, obwohl es auch absol. recht wohl stehn könnte, war vermuthlich die Person mit einem Adj. gesetzt. Aber die Herstellung darf unsers Dafürhaltens durchaus nur in dem Sinn des Maximus und Eustathius versucht werden. *Βράκος* erklärt Hesychius *ἱμάτιον πολυτελές*, was wohl nur so zu verstehn ist, dass es in Stellen wie diese und Theokrit XXVIII, 11 nicht in der eigentlichen Bedeutung des Worts zu nehmen sey, ähnlich wie laciniae und pannus, wie Passow bemerkt hat *über Griech. Wörterb.* S. 6. Komisch ist der Einfall von Korais im *Πρόδρομος Ἑλλ. Βιβλ.* p. 331, von diesem Wort die bracas, welche schon Diodor. V, 30 als Celtisch nimmt, herzuleiten, und diess mit den Worten der Sappho zu beweisen, welchen das Neugriechische Sprichwort von rohen

und unverständigen Leuten *Δὲν ἐξεύρει νὰ δέσῃ τὸ βρακίον του* vollkommen entspreche.

24. (Bl. 17.) Aus Hermogenes, wo Sturm mit Recht vergleicht: *age*, *dic Latinum Barbite carmen*, Hor. I, 32.

25. (Bl. 60.) Athenäus IX p. 110 D zeigt, dass ein Kopftuch der Frauen *Χειρόμακτρα* geheissen habe. *Σαπφὼ δ' ὅταν λέγῃ ἐν τῷ πέμπτῳ τῶν μελῶν πρὸς τὴν Ἀφροδίτην· χειρόμακτρα δὲ καγγόνων πορφυρᾶ, καὶ ταῦτα μὲν ἀτιμάσεις ἔπεμψα πυφωκειας δῶρα τίμια· καγγόνων κόσμον λέγει κεφαλῆς τὰ χειρόμακτρα.* Vortrefflich erklärt Hr. Neue *κὰγ γόνων* nach dem Homerischen *κὰγ γόνυ* oder *καγγόνυ*, *γόνων* für *γούνων*, da die Aeolier auch *ὀρανὸς*, *βολὰ*, *βόλεσθαι* sagten, und Casaubons *πλαγγόνων*, gebilligt von Spanheim (*Callim. in Cer.* 92) und vielen andern, scheidet für immer; mit Recht liest er, mit Jacobs, *μὴ* für *μὲν*, ohne darum *ἀτιμάσῃς* zu setzen; mit Recht *ἔπεμψ' ἀπὺ Φωκάας*, nach Cod. A (auch Palat.) *ἔπεμψα πυφωκαας*, wie auch ein Recensent bey Dindorf gethan hatte, und bis auf die Aeolische Form schon Ursinus, dessen quosdam legere *ἀπὸ Φωκαίας* vermuthlich eine eigne Emendation bescheiden versteckt: jedermann endlich wird beystimmen wenn er *ἀπὺ Φωκάας* als Phokäisch erklärt, und in Phokäa einen Sitz berühmter Webereyen (oder vielleicht Purpurfärbereyen) annimmt; denn es liegt am Tage. Was aber den Zusammenhang betrifft, so ist Rec. sehr verschiedener Meynung. Das *καὶ* vor *ταῦτα*, welches Cod. Palat. nebst den alten Ausg. enthält, und welches im Cod. A in *κα* (*καταυτα*), im Cod. B in *κατ* verdorben ist, kann nicht aufgegeben werden aus dem Grund weil es unschicklich sey, das Geschenk voran zu stellen, und um huldvolle Aufnahme nur in einer Parenthese zu bitten: denn diese Parenthese, wenn sie Statt fand, könnte sich auch bloss auf *τίμια* bezogen haben, die Schönheit des Tuchs, sonst eines geringfügigen Opfers, naiv zu erheben, während ein Verbum, worin die Darbringung ausgedrückt war, weggelassen ist; *ταῦτα, μὴ ἀτιμάσεις, ἔπεμψ' — ἀπὺ Φακάας δῶρα τίμια.* An diesem *καὶ* scheitert also die versuchte Herstellung in Verse vermittelst Einschiebung zugleich eines *σύγ'* und eines *τάγ'* hintereinander:

Χειρόμακτρα δὲ πορφυρᾶ
ταῦτα μὴ [σύγ'] ἀτιμάσεις,
[τάγ'] ἔπεμψ' ἀπὺ Φωκάας
δῶρα τίμια κὰγ γόνων.

Und wie wenn Athenäus aus den Versen der Sappho die Worte unterbrochen aushob, welche zeigen, dass *χειρόμακτρα* nicht das, was der Name sagt, sondern ein feiner, oft kostbarer Kopfschmuck gewesen sey, zuerst, wie das *δὲ* zeigt, zusammengehörig *χειρόμακτρα δὲ κὰγ γόνων πορφυρᾶ*; dann

würde ihm selbst gehören *καὶ*, vielleicht auch *ταῦτα*, und es folgten abgebrochene Ausdrücke der Sappho, darunter das *κἀγ γόνων* nochmals wiederholt, und drey Merkmale neben einander gestellt, um den Schluss zu ziehen, dass es ein Kopfschmuck sey. Es wäre danach zu schreiben: *καὶ ταῦτα* — *μὴ ἀτιμάσεις* — *ἔπεμψ' ἀπὺ Φωκάας δῶρα τίμια* — *καγγόνων*, *κόσμον λέγει κεφαλῆς τὰ χ.* Freylich kann *κἀγ γόνων* auch das einemal zufällig und falsch wiederholt seyn; das müsste aber in der zweyten Stelle seyn, da der Nachsatz des Athenäus ohne Zweifel mit *κόσμον* nicht zusammengehören kann, in der Rede der Dichterin dagegen diese Worte offenbar schicklicher im Anfang stehn, wo das Weihen im Verbum ausgedrückt war, als dem Subst. *δῶρα* angehängt.

27. (Bl. 67.) *Σμικρά μοι, παῖ, ἔτ' ἔμμεναι φαίνεαι κἄχαρις.* Ref. benutzt diese Gelegenheit eine zum Theognis p. 143 geäusserte Conjectur über eine Parodie zurückzunehmen, die nicht entstehen konnte, wenn er nicht das Scholion in Volgers *Fragmenten der Sappho*, wo es unvollständig abgedruckt ist, vor Augen gehabt hätte. In *λιθόχαρις* (nach Wolf p. 65 *λιπόχαρις*, nach Herder eine Steingrazie) oder *φηλϊεόχαρις* (*ἀφηλικόχαρις*?) scheint indessen das ächte Worte zu stecken, durch *διὰ τὴν ἡλικίαν* vielleicht gedeutet, und Plutarch und Maximus, aus dem Gedächtniss anführend, haben den allgemeineren Ausdruck *ἄχαρις*, *οὐ χαρίεσσα* gewählt.

28. (Bl. 71.) Sappho heisst ihre Tochter die Wehklage einzuhalten: *οὐ γὰρ θέμις ἐν μουσοπόλων οἰκίᾳ θρῆνον ἔμμεναι, οὐκ ἄμμι πρέπει τάδε.* Die Schwierigkeiten, welche sich der Vf. mit dieser Stelle macht, besonders auch in Hinsicht des *τάδε*, sind gewiss ungegründet, und die Aenderung *ἐν Μοισοπόλῳ οἰκίᾳ* in mehr als einer Hinsicht unstatthaft. Es müsste gezeigt werden, dass *Μουσοπόλος* auch musenbesucht hiess, da *ἀοιδοπόλος*, *ὑμνοπόλος* auf die andre Bedeutung leiten. Dann würde der Ausdruck dennoch etwas gezwungnes behalten, auch stolz klingen; diess vollends wenn das Haus der Dichterin so recht eigentlich als Tempel der Musen gedacht werden soll, dass nur darum der Trauer gewehrt würde. Ganz einfach, Apollons Dienst heischt Heiterkeit und Seelenruhe, im Hause des Dichters darf die Wehklage nicht dauern. Apollons Fest vertrug bekanntlich in der Regel nicht einmal die Flöte und ihre traurigeren Weisen.

33. Mehr als gewagt ist es die beyden Aeolischen Verse bey Hephaest. p. 41 (23) der Sappho beyzulegen, was Blomfield vermieden hat. Mag vor alten Zeiten ein Caspar Barth (Adversar. VI, 16) de vinolentia Sapphonis gehandelt haben, indem es ihm gefiel für *ὄϊν* (fr. 68) *οἶνον* zu schreiben, mag Volger sich vorgestellt haben, es sey ganz der Sappho angemessen, bey einem Trinkgelag zu seyn (da selbst in Sparta

die Frauen nicht am Tisch der Männer erschienen) und gar nach einem schönen Knaben zu schicken; wie unser Herausg. dabey nicht anstossen mochte, begreift Rec. nicht recht. Für den Alkäus passen die Verse vollkommen. In den Bruchstücken der Sappho ist keine Spur von Trinkliedern, und die *θαλίαι* fr. 5, das einzige Mahl, welches bey ihr vorkommt, nahm Hr. N. nicht einmal für ein solches.

35. (Bl. 46.) *Γλυκύμαλον ἐρεύγεται ὡς ἄκρῳ ἐπ' ὔσδῳ.* Casaubons *ἐρεύθεται* ist doch sehr wahrscheinlich, nicht weil andre die Jugendblüthe mit der Röthe des Apfels verglei-chen, sondern weil *ἄκρῳ ἐπ' ὔσδῳ ἐρεύγεται* nicht so wie jenes vorzugsweise von den Aussenästen gilt.

41. (Bl. 74.) Hier giebt die Uebersetzung *Alter quidem pulcher est quantum videas* einen falschen Sinn. Es sind bloss entgegengestellt *ὁ μὲν καλός, ὁ δὲ κἀγαθός. Καλὸς ἰδεῖν*, schön zu schauen.

42. (Bl. 26. 27.) Die beyden Ionischen Tetrameter bey Hephästion p. 64 (37) verknüpft der Verf., wie andre gethan haben, und emendirt und erklärt den zweyten auf seine eigene Weise. Die Hermannische Erklärung, die er anführt, ist mit einer andern vertauscht worden, *Epitom. metr. p.* 162, wel-che eine ziemlich schwere Construction enthält. Die von Gaisford ist dem Sinne nach zu roh und widerwärtig, als dass sie nachgeschrieben werden sollte. An *ὦ ῎ραννα*, wie fr. 52, zweifeln wir nicht. Aber diesen Vers herstellen, heisst den Stein des Sisyphus wälzen. Die Buchstaben geben Worte auf mehrerley Weise, nur nie die rechten. Die unauflösbar scheinende Aufgabe wird indessen ungleich leichter, wenn man getrennte Verse annimmt, und es lässt sich gar sehr be-zweifeln, dass Hephästion bey gleichen Versen fast immer die aufeinanderfolgenden gewählt habe. Man hat es verschiedent-lich nur zum grössten Nachtheil der Kritik so vorausgesetzt, wie z. B. bey den Alkmanischen Versen p. 76 (44), auf welche bald p. 78 (47) zwey gleiche Ionische Verse von demselben Dichter folgen, die augenscheinlich nicht zusammengehören. Es ist auch ganz natürlich, dass Beyspiele, wenn man einmal sich nicht auf eines beschränkt, aus mehreren Gedichten ge-wählt werden, zumal wenn, wie in unserm gegenwärtigen Fall, dazu bemerkt wird, dass diess Sylbenmaass viel von einem Dichter gebraucht sey. Mit einem Comparativ aber beginnen vielleicht beyde Verse, weil diese beyden Worte gerade den Ionischen Rhythmus vorn herein deutlich ausdrücken. Und war diess der Fall, so dürfte man sich nicht wundern, wenn *ἀσαροτέρας* zum Vorhergehenden gehört hätte, und nur das Folgende sich schicklich aneinander fügte. So das eine der eben erwähnten Alkmanischen Beyspiele: *περίσσον· αἲ γὰρ*

'Απόλλων ὁ Λύκηος. S. auch weiter unten zu fr. 58. Hr. N. übersetzt *ἀσαροτέρα*, in neuer Bedeutung, *maestior.* Also nach Theognis Vs. 53 *ἀσῶντα φρένα*, Alkäus fr. 29 *ἀσάμενοι* (*ἀσώμενοι*), Sappho *μή μ' ἄσαισι, μηδ' ἀνίαισι. Τύχοις ἂν* würden wir nur einer evidenten Herstellung zugestehn, indem drey Handschriften *τυχοῦσα*, eine *τυχοῖσα*, und nur eine *τυχοῖσαν* darbietet. Die Schreibung *Γυριννῶς* hat Toup von d'Orville in der *Vann. crit.* p. 528, wie Jacobs in *Wolf's Analekten* I, 102 bemerkt hat, vgl. *Not. crit. ad Anthol.* p. 969.

43. (Bl. 22.) Ganz anders die schöne Stelle bey Athen. XV p. 687 A, wo ein klares Verständniss möglich ist. *'Εγὼ δὲ φίλημμ' ἀβροσύναν, καί μοι τὸ λαμπρὸν ἔρος ἀελίω καὶ τὸ καλὸν λέλογχε. Ich aber liebe das Herrliche, und der Glanz ward Lebenslicht mir und das Schöne.* Die Erklärung des Klearchos *ὡς ἡ τοῦ ζῆν ἐπιθυμία τὸ λαμπρὸν καὶ τὸ καλὸν εἶχεν αὐτῇ* leitet nicht darauf, dass *λέλογχε* intransitiv steht: doch kann es nicht anders, und eigen ist nur, dass es mit Subject und Prädicat verbunden ist, also in dem Sinn: mir wurde zu Theil oder ist angeboren, dass das Glänzende und Erheiternde (denn *τὸ λαμπρὸν* ist Erklärung von *ἀβροσύνα*), das Gute zugleich (wie *καλὸν* auch fr. 61 gebraucht ist), d. h. wenn jenes anders mit dem Rechten besteht, mir Lebensliebe wurde, d. h. eben so natürlich und unzertrennlich eigen wurde wie die Lust am Leben. Ein Kritiker in der *Jenaischen Litter.-Zeit.* 1822 n. 225, welcher sich Novalis unterzeichnet, hat erklärt: „Ich liebe des Lebens Freuden: auch mir ward heitere Liebe im Sonnenglanz und Schönheit zu Theil," und hierbey an Phaon gedacht. Wie viel hiergegen auch einzuwenden seyn mag, so ist doch unrichtiger noch *λέλογχε* zu übersetzen *sortitus est* oder *proprium mihi reddidit.* Die Versabtheilung von Hermann in einer Recension der Englischen Ausgabe des Thes. l. Gr. im *Classical Journal* ist dem Herausg. entgangen, wobey jener indessen weislich bemerkt, si sic scripsit Sappho. *Λέλογχε* sagt derselbe, sey nicht activ zu nehmen, und der Sinn deutlich genug durch Klearchs Erklärung. Diess ist er freylich im Allgemeinen wohl: doch ist er ungewöhnlich schwer ausgedrückt. Hr. Neue, indem er verstand, *vitae cupiditatem honestum sortitam, cum eoque naturali vinculo conjunctam esse*, konnte damit sich nicht befriedigen. Er vermuthete daher eine falsche Lesart schon bey Klearchos, statt *ἔρος* (was sonst mit *ἀελίω* wohl ohne allen Zweifel gut zusammengeht) *φάος* und brachte zuletzt heraus:

'Εγὼ δὲ φίλημ' ἀβροσύναν, [ὀππόκα] μοι τὸ λαμπρὸν
φάος [προσορῆν] ἀελίω, καὶ τὸ καλὸν λελόγχῃ.

Wir fürchten sehr, dass eher diese Verse den Charakter der Interpolation deutlich an sich tragen, da die Bedingung, wenn ich am Leben bin, sich von selbst versteht und so vieler Worte wenigstens nicht werth ist, der Satz aber *ἐγὼ φίλημι ἀβροσύνην ὁππότε μοι τὸ καλὸν λελόγχῃ* wenigstens nicht gut ausgedrückt ist. In Ansehung des Verses stimmt Rec. bey. Es scheint ihm aber, dass nach *ἐγὼ δὲ φ. ἀ.* einige Worte, die nur zur Erweiterung dienten, weggelassen sind, so dass *καί μοι* ausser dem Rhythmus stehn würde, wenn nicht *καὶ ἐμοὶ* schloss; und dass dann der andre Vers unversehrt läuft:

τὸ λαμπρὸν ἔρως ἀελίω καὶ τὸ καλὸν λέλογχε.

Ἔρως ist auch fr. 43 und 81 geschrieben.

44. (Bl. 20.) Athen. XV p. 674 E. Noch zahlreicher sind die in dieser merkwürdigen Stelle angebrachten Veränderungen, wovon wir zuerst einige ohne Beziehung auf das Ganze in Erwägung ziehn. Für *ὤδικα* sind schon andre Eigennamen versucht worden: Hr. N. setzt *Μνασιδίκα*. Es scheint schon geholfen, wenn man nur schreibt *ὦ Δίκα*, mit kurzem *ᾰ* als in einem Namen, wie in *νύμφα*; nemlich *Δίκα* als Abkürzung für *Μνασιδίκα*, wie sie bey zusammengesetzten Namen nicht ungewöhnlich ist, und von diesem Namen selbst kommt fr. 42 und bey Ovidius eine alte Variante *Μναΐς* vor, worin nicht einmal der Hauptbegriff des Namens bewahrt ist. Für Terpander wird in einem Epigramm von Tryphon gesagt *Τέρπης*, und bekannt ist der Metaschematismus in Brito für Britomartis, Iphis für Iphianassa, Hypso für Hypsipyle, Eido für Eidothea. *Σκαμᾶς* für *Σκαμανδρώνυμος* führt Hr. Neue p. 1 an. Im Etymol. v. *Ἄστριας* ist sogar Amphis für Amphiaraos angegeben. Der Ausdruck *στεφάνους π α ρ θ έ σ θ' ἐραταῖς φόβαισι* enthält eher eine Schönheit als einen Fehler: denn die Präposition bezieht sich auf den Schmuck, welchen schöne Haare an sich bilden, oder auf die Meynung, dass sie auch ohne Kranz gut genug beym Opfern seyn könnten. Wäre diess nicht, so müsste eher *περθέσθ'*, wie bey Alkäos Athen. p. 674 D (fr. 33) *περὶ ταῖς δέραισιν περθέτω* (was Dindorf mit Recht beybehält), emendirt, als *παρ* weggestrichen werden. Sehr gut ist *συνεέρραισ'* für *συνερραίς*. Was die folgenden leider heillos (wie fr. 42) aber erst in den Handschriften des Athenäus, da dieser einen vollkommen gesunden Sinn angiebt, verdorbenen Verse betrifft, so kann die Veränderung von *προτέρην* in *προτέλη'* unmöglich zugelassen werden, weil *εὐάνθεα προτέλεια* nicht Griechisch ist. Man sagt *προτέλεια θύειν* wie *ἐπινίκια*, *προμάχια*, *σωτήρια* u. s. w. und versteht die Handlung, also sacra, nicht hostias: wie denn auch die Grammatiker erklären *ἡ πρὸ τῶν γάμων θυσία καὶ ἑορτή*. Wenn einmal Euripides sagt *προτέλεια*

δ' ἤδη παιδὸς ἔσφαξας θεᾷ, so ist, wie so oft, ein andres Verbum mitgedacht. Weil man sagt ἀράσσειν μέλος, daraus folgt nicht, dass auch μέλος ἑπτάχορδον gesagt werden könne. So mit δαίειν γάμους, τάφον und andern. Aber auch an sich ist es immer besser, dass junge Mädchen zum Gottesdienst sich jedesmal anständig mit einem Kranz zu schmücken angehalten werden durch den Beweggrund, weil es so den Göttern wohlgefällig sey und diese von den Unbekränzten sich abwenden, als durch den, dass auch die Opferthiere gekränzt werden. Ja das letztere ist eher ein lepidum argumentum in andern Sinn als es dem Verf. gilt, besonders weil die Mädchen nicht als Opfer, sondern als Opfernde zum Altar gehen, und weil zwar sie wünschen müssen, dass die Götter ihnen gnädig seyen, die Opferthiere aber es nicht zu wünschen fähig sind. Diessmal also ist dem Athenäus ein *absurde* sehr unverdient zugetheilt worden. Das Wort προτερην ist vielleicht am wenigsten verdorben, sondern zu lesen προτερῆν, προτερεῖν, mit εὐανθέα im Accus. (das Mascul. als in einer Sentenz) entgegen gesetzt dem ἀστεφανώτοισι δ' ἀπυστρέφονται. Dass beym Athenäus die Metriker, wie hier wiederholt angenommen wird, die Hand im Spiel gehabt haben, dünkt uns keineswegs wahrscheinlich. Wäre das hier der Fall, so würde gerade nebst πέλεται auch noch die lange Sylbe hinzugesetzt worden seyn, die dem Choriamben fehlt. Dass in πέλεται (mit dieser davon ausgefallenen Sylbe) die Hauptmakel steckt (nach deren Beseitigung sich die Worte καὶ χάρις τε oder χάριτες μάκαιρα behandeln lassen würden), hat der Vf. wohl gerathen. Aber wie das Ganze zu fassen sey, vermag Rec. unerachtet der, wie es scheint, paraphrasirenden Worte des Athenäus eben so wenig zu errathen, als dem Herausg. beyzutreten. Schon die Partikeln in εὐάνθεα γὰρ καὶ κεχάρισται, welche poetischer Rede nicht angemessen sind, rechtfertigen dieses Urtheil. Χάριτες, wie Blomf. und Dindorf schreiben, führt gewiss nicht zum Rechten. Der Herausg. vermuthet, dass fr. 42 — 44 nach der Aehnlichkeit des Inhalts und der Gleichheit des Sylbenmaasses, welches freylich durch das ganze Buch gleich war, aus demselben Gedicht herrühren möchten.

45. (Bl. 29.) Der zweyte Vers ist vielleicht zu lesen:

ἁ δ' ἐξ ἀμφοτέρων κρᾶσις ἐϋδαιμονίας τὸ ἄκρον.

Nur ἔχει vor τὸ ἄκρον als Glosse ausgestossen; und δ verdoppelt wie in ἄδηυ, ἀδεές. Im ersten Vers aber ist ἀσινὴς πάροικος wohl nicht innocua accola, sondern, wie bey Aeschylus in den Sieben σωτὴρ ἀσινὴς, unversehrt erhaltend.

46. (Bl. 83. 85.) Hephaest. p. 63. 65.

Κρῆσσαί νύ ποθ' ὦδ' ἐμμελέως πόδεσσιν
ὤρχεῦντ' ἀπαλοῖς ἀμφ' ἐρόεντα βωμόν,
πόας τέρεν ἄνθος μαλακὸν μάτεισαι.

Den dritten Vers hat Santen mit beyden andern verbunden, und *ματεῖν* nicht als *suchen*, sondern nach Hesychius und Johannes Gramm. für *πατεῖν* erklärt. Der Vers des Ennius bey Varro: *ibant malacam viere Veneriam corollam*, welchen Scaliger, Hermann, Böckh (*über die Versmasse des Pindar* S. 317) für Nachbildung hielten, fällt nun entschieden weg, da *malaci* als die wahre Lesart durch die Spengelsche Ausg. bekannt geworden ist. Hr. Neue bemerkt, dass wie Sappho diese Kretischen Mädchen beschreibe, sie auch das Gemälde bey Philostratus II, 1 darstelle, in Tänzen unbeschuht, *ἐφεστώσας ἀπαλῇ πόᾳ*, die Geburt der Aphrodite aus dem Meer und ihre Ankunft in Paphos feyernd; die Ode also, woraus die Verse herrühren, habe diese Geburt der Aphrodite enthalten. Der Altar *δοκεῖ καὶ Σαπφοῦς τι ἀναπνεῖν.* Philostratus habe die Sappho nachgeahmt; auch der Ausdruck *μελίφωνοι*, welchen er von ihr namentlich anführt, scheine aus demselben Gedicht genommen. Die Worte *mirificam tabulam*, *quae haec omnia expresserit*; *egregium interpretem*, *qui singula animadverterit*, *nulla ipsius artificis explanatione monitus*, mit der Bemerkung, dass der Sophist der Affectation nicht zu beschuldigen sey, weil er die Dichterin nachahme, geben zu verstehen, dass der Vf. ein Gemälde nicht annimmt, sondern nur ein Kunststück des Philostratus auf ein Lied der Sappho angewandt. Der Unterzeichnete hat sich nicht erlaubt, über eine einzige der Philostratischen Gemäldeschilderungen sein Urtheil abzuschliessen, bevor er alle mit einander auf das sorgfältigste geprüft und verglichen hatte; eben darum würde auch seine ganze Ueberzeugung erschüttert seyn, wenn er in einer einzigen ein solches Ding zu erblicken veranlasst wäre, als hier angenommen wird. Eine Beleuchtung jener neuen Erklärung wird ihm daher gestattet seyn. Er fand, dass diese Gemälde im Allgemeinen mit Denkmälern der alten Kunst oder für historisch geachteten Beschreibungen von Bildwerken vollkommen übereinstimmen, ohne dass weder in der Art der Composition noch in den einzelnen Objecten irgend etwas übrig bliebe, das nicht durch Beyspiele und Analogieen aus der Kunst zu erläutern stünde, und dass die wenigen Ausnahmen von Bildern, welche sich sonst nicht nachweisen lassen, wie ein verfallenes Haus mit Spinngewebe oder die Eiche von Dodona mit dem Erzorakel durch eine allegorische Echo dargestellt, nicht so gethan sind, dass man auf Erdichtung schliessen dürfte: es hätten sich leicht pathetischere Gegenstände wählen lassen. Er fand ferner, dass die häufige Nachahmung des Euripides

und andrer Dichter sich durchgängig auf die Farbe des Ausdrucks und die Ausschmückung beschränke, ohne die dargestellten Personen oder ihre Verhältnisse zu berühren. Was Philostratus beschreibt, sind zarte Mädchen, welche an einem Altar der Aphrodite unter Myrten, und bey einer Venusstatue in Gestalt der Mediceischen (wie die Göttin wirklich in einem Tempel in Mantinea aufgestellt war), unter Leitung einer Sangmeisterin einen Hymnus ausführen. Die Aufseherin, an welcher der Sophist noch Spuren ehemaliger Reize wahrnehmen will — eine Person, die wie Lais bey Synesius (Epist. 3) ἐπειδὴ τῆς τέχνης τὴν ἐργασίαν ὑπὸ χαλαρᾷ ῥυτίδι κατέλυσε, τὰς ἐν ἡλικίᾳ παιδοτριβεῖ καὶ τοῖς ξένοις ἀντικαθίστησιν — blickt auf eine falsch singende und treibt, indem sie in die Hand schlägt, die Mädchen im Gesang an. Von Tanz ist die Rede nicht; die Kreterinnen hingegen tanzen um den Altar, und ob sie dazu auch einen Hymnus singen, müssen wir rathen. Rathen müssen wir freylich auch, wer sie überhaupt seyn mögen, und wo sie tanzten, und ob unter einer etwas ältlichen Sangmeisterin ohne Instrument, denn Philostratus erwähnt keines, oder φόρμιγγος ὕπαι, wie die Lesbischen Jungfrauen in dem Epigramm Anthol. Palat. IX, 189 nach einem Hymnus, welchen Sappho singt, den Chor tanzen. Zu einem zwar müssen wir uns nun schon entschliessen, dass die Kreterinnen Buhldirnen waren: denn für so verworren wird niemand, welcher den Philostratus nur zwischen schlafen und wachen gelesen hat, eine seiner Beschreibungen halten, dass er für Kreterinnen, in einem Anzug, wie er ihn beschreibt, einen Myrtenhain der Venus, eine nackte Venusstatue und einen Amor dazu sich würde ausgesonnen haben, wenn er nicht sie als Dienerinnen der Aphrodite gekannt hätte: und eine solche Anstalt demnach in den Zeiten der Sappho würde eine neue Thatsache abgeben. Aber darüber müssen wir uns wundern, dass Philostratus in diesem einzigen Fall bestimmte Personen gewählt haben sollte, die in der Kunstwelt durchaus unbekannt, und auch ausser derselben wenigstens gewiss nicht sehr bekannt sind. Eine der schönsten Erklärungen, welche auf diesem Gebiet gemacht worden sind, ist die, welche Zoega von gewissen Figuren einiger Reliefe gegeben hat. Hierodulen waren damals noch kein Gegenstand gelehrter Verhandlungen gewesen, und jene Figuren waren sehr räthselhaft; indem sie keiner andern Klasse recht verglichen werden konnten: eigenthümlich in Anzug, Haltung und Umgebung, in keinem Zuge verständlich, wurden sie durch das gefundene Wort des Räthsels auf einmal in aller Hinsicht klar. Die Winckelmannische Benennung war leicht zu widerlegen: gegen die von Visconti aufgestellte Ansicht setzte Zoega die trifftigsten Gründe auseinander. Rec.,

welcher auf dieses Bildwerk durch Zoega's Buch gleich nach dessen Erscheinung aufmerksam geworden war, hat seitdem mancherley Gelegenheiten gehabt, in Wiederholungen des Bildes, in einigen Berührungspunkten desselben mit andern verschiedene Umstände und Schwierigkeiten, vielleicht Fehler ununterrichteter Arbeiter, zu bemerken, welche in einem eigenen, noch ungedruckten Aufsatz behandelt sind; und er kann versichern, dass in den bisher bekannt gewordenen Kunstdenkmälern nichts enthalten ist, wodurch das Charakteristische im Anzug der Hierodulen der Aphrodite, wie sie im Relief behandelt sind, im Vergleich namentlich mit allen dargestellten wirklichen Personen, deren Costüm eine andre Regel befolgt als das der idealischen, ihm zweifelhaft geworden wäre: und gerade durch diesen Contrast und zur richtigeren und bestimmteren Ansicht von manchen andern Dingen hat das Monument eine gewisse Wichtigkeit. Daher stand Rec. nicht an, als er in einem Gemälde von Philostratus Mädchen der Venus angegeben fand, auch die Art, wie der Maler sie gebildet haben soll, mit der Sculptur zu vergleichen: und so erschien sogleich die Hauptsache, die lockre Tracht, blosse Arme und Beine, welche der Sophist mit Ironie beschreibt, in Uebereinstimmung: ausserdem sind die χεῖρες ὕπτιαι, welche derselbe, mit Recht oder Unrecht, bei einer aus dem Meer gebornen Gottheit, weil das Meer selbst supinum ist, für bedeutsam erklärt, auch an der betenden unter den Hierodulen im Marmor zu bemerken; denn die andre trägt Weihrauch zum Altar, und eine dritte ist in einem mimischen Tanze begriffen. Vermuthen dürfte man wohl, dass wenn ein Wandgemälde mit solchen Dirnen zum Vorschein kommen sollte, auch die auffallende Bekränzung mit langen Rohrblättern, die in dem Marmor vorkommt, nicht fehlen wird: Philostratus konnte sie übergehn, weil er darüber nichts zu sagen wusste, wie es auch andern und dem Rec. namentlich lange Zeit ergangen ist. Doch scheinen sie ihren guten Sinn gehabt zu haben, wie so vieles der Art in dem an bildlichen Beziehungen überreichen Alterthum. Rohrpflanzungen zu Aphroditetempeln gehörig kommen nämlich an verschiedenen Orten vor; als ob man auf einen feuchten Platz in der Nähe der feuchten, wassergeborenen Göttin besondere Rücksicht genommen hätte, eben so wie bey den Tempeln des Dionysos. Es kann noch hinzugefügt werden, dass ein Gemälde in Korinth, welches betende Hetären darstellte, aus der Zeit des Simonides noch in der des Athenäus (p. 573 D) erhalten war. Bis dahin können wir mit Philostratus nur zufrieden seyn: als Auswüchse seiner affectirten Manier, in welcher so vieles sich, nach dem Homerischen Vorbild, um die wunderbare Wahrheit der gemalten Gegenstände dreht, wenn er diese

sich wie lebendig bewegen sieht, ihre Stimme vernimmt, und ihren Duft, wenn sie Geruch haben, einathmet, und daher als durchaus gleichgültig für die Beurtheilung des Gemäldes halten wir, wenn er dem Altar eine Spende des Wortes darbringen will, welche denn darin besteht, dass derselbe nicht bloss Weihrauch, Kasia und Myrrhen, die Opfer dieser Göttin, dufte, sondern — wie es dem wirklichen Opferrauch der Aphroditehaine eigen gewesen seyn mag — etwas Sapphisches athme — d. h. im Sinn des Sophisten, Liebe und Wollust, da die Alten öfter sagen, die Poesie der Sappho sey ganz Liebe, Himerius sogar, ihr allein sey es gegeben gewesen, Liebe und Hochzeitlieder zu singen, da Democharis in dem Epigramm sie Muse mit Kypris gemischt nennt; und dass an einem gemalten Altar, wenn er auch bey jemanden eine Anwandlung Sapphischen Geistes erregt, etwas seyn könne, das auf eine besondere Ode mit der Schilderung eines Opfers an Aphrodite hinweise, oder als darauf hinweisend gedacht würde, wenn gleich ein paar Worte von Jacobs dahin gehen (wie man denn bey solchen Schriftstellern immer bedacht ist, Nachahmungen aufzuspüren), dürfte bey näherer Prüfung als durchaus unannehmbar erscheinen. Leere Worte sind es ferner, wenn der Sophist affectirterweise sagt, die Edelsteine (womit die Statue oder die Hetären geschmückt waren) glänzen nicht bloss in Farben, sondern sie haben Licht und Durchsichtigkeit, wie das Auge den Stachel des Blicks; die Mädchen „singen, sie singen," und die rosenarmigen, augenrollenden, schönwangigen, welche dem Paris die Wahl schwer machen würden, können nicht anders als gut singen, *μελίφωνοι* seyn, um auch diess Dichterblümchen einzustreuen und einen Ausdruck der Sappho, aus welchem ihrer Lieder er genommen seyn möge, zu gebrauchen, weil auf sie nun einmal die Gedanken des Erklärers bey dem ganzen, von ihm als gar lieblich und unschuldig aufgefassten Gegenstand sich leicht hinwenden. Singen sie aber einmal, die Mädchen, so ist das ein Geringes auch anzugeben, wovon sie singen: denn der Hymnus enthält ganz gewöhnlich die Geburt des Gottes und seinen Lieblingsort. Betrachtet man aber die flach erhobenen Hände als Zeichen des Meeres, und das Emporblicken als Andeutung des Ursprungs vom Himmel, so ist es entschieden, dass dieser Inhalt nicht bloss vom Redner vorausgesetzt wird, sondern auch vom Dichter gedacht war. Diess liesse sich also wirklich vermittelst der fein ausgebildeten Kunstsymbolik der Griechen mit Wenigem malen: viel mehr würde erfordert worden seyn um malerisch auszusprechen, dass gewisse Kinder der Aphrodite gerade Kreterinnen seyen. Desto leichter war es diess anzugeben für den Schriftsteller: und es wäre zu verwundern, dass er versäumt hätte dem Gegenstand durch den Namen ein höheres Interesse

zu geben, wenn er doch einmal diesen Gegenstand sich selbst ausgesucht haben sollte. Bey der Geburt aus dem Meere wäre übrigens unstreitig eher der Ort gewesen, an die Sappho zu erinnern, wenn auf ein Gedicht von ihr, worin Kreterinnen diese Geburt in Chortanz feyerten, angespielt werden sollte, als bey dem Altar und bey den Stimmen der Mädchen. Dennoch hat auch Voss *A. Weltkunde* S. XVIII diese Angabe auf die Sappho bezogen und dabey sogar eine Kenntniss der Phönikischen Urania als der Göttin aus dem Meer daraus hergeleitet. Wirklich übereinstimmendes bleibt zuletzt nicht übrig, als *Grases weiche Blüthe* bey der Sappho, und *zartes Gras* bey Philostratus, worauf dort getanzt und hier gesungen wird, nur dass dieser noch Thau hinzufügt. Sehen wir nun auf die äusseren Gründe, worauf die Kreterinnen bey Philostratus, vermittelt durch eine angebliche Nachahmung der Sappho, beruhen, so haben wir zwey Verse, die von dieser Dichterin zu seyn scheinen, aber auch von Alkäos oder sonst jemand herrühren können, und einen dritten dazu, vielleicht auch von der Sappho, und der an jene Verse zwar allerdings sich angeschlossen haben, aber auch, nach der Beschaffenheit seines Inhalts, gar leicht aus einem andern Zusammenhang entnommen seyn kann. Dazu kommt endlich, dass Aphrodite von der Sappho wirklich Tochter des Zeus genannt wird, was mit Kyprogeneia in keinem Widerspruch steht, nicht aber Tochter des Uranus aus dem Meer, dass also auch von der Seite kein Grund für Nachahmung der Dichterin durch Philostratus zu gewinnen ist. Die Archäologie muss noch immer den Leichtsinn ihrer Jugend büssen. Dass sie früherhin, und diess in der That doch weniger in Deutschland als anderwärts, tändelnd und arbeitscheu, Grammatik und Kritik geringgeachtet hat, wird ihr damit vergolten, dass nun oft die Kritiker ihren auf noch so mühsame Untersuchung und durchdachte Gründe gestützten Aussagen absprechende Einfälle entgegenstellen, und nun ihrerseits was man von der heranreifenden Wissenschaft lernen könnte zu nutzen verschmähen. Zwar dem Herausgeber kann es sehr zufällig geschehen seyn, dass er hier sich so sehr, wie wir glauben, geirrt hat: zuweilen hingegen ist man veranlasst obigen Vorwurf etwas ernstlicher zu meynen.

48. (Bl. 55.) Aus *ΟΠΠΟΤ* ist entstanden *ΟΤΙΠΟΤ*, wie fr. 26 *ΑΝΤΙ* aus *ΑΜΠ'*. Mehr als Buchstabenverwechslung wäre es, wenn in *καθέταν* stecken sollte *καρπ* (*καρπὸν*) und *ἄη-μα*. Alkäos fr. 28 *ἀχεῖ δ' ἐκ πετάλων ἄδέα τέττιξ*. — 52. (48.) Bey Hesychius *ὠράνα* (*ὦ"ραννα*), *χελιδόνων ὀροφή*, würden wir *ὀροφὴ* nicht als Nest, sondern ein Dach voll Schwalben, unter welchem Schwalben hausen, verstehn, und diese Stelle von der Sapphischen trennen. — 53. (Bl. 49.) *Ζαελεξάμαν ὄναρ Κυπρογενήᾳ*, collocuta sum in somnio. So Alk-

man b. Apollon. de Conjunct. p. 490: *ἦ ῥα τὸν Φοῖβον ὄνειρον εἶδον*, und Alkäos fr. 94. — 54. Herodian. *π. μον. λ.* p. 39. Sehr wohl wird als Variante vom Rand ausgeschieden, was in der Handschrift als eine andre Stelle aufgenommen ist. — 57. Ist schwer zu entziffern (fast wie n. 88). Der Gedanke des Herausg. steht nicht in Uebereinstimmung mit dem, was ein Zeitgenosse, Alkäos fr. 91 sagt: *Ἀρκάδες ἔσσαν βαλανηφόροι.* Auch müsste, was Hr. Neue setzt, an einen Arkader gerichtet seyn, nicht an einen Lesbier oder eine Lesbierin. Wo Wahrscheinlichkeit nach Lage der Dinge nicht zu fordern ist, steht freylich noch ein spielender Versuch frey. Vielleicht *τριβολοτέρ᾽ οὐ γὰρ Ἀρκάδεσσι λοιβή.* Das *λ* in der Aussprache verdoppelt, *λοιβή* für Wein. Alkäos fr. 34 nennt einen Wein *ὀξύτερος τριβόλων*, und da das Wort im Adjectiv vorkommt, liesse sich vielleicht auch die angemessene Bedeutung dazu annehmen. — 58. (Bl. 33. 34.) Zwey Beyspiele ohne allen Zusammenhang augenscheinlich; und allerdings ist *δεύτερον παράδειγμα* bey dem Schol. statt zu sagen, zweyter Vers, nicht zu übersehen.

59. Apollon. de Synt. III p. 288. *Ἐγὼ δὲ καὶ ἡ νοττῶτις ἐρᾶται.* Statt des verdorbenen *ἐγὼ* setzt der Herausg. *λεχῶν, torum vel infans puella expetit*, mit Bemerkung: *nisi forte nomen verbale exstabat, quod γ̄ litteram retineret, ut ex Archilocho memorantur λέγαι γυναῖκες, ἀντὶ τοῦ ἀκόλαστοι.* Warum doch ohne Noth sich von den jungen Lesbierinnen eine solche Vorstellung machen? *Λέχος* ist hier nicht einmal wie fr. 20 näher bestimmt. Selbst die wilden Amazonen geben bey Aeschylus solches Verlangen erst zu erkennen, wenn sie Liebe gekostet haben. Durch blosse Conjectur sollte man nicht einmal eine Verbindung wie die zu fr. 68 angebrachte in zerrissene Wörter bringen. Doch es steht hier auch positiv entgegen die Erklärung des Apollonius von *ἐρᾶσθαι* statt *ἐρᾶν*, wie unrichtig sie auch sey: er spricht von Personen im Wechselverhältniss. In Ansehung des *Γ* aus *ἐγὼ* trifft Rec. mit dem Herausg. zusammen, wenn er, soll einmal emendirt seyn, aus fr. 122 setzt *Γελώ*, so dass diese Person gerade aus unserer Stelle genommen wäre. Die Gelo war die böse Frau, die Frau Hohle, welche die frühsterbenden Kinder hohlte (und daher hat sie auch den Namen, wie bey Homer *γέντο* für *ἕλετο*), und das Lesbische Sprüchwort sagte daher *Γελλοῦς παιδοφιλωτέρα.* Den Artikel *ἡ*, der ohnehin keine ächte Farbe hat, müssen wir, wie auch Hr. Neue thut, ausstossen. Vielleicht ist aus *κή* in Cod. A, wie derselbe vermuthet, *καὶ ἡ* geworden (*κή* ist vielleicht für *καὶ* auch fr. 79 erhalten); vielleicht auch wurde der Artikel zugesetzt, nachdem man für den Aeolischen Accus. $\overline{οις}$ (wie fr. 44 *στεφάνοις*) geschrieben hatte $\overline{ις}$, so wie fr. 23 *ἀγριῶτις* entstanden ist, fr. 32 *οὔτι* aus *οὔ τοι*, f. 73 *ὕψι.*

Freylich hat *ἐρᾶν* in der Regel den Genitiv, und nur *φιλεῖν* und *στέργειν*, welche nicht auf Besitz gehn, den Accus. Aber auch *ἱμείρειν* bey Sophokles Oed. T. 58 (*Matth. Gramm.* II Th. 2 S. 662) macht eine Ausnahme, und *ἐρᾶται*, so gebraucht, stimmt mit *παιδοφιλὴς* von der Frau Gelo überein. Was die Form des Substantivs betrifft, so wagt Rec. nicht darüber zu entscheiden. Gewiss ist dass *νεοττὸς* eher ein Kind bedeutet, als eine Jungfrau. *Νοττωτὸς* ist nichts (diese Endigung ist nur verbalisch, *πλωτὸς*, *ἀθαλάττωτος*, *περίβωτος*, *κροκωτὸς*, *ἀπλήρωτος*); aber auch *νοττώτης* hat weder Autorität noch zureichende Analogie für sich, wenn man nicht *ἰδιώτης*, *πρεσβύτης* oder *δενδρῶτις* für analogisch gelten lassen will.

63. (Bl. 37.) Es verdient wohl angemerkt zu werden, dass *ὄλβιε γαμβρὲ* herrschende Formel war: Theokr. XVIII, 16 und vorzüglich Eurip. Helen. 644: *ἂν ὑπὸ λαμπάδων κόροι λεύκιπποι ξυναίμονες ὤλβισαν ὤλβισαν τὸ πρόσθεν*, wo *ὤλβισαν* ungefähr gebraucht ist wie *τράχυνε* bey Aeschylus Sept. 1024, *λέγε πολλάκις ὅτι τραχύς ἐστιν ὁ δῆμος.*

66. (Bl. 57.) *Χρύσειοι ἐρέβινθοι*, ohne Zweifel von natürlichem Gewächs, wie Goldblumen u. s. w.

68. (Bl. 45.) Möge, wie Blomfield vermuthet, der Hexameter

Ἕσπερε πάντα φέρων, ὅσα φαινόλις ἐσκέδασ᾽ ἄυως

mit dem andern Vers:

φέρεις ὄϊν, φέρεις αἶγα, φέρεις ματέρι παῖδα,

verbunden gewesen seyn, oder möge diess mit seinem eigenen Anfang *Ἕσπερε πάντα φέρεις* für sich gestanden haben, so ist es für Rec. nicht zweifelhaft, dass diese Worte nicht aus ganzen Versen ausgezogen sind, als wären es stattliche Formeln aus hochlyrischer Poesie, sondern so auf einander folgten wie sie da stehn und gerade als Beyspiel der *ἀναφορὰ* angeführt werden, die ja eine ganz andre seyn würde, wenn Worte dazwischen ausgelassen wären. Es sind diese Worte im schlichtesten Sinne des Volkslieds ein naives kleines Gemälde des Abends, wenn mit dem Hirtenknaben das Schaaf und die Ziege die bekannte Wohnung sucht, weniger feyerlich als wie, wenn der Hirt des Dorfes Heerden im beschilften Bache tränkt. Für *ὄϊν*, *οἶνον* verdirbt alles, es passt Gelag mit Ziege und Ziegenknabe nicht zusammen; und verbindet man vollends nach dieser Lesart beyde Verse, so dass nun das Morgenroth die Zecher zerstreute, und der Abend darum begrüsst würde weil er sie wieder vereinigt, während er zugleich der Mutter den Knaben und mit ihm die Ziege bringt, so ist alle Klarheit und Schönheit dahin. Der ländliche Charakter und Ursprung der Worte hindert indessen nicht, dass sie so gut wie auch

der Hexameter in einem Epithalamium gestanden haben können.

73. (Bl. 39.) Die Form Ὑμήναος wird bestätigt durch ein in Ptolemais von Herrn Pacho gefundenes Epigramm, welches in seiner Reisebeschreibung nächstens gedruckt zu lesen seyn wird, οἳ θρήνοισι βόητον ὑμήναον, οἳ προκελεύθους.

79. Ueber ἔρπις und ὄλπις ist ein Aufsatz von Barker im Class. J. T. 10 p. 58—63.

81. Vielleicht schrieb Maximus Tyrius παρὰ Σαπφοῖ, und fiel παρὰ aus, weil es mit Abbreviatur geschrieben worden war.

86. Δαύοις ἀπαλᾶς ἐτάρας ἐν στήθεσιν. Wahrscheinlich aus einem Epithalamium, man sehe z. B. fr. 63 (Bl. 37). Der Ausdruck ἑταίρα in diesem Sinn ist nicht bekannt, weil er in späterer Zeit durch die Attische Bedeutung des Worts ausser Gebrauch gesetzt worden ist. Doch giebt Theokrit XX, 18, wo der Kyklop die Geliebte so nennt, ὅττι με τὸν χαρίεντα κακὰ μωμήσαθ' ἑταίρα, ein vollkommen brauchbares Beyspiel her. Auch bey Suidas Κατεσπόδησε, κατέκοψεν, ἑταίρα τὸν ἄνδρα τῷ πελέκει κατεσπόδησε, nach Aristophanes Thesm. 567, wo γυνὴ gebraucht ist, verstehn wir eben *Geliebte*, anders wie Toup, welcher sagt: *erat autem Clytaemnestra Aegistho pro uxore; hinc ἑταίραν vocat Suidas.* Porson, welchem diess nicht genügte, änderte (*Append.* p. 453) ἑτέρα, was keinem andern genügen wird. Sieht man auf den Ursprung des Worts und darauf, dass ein andrer Ausdruck es zu ersetzen in der gewöhnlichen Sprache nicht vorkommt, welcher z. B. ἐρωμένη nicht angemessen ist, so würde man vielleicht auch ohne ein anderes Beyspiel als das der Sappho selbst diesem Worte sein Recht anthun. Doch schien die Bemerkung nicht überflüssig, indem ein Grund gegen die Ehrenrettung der Sappho, vielleicht der einzige öffentlich im Ernst vorgebrachte, von einem berühmten Gelehrten aus dieser Stelle hergenommen worden ist. Elegante Zeit. 1818 St. 51.

92. (Bl. 62.) Ἄνθε' ἀμέλγουσα wird auch Oreithyia geraubt bey Chörilos p. 154.

110. Die Stelle aus Synesius Epist. 3 muss in grösserem Zusammenhang genommen werden, wenn man sie verstehen soll, und selbst so gehört sie zu den schwierigsten: wie denn auch der nicht ungelehrte Neugriechische Herausgeber der Briefe, Wien 1802, geradezu erklärt, dass er sich nicht zurechtfinden könne. Synesius erzählt auf sehr geistreiche Art von einer Verwandten, welche von einem Mutterbruder, Herodes, an einen Mann von sehr geringer Herkunft verheyrathet wurde, und als Braut bey Gelegenheit des Todes eines andern Oheims, Aeschines, durch auffallende Zeichen der Gleichgültigkeit, zu Gunsten ihres Geliebten, allen Anstand verletzte. Uns, schreibt

er seinem Bruder, geschieht damit kein Unrecht, wir bedauern nur, so gefühllose Verwandte zu haben: Unrecht geschieht dem noch lebenden Grossvater Harmonios, *welcher ohnehin wegen der Heyrath zu beklagen ist*, da er, obwohl sonst ein stiller und bescheidener Mann, allzu sehr an alter guter Geburt hält. Dieses letzte eben, also in seiner Darstellung einen Nebenzug, drückt Synesius aus durch die Worte der Sappho, wonach einer über das Alter des Adels mit dem Kekrops selbst (dem Sohn der Erde d. i. Uredelmann) streitet. Dieser Spott an sich darf nicht auffallen, da auch Archilochos schon und Phokylides dieselbe Schwachheit lächerlich machten, wie in den *Proleg. ad Theogn.* p. XLIII bemerkt worden ist. Die Person, woran Sappho diesen Einfall geknüpft haben soll, ist der Vater eines θυρωρός, d. h. eines Hochzeitsthürstehers, zu welcher Stelle ein Freund des Bräutigams erwählt wurde. Man kann nicht umhin, hiermit in Verbindung zu bringen, dass die Dichterin (fr. 38) über einen ländlichen Bräutigam und den Thürwart gescherzt hatte. Synesius sagt: ὁ δὲ ἀδικούμενος Ἁρμόνιός ἐστιν ὁ τοῦ θυρωροῦ πατήρ, ὡς ἂν εἴποι Σαπφώ, τὰ μὲν ἄλλα σώφρων καὶ μέτριος ἐν τῷ καθ' ἑαυτὸν βίῳ γενόμενος· ἀλλ' ὑπὲρ εὐγενείας ἀμφισβητῶν τῷ Κέκροπι διετέλεσε. τούτου τοῦ πλέον ἢ Κέκροπος τὴν θυγαδριδῆν ὁ θεῖος Ἡρώδης καὶ θυρωρὸς εἰς Σωσίας τε καὶ Τιβίους ἀπέδοτο. Herodes wird ὁ θυρωρὸς genannt, bloss insofern er zu dem, auf welchen die Stelle von des Thürwarts Vater angewandt wird, in dem Verhältniss des Sohns steht, und um diese Anwendung auf den Harmonios hervorzuheben. Hieraus folgt, dass nicht in den Worten ὁ τοῦ θυρωροῦ πατὴρ ein verborgener sprichwörtlicher Sinn liegen kann, und dann weiter, dass ὡς ἂν εἴποι Σαπφὼ nicht hierauf, sondern auf das Nachfolgende gehen müsse. Hierin aber sind die Worte τὰ μὲν ἄλλα σώφρων καὶ μέτριος ἐν τῷ καθ' ἑαυτὸν βίῳ γενόμενος sichtbarlich nur eine Modification zu Gunsten des alten Verwandten von Seiten des Synesios, und also bleibt für die Dichterin nichts übrig als der Scherz über die Sucht des alten Adels.

128. Mit Recht werden die Verse auf den Tod des Adonis der Sappho zugeschrieben, da wir von dieser durch Dioskorides und Pausanias erfahren, dass sie eine Adonisklage gesungen. Blomfield giebt sie dem Alkäos (fr. 34), auch Matthiä (fr. 125) wegen des Sylbenmaasses, obgleich dieser auch bereit ist, sie der Sappho abzutreten. Sie mit H. Steph. und einigen andern dem Alkman beyzulegen, etwa weil bey Hephästion sein Name, zwar zweifelhaft, unmittelbar vorherging, ist kein Grund, wenn auch Adonis in Sparta zu Alkmans Zeit nicht unbekannt seyn konnte. Man nannte ihn dort, nach Hesychius, Kiris (κύριος). Eine wirkliche Adonisfeyer in Lesbos darf man kaum vermuthen, indem Sappho zugleich mit

Adonis den Oetolinos klagte, und diesen, wie wenigstens Pausanias sich vorstellte, nur aus der Poesie des Pamphos kannte. Die Bedeutung von Linos und Adonis ist dieselbe, die Verbindung von beyden nach ihrem Wesen in einer Poesie dieser Zeiten ist denkwürdig; und merkwürdig ist auch das Beyspiel eines Liedes im Sinn eines fremden Cultus, wenn gleich der Lesbische der Aphrodite demselben verwandt, oder das Religiöse in dieser Art von blosser poetischer Nachahmung war.

137. In Ansehung des sehr verdorbenen Epigramms kann Rec. dem neuen Erklärungsversuch keineswegs beystimmen. Dieser beruht zuletzt auf der Verwandlung der Worte *Ἑρμοκλείταο τῶς αὖν ἀΐάδα* in *ἔρνος Κλῆϊδος καὶ πατρὸς Εὐρυγύρου*, und hätte der Vf. sich dieser Emendation, wobey einen ein kritischer Schwindel befallen könnte, enthalten, so würde er auf Bemerkungen gewiss nicht verfallen seyn, deren er sich jetzo bedient. Die kurze Sylbe in der Cäsur des Pentameter wird von Friedemann nicht allein durch die Länge des Namens entschuldigt, sondern vorzüglich kommt die allgemeine und sehr richtige Bemerkung p. 283 in Betracht, dass bey den älteren Dichtern, Tyrtäos, Solon, Mimnermos, Sappho, Theognis, die in jener Cäsur vorkommende Kürze nicht verdächtig sey, weil die strengste Beobachtung der Regeln erst in einer späteren Zeit herrschend werde. Ein andres Beyspiel aus alter Zeit ist noch p. 310 aus Pausanias V, 22, 2. Gegen den Namen Hermokleitas ist, ausser dass, wie auch wir glauben, *δ* zu setzen ist für *τ*, welches durch Erinnerung an *Ἡράκλειτος* eingelaufen seyn könnte, nichts einzuwenden, da Hermokles bekannt ist (*Corp. Inscr.* n. 758), an welchem ohnehin Dionysokles, Diokles, Athenokles u. a. nicht würden zweifeln lassen. Demnach geht *ὡς Σαπφοῦς* in der Ueberschrift auf den Codex, worin das Epigramm, welches, den Randglossen zufolge, dem, welchem wir es verdanken, wenig galt, der Sappho zugeschrieben wurde. Und wo sind doch bey den Epigrammen die Scholien, welche angeben, in wessen Namen ein jedes geschrieben ist? Der Vf. nimmt an, es spreche eine Statue, von Sappho der Artemis Aethopia Arista geweiht, welche die Göttin selbst oder auch eine ihrer Nymphen vorstelle, sie rede aber die Mädchen an, *παῖδες*. Hierbey ist nun dreyerley unglaublich, zuerst eben diese Anrede, da hingegen *ὦνερ*, *ὤνθρωπε* ganz allgemein sind, wie es für die Anrede eines Denkmals, an welchem alle ohne Unterschied vorübergehn, angemessen ist; sodann dass Sappho sollte Priesterin jener Göttin gewesen seyn (*σὰ πρόπολος*) ohne dass es sonsther bekannt wäre, und endlich dass jemand das Reden des Bildes, eine so sehr hergebrachte Formel, durch den Zusatz *ἄφωνος ἐοισά περ* sollte hervorgehoben haben. Dieselben Worte, wenn die Statue eines unmün-

digen Kindes spricht, sind naiv oder witzig im Geiste des Epigramms; denn ob ein Kind in dem Alter ist, dass es schon sprechen kann oder noch nicht, sieht man dem Bilde nicht immer an; leer aber oder flach sind sie, wenn von einer Statue als solcher die Rede ist, von der es sich von selbst versteht, dass sie stumm ist. Die Lesart der Handschrift *ἀρίστα* würden auch wir nicht ändern: denn *Ἀρίστα* kann so gut Name seyn als *Ἀριστώ*, wie *Ἀρίων* und *Ἀγάθα* insbesondere zeigen: als Beyname der Göttin hingegen empfiehlt es sich auch wegen des andern Beynamens *Αἰθοπία* hier nicht. Wie einfach und überzeugend ist dagegen die Emendation *παιδνός*, *ἄφωνος ἐοῖσά τ' ἔτ'*, *ἐννέπω*, ein Kindlein, und zwar obenein ein noch unmündiges, weiss ich doch die Eltern zu nennen, blicke nur auf die Zeilen. Noch eine besondere Bestätigung erhält diese Erklärung durch das Epigramm des Pankrates Anthol. VI, 356 (Anal. I, 259, 1), worin ebenfalls eine Priesterin der Artemis ihrer Göttin, nach der richtigen Erklärung von Jacobs, Bilder ihrer beyden vierjährigen Töchter weiht, um diese dem Schutz derselben zu empfehlen.

Da mit Recht eine Anzahl Verse aufgenommen sind, welche der Sappho nicht ausdrücklich beygelegt werden aber wahrscheinlich von ihr herrühren, so durfte wohl der Ionische Vers, den Blomfield n. 84 hat, nicht fehlen. Er steht auf derselben Seite des Hephästion (p. 63), worauf zwey andre von Hrn. Neue der Sappho gegebene Stellen (fr. 46 und 57) auch ohne Namen vorkommen:

Ἦραν ποτά φασιν Δία τὸν τερπικέραυνον.

Damit ist zu vergleichen *οὖ λέγεται τὰν Κύπριν ὁ βωκόλος*, Theocr. I, 105; und es ist der Vers wahrscheinlich aus einem Epithalamium. Auch den Vers bey Hephästion p. 81 (47): *μόλις μὲν ἔννη λεπτὸν ἔχοισ' ἐπ' ἀτράκτω λίνον* (ohne jota subscr.) hat Blomf. fr. 65 nicht ohne Wahrscheinlichkeit der Sappho zugewandt. Vielleicht mit fr. 32 zu vergleichen. Die zu fr. 117 erwähnten Sapphischen Verse stellt Bekker *ad Apollon. de pronom.* p. 444 her. Die Verse zwichen Anakreon und Sappho gewechselt aus Chamäleon sind fr. 135, wie sich von selbst versteht, als untergeschoben behandelt; das Räthsel bey Blomf. n. 86 ist mit Recht weggeblieben.

F. G. Welcker.

Ad Solemnia in Schola Schneebergensi IX Cal. Maj. et sequentibus diebus rite instituenda humanissime invitat *Augustus Voigtländer*, AA. LL. M. Scholae Rector. — Praemissa est *brevis de locis nonnullis in Xenophontis Oeconomico disputatio.* Schneebergae, literis Schillianis. MDCCCXXVII. 24 (20) S. 8.

Herr V. macht uns die Hoffnung zu einer baldigen Ausgabe des Oekonomikus, quam juvenum usui accommodatam esse vult. Wir werden also, denke ich, eine Ausgabe zu erwarten haben, in welcher besonders die syntaktischen Regeln der Grammatik entwickelt, antiquarische Bemerkungen beygefügt, überhaupt das gegeben wird, was junge Leute, welche die Formenlehre der Grammatik und den ersten und zweyten Curs von Jacobs oder einem ähnlichen Buche durchgemacht haben, bedürfen, das hingegen, worin sich die Ausleger geirrt haben, nicht ausführlich vorgeführt, sondern nöthigen Falls die richtige Erläuterung als Resultat eigener reifer Erörterung beygefügt wird. Solche Stellen scheint er gelegentlich in Programmen ausführlicher behandeln zu wollen. Ich habe schon früher (Jahrbücher Bd. I S. 404) bemerkt, wie dergleichen Erörterungen für die eigenen Schüler, mit denen man den Text behandelt hat, belehrend und erweckend seyen; wie erfreulich es für sie sey, Punkte, die in der Schule nur in Resultaten vorgetragen wurden, in solchen Schriftchen näher entwickelt zu finden und sich zu überzeugen, dass mit der Schule noch nicht alles am Ziele sey.

H. V. theilt die Stellen, die er in diesem Programm behandelt, in zwey Classen: die einen in solche, die mit Unrecht für verdorben gehalten werden, die andern in wirklich verdorbene.

Unter die erste Classe rechnet er II, 15. Das gedoppelte *ἄν*, was allerdings heut zu Tage keinem Schüler mehr auffällt, wird richtig gerechtfertigt und das wiederhohlte *εἰ* nach eingeschobenem participio absoluto durch schickliche Beyspiele erläutert. Die Wiederhohlung einer Conjunction hat freylich frühern grossen Gelehrten etwas Merkwürdiges geschienen und ist ungemein angestaunt worden; heut zu Tage ist billig jeder Anfänger daran gewöhnt und begreift, dass die Wiederhohlung seiner Vergesslichkeit nachhilft. — IX, 4 verwirft er mit Recht den Vorschlag von Schneider *κεκαλλωπισμένα μὲν οὔ, τοῦ δὲ θέρους* schon aus dem Grunde, weil man sich die ganz Xenophontische Gegenüberstellung *τοῦ μὲν θέρους — τοῦ δὲ χειμῶνος* nur ungern entreissen lasse. Ueber *κεκαλλωπισμένα* macht er die richtige Bemerkung, das *διαιτητήριον* (Gesellschaftszimmer) sey etwas zierlicher gewesen. Ich den-

ke in κεκαλλωπισμένα liege der Begriff, man habe nichts gespart, damit jeder, der dieses Zimmer betrat, die nöthigen Bequemlichkeiten finde: wie es seyn soll, wenn man gern gute Freunde bey sich sieht. — X, 6 wird die gewöhnliche Lesart richtig so erklärt: *lubentius, quam fucatos, sanos oculos viderim tuos*, und auch ich finde dieses besonders dem angemessen, was nachfolgt: ἐμὲ τοίνυν νόμιζε — — μήτε ψιμμυθίου μήτε ἐγχούσης χρώματι ἥδεσθαι μᾶλλον ἢ τῷ σῷ. — XI, 24. Die Gelehrten nehmen an, nach πολεμίους seyen einige Worte weggefallen, Schneider καὶ ἐν τῇ στρατιᾷ oder etwas Aehnliches, Jacobs *Addit. ad Athen.* p. 171 ἢ πολεμοῦντες ἐπιτιμῷμέν τινι cet. H. V. macht die Bemerkung, dass der ganze Zusammenhang nichts anders gestatte, als diese Worte von einer Privat-Unterredung in freundschaftlichem Kreise zu verstehen, nicht von einer Handlung im Felde. Den Satz selbst nimmt er asyndetisch; *speramusque fore*, fügt er sehr beachtenswerth bey, *ut mox ab omnibus concedatur, ne a Graecis quidem particularum ceteroquin amantissimis sententias semper ejusmodi vinculo esse nexas. Locos, quibus hoc probetur, collectos habeo plurimos; tres afferam Xenophon. Oecon. XX*, 7. 8. *de rep. Athen. II*, 17. *Plat. Men. p.* 50 *ed. Buttm. Nimirum aut ad familiarem sermonem exprimendum aut ad majorem orationi vim conciliandam asyndeton, quod dicunt, plerumque adhibuisse statuendum esse videtur.* — XVII, 9. Bey der Vergleichung eines fruchtbaren und unfruchtbaren Ackers wird nur stärkerer Wein in Absicht auf Beymischung von Wasser und ein stärkerer Mensch in Absicht auf Aufladung einer Last, ein Reicher in Absicht auf den Unterhalt anderer verglichen, das zweyte Glied von schwächerem Wein und einem schwächern und ärmern Menschen, welcher dem unfruchtbaren Acker entsprechen sollte, wird weggelassen. Die letzten Worte im Griechischen κἂν δέῃ τρέφεσθαί τινας, τοῖς δυνατωτέροις τρέφειν ἂν τοὺς πλείους προστάξαιμι verbindet und versteht Schneider unrichtig und meint, es beziehe sich auf das, was Ischomachus § 11 sagt, καὶ σύγε συνομολογεῖς λέγων ὅτι νομίζεις τοῖς ἀσθενεστέροις πᾶσι μείω προστάττειν πράγματα, und findet, beydes sollte den gleichen Gedanken ausdrücken; allein beydes sey entgegen gesetzt. Denn *qui* δυνατώτεροι *sunt* τρέφειν, *ii potius opulentiores sunt, ut qui reipublicae equos alere cogebantur.* Der wackere Schneider hatte allerdings eine trübe Stunde, da er dieses niederschrieb. Sonst sah er gewiss ein, dass τρέφειν nicht von δυνατωτέροις sondern von προστάξαιμι abhange, und dass δυνατὸς hier auf *Geld und Gut* sich beziehe. Den Beschluss der erstern Classe von Stellen, derer nähmlich, die mit Unrecht für verdorben gehalten werden, macht er mit XVIII, 9: ὥσπερ γεωργοῦντας καὶ τὰς ἄλλας τέχνας ἐργαζομένους ἀνθρώπους,

wo καὶ für οὕτω καὶ gesetzt ist. *Intueor enim, ut agrum colentes, ita alios etiam homines alias artes factitantes.*

Nun kommt er zur zweyten Classe von Stellen, die auch ohne die Autorität von Zeugen sollen verbessert werden. Die erste ist IX, 2: τὰ οἰκήματα ᾠκοδόμηται πρὸς αὐτὸ τοῦτο ἐσκεμμένα. Schon Camerar schlug ἐσκεμμένῳ oder ἐσκεμμένως vor. πρὸς αὐτὸ τοῦτο ἐσκεμμένα scheint eben so wenig griechisch, als *conclavia ad id ipsum spectata* lateinisch. Da Xenophon sich gern poetischer Worte bedient, so findet V., es könnte hier wohl geheissen haben ἠσκημένα *i. e. diligenter fabricata, fere idem quod* κατεσκευασμένα. § 13 schlägt er für καὶ αὐτὴν ἐν αὐτῇ τῇ χώρᾳ κατετάττομεν vor ἐν ταύτῃ τῇ χώρᾳ. Er bezieht dieses auf das vorhergehende τιμιωτέρους τιθέντας. Χώρα ist hier *Rang;* also ἐν ταύτῃ τῇ χώρᾳ so viel als δικαίαν καὶ τιμιωτέραν τῆς ἀδίκου. — XVIII, 5. τίνι τοῦτο; ὦ Σώκρατες, ἔφη. V. vermuthet τίνι τοῦτο, ὦ Σώκρατες, ἔφη, μέλει; Er glaubt, μέλει sey durch das folgende δῆλον verdrängt worden. Ein Wort hinzuzusetzen, wenn nicht die Handschriften auf die Spur führen, ist immer eine wagliche Kritik. Ich vermisse hier ein Verbum um so viel weniger, da man in der Sprache des Umganges sich solche Kürzen als Aposiopesen gern erlaubt. Die Mimik des sprechenden Griechen ist besonders lebhaft. — XX, 29. Νὴ Δία — — ἐπομόσας λέγω, ἦ μὴν πιστεύειν σοι φύσει νομίζειν φιλεῖν ταῦτα πάντας, ἀφ' ὧν ἂν ὠφελεῖσθαι νομίζωσιν. V. schlägt für πιστεύειν vor πιστεύων, da νομίζειν nicht einfach für *solere* stehe, sondern wo es dieses zu bedeuten scheine, der Begriff walte *legem sancire, consuetudinem probare et sequi.* Volaterran übersetzt: „*In istam etiam sententiam penitus adducor, ut arbitrer natura quemque id potissimum deligere, unde utilitatem speret.* Mir würde die Vermuthung, die V. früher hatte, aber jetzt wieder verwirft, besser gefallen, νομίζειν sey von einem nachlässigen Abschreiber aus Unachtsamkeit entweder aus dem vorausgehenden νομίζω oder dem nachfolgenden νομίζωσιν vielleicht ohne Endung zuerst in den Text geschoben. Der Satz gewinnt dadurch sehr; und zur Betheuerungsformel ἦ μὴν passt der Infinitiv πιστεύειν, *überzeugt seyn*, besser als bloss νομίζειν. — Im Nächstvorhergehenden glaube auch ich, es müsse οἰκοδομῶσι heissen statt des gewöhnlichen οἰκοδομοῦσι; denn bey Xenophon glaube ich, dass ὅςτις ἂν mit dem Indicativ nicht anders als in einer Anacoluthie construirt werde. — XXI, 5. ἤκουσι könnte ohne Bedenken wegfallen und es wäre zu wünschen, dass die Handschriften irgend einen Verdacht gegen die Echtheit dieses Wortes darböthen.

J. H. Bremi.

Ad declamationum discipulis classis primae a. d. VI et V Id. April. A. 1827 habendarum solemnitatem Ioannis Friderici Schroederi Rectoris scholae Torgovanae quondam meritissimi voluntate institutam benificioque adjutam rerum scholasticarum tutores ac fautores invitavit *Gottlob Wilhelmus Mueller*, Lycei Torgovani Rector et Professor. — Inest *quaestionum Xenophontearum particula prima*, auctore *Gustavo Alberto Sauppe*, Dr. Phil. M. LL. AA. Lycei Torgovani Subrectore. Torgovae. Litteris W. C. H. Wideburgi. 14 S. 4.

Herr Sauppe macht die einleitende Bemerkung: Wenn man behaupte, in allen Schriften des Xenophon seyen viele Verfälschungen dieser und jener Art, so treffe dieser Unfall besonders das Buch, das unter dem Nahmen Memorabilia Socratis (*'Απομνημονεύματα*, Denkwürdigkeiten des Sokrates) bekannt sey. Ueber Fragen, die sich nicht in der Kürze abthun lassen, z. B. über den Beweggrund, dem das Ganze seinen Ursprung zu verdanken habe, über den Zweck überhaupt, über die Anlage, Sinn und Geist des Buches will er sich jetzt gar nicht einlassen. Nur einzelne Stellen, in denen man den Schriftsteller der Nachlässigkeit bezichtigen kann, will er in nähere Betrachtung nehmen. Mit Dank gedenkt er, dass er Hermannens Unterricht das Meiste dessen, was in diesen Xenophontischen Untersuchungen zur Sprache kommt, verdankt.

II, 1, 1. Dass mehrere Wörter mit einem einzigen andern verbunden werden, zu denen allen es nicht gleich passt, dass daher ein schickliches aus dem Vorhandenen zu einem oder mehrern herausgenommen werden muss, ist bekannt (Zeugma). Dass dieses aber hier nicht möglich sey, behaupten zwar die Ausleger übereinstimmend: aber über Erklärung und Aenderung sind sie verschieden. H. S. glaubt, da Xenophon dem Gedanken, Sokrates habe die Schüler zur Enthaltsamkeit von der Ess- und Trinklust u. s. w. angetrieben, noch Kälte, Hitze, Schlaf beyfügen wollte, so thue er das so, dass er entweder des erstern vergass, oder, durch den Ausdruck *ἐγκρατείας* getäuscht, glaubte, er habe im Vorhergehenden ein Wort gebraucht, welches auch mit diesen Genitiven gesetzt werden könne. Wirklich bin ich der Meinung, er sey durch *ἐγκρατείας* nicht getäuscht worden. *'Εγκράτεια* hat zwey Hauptbedeutungen: 1) *Enthaltsamkeit*, *Mässigung* nahmentlich in Beziehung auf Lüste und Begierden; 2) *Ausdauer*, Kraft zu dulden oder auszuhalten; und so hat es auch zwey Constructionen. In der ersten Bedeutung hat es die Präposition *πρὸς* bey sich: daher *ἐγκράτειαν πρὸς ἐπιθυμίαν βρωτοῦ καὶ ποτοῦ καὶ λαγνείας καὶ ὕπνου*: in der zweyten Bedeutung kann es mit dem Genitiv construirt werden: daher *ἐγκράτειαν ῥίγους καὶ θάλπους καὶ πόνου.* Zwar kann auch zu *ἐγκράτεια*

in der ersten Bedeutung nicht bloss die Präposition πρὸς mit dem Accusativ gesetzt werden, und πρὸς ἐπιθυμίαν könnte ganz wegbleiben: aber es kann auch stehen. Siehe *Matthiä Gr. Gr.* § 591. γ. δ. ε. Die Doppelbedeutung hat auch das Adjectivum ἐγκρατὴς mit dem Genitiv, § 7: ἐγκρατεῖς τούτων ἁπάντων, indem nicht nur ἀφροδίσια und λαγνεία, sondern auch ψύχη und θάλπη unter τούτων ἁπάντων begriffen sind. Allerdings liegt ähnliche Doppelbedeutung in I, 5, 1: ἥττω γαστρὸς ἢ οἴνου ἢ ἀφροδισίων ἢ πόνου ἢ ὕπνου. Natürlich, wer zu wenig Kraft hat, hat in der Regel weder Kraft, um Vergnügen und Lüste zu bekämpfen und zu überwinden, noch Mühsale und Beschwerden zu ertragen. Beyde sind für ihn unüberwindlich. In der Regel wird, wer über die ersten Meister ist, leicht auch die letztern ertragen. — II, 3, 9. αὐτὸν, welches Schneider als unecht in Haken geschlossen hat, wird gut in Schutz genommen, durch den im Griechischen überall üblichen Gebrauch, dass, wenn das im Anfang stehende Substantiv durch mehrere Zwischensätze von seinem Verbo getrennt ist, diesem am Ende das Pronomen determinativum beygegeben wird, um das Substantivum ins Gedächtniss zu bringen; und zwar steht das Pronomen gewöhnlich in clausula. Diese Rechtfertigung des eigentlich pleonastisch gesetzten, aber zur Deutlichkeit und Bestimmtheit beytragenden Pronomens macht den Uebergang zu einer andern Nachlässigkeit, zur Wiederhohlung mehrerer Worte. Auch hiervon werden zweckmässige Beyspiele angeführt und erläutert. Dieses führt auf die Zusammenstellung des Participii mit dem gleichen Verbo finito, oder, wenn man lieber will, im Hauptsatz und Nebensatz die Bezeichnung des gleichen Begriffes mit dem gleichen Worte. Cyrop. VIII, 4, 9: ἀλλ' ὑπακούων σχολῇ ὑπήκουσα: „aber, wenn ich gehorchte, habe ich saumselig gehorcht?“ Gewisse Schriftsteller setzen auf solche Nebeneinander- und Gegenüberstellungen einen besondern Werth, und es lässt sich nicht läugnen, wenn sie mit Einsicht und Geschmack gebraucht werden, so thun sie an Ort und Stelle ausgezeichnete Wirkung. — Jetzt kommt Hr. S. auf einen Punkt, der für eine noch grössere Nachlässigkeit gehalten wird und es auch ist, wenn die Sache ohne Besonnenheit und Ueberlegung geschieht: dass das gleiche Wort im gleichen Satze in ungleicher Bedeutung gebraucht wird. Er führt drey Stellen an: Mem. IV, 8, 9: καλλίων — κάλλιστα: *pulcrior* von innerer Würde, der innern Würde des Menschen angemessener; κάλλιστα bezieht sich auf das gerade vorher gehende πραότατα καὶ ἀνδρωδέστατα, mit Hingebung u. Muth. De rep. Lacedaem. II, 4: ἐνόμιζεν, *sanxit*, *instituit*; νομίζων, *existimans*. Mem. I, 6, 8: εὖ πράττειν — εὖ πράττοντες, jenes von dem glücklichen Erfolge, Zustande; dieses von einem sittlichen Handeln. Mit Recht wird zugleich

auf die wohl absichtliche Zweydeutigkeit der Redensart in der Sokratischen Schule aufmerksam gemacht. *Εὖ πράττειν* nach der eigenthümlichen Bedeutung *gut*, *sittlich handeln*, hat den *glücklichen Zustand* des Menschen zur Folge. Daher kann an Ort und Stelle so schicklich mit dem Ausdrucke gespielt werden, dass man nicht weiss, welche Bedeutung wohl der Schreibende mehr berücksichtigte. Doch ähnliche Nachlässigkeiten, wenn man will, haben von Vater Homer an Schriftsteller aller Art, wie auch H. S. bemerkt. Er führt z. B. Il. VI, 148 ff. an, wo *φύειν* zuerst transitiv, nachher intransitiv gebraucht wird.

Dass Xenophon kühnere Formen und poëtische Worte liebe, ist eine alte Bemerkung. H. Stephanus hat schon eine bedeutende Zahl dem Xenophon eigenthümlicher Wörter gesammelt. Mem. II, 1, 24 theilen sich die Handschriften in mehrere Lesarten. Die Lesart der alten Ausgaben ist *διέσῃ*, hat sieben Handschriften für sich, und blieb bis auf die neuern Zeiten die gewöhnliche Lesart. In der Schneiderschen Ausgabe steht *διάξεις* aus einer Pariser Ausgabe, was auch Valckenaer vorzieht, und wogegen auch H. S. nichts einzuwenden hat, als dass es die Erklärung eines alten Grammatikers scheint von *διέσῃ*, welches, zusammengesetzt aus *διὰ* und *ἔσῃ* von *εἰμὶ*, die Bedeutung haben soll, *διὰ ὅλον τὸν βίον ἔσῃ*. Ein eigenthümliches Wort von Xenophon ist das allerdings, welches ich ohne sehr gute Handschriften auch nicht ändern dürfte. Gerade nachher *ἢ σιτίον ἢ ποτὸν εὕροις* hat Zeune *σῖτον* geschrieben. S. findet mit Recht, es lasse sich kaum entscheiden, ob und was für ein Unterschied zwischen beyden Wörtern sey. Nur in Absicht des Geschlechtes könne man behaupten, dass *σῖτος* im Singular gen. masc. sey. Wenn man die Analogie von andern Wörtern, bey denen sich die Ableitung *ιον* im Verhältniss zu *ος* findet, ins Auge fasst, so könnte man sagen, *σῖτος* werde gesetzt, wenn man von Getreide oder Nahrung im allgemeinen, in Masse, rede, *σιτίον*, wenn man mit Beziehung auf das, was aus dem Getreide bereitet sey, oder einzelne Nahrungsmittel Rücksicht nehme. Doch ich möchte niemanden rathen, dieses den Handschriften zum Trotz bey der Herausgabe des Schriftstellers als Grundsatz zu befolgen.

Er kommt nun auf Wörter, bey denen man in Handschriften findet, dass sie bald mit dem Diphthong *ει*, bald mit dem blossen *ι* geschrieben werden, wo man für die eine und andere Schreibart, der Wortbildung nach, etwas Plausibles sagen kann und, wenn man jugendlich ist, leicht hitzig und entscheidend wird; wo es aber sicher gerathener ist, mit ruhigem Forschen den Sprachgebrauch zu beobachten und bey der Constituirung des Textes den ältesten und besten Handschriften zu folgen. *φιλόνεικος* und *φιλόνικος*, *ἀνδρεία* und *ἀνδρία*, *στρα-*

τεία und στρατιά, bey welchem letztern wohl der Unterschied bey Attischen Schriftstellern bestimmt ist.

Dass καὶ — γε in Antworten bejahe, und bey Gradationen oder Aufzählungen gebraucht werde, ist allgemein bekannt. Auch lehrt man in der Schule, dass es eine Gradation von dem Unbedeutenden zum Wichtigern sey. Wie nun? Wenn sich Stellen finden, wo es einen Rückschritt bezeichnet, ein Hinabschreiten von dem Wichtigern zum Unbedeutendern? Hiero IV, 5 Schn. III, 14 Fr. καὶ ἀντί γε τοῦ εἴργειν ἐκ τῶν ἱερῶν, ὥςπερ τοὺς τῶν ἰδιωτῶν φονέας, ἀντὶ τούτου καὶ εἰκόνας ἐν τοῖς ἱεροῖς ἱστᾶσιν αἱ πόλεις τῶν τὰ τοιαῦτα ποιησάντων i. e. τῶν τὸν τύραννον ἀποκτεινάντων. Hier ist allerdings καὶ — γε von der geringsten Strafe zu verstehen, die man einem Mörder anthun sollte. Wenigstens verbiethet sich mancher selbst die Kirche, der es für eine grosse Strafe halten würde, wenn man ihm das Schenkhaus verbiethen würde. — Durch diese Bemerkung über καὶ—γε wird de rep. Laced. II, 4 geschützt, wo Schneider statt γε vorschlug δὲ zu lesen. So auch Anab. III, 3, 5.

J. H. Bremi.

Programm zu der d. 11 bis 13 Apr. 1825 abzuhaltenden Prüfung des Gymnasii zu Hirschberg. Inhalt: A) *De Eutyphronis Platonici auctoritate et consilio* scripsit *Christ. Adolph. Balsamus*, Archididascalus (Oberlehrer) II. B) *Anfang des statistisch-historischen Programm-Theils* für das Jahr 1825 vom Dir. *Körber*. 10 S. 4.

Bekanntlich hatte Ast die Aechtheit des Eutyphron angefochten, u. Stallbaum in seiner Ausgabe die von jenem vorgebrachten Ausstellungen zu widerlegen gesucht. Der Herr Verfasser stimmt dem Letztern im Allgemeinen bei, glaubt jedoch, dass seine Darstellung einige Berichtigungen und Ergänzungen nöthig habe. Nämlich in der Stelle p. 6, B, ex ed. H. Steph. T. I, irre sich Stallbaum, wenn er annehme, der Pluralis ἡμῖν finde seine Erklärung darin, dass Socrates sich mit dem unwissenden Volkshaufen zusammenstelle. Dies vertrage sich nicht mit dem Folgenden: τί γὰρ καὶ φήσομεν, οἵ γε καὶ αὐτοὶ ὁμολογοῦμεν u. s. w., welches nicht von der grossen Menge gesagt sein könne, weil es von dieser vielmehr gleich vorher hiess: καὶ τοῦτον ὁμολογοῦσι τὸν αὐτοῦ πατέρα δῆσαι. Es seien also die Pluralia ἡμῖν, φήσομεν, ὁμολογοῦμεν vom Socrates allein zu verstehen. Parallelstellen für das so gebrauchte ἡμῖν kenne er nicht, vielleicht bedeute es aber so viel als: *unser einer*. Was ferner die Ausstellung betreffe, dass dieser Dialog abgebrochen werde, ohne dass die Untersuchung, was Pietät sei, zu Ende gebracht sei, so habe man sich in dem Zwecke, welchen man dem Socrates

unterschob, geirrt; er wolle vielmehr nur die Einfalt und Lächerlichkeit der Volksbegriffe von dieser Sache darstellen; diese Absicht sei vollständig erreicht; seine eigne Ansicht aber finde man im Protagoras und im Gorgias. Endlich habe man noch nicht genug darauf geachtet, dass doch der Eutyphron ein gar zu einfältiger Mann sei, der nirgends eine Spur von der Feinheit und dem Scharfsinne zeige, welche ihm Stallbaum zuweilen zugestehe; so dass der Aufwand von Ironie, dessen ihn Socrates würdige, bei ihm kaum passend angebracht sei. Allein man habe zu bedenken, dass er als Repräsentant der herrschenden Volksmeinung, die in ihrer ganzen Blösse dargestellt werden sollte, nicht anders habe sein können; hierdurch werde er, auch in seiner gar zu grossen Beschränktheit, ein Gegner, mit welchem sich unser Weltweise gar wohl die Mühe nehmen konnte.

Hierauf wird in die Untersuchung über die Absicht, welche Plato bei Abfassung dieses Dialogs gehabt habe, tiefer eingegangen. Stallbaum und Andere meinen, Plato habe zeigen wollen, dass Socrates ungerechter Weise wegen Mangel an Pietät angeklagt sei, und dass die Athenienser, d. h. die Priester, Dichter, Sophisten, Politiker und andre Verfechter des Aberglaubens gar nicht im Stande wären, über ihn zu urtheilen. Stallbaum begründet dies erstens dadurch, dass er aus dem Anfange des Dialogs den Schluss zieht, er sei kurz nach der geschehenen Anklage geschrieben worden. Herr Balsam antwortet, diese Annahme sei an sich nicht nothwendig, und um so unstatthafter, als Plato nicht habe hoffen dürfen, dadurch die Meinung für seinen Lehrer zu gewinnen, dass er den Glauben an die Götterfabeln, welche das Volk und selbst die Richter für wahr hielten, lächerlich machte. Zweitens beruft sich St. darauf, dass die Erwähnung jener Anklage öftrer wiederholt werde. Herr B. erwiedert: ebenso oft werde die Anklage des Eutyphron gegen seinen Vater erwähnt; beides gehöre zu der äussern Aufputzung des Dialogs; weit mehr würde es auffallen müssen, wenn die Anklage durch den Melitus in diesem Dialoge nicht berührt würde; und in so fern beziehe sich das Gespräch freilich indirect auch mit auf die Vertheidigung des Socrates. Drittens legt St. darauf Gewicht, dass Socrates die Unterredung mit dem heiligen Seher führt, also gerade mit einem von denen, welche auf seine Verurtheilung am meisten hinarbeiteten. Darauf wird geantwortet: Eutyphron sei vielmehr als ein ganz unschädlicher Feind dargestellt; an den Feindseligkeiten gegen Socrates habe er so wenig Theil, dass er geradezu behaupte, Melitus führe das Verderben des Staats herbei, welche Stelle nicht mit Stallbaum für eine prophetische Anspielung genommen werden könne; überhaupt aber sei er nirgends als ein Gegner des Socrates ge-

schildert. Sein Beispiel solle nur lehren, wohin Aberglaube und falsche Begriffe von Pietät die Menschen führen könne. Ganz richtig habe Tiedemann über Platos Absicht bei diesem Dialoge geurtheilt; nur hätte er nicht hinzusetzen sollen, dass Plato *aus Furcht anzustossen* seine eigne Ansicht verschweige, sondern dies sei der Fall, weil es seine diesmalige Absicht so mit sich bringe.

Dies sind die schätzbaren Beiträge zu jener interessanten Untersuchung, welche das vorliegende Programm enthält. Referent ist ganz damit einverstanden, dass die Sache, auch nach Stallbaum, nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann, und hat die Ueberzeugung, dass die Einreden des Hrn. Balsam alle Berücksichtigung verdienen. Er glaubte sie deshalb vollständig mittheilen zu müssen.

Cöslin. *Müller.*

Annotationum ad Demosthenis de corona orationem Specimen. **Scholae patronos atque fautores ad audiendas aliquot discipulorum ad Academiam accessurorum oratiunculas humanissime invitaturus scripsit *Lud. Phil. Hüpeden*, Dr. phil. director. Cellis, ex officina Schulziana. MDCCCXXVII. 23 S. 4.**

Herr Hüpeden hat mit verdankenswerther Mühe nach Uebernahme des Directorats zu Celle sich beeifert, so bald als möglich eine Gelegenheitsschrift bey einem feyerlichen Schulanlass für Freunde und Gönner des Schulwesens öffentlich bekannt zu machen, damit Eltern und Verwandte wenn auch nicht von der Gelehrsamkeit des Lehrers überhaupt doch von seiner Manier zu lehren urtheilen könnten. Hr. Hüpeden hat nahmentlich Griechische Schriftsteller in prima den Jünglingen zu erklären. In den letzten achtzehn Monathen, seitdem er Director der Anstalt war, hat er mit den Primanern aus den Dichtern gelesen den Prometheus vinctus des Aeschylus, und des Euripides Medea beynahe zur Hälfte, von den Prosaikern nach Platos Crito und dem ersten Alcibiades einen Theil der Rede des Demosthenes de corona. Aus dieser letztern behandelt er eine Stelle, über die Taylor selbst viele Worte verloren hat und andere hat verlieren machen. Als ein bescheidener Mann äussert sich Herr Director H. S. 19 Anm. *u*: *In exponendo coram discipulis loco, Reiskii auctoritate permotus, a priori mea sententia, ad quam nunc revertere cogor, recessi illiusque amplexus sum interpretationem. Quem errorem confiteri eo minus pudet, quo majorem ejus habuerim auctorem.* Nach der Ansicht des Verfassers hatte Demosthenes gerade im Anfang der Rede die Richter beschworen, ihm zu gestatten, seinen eigenen Gang in der Vertheidigung gehen zu dürfen.

Diesen Punkt berührt er p. 244, R., wieder, wo er einen subtilen Unterschied macht zwischen der Ordnung in der Anklageschrift, und der Ordnung, die Aeschines in der Rede gegen Ctesiphon gebraucht habe, und bezeugt, er wolle jener Ordnung lieber folgen als dieser. Ist es nun nicht an sich sehr wahrscheinlich, dass er einer Sache, die ihm so sehr am Herzen lag, auch an *dieser* Stelle, wo er alle Schmähungen auf seinen Gegner zusammen häuft, als einer höchst ungerechten gedenke? Hatte nicht jene Forderung, man solle dem Redner einen gewissen Gang der Rede aufnöthigen, den Zweck, den Demosthenes des Rechtes, öffentlich frey und ungehemmt zu sprechen, zu berauben? In der That, es müsste ausserordentlich befremden, wenn der Redner an einer solchen Stelle die Unbill des Aeschines mit Stillschweigen übergangen hätte. Aber siehe, wie die einzelnen Worte und der Zusammenhang der Gedanken diese Ansicht begünstigen! *Summa*, dicit, *in hac actione manifesta est inimici malignitas*, *superbia cet. criminationes vero tantas ementitus est*, *ut*, *si verae essent*, *civitas ne punire quidem posset. Non enim privandus est quisqum ad populum dicendi facultate et verba faciendi*, *sicut iste nunc me privare studuit*, *n e q u e hoc*, *ut fecit*, *malignitatis gratia et invidiae faciendum — hoc enim neque rectum neque civile*, *neque justum est*, *Athenienses*, *sed ita agere debebat* cet. Hierin vermisst Hr. H. nichts weder in Absicht auf Deutlichkeit noch auf den treffenden Gebrauch der Worte.

Ich erkenne, dass diese Ansicht wenn nicht entschieden die wahre, doch an Wahrscheinlichkeit keiner nachsteht. Fahre der Verfasser fort mit Anerkennung fremder Verdienste und gründlich an seinen Primanern zu wirken, und scheue sich vor ihnen nicht, in Programmen auch andere Ansichten zu äussern, als er in der Schule geäussert hat. Den Trägen und Nachlässigen ist es gleichgültig: den Fleissigen und Talentvollen ist es ein Zügel gegen die thörichte Einbildung, sie wissen Alles am besten, und ein Sporn, nie auf dem Punkte stehen zu bleiben, auf welchem sie gegenwärtig sind. Lehrer, welche die Kraft haben, gerade den talentvollsten Schülern diese Ueberzeugung beyzubringen, sind Bedürfniss und ein Segen.

J. H. Bremi.

Commentatio Critica de nonnullis locis Lysiae et Demosthenis. Scripsit et auctoritate amplissimi philosophorum ordinis in gemina Academia Fridericiana ad rite obtinendos summos in philosophia honores pridie Calendas Majas MDCCCXXVII hora X publice defendet *Carolus Foertsch*, Gol-

ssena-Lusatus, Seminarii Reg. Philol. Lips. et Societatis Graecae sodalis. Lipsiae, typis B. G. Teubneri. 66 S. 8.

Diese Promotions-Schrift zeigt einen fleissigen jungen Mann, der seine Zeit auf Gymnasien und Academien gut zugebracht, die philologischen Wissenschaften gründlich studiert, und wie es die Zeit fordert, sich schon ziemlich überall umgesehen hat. Wenn er auf dem betretenen Wege eifrig und besonnen fortwandelt, so haben sich die Gymnasien zu freuen, einen geschickten Lehrer in ihm zu gewinnen. Schon jetzt hat der junge Mann einen bescheidenen, ziemlich ruhigen Ton; und wenn er gleich ein gefälliges Selbstgefühl nicht verhehlen kann, so lässt das einem jungen Mann nicht übel; und wer nicht vergisst, dass er einst auch jung war, der wird ebenfalls nicht vergessen, dass er sich nie weiser däuchte als in der Jugend. Wir bezeugen daher von Herzen, dass diese Probeschrift den jungen Mann zu einer Anstellung im philologischen Fache zu empfehlen verdiene.

Lysias in Andoc. p. 230, R., *ὥςτε καὶ παρασκευάζεται τῇ πόλει καὶ πράττει.* Hr.Förtsch vermuthet *ὥςτε καὶ παρασκευάζεται τὰ πολιτικὰ πράττειν,* was ein gefälliger Einfall ist, wenn ich die Richtigkeit und Nothwendigkeit schon nicht verbürgen möchte. Wenn in den gerade folgenden Worten *καὶ ἐπιτιμᾷ καὶ ἀποδοκιμάζει τῶν ἀρχόντων τισὶ* schon die Versetzung der Worte *τῶν ἀρχόντων τισὶ* nach *ἐπιτιμᾷ* nicht nothwendig ist, so muss man doch zugeben, dass die Construction selten ist, dass zu zwey Verbis, die einen ungleichen Casus regieren, der Casus sich nach dem entferntern Verbum richte. Gerade in der Stelle aus Isokrates Areopagiticus, wo der neueste Herausgeber, Bergmann, zwar viele Beyspiele anführt, dass zu zwey Verbis, die einen ungleichen Casus regieren, der Casus nur einmahl gesetzt werde, fügt er die Bemerkung bey: *constructionis, qua remotiore loco positi verbi casum substantivum sequatur, exempla esse rarissima*; und in dieser Stelle (§ 18), wo es vor Bekker hiess, *θαυμάζοντες καὶ ὁμιλοῦντες τοὺς ἐν τούτοις πρωτεύοντας,* hat der Urbinas die Conjectur Valckenaers *ζηλοῦντες* bestätiget; und so mögen bey berichtigtem Text noch viele Stellen wegfallen. — Lys. Orat. VIII p. 297, R., wird die Wiederhohlung von *οὖν* an sich gut in Schutz genommen und mit passenden Beyspielen vertheidiget. Indess da der beste Codex von Bekker, der häufig ganz allein die Grundlage der Recension ist und seyn soll, die Partikel nicht wiederhohlt, so ist wahrscheinlicher, *οὖν* sey von dem nachlässigen Schreiber eines Codicis aus Unachtsamkeit wiederhohlt als von dem fleissigen Schreiber dieses Codicis vernachlässiget worden. — Wenn bey dieser Gelegenheit die Bemerkung gemacht wird, in Apolog. *πρὸς Σίμ.* § 43 hätte ich auch mit Bekker *εἰ ὑπὲρ*

τούτων statt ἢ schreiben sollen, so hat der Verfasser ganz Recht. Nur bitte ich mir den Fehler nicht zu sehr zu verargen. Mein Vorsatz war, mich an die Bekkersche Recension zu halten. Nun corrigirte ich ein Weigelsches Exemplar des Lysias mit Rothstein. Möglich, dass mir manches entging! möglich, dass manches verlosch. Daher liess ich bey Aeschines ein Exemplar planiren und schrieb mit Dinte. H. Frötsch hat übrigens den Beweis, warum εἰ stehen soll, ganz richtig geführt, und ich sehe die Sache völlig so an wie er. Wenn er übrigens in der Rede in Agor. § 65 πολλὰ τοίνυν, ὦ ἄ. δ. ὅσα κακὰ καὶ αἰσχρὰ καὶ τούτῳ καὶ τοῖς τούτου ἀδελφοῖς ἐπιτετήδευται, πολὺ ἂν ἔργον εἴη λέγειν, wo ich die Conjectur von Jacobs und Bekker πάντα statt πολλὰ billigte, glaubt auf einem leichtern Wege zu verbessern, πολὺ schreibend statt πολλὰ, so bin ich nicht der Meinung. Der Begriff von πολὺ in der Formel πολὺ ἂν ἔργον εἴη ist zu unwichtig, als dass er allein vorangestellt werden sollte. — In Eratosth. § 55 und 56 verwundert er sich darüber, dass Bekker und ich die Conjectur von Reiske ᾗ καὶ φανερῶς ἐπεδείξαντο in den Text aufgenommen haben. Ich könnte mich hinter Herrn Bekker verstecken. Allein da sich der junge Mann mit den Worten wundert: *Bremius, qui hic altum tenet silentium*, so will ich mich, ob ich es gleich an Ort und Stelle nicht nöthig fand, erklären. Doch er soll sich um meinetwillen in seiner Ueberzeugung: *lectionem optimorum librorum* οἳ καὶ *unice veram esse*, nicht stören lassen. In der Aeusserung hat er Recht: *Pronomen relativum sic cum vi quadam ponere unus omnium maxime amat noster Lysias.* Aber nun ist noch die Frage zu beantworten: in welchem Falle? und mit welcher Kraft? Wir müssen noch einen Unterschied machen zwischen ὅς und ὅς καί. Mit ὅς wird eine wichtige Hauptbestimmung angehängt, die zur Erläuterung des vorher ausgesprochenen Satzes dient; man könnte bald diese bald jene Partikel mit dem pronomen personale an die Stelle setzen, und setzt sie auch nach der besondern Gemüthsstimmung oder nach einem gewissen Takt; ὅς καὶ wenn eine Bestimmung kommt, die man besonders hervor heben will. Der liebe Mann vergleiche nun nach dieser Bemerkung die Stellen des Lysias, die er angeführt hat und die in Frage stehende, und gebe sich selbst Auskunft. Durch die von Bekker aufgenommene Lesart soll die Art und Manier, durch welche die neue Regierung etwas zeigte, ausgedrückt werden. — In Agor. § 20 will H. F. für οὐκέτι εὐνοίᾳ lesen οὐκ ἐπ' εὐνοίᾳ. Allein ich möchte den Begriff οὐκέτι nicht fallen lassen. Denn die Geschichte lehrt, dass die Partey der Dreyssig eine ziemliche Zeit lang ihre wahre Absicht maskiren und einen gewissen Patriotismus erheucheln konnte, die unruhigen Bürger aus dem Wege zu räumen und gesetzmä-

ssige Ordnung einzuführen. Die Präposition ἐπ' wird der Verfasser selbst finden, dass sie nicht nothwendig sey. — In Agor. § 88: *ὥςτε οὐκ ἔστιν ἡμῖν ἐμποδὼν οὐδὲν· οὐδένα. Οὐδὲν* fehlt in den Handschriften. Reiske hat es der erste eingeschoben, und Bekker ist ihm gefolgt. H. F. gibt zwar zu, dass es sehr leicht durch das nachfolgende *οὐδένα* habe verdrängt werden können; aber er glaubt, man habe sich als Subject *'Αγόρατος* zu denken. Allein wenn sich diesen Lysias als Subject gedacht hätte, so bin ich überzeugt, er hätte *οὗτος* dazu gesetzt. Sonst wäre die Wendung ganz der Klarheit und Bestimmtheit des Lysias zuwider. — In Alcib. I § 22: *ἐὰν δὲ μηδὲν ἔχοντες αὐτῷ ὀργίζεσθαι.* Mit Recht hält man die Stelle allgemein für verdorben. Die Vermuthung des Vf., *χαρίζεσθαι* für *ὀργίζεσθαι* zu lesen, hat viel Empfehlendes und darf ohne Bedenken omnibus comparari certe, si non anteponi. — Apol. Mantith. § 5. Ich könnte nicht sagen, dass ich nicht auch jetzt noch die wirkliche Herstellung der Stelle den Handschriften überlasse. Der Gedanke in der Vermuthung von Förtsch, *ἀλλὰ μᾶλλον ἠτίμαζον ἢ τοὺς συγκαταλύσαντας τὸν δῆμον*, ist mir gar zu flach und die Wendung nicht in der Manier des Lysias. — Pro bonis Aristoph. § 11: *χαλεπὸν μὲν οὖν — ἀπολογεῖσθαι πρὸς δόξαν — — καὶ σπάνιν ἀργυρίου ἣ νῦν ἐστὶν ἐν τῇ πόλει, καὶ τοῦ ἀγῶνος πρὸς τὸ δημόσιον ὄντος.* Der Verfasser meint, die beyden letzten Glieder sollen den Grund angeben, warum es schwer sey, gegen die Meinung, die man von dem Reichthum des Nikophemus habe, sich zu vertheidigen; er vermuthet daher, es müsse heissen *καὶ διὰ σπάνιν ἀ.* Diess sey der erste Grund; der zweyte liege in den Worten *καὶ τοῦ ἀγῶνος πρὸς τὸ δημόσιον ὄντος.* Allein *ἀπολογεῖσθαι sich rechtfertigen πρός τι gegen etwas.* Es sind zwey Puncte, gegen die er schwer findet sich zu rechtfertigen. Das eine ist die *δόξα*, die man von dem Reichthum des Nikophemus hat; im Gegensatz von dieser ist das zweyte, die *σπάνις ἀργυρίου, ἣ νῦν ἐστὶν ἐν τῇ πόλει,* und wie dieser Punct Schwierigkeit verursache, wird durch das folgende Participium erläuternd ausgesprochen, wie es auch zur Erläuterung des ersten Punctes dient. § 62: *τῷ γ' ἔργῳ πάλαι ταῦτ' ἔστι.* Hr. F. will *πάλαι* in *πόλει* verwandeln, und findet nicht, dass durch den ganzen Zusammenhang dieser Begriff in dem Satz enthalten sey. Ich gestehe die Sache umgekehrt zu finden, würde den Begriff *πάλαι* ungern vermissen und erkenne in der ganzen Darstellung die Gedrungenheit des Lysias. — In Pancleon. § 11 gefällt mir die Erklärung der gewöhnlichen Lesart *εἴ τις ἢ εἰς ἐλευθερίαν τοῦτον ἄγοι ἢ φάσκων ἑαυτοῦ δοῦλον εἶναι* gegen die Reiskesche Aenderung *τοῦτον ἐξαιροῖτο ἢ εἰς δουλείαν ἄγοι*, der auch ich Beyfall gab, gar wohl, dass nemlich *ἄγει* als Mittelbegriff mehr mit Beziehung auf das folgende Glied und den Begriff der *δουλεία* als mit Be-

ziehung auf das Vorhergehende εἰς ἐλευθερίαν gesagt sey. — In Evandr. § 9 glaube ich doch, habe Bekker in dem Satze εἰ δι' οὓς ἡ δημοκρατία κατελύετο, οὗτοι ἐν αὐτῇ [τῇ πολιτείᾳ] πάλιν ἄρξουσι die Worte τῇ πολιτείᾳ mit Recht als unecht eingeschlossen, nicht zwar des Begriffes wegen, den das Wort im Gegensatz von τυραννὶς allerdings hat, sondern der Albernheit wegen, dass nach vorhergegangenem ἡ δημοκρατία nun mit τῇ πολιτείᾳ soll gewechselt werden; und weil es sogar gegen die Manier der Lysias wäre, ἐν αὐτῇ τῇ δημοκρατίᾳ zu schreiben, und weil nach dem Zusammenhang das Pronomen ἐν αὐτῇ das wahre, natürliche und nachdrückliche ist. Zu § 7 ist eine sehr richtige und einsichtige Bemerkung über die Wiederhohlung des zweymahligen gleichen bedingenden Gedankens in der gleichen Periode. — In Epicrat. § 2: ὥςτε τὸ μὲν πλῆθος καὶ ἡ αἰσχύνη cet. Diese Lesart der Handschriften wird so gefasst: *ut vobis fiat multitudo damnatorum et dedecus, h. e. ut ad vos inde hoc redundet, quod multi sunt, quos condemnastis, et quod haec res vobis dedecori est; ad hos autem utilitas. (Quoniam enim putantur, vos jubere utram in partem malint decernere, fit ut facile a nefariis pecuniam accipiant.)*, was wohl das beste seyn mag, wenn schon die Wendung gesucht ist. — Was gelegentlich in Ergocl. epil. § 3 über in Alc. I § 43 berührt wird, so bin ich, ob ich gleich auch jetzt noch keine Veränderung nothwendig und sicher finde, dennoch der Meinung, die ich früher niederschrieb: *Parum grata repetitio ejusdem verbi in ratione non pari.* Dieses gehört nach meiner Ansicht unter die Puncte, über welche der gleiche Mensch in verschiedenen Momenten nicht einmahl mit sich selbst einig ist. — In der Stelle, die aus Plutarch Demosthenes c. 4 S. 35 citirt wird, scheinen mir die Worte κατὰ Πλάτωνα zu tilgen. Καὶ ταῦτα μὲν ταύτῃ ist eine absolute Schlussformel *haec hactenus.* Κατὰ Πλάτωνα ist ein von Grammatikern beygefügtes Beyspiel zum Beweise, wie die Nahmen im Griechischen oft von Zuständen des Körpers hergenommen wurden. — In Nicom. § 21: καὶ τούτοις ὁ ἱερόσυλος περιτρέχει λέγων, ὡς εὐσέβειαν ἀλλ' οὐκ εὐτέλειαν ἀνέγραψε. Es ist ein recht artiger Einfall, was Förtsch vermuthet, κἂν ταύταις (ταῖς στήλαις). — Ib. § 32. ζητήσουσιν oder ζητοῦσιν, was B. aufgenommen hat. Wenn F. vermuthet αἰτήσουσιν, so ist die Aenderung allerdings leicht und dem Gedanken angemessen; aber ich halte sie nicht für nöthig. Natürlich, dass bey dem Verbo ζητοῦσιν ein allgemeiner Infinitiv aus dem Vorhergehenden dem Begriffe nach heraus genommen werden soll und leicht kann. Das Wort selbst muss eben nicht daher genommen werden, nur der Begriff im allgemeinen. Ein junger, thätiger und besonnener Philologe könnte eine interessante Dissertation über die Verba schreiben, zu denen ein Infinitiv bald aus dem Vorhergehenden, bald aus

dem Folgenden ergänzt wird. Vielleicht übernimmt Hr. Förtsch selbst, wenn er sich für eine Stelle habilitirt, eine Arbeit von der Art.

Hier schliessen wir. Ich hoffe den Wünschen des Hrn. Förtsch als ein unbefangener Mann entsprochen zu haben. Wenn er über einige Stellen des Demosthenes, die er im Verfolg behandelt, meine Ansicht zu vernehmen wünscht, so kann er sie in dem Bande, an dem gerade jetzt gedruckt wird, finden.

J. H. Bremi.

Kürzere Anzeige.

Anna et pulli, interprete *B. G. Fischer*. Halae, in libraria Rengeria MDCCCXXVI. (Gegenüber:) *Hanchen und die Küchlein*, von *A. G. Eberhard*. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung 1826. 299 S. kl. 8. 1 Thlr. (Mit gegenüberstehender Urschrift.) [Hall. L. Z. 1827 Erg. Bl. 26 S. 207 f.]

Diese, auf weissem Papier gut gedruckte Uebersetzung empfielt sich im Ganzen durch Leichtigkeit und Gewandtheit im Ausdrucke, wie im Versbau, wenn auch häufig eigentlicher Dichtergeist vermisst wird. Bei genauerer Prüfung einiger Abschnitte des Gedichts im Anfange und am Ende hat sich Folgendes als der Abänderung und Verbesserung bedürftig gezeigt. Zunächst sind mehrere Stellen nicht deutlich genug, und ohne die Urschrift kaum zu verstehen. I, 33: unum illud metuens, ne, non novus, ingruat error, „nur dass zu unverhofft nicht komme die mögliche Täuschung.“ 35: invalidum memorat pectus, „sprach von — der Schwäche des menschlichen Herzens.“ 82, 83: De fervente gena rapiunt pia basia multas (neml. lacrimas), Post alium exultans tamen irrigat unio pectus. „Küsst' auch viele die Freundin ihr schnell von der glühenden Wange: Rann doch Perl' um Perle hinab zu dem pochenden Herzen.“ 118: alius novus incola, „ein Andrer, ein Fremder.“ 145, 146: Pauperibus jussu divino debuit inde (?) Et florere (für exsistere?) salus, qua nos ornare volebat (wer denn?). „Wurden wir arm nach dem Willen des Höchsten, so muste daraus auch Uns der Segen erblühn, dass Gott uns würdigen wollte.“ 148: Balsamei calices multi una (st. sola?) in rupe latentes (scil. sunt? statt latent?). „Mancher balsamische Kelch blüht nur an dem Felsen der Wüste.“ II, 159: An, patris accedens tumulum, et post verba serebas? „Sprachst du öfter mit ihm, hingehend zum Grabe des Vaters?“ 177: Studium hoc quam grata colebam! „Wie dankt' ich es (neml. die mir bewiesene Aufmerksamkeit) in der Stille!“ 246: nec autumni nec brumae tempore posthaec Ad portam rediit, *quae sponte reclusa fuisset*. „nicht wieder - - kehrt' er zurück an die Thür, die gern wir hätten geöffnet.“ III, 100—103: Et Baro porrecta dextra se cuique

benigne Auxilio promtum viduae testatur in omni, Quo fors possit eam re consilioque levare. „Und der Baron, gutmüthig die Hand hinreichend der Wittwe, Sagt' ihr, dass er mit Rath und mit That zu jeglicher Hülfe, Die sie bedürf' und die er zu leisten im Stande, bereit sei.“ 118: En, sic Laura luit! wobei poenas stehen sollte, um zu bedeuten: „So war L. geschlagen.“ 119: nequibat Cernere, quid viru profecerit ipsa sagittae. „sie konnte den Blick nicht erheben, Um zu erforschen die Wirkung von ihrem verschossenen Giftpfeil.“ IV, 10: pessima - - tandem res redditur. „Ach! und das Böseste ist, dass u. s. w.“ 84 ist bei rogat das Subject nicht leicht zu finden; eben so wenig 87 bei pallida legit. 91: excole virtutem. „Ueben Sie ferner sich fort“ (neml. im Schönschreiben, welches durch non male pingere ausgedrückt ist). 93, 94: En jam, mater ait, commentum nominat omne, Quod tibi momentum non extricare placebat. „Siehst du, sagte die Mutter, sie nennt nun alles ein Mährchen, Weil du, leider, verschwiegen den wichtigsten Theil der Erklärung!“ VIII, 3: laeto festo, „beim fröhlichen Feste.“ Eben so X, 162: laetum festum comparuit. X, 12: tegumen de corbe levabat, „hob — empor vom — Korbe die Decke.“ 18: argento a vobis certe haud divellar et auro, „nicht möcht' ich um Silber und Gold euch missen.“ 32: hinc ego cum tenui dono hoc confusa propinquo. „schlimm drum steh' ich beschämt mit meiner so ärmlichen Gabe.“ 36: conspectis matre *satisque*. Wer denkt hierbei gleich an die „Küchlein“? 41: accipiens, rubeo, „nehm' ich's, bin ich beschämt.“ 71, 72: laetus quippe Deum *ac ho*mines testabor, et alta Voce sacramentis. „Wahrlich! vor Gott und vor Menschen, mit heiligen Eiden bezeugen Will ich es freudig und laut.“ 129: curator für Gärtner. 140: digno pura viro nil curat probra malorum. „Hatt' ihr der Beste vertraut: galt nichts ihr die Schmähung der Bösen.“ 148—150: comitato protinus ipsas, Dissita ab arce domo, facile sermonibus aptam Miscendis ipsi factam fore pluribus ansam. „Hätt' ich - - Sie gleich doch können begleiten, Um auf längerem Wege Sie länger noch sprechen zu können!“ 155, 156: quid? si, quod longius absens, Peccasti, hoc reddas nobis jam noctis in umbris? „er könn' abbüssen die Sünde Lang' unterlassnen Besuchs durch nächtlichen, späten Besuch jetzt.“

Die Undeutlichkeit wird sehr oft durch unrichtige oder auch unnöthige Interpunction befördert. Diess ist schon an einigen oben angeführten Stellen der Fall. Von dieser Art sind auch folgende: I, 143: siccine tandem Te praebere mihi, nataeque decebat egenae? wo das Komma nach mihi störend ist; eben so nach amantem in den Worten 150: Sponte sua vixdum studium virtutis amantem Damna docent miserum; desgleichen nach voces im V. 165: reverensque Antonia voces Auscultat. Solche störende Kommata sind auch II, 174 ff.: At si vicini na-

tam sitiente rogabam Tellure, ut flores riget (statt rigaret), omnia, rite rigata Stare, mihi semper referebat, flore recenti. Unnatürlich ist die Interpunction III, 2: Senseruntque novas, mentes uti corpora, vires, da vielmehr nach mentes das Komma stehen sollte. Wenn aber auf diese Art Zweideutigkeit entstand, so war vielleicht zu schreiben möglich: atque animi sensere novas, ut corpora, vires. Umgekehrt macht IV, 84, jamque, uti scripta semel, mittatur epistola Laurae Non mutata rogat der Mangel eines Komma nach mutata die Stelle dunkel, welche noch überdiess wegen des uti scripta semel an Tautologie leidet. In IV, 100 ist nach tum sibi persuadet und VIII, 21 ut ille - - scitatur, nach scit. das Kolon unpassend, weil ja an beiden Stellen indirecte Rede folgt. Dagegen X, 52, arrectae ast illas turbant crebro eminus aures, sollte am Ende ein Kolon stehen; ein Komma ist offenbar zu schwach. (Uebrigens erräth man wol schwerlich, dass arrectae eminus aures „von fernher lauschende Gäste" bedeuten sollen.) II, 177 sollte nach: O quam laeta fui, ein Ausrufzeichen stehen. X, 74, 75: Namque parare studens animus sic gaudia amicae, Illa nec infenso corrumpere sustinet hosti. (Deutlicher hiesse es freilich so: Namque parare animus qui gaudia curet amicae.) 119: reddit timidae Annae nomine, Martha. 128: nonnisi dextra Annae nexa, mihi cras frontem serta coronent. 145: perciperent propius cum gressus, pone sequentes. Compellat, sectatus eas Theodorus, amice, Voce crepante tamen, „citius quod, clamque - - Liquissent coetum. Noch öfter begegnet man unnatürlicher und unrichtiger Wortstellung, welche daher auch der Deutlichkeit Eintrag thut. I, 6: Annaque, virgineo, patris orba, decora pudore. 15: longos Post mihi tres annos rapido mox agnita cursu. (Besser: tres mihi post annos etc.) 109: exstinctae demum flammae sunt mane (wo demum nach mane stehen sollte). 115: studii nostrique laboris alumni (statt studii laborisque nostri). So steht auch anderwärts oft das que an der unrechten Stelle. I, 163: animi modo lucraque cordis (st. cordisque lucra). 151: damna docent miserum stimulant viresque sepultas (st. stimulantque sep. vires). 169: reverens, viduae prendens dextramque (st. viduaeque pr. dextram). VIII, 49: blanda suisque simul curis solatia sperat, was leicht so zu verbessern war: blanda simul propriis sperans solatia curis. X, 155: Martha jocansque refert (st. Marthaque j. r.). II, 209: dextram versus nutoque sinistram (st. d. v. sinistramque nuto). So steht auch vel („sogar") oft an der unrechten Stelle: II, 136: quod plantaram ubivis, violas vel ad usque latentes (wahrscheinlich so zu verbinden: vel usque ad v. l. nach dem Französischen jusqu' aux etc. denn nach dem Lateinischen Sprachgebrauche war vel violas lat. genug). 144: mentem, tacite pia quae vel munus amoris Libet defunctis ad cinctas floribus aras (st. vel defunctis etc.). IV, 50: rem, quae

vel mira videri possit ei (st. q. vel ei m. v. p.). Eben so X, 193: moriens vel (st. vel moriens) et (welches hier ganz überflüssig ist) hunc cantare volebat. Wie unklar ist ferner folgende Wortstellung, VIII, 4, 5: At magis usque (unlateinisch st. magis magisque, wofür X, 49 gar magis magis atque steht,) videns gestu vultuque favorem Blanditiisque vafris Theodori quaerere Lauram („aber bemerkend, je länger, je mehr, wie Laura um Gotthold Buhlte mit Blicken und Mienen und planvoll schmeichelnden Worten"). Unnatürlich ist ferner VIII, 10: epulas post mox (st. m. p. e.). II, 190: referrem grata ut (st. ut g. r.). VIII, 28: Laura levis jocularis et (st. lev. et joc.) advolat („flatterte leicht und lustig herbei"). X, 96: Territa grata procul sed fugerat, ecce! columba („doch schon war ihm entschwunden die holde, verschüchterte Taube"). 182: clarior, ante fuit quam st. quam a. f.

Zuweilen ist auch durch die Stellung Uebellaut bewirkt, wie II, 21: na*ta adstat ad* instar (neml. marmoreae formae). Denn *ac ho*mines ist schon oben bemerkt worden. Doch kommt dergleichen nur selten bei unserm Uebersetzer vor.

Desto häufiger sind deutschlateinische Ausdrücke und Fügungen. I, 83 (s. oben.) *unio* („Perl' um Perle") statt lacryma. 173—175: futuram In vitam („fürs folgende L.") inculcant alte sibi dicta: Superbe („mit Stolz") Qui mala fert, laeta se praebet sorte modestum, Hic placat sortem („das nur versöhnt das Geschick"). 42: hunc animum strepitus mihi si rapuisset in orbe („wär' im Geräusche der Welt ihr Herz mir Armen entfremdet"). 129: dum socium vitae mihi sors adduxit amica („während das Schicksal mir zuführte den Lebensgefährten"). 152: (damna) Attollunt vultum (neml. miseri) vilis de turbine vulgi („die Noth lenket den Blick ihm — dem Armen — hinweg von des Lebens gemeiner Zerstreuung"). 154: ornatur sancto fastu („es schmücket ihn heiliger Stolz"). III, 124: lusimus saepe, voluptati nobis almaeque parenti („spielten, zur Freude für uns und die Mutter"). IV, 59: *antea quam* (st. potius quam) *turpi pretio* maledicta refellam, Illa feram missis patienti mente querelis („Eh' ich um solchen verwerflichen Preis abwehre die Schmähsucht: Will ich sie lieber ertragen mit stummer, geduld'ger Ergebung"). Missis querelis wäre erträglich, wenn patienti mente nicht dabei stünde. VIII, 35: corda intacta tamen, *veniens* non inde — neml. *ex corde* — relinquens („vom Herzen nicht kommend, auch nicht *zum* Herzen den Weg nahm"). 158: betulae sceptrum („das birkene Scepter" = der Stock des Dorfschulmeisters). 166: mihi dupliciter - - adhaerent cordi („jetzt sind - - ans Herz mir doppelt gewachsen").

Manches klingt fast hebräischartig, wie I, 149 vallis laborum; II, 201 sacra moesta doloris („der Wehmuth schmerzliches Opfer"); X, 159 sol laetitiae, und Aehnliches.

: Mehrere Stellen verstossen gegen den bessern Sprachgebrauch. So möchte z. B. dubitare wol mit id, illud, quid und andern Pronominibus, aber nicht mit Accusativen von Substant. gut zu verbinden seyn, wie doch der Uebersetzer dub. fidem I, 31 und dub. pietatem I, 54 sagt. Sibi, I, 52, für *gegenseitig*, „die eine der andern" ist, ohne invicem hinzuzufügen, unstatthaft; zumal wenn das Subject nur ein logischer Plural ist, wie hier par florum, und kein grammatischer. Lacrymas lacrymisque propellit (neml. tumultus mentis), I, 81, („der Sturm der Seele, welcher - - Thrän' auf Thrän' ihr entpresste") möchte wol kaum durch die Analogie von navem remis propellere hinlänglich gedeckt seyn. I, 91: *tot* res perpessus acerbus, Utraque *ceu* (st. quot) nostrûm. I, 54: clam dubitasse moeret ist ohne hinzugefügtes *se* doch nicht so leicht zu verstehen, wie das horazische „Fortuna — apicem — posuisse gaudet". Noch weniger möchte I, 127 quam *doleo* sic cern*ere* rursus amicam („ach, wie jammert es mich, *so* wieder zu sehen die Fr.!") zu rechtfertigen seyn, am wenigsten mit einem Komma hinter doleo, wie gedruckt steht. I, 133: Ah, quod id Anna suae fidae non scripsit amicae! anstatt des absoluten Acc. cum Inf. Uebrigens ist entweder fidae oder suae überflüssig. I, 147: Privi cuique solo suerunt succrescere flores. Besser wäre wol: agro cuique sui. I, 166: *comparet ei* penuria cellae, *Vix sibi* (welches beides offenbar falsch ist und wofür modo ei stehen sollte,) tam vacuae visae, *ut* venerabile templum st. videtur ei tanquam etc. I, 168 fg.: verba salutis Dat st. salutem dat oder reddit („nimmt Abschied"). In II, 44 indiget alterius solamine cordis amantis, war cordis wegzulassen und auch amantis vielleicht besser in et amore oder etwas ähnliches zu verwandeln. III, 142 fg.: risus - - corripit Annam, st. invita risit A. IV, 52: Anna rubet, penetratque *sui* calor intima cordis, wo für sui nothwendig ejus stehen muss. Eben so fehlerhaft ist II, 260 labores, - - qui natam - - pressere *suam* st. ejus gesetzt; so auch X, 133 *suis* manibus st. ipsius; desgleichen sui ib. 135 und II, 24. IV, 62: dolere piae mentis *modo* somnia possum st. non possum quin - doleam. IV, 90: haud male nec pingis, nec fingis, wo haud wegbleiben muss. Möchten wol zwei Adverbia bei Einem Verbum, ohne Bindewort, zu billigen seyn, wie IV, 113: mihi quod *tecte* Theodorus fecit *amice* („was Gotthold freundlich für mich in der Stille gethan hat"), zumal unmittelbar neben einander, wie III, 13: has *crebro cito* temporis abluit unda (noch abgesehen hier von temp. unda „des Zeitstroms Welle", welches wol so modern ist, wie X, 77: turbo laetitiae - - atque doloris)? Jam jam heisst wol vielmehr *gleich jetzt*, *nun bald*, als „bereits" wie es VI, 2 in Verbindung mit „memoravit" gebraucht ist. VIII, 6: Annam violante vacasse dolore, wo das Particip nicht gut ohne animum oder dergleichen Accus. stehen kann, wenn man gleich im Deut-

sehen recht gut sagt „der verwundende Schmerz". X, 57: utraque *nunc* exit, wo, wie öfter, nunc mit tunc verwechselt ist. Sollte sich wol III, 14 *infamis abit* - unica culpa („wahrhaft schänden „— neml. kann — „die Schuld nur") durch die Analogie von sublimem abire rechtfertigen lassen? *Non una*, III, 38, soll heissen: „auch nicht eine". Dafür hätte ne una quidem stehen sollen: denn jenes bedeutet *manche*, *mehrere*. III, 40 ist sparsus wol nicht deutlich genug st. sparsio, so wie auch X, 95, jamque manum extendit, comprendat ut *illius* ardens, das Pronom. illius ohne das noch einmal zu setzende manum nicht dem Sprachgebrauche gemäss ist. X, 203: flectit *humum* os st. *humi*. I, 140 fg.: *arcebam* Annam scribere st. prohibebam. I, 60: sedere *monebat* st. jubebat. IV, 95: quo sis consilio *pellecta* accedere scenam st. quid secuta oder qua re commota adieris hortum. Auch *spondet* retinere, VIII, 160, ist nicht zu billigen; noch weniger II, 243 fg.: ut *pelliceretur* et ipse - - *timere* („dass er auch verführt ward, irre zu werden an mir"). Zuweilen ist die Aufeinanderfolge der Temporum nicht gehörig. So steht III, 119: nequibat Cernere, quid - - profecerit st. profecisset; II, 173: Si natam - - rogabam -, ut flores *riget* st. rigaret. Oefter stehen zwei Adjectiva bei Einem Subst. ohne Bindewort. So I, 40: Ah, nunquam *refugum pernicem* filia cursum — neml. deflet — („beklagte der Kindheit allzugeschwindes Entfliehn in nie rückkehrende Ferne"); III, 21: acceleratum ut opus genitrix *bona laeta* probaret. Aus dem Deutschen „sich höchlich erfreute" sieht man wol, dass laeta zu probaret gehören soll; aber ohne dieses wird es jeder mit bona in gleichen Rang setzen. VIII, 155: artem quae *concors* imitatur *strenua* ist ebenfalls in der obigen Rücksicht nicht classisch. Das Deutsche „die, sympathetisch, des Schwesterchens Kunststück meisterhaft nachmacht" ist erträglicher. Ebend. 155 fg. heisst es: *audax*, *Immemor* auxilii, in solio *festina* recumbit, wo audax und festina mit einander in Collision kommt. X, 126: Haec ergo causa est - - *omissi polliciti veteris*. In dieser Wortverbindung sieht man nicht sogleich, dass pollicitum als Subst. zu nehmen ist. IV, 157 fg.: *alte* evecta, volatu Coelica (?) persequeris simulacra, verenda decore, würde vielleicht etwas an Deutlichkeit gewinnen, wenn man *alto* läse und nach evecta das Komma wegstriche.

An manchen Stellen ist der Ausdruck ganz prosaisch, wie IV, 58: attamen haud unquam faciam quid, quod ferat aegre („nie doch wär' ich im Stande, zu thun, was kränken ihn könnte"); I, 91: ut paucis dicam; I, 164: quae sibi virtutis studio et probitate pararint; VIII, 50: sinui jam redditur *ejus* amica („flog in die Arm' ihr"). I, 35: Mobile in errores humanum ab origine pectus, mansurum haud dubie sic mobile quolibet aevo, würde ohne das schwächende „haud dubie" besser seyn.

Selten ist Fremdartiges beigemischt, wie III, 69, 70: tam

bona commemorat, *quam tristia fata vicissim* („erzählte - - Mancherlei Frohes, was sie, was der, was Jener erlebte"). Die tristia fata sind überdies offenbar mit dem nächsten Verse (alliciens natae *cor* — welches Wort zur Ungebühr oft statt animus vorkommt — semper imagine laeta) in Widerspruch. Erträglicher ist I, 114 „wie *Kinder*, so lieb uns" mit „favore *parentum*" vertauscht.

Uebrigens hat die Uebersetzung fast durchgehends die gleiche Verszahl der Urschrift zu erreichen gesucht. Selten hat ein Gesang in der Uebersetzung einen, zwei, höchstens vier Verse mehr, wie der VI, VII, IX, X.

In prosodischer und metrischer Hinsicht ist dem Rec. blos I, 118 altore orbat*ae; a*lius novus advena vestris die Vernachlässigung der Elision und II, 242 die Länge der drittletzten Sylbe in „suspicio" aufgefallen. VIII, 145 ist, gegen die Gewohnheit der lat. Dichter, *cuivis* als Bacchius und X, 19 *cui* als Jambus behandelt; *dein* ist bald — und zwar meistens — zweisylbig gebraucht, wie VIII, 27; 143; II, 152; X, 64; bald einsylbig, wie III, 160.

J. D. Schulze.

Abhandlung.

Ueber den Gebrauch der Zeitformen des deutschen Conjunctivs.

Ich füge mich dem Wunsche des Herrn Recensenten meiner *Sprach-Erörterungen* (Breslau, bei Grass, Barth und C. 1826.) im 2 Hefte des 4 Bandes dieser Jahrbücher, indem ich den dort befindlichen Untersuchungen über den deutschen Conjunctiv hier einige erläuternde und erweiternde Zusätze beifüge. Die Hauptbegriffe nehmlich, welche in diesem Capitel der deutschen Grammatik zur Beachtung kommen *), sind folgende.

Unser Conjunctiv hat zwei in Bildung und Gebrauch wesentlich unterschiedene Reihen von Tempusformen. *Er thue*, *habe gethan*, *werde thun*, *werde gethan haben*, ist die eine; *er thäte*, *hätte gethan*, *würde thun*, *würde gethan haben*, ist die andere. Jenes wollen wir einstweilen die *präsentischen*, dieses die *imperfectischen* Formen nennen **). Welches sind nun die Anwendungen, welche von

---

*) Es ist hier nicht die Rede vom Gebrauch des deutschen Conjunctivs überhaupt, im Gegensatz des Indicativs, sondern nur von der Bedeutung und dem Unterschiede seiner Tempus-Formen.

**) Der Name ist, ich weiss es wohl, nicht ganz passend. Die erstern sind

diesen unterschiedenen conjunctivischen Formen für alle die Fälle, da die *indicativische* Rede nicht passend ist, gemacht werden?

Was zuvörderst die präsentischen Formen betrifft, so finden sie, wenn wir die imperativischen Ausdrucks-Arten, *wolle Gott, kehre sich niemand daran, es werde eine Linie gezogen* etc., hier ausser Acht lassen wollen, ihre Anwendung nur in untergeordneten Sätzen; ihre bestimmteste allgemeinste Function ist die der Red-Anführung, und sie können überhaupt als die eigentlichen Obliquitäts-Ausdrücke betrachtet werden. In Absicht ihrer Zeitbegriffe ist vor allem zu bemerken, dass sie einen relativen Charakter haben, und eine Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, nie für sich in absolutem Sinne, sondern immer nur in Beziehung auf die Zeit des Rectionssatzes, also nur eine Congruenz, Antecedenz, Succedenz, ausdrücken. Ist der Rectionssatz ein Ausdruck der Gegenwart, *man glaubt*, so wird der obliquale Gegenstandssatz allerdings auch als eine absolute Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft erscheinen: man glaubt, *es bessere sich, habe sich gebessert, werde sich bessern, gebessert haben.* Allein dieselben Formen bleiben auch für Ausdrücke der Vergangenheit: *man glaubte, hat geglaubt, hatte, hätte geglaubt* etc.; da denn natürlich *es bessere sich* nicht eine absolute Gegenwart, sondern ein Zusammenfallen (Congruenz) mit der Zeit des als redend oder denkend aufgeführten *), das *es habe sich gebessert* eine Antecedenz in Bezug auf diese Zeit, das *es werde sich bessern* eine Succedenz andeutet. Eben so mit dem Futurum: *man wird glauben, es bessere sich, habe sich gebessert* etc.

Von diesen conjunctivischen Formen wird auch in einigen Arten von Satz-Verbindungen Gebrauch gemacht, die mit der eigentlichen Red-Anführung nur in entfernterer Verwandtschaft stehen. In Ausdrücken wie „wir verlangen nicht (verlangten nicht), dass er sich für uns *aufopfere*,“ drückt der Bestimmungssatz nicht ein Denken oder Sprechen, sondern ein Thun aus. Da indessen das Fordern doch immer voraussetzt, es werde das Geforderte in Mund und Gedanken genommen: so sind die Obliquitäts-Ausdrücke hier nicht ganz ausser ihrer Sphäre. Und noch mehr nähert sich der ganze Ausdruck der reinen unmittelbaren Obliquität, wenn *sollen* zugefügt wird: „er verlangt, ich *solle* ihm behülflich seyn,“ d. h. er sagt: *du sollst mir*

---

näher noch mit dem Infinitive verwandt; und bei den letzten findet sich zu dem *würde thun* kein *wurde thun* (wie zu dem *hätte* das *hatte* etc.). Indessen man verstattet mir in der Kürze damit zu bezeichnen, von welchen Formen ich spreche.

*) Es kann zwar so ein Ausdruck allerdings auch auf die absolute Gegenwart zu beziehen seyn: *er wusste, wie schwer es sey* etc.; allein das ist ein Unterschied, den die Sprache nicht beachtet. Zunächst drückt der obliquale Satz *wie schwer es sey* etwas aus, was dem *Wissenden* vorschwebte, eine Congruenz, *er wusste und dachte: wie ist es doch so schwer!* Dass dieses Schwerseyn als ein allgemeiner Satz auch in andern Zeiten gültig seyn kann, ändert im Sprachgesetze selbst nichts.

behülflich seyn *). Alles das lässt sich leicht auch auf Verben wie *fordern*, *wollen*, *bitten*, *rathen*, *ermahnen*, *verstatten*, und ähnliche, anwenden. Es ist jedoch in Absicht auf alle solche Satz-Verbindungen zu bemerken, dass im Deutschen der Infinitiv die geeigneteste Form ist, in welcher die Bestimmungs-Sätze auftreten: er fordert (und forderte) mich auf *ihn zu vertreten*.

Auch in der Bildung des Finalsatzes zeigen sich Anwendungen der obliqualen Conjunctiv-Formen: „er hilft (half etc.), damit ihm wieder geholfen *werde*.“ Wiewohl auch hier der Infinitiv immer die bequemste und nächstliegende Ausdrucksweise liefert: er begab sich des kleinern Vortheils, um einen grössern zu erlangen (anstatt: damit er einen grössern erlange).

Betrachten wir nunmehr die imperfectischen Formen des Conjunctivs. Da zeigt sich denn, dass sie alle auf bedingliche Begriffe hindeuten. Zwei davon drücken eine reine eigentliche Conditionalität aus: *er würde thun* für die Gegenwart, *würde gethan haben* für die Vergangenheit; und zwar in abhängigen Sätzen sowohl als in selbstständigen: „weisst du was ich an deiner Stelle *thun würde?* ich musste solches voraussetzen, weil man mir sonst wohl einige Nachricht *gegeben haben würde*.“

Die beiden andern Formen, wovon die eine wieder der Gegenwart angehört, *ich thäte*, *hätte*, *wäre*, die andre der Vergangenheit, *ich hätte gethan*, *wäre gewesen*, dienen zwar auch häufig zu rein conditionalem Gebrauch, so dass *ich thäte* mit *ich würde thun*, *ich hätte gethan* mit *ich würde gethan haben* einerlei ist. Das ist jedoch nur Uebergang und Grenz-Verlaufung; dass sie ihre eigenthümliche Bestimmung haben, zeigt sich in folgenden Red-Verhältnissen.

Erstlich werden diese conjunctivischen Formen *thäte*, *hätte gethan*, anstatt des Indicativs gebraucht, um dem Ausdruck eine Art von Mässigung und bescheidener Unsicherheit zu geben (ähnlich dem griech. Optativ mit ἂν): *ich wünschte* (für *ich wünsche*), *wäre nicht abgeneigt*, *hätte wohl Lust*, *ich wüsste wohl Rath*, *du brauch-*

*) Wer tiefer in vorliegenden Erörterungspunkt eingeht, wird eine feine Unterscheidung, die hier die Sprache macht, nicht unbeachtet lassen. Die Conjunction *dass* kann beim obliqualen Ausdruck ohne weiteres wegbleiben: „er sagt, *ich sey parteiisch*“ Der Bestimmungssatz sondert sich gänzlich ab, indem ich ihn als meine Rede aufnehme, und nur durch den Conjunctiv die vorhandene besondere Beziehung andeute. Das verstattet nun aber der Sprachgebrauch bei oben erwähnten Satz-Verbindungen nicht; das *dass* ist nicht wegzuschaffen; „er verlangt, *ich sey ihm behülflich*,“ sagt man so wenig als, er verlangt, *ich bin behülflich*.“ Es ist nicht eine Behauptung, welche der Bestimmungssatz ausspricht, sondern etwas zu Bewirkendes, ein That-Object; und es ist Ausdrücken verwandt wie „die Wärme macht, *dass die Körper sich ausdehnen*,“ wo die Verbindungspartikel *dass* wesentlich ist. Wird aber ein *Sollen* zugefügt, so ist das *dass* allerdings wieder ablöslich, *er verlangt*, *ich solle* etc., weil der Bestimmungssatz alsdann eine besondere Aussage, ein Red-Object vorstellt; *ich soll ihm behülflich seyn*, *das verlangt er*.

test nicht so zu schelten, das möchte sich wohl anders verhalten, dürfte ich wohl meine Meinung sagen? Wozu hätte denn der Mensch Verstand, wenn er ihn nicht gebrauchen soll; und eben so in der Vergangenheit: *ich hätte gedacht, hätte gern gewusst, ich sehe wohl, was zu thun gewesen wäre* etc. Conditionale Red-Formen (etwa *ich würde Last haben*) wird man dafür nicht leicht setzen können, ohne den Sinn zu verändern.

Noch weiter entfernt sich von eigentlicher Conditionalität der bedingliche Ausdruck in den *Abweisungs*-Fragen, durch welche etwas Entgegengesetztes stärker hervorgehoben wird: *ich wäre dessen fähig?* (dem Sinne nach so viel als *ich bin dessen doch wohl nicht fähig,) du wärst im Stande mich zu verlassen? könntest dich nicht entschliessen? der sollte es bereuen? ich hätte dir Unrecht gethan? dem hätte ich sollen mein Vertrauen schenken* *)?

In enger Verwandtschaft und Verbindung mit solchen abweisenden Fragen steht eine gewisse Art von Folgesätzen, welche ebenfalls etwas in Gedanken nehmen lassen, damit das Gegentheil desto stärker vortrete: *er ist nicht so verblendet, dass er nicht bemerken sollte* etc. (in demselben Sinne wie *er sollte nicht bemerken?*); *wie könnte hier etwas vorgehen, ohne dass ich es erführe? es war zu viel Geräusch im Saale, als dass man den Redner hätte verstehen können.*

Man kann die besondere Art der Bedinglichkeit, welche in den angegebenen Fällen durch imperfectische Conjunctiv-Formen bezeichnet werden, zum Unterschiede von der reinen und eigentlichen Conditionalität die *potentiale* Bedinglichkeit nennen, und so überhaupt die Zeitformen *thäte, hätte gethan*, als potentiale, von den conditionalen Ausdrücken *würde thun, würde gethan haben*, unterscheiden.

Jedoch wieder nur nach dem logischen Rechte: a potiori fit denominatio. Denn im engern Sinne hat diese Potentialität noch zwei andre Functionen neben und ausser sich. Das eine ist die sumtive **) Satzbestimmung: *wenn ich wüsste* oder *wüsste ich; wenn ich gewusst hätte* oder *hätte ich gewusst.* Das andere ist der optativische Ausdruck: *wenn er doch käme!* oder *käme er doch! möchte jeder bedenken! wäre er doch weggeblieben!* Wiewohl diese Ausdrucksweise unstreitig aus den Sumtionen ihren Ursprung nimmt, und von

---

*) Bei umfassenderer Erörterung, zu der hier kein Raum ist, verdient der Unterschied der Wortstellung in den Fragen *du wärst unwillig?* und *wärest du unwillig?* genaurer Erwägung. Besonders aber sind, wenn man sich die Natur des deutschen Conjunctivs und sein Verhältniss zu dem der andern deutlich machen will, vor allem die Potential-Verben *sollen, mögen, müssen, dürfen, können, wollen*, in denen so viel feine Begriffs-Unterscheidung enthalten ist, sorgfältig zu untersuchen.

**) Sumtionen sind die *bedingenden* Vordersätze zu (*bedingten*) Potential- oder Conditional-Ausdrücken. Es versteht sich, dass hier nur von solchen Sumtionen die Rede seyn kann, welche einen conditionalen Nachsatz haben, also im Conjunctive stehen.

denselben nicht wesentlich unterschieden ist; *wenn er doch bedächte!* ist eine Sumtion, zu der man leicht den Nachsatz in Gedanken ergänzt: *so wäre das sehr gut*, oder etwas Aehnliches.

Alle diese bedinglichen Functionen gehen leichtlich aus den Sätzen, wo sie zunächst ihren Sitz haben, auf die damit verbundenen über. In den Satz-Verbindungen: „Wenn ich ein Mittel *hätte*, welches dir Linderung *brächte*,“ oder „das wäre vielleicht ein Mittel, das dir Linderung *brächte*,“ und ähnlichen, ersieht man leicht, dass der Conjunctiv des Relativsatzes ganz von derselben Art ist, wie der des Rectionssatzes, und eben durch Consociation herbeigeführt wird. — „Du hättest ihm sollen einen Besuch machen, damit man *gesehn hätte*, du hegest keinen Groll.“ Der Finalsatz würde für sich eher einen obliqualen Conjunctiv erfordern (wenn sich der passendere Infinitiv nicht anwendbar fände); allein es ist der potentiale Begriff des Rectionsverbs, welcher sich auch auf den Bestimmungssatz fortpflanzt; gleich als hiesse es coordinativ: *man hätte daraus ersehen* etc. — Man sagt: „ich dächte dass du nunmehr genug *hättest*.“ *Du hättest genug* ist zwar schon für sich ein potentialer Satz; indessen als Gegenstand kann er sich doch nur an eine Rection anschliessen, die ebenfalls von potentialer Natur ist. Man wird dagegen lieber sagen: *ich denke du hast genug*; und in der Vergangenheit, wo das Obliquale bemerkbarer wird: *ich dachte* (meinte, bildete mir ein etc.) *du habest genug*. — „Es ist zu wünschen, dass ein jeder *bedenke* etc.“ ist richtig und natürlich ausgedrückt. Das imperfectische *wünschte* (im Conjunctive) aber verlangt einen Gegenstands-Satz von ähnlicher Form: *ich wünschte dass jeder bedächte;* nicht nur weil eine optativische Function dieser Verbalform *(bedächte er doch)* in die Nähe tritt, sondern auch überhaupt des Einflusses wegen, den die Potentialität der Rection auch auf den Bestimmungssatz gewinnt, so weit es der ganze Gedanke verstattet.

Es haben also die imperfectischen Formen des Conjunctivs im Allgemeinen bedingliche Bedeutungen. Diese Bedinglichkeit ist von doppelter Art; die Sprachzeichen unterscheiden Conditionalität und Potentialität. Der potentiale Ausdruck endlich umfasst zweierlei Haupt-Functionen, die Potentialität im engern Sinne und die Sumtionen.

Was ferner die Zeitbegriffe dieser imperfectischen oder bedinglichen Conjunctiv-Formen betrifft, so hat sich gezeigt, dass überall nur Gegenwart und Vergangenheit dadurch ausgedrückt ist; und zwar, was nicht ausser Acht zu lassen, in absolutem Sinne. Indem ich sage *thäte*, *würde thun*, denke ich an die gegenwärtige Zeit (nicht an ein *Zusammenfallen* mit irgend einer Zeit), bei *hätte gethan*, *würde gethan haben*, an Vergangenheit. Hierbei zeigt sich also ein wesentlicher Unterschied zwischen den Zeitbegriffen der obliqualen und bedinglichen Formen des Conjunctivs. Ausdrücke wie: *dass er sich bloss gebe*, und *dass er sich bloss gegeben habe*, können beide ohne Unterschied auf Vergangenheit wie auf Gegenwart und Zukunft bezogen werden, und passen also zu einer Rection wie: *er*

glaubte, oder *hat*, *hatte geglaubt*, eben so gut als zu *er glaubt* oder *wird glauben*. Dagegen behält der conditionale oder potentiale Ausdruck *er gäbe sich bloss*, *sollte*, *würde sich bloss geben*, auch in der Abhängigkeit von einem andern Satze, seinen rein präsentischen Begriff, und kann sich daher nur mit einem solchen Rections-Satze verbinden, der eine Gegenwart ausdrückt: „er kann, könnte das nicht thun, ohne dass man Anstoss *nähme*.“ In der Vergangenheit dagegen heisst es: „er konnte es nicht thun, ohne dass man Anstoss *genommen hätte*.“ Und dieses *genommen hätte* ist weiter nichts als Ausdruck der Vergangenheit, keinesweges eine Antecedenz derselben. Selbst in conditionalen Satz-Verbindungen ist das *Bedingende* und *Bedingte* in einerlei Zeit gesetzt. Ein Ausdruck wie: „hätte ers erfahren, so würde er sehr gescholten haben,“ enthält dem Sinne nach allerdings einen Zeit-Unterschied; das *Erfahren* muss wohl dem *Schelten* vorangehen; aber bezeichnet ist dieser Unterschied nicht; so wenig wie in der Gegenwart: „wenn ers erführe, würde er schelten.“ Man muss sich also durch die scheinbare äussere Verwandtschaft des *hätte* mit *hatte* und die darauf sich gründenden Benennungen *Imperfect* und *Plusquamperfect* nicht zu unrichtigen Begriffen verleiten lassen. *Hätte* entspricht in seinem Zeitbegriffe nicht dem *hatte*, sondern dem *hat*; *hätte gehabt* nicht dem *hatte gehabt*, sondern dem *hatte*. Man sieht ja das auch überall in den Fällen, wo man versuchen kann, einen Indicativ an die Stelle des Conjunctivs zu bringen. Immer werden sich da die indicativischen Zeiten *ist* und *war* für die conjunctivischen *wäre* und *wäre gewesen* darbieten. *Ohne dass es nöthig wäre* kann vertauscht werden mit *ohne dass es nöthig ist*, nicht *war* — *das wäre dir zu schwer gewesen?* = *das war dir zu schwer?* — *ich wäre verlohren gewesen*, *wenn ich das gethan hätte* = *ich war verlohren*, *wenn ich das that*. Garve sagt: (Fragm. über Fr. d. Gr. I S. 73) „so war er doch zu aufrichtig, als dass er geradezu loben *sollte*, was er für tadelnswürdig hielt, und er war zu mächtig, als dass Rücksichten ihn nöthigen *konnten*, eine angenommene Rolle in seiner Familie zu spielen.“ *Sollte* ist wie *konnten* das indicat. Imperfect, und diese Imperfecte heissen so viel als *hätte sollen*, *hätten können* *).

---

*) Wie ganz anders sich das Alles im Lat. gestalte, wie das Uebertragen der Begriffe aus der einen Sprache in die andere Verwirrung stiftet und vielfach gestiftet hat, wie namentlich das lat. Plusquamperfect. von ganz anderer Natur ist als das deutsche, ist im 9 Abschnitt meiner *Sprach-Erörterungen* ausführlicher dargelegt worden. Man betrachte z. B. einen Ausdruck wie Liv. 41, 3: vix 1200 ex tanta multitudine, qui arma haberent, perpauci equites, qui equos secum eduxissent, inventi sunt. Das heisst: „kaum 1200 fanden sich, die Waffen hatten, wenige Reiter, die ihre Pferde mit sich genommen hatten.“ Will man, wie hier ganz schicklich ist, dem Ausdruck eine potentiale Richtung geben, um dem Latein näher zu kommen, so wird es etwa heissen: es fanden sich kaum 1200 die Waffen gehabt hätten, und nur wenig Reiter, die ihre Pferde — wie nun? *mit sich genommen hätten* deutet die Antecedenz nicht an, die in dem eduxissent liegt,

Wenn also bei allen Zeitformen Sphäre und Relation zu unterscheiden ist, so hat sich aus dem Bisherigen ergeben, dass die Obliquitäts-Formen keine eigenthümliche Sphäre haben, sondern sich immer an die ihres Rections-Verbs anschliessen, zu welcher sie in dreifacher Relation stehen, der Congruenz, Antecedenz, Succedenz; wogegen die bedinglichen Verbal-Formen des Conjunctivs, sie mögen in abhängigen oder unabhängigen Sätzen stehen, allemahl ihre bestimmte Sphäre haben, der Gegenwart und Vergangenheit, aber nie eine Relation enthalten. Ein Futurum haben die bedinglichen Zeitformen nicht; wie sie auch dessen nicht bedürfen.

Es giebt jedoch einen besondern Fall, der Ausnahmen von dem Bisherigen herbeizuführen scheint. Wenn nehmlich unter dem, was einer sagt (oder denkt), und was also in die redanführende Darstellungsform zu bringen ist, ein bedinglicher Ausdruck vorkommt, der seinen Charakter nicht behaupten würde, wenn man ihn in die obliquale Form zwänge: so bleibt er unverändert stehen; und da kann es denn allerdings geschehen, dass ein conditionaler oder potentialer Ausdruck der Gegenwart doch in einer Darstellung der Vergangenheit vorkommt, und relative Zeitbegriffe annimmt. Wenn jemand gesagt hat: „niemand kennt meine Absicht, und man würde sich sehr irren, wenn man glaubte etc.," so wird das in der obliqualen Darstellung heissen: „niemand kenne seine Absicht, und man *würde sich sehr irren* etc." nicht *man irre sich*, noch *man werde sich irren*, welches beides zwar für sich richtig gesagt ist, allein den Conditional-Begriff, dessen sich doch der Redende bedient hat, zu sehr fallen lässt. Eine obliquale Darstellung wie: „es sey allzu unwahrscheinlich, als dass man es glauben könnte," auf welche Zeit sie sich auch beziehen mag (was bei der Obliquität nie in Betracht kommt), giebt zu erkennen, dass der Redende gesagt hat: „es ist zu unwahrscheinlich, als dass man daran glauben *könnte*" (nicht *kann*). Sofern aber der Ausdruck nichts Bedingliches enthält, fallen auch alle die imperfectischen Zeitformen wieder weg. „Er gab vor, dass er von Berlin *komme*," nicht *käme*; denn er sagte nicht *ich käme* sondern *ich komme von Berlin*, *habe Berlin gesehen*. Das wird denn in der obliqualen Darstellung beibehalten, nur in der Form des redanführenden Conjunctivs, *er komme*, *er habe* *). Aber, kann man fragen, wie denn

---

und unterscheidet sich nicht von dem congruenten haberent, *gehabt hätten*. Man möchte da ein Super-Plusquamperfect. bilden, *die ihre Pferde mit sich genommen gehabt hätten*. In der That finden wir diese Red-Form für solche Fälle, da dem Redenden daran liegt, die Antecedenz bestimmter auszudrücken, in Anwendung gebracht: „Hätte sich Pope ein eignes System *abstrahirt gehabt*, so würde er ganz gewiss, um es in dem überzeugendsten Zusammenhange vorzutragen, allen Vorrechten eines Dichters dabei entsagt haben." (Lessings Schriften 2 Bd. S. 108.)

*) Diese Red-Form dringt sich auch als die natürlichste so stark auf, dass selbst die lat. Sprache mit ihrer eisenfesten consecutio temporum, nach welcher in Darstellungen der Vergangenheit den Bestimmungssätzen das Imperfect. und Plus-

nun in dem Falle, dass er gesagt hätte: „ich kam von Berlin, ich hatte Wunder daselbst gesehn?" wie wird das in der Obliquität lauten? Nun, das Sprachgefühl, welches die Sprechweisen bildet (und sehr verständig bildet, ehe noch unsre logisch-grammatischen Erforschungen des Denk-Bedürfnisses eintreten) hat vermuthlich gefunden, dass solche Fälle nicht leicht vorkommen, oder doch keiner besondern Berücksichtigung bedürfen. *Er kam, war gekommen*, lautet beides in der Obliquität auf gleiche Weise, wie das obliquale Perfect *sey gekommen*. „Wie er das *las*, oder *gelesen hatte*, entstand in ihm der Gedanke etc." gestaltet sich als obliqualer Ausdruck so: „wie er das gelesen habe, sey der Gedanke in ihm entstanden etc." Dass dabei nicht bestimmt ausgedrückt ist, ob der Gedanke *bei* oder *nach* dem Lesen entstanden sey (das letztere kann ja der Redende, wenn er will, schon dadurch hervorheben, dass er *nachdem* anstatt *wie* oder *da* gebraucht), das ist wohl schwerlich ein sonderlicher Verlust. An keine Sprache, wie reich sie seyn mag, kann man die Forderung machen, dass sie alles bezeichnen solle, was etwa im Denken selbst von möglichen Unterscheidungen sich darbieten mag. Man verlasse sich da nur immer auf das innere Walten des Sprachgeistes. Er weiss recht gut das Wesentliche und Noththuende zu unterscheiden, aber auch Alles mit der ganzen übrigen Oekonomie seines Reiches in Einklang zu bringen *).

Ich glaube in dem Bisherigen wenigstens die Grundbegriffe angedeutet zu haben, nach welchen der deutsche Conjunctiv auf eine ganz eigenthümliche aber alle wahren Sprachbedürfnisse vollkommen befriedigende Weise sich eingerichtet hat. Seine beiden Haupt-Bestimmungen sind Redanführung und Bedinglichkeit. So gross und wesentlich auch immer der Unterschied zwischen diesen beiden Begriffs-Sphären seyn mag, so giebt es doch Punkte genug, an denen sich ihre Grenzen in einander verlaufen, Fälle, wo ohne sehr bemerkbaren Unterschied beide Analogien zugleich Anwendung finden. Man sagt „gesetzt das *sey* falsch," aber wohl mit gleichem Rechte „das *wäre* falsch." Bei jenem ergänzt man *wir wollen annehmen, uns vorstellen;* bei diesem denkt man unmittelbar an eine Suntion *wenn* oder *falls es wäre*. Zu dem einen wird der Nachsatz *was werden wir thun* besser passen, zu dem andern *was würden wir thun*. — Von

---

quamperf. des Conjunctivs angewiesen ist, dennoch, zumahl bei vollständiger und fortgehender oratio obl., zu schwanken scheint, und häufig das Präsens und Perfect. als angemessener ergreift: nullam (dixit) civitatem se in Graecia nosse, quae aut praesidium habeat, aut stipendium Romanis pendat, etc. (Liv. 35, 46.)

*) Wenn ich meinen Recensenten recht verstanden habe, so habe ich hier seine Haupt-Bedenklichkeit (S. 192) berührt; ob auch gehoben, muss ich dahin gestellt seyn lassen. Nur das will ich hier bemerken, dass ich in meinem Aufsatz die Zeitform *dass er aufgegeben habe* nicht ein praesenti-antecedens genannt habe; im Lat. ist sie es, aber nicht im Deutschen, wo sie sich als Ausdruck der reinen blossen Antecedenz an jegliche Zeitbestimmung der Rection anschliesst. S. z. B. S. 95 des gedachten Aufsatzes.

den beiden gleich üblichen Ausdrucksarten „als ob er *wisse*, und als ob er *wüsste*,“ auch ohne eine Conjunction „als *habe* oder *hätte* Gott nicht selbst das so geordnet,“ mag wohl die letztere ihrer ursprünglichen Bedeutung näher stehen. Es ist nehmlich nichts anders, als eine Sumtion, zu welcher der eigentliche Conditionalsatz in Gedanken zu ergänzen ist; z. B. „du sprichst ja so als (du sprechen würdest) wenn du die Sache *wüsstest*.“ Dem Sinne nach ist nun aber die elliptische Redart so gut als ein obliqualer Objectssatz, zu welchem man sich ergänzt: *wir sollen wohl glauben*, *du wissest* etc. Natürlich wird nach Umständen bald die eine bald die andre Red-Form eine schickliche Anwendung finden. — „Wie wäre es möglich, dass er Freundschaft *empfände*,“ ist ein ganz angemessener Ausdruck. Ich kann ja den Bestimmungssatz auch getrennt aufstellen: *wie? er empfände? er sollte empfinden* etc.? da denn die potentiale Natur desselben deutlich genug hervortritt. Aber ohne Zweifel ist auch verstattet zu sagen: „wie wäre es möglich, dass er *empfinde?*“ als etwas Denkbares, Glaubliches, in die Vorstellung Aufgenommenes, also mit obliqualem Begriffe. — „Er bittet (o. bat) mich, ich *möchte* die Feiertage bei ihm zubringen,“ d. h. er sagt: *möchtest du doch* etc. Dagegen „ich bitte Gott, er *möge* dir Kraft geben,“ nicht *er möchte*; wie man denn auch zu Gott nicht sagt: *möchtest du doch* etc., oder in einer Supplik: *möchte doch* Ew. Majestät geruhen etc. Es scheint dass in der Verbalform *möchte* ein Begriff des Anrathens liegt, der sich für die erwähnten Verhältnisse nicht eignet; daher sich eine besondre Form *mögest du* für den reinern und vielleicht auch dringenderen Wunsch ausgebildet hat.

Jedoch zu weiterm Eingehen in Einzelheiten ist hier nicht Raum genug, zumahl ich dessen noch zu ein paar allgemeinen Anmerkungen bedarf.

Erstlich müssen wir doch einen Blick auf die Sprachlehren werfen, und die darin aufgestellten Ansichten zur Untersuchung ziehen. Leider ist da nicht viel zu untersuchen. In der reichen Adelungschen Grammatik (*Lehrgebäude der deutschen Sprache*, 1782) erhält das syntactische Capitel vom Conjunctive (2 B. S. 386 — 392) eine sehr dürftige Ausstattung; es läuft am Ende alles darauf hinaus, dass man den Indicativ setzt, wo die Sache gewiss ist, und den Conjunctiv, wo sie ungewiss ist. Und ein Mehreres (oder Mehres, wenn es denn nun schon so seyn soll) hat ein halbes Jahrhundert später die Heysesche Grammatik eben auch nicht beizubringen gewusst. (S. 463 und 464 der 3 Aufl., von welcher, wie ich sehe, die 4te sich nicht wesentlich in vorliegendem Punkte unterscheidet.) Jedoch hat sie im Capitel von den Zeiten (S. 459 — 462) Einiges berührt, was hieher gehört und zu prüfen wäre. Es ist da von einem angeblichen Sprachgesetze die Rede, nach welchem im Indicative auf eine relative Zeit wieder eine relative, auf eine absolute eine absolute folge, dergestallt, dass man z. B. sagen müsse „er steht mir bei, weil ich ihm *beigestanden habe*“ nicht *beistand*; „ich lobte meinen Freund, weil er es

verdiente" nicht *verdient hat* *). Dasselbe Gesetz in Hinsicht der Zeitfolge gelte auch gewöhnlich beim Conjunctive: „mein Freund versicherte, dass er in deinem Hause gewesen *wäre*, dich aber nicht gesehen *hätte*," nicht *habe*; „er meinte das *wäre* nicht möglich, weil er es dreimahl durchgesehen *hätte*;" dagegen „er *sagt* (oder *hat gesagt*), er *sey* Augenzeuge (*sey* es *gewesen*)." Man weiss freilich nicht recht, ob es der Verfasser mit diesen Regeln ernstlich meine; denn ein paar Seiten später (S. 463) wird unter den Beispielen des rechtgebrauchten Conjunctivs angeführt: „ich *hörte*, dass er das *gesagt habe*;" und das kann kein Druckfehler seyn, denn es findet sich gleichermassen in der 4ten Aufl. Auch erfahren wir nicht, wie er es mit *werde* und *würde* gehalten wissen wolle, was doch dieselbe Schwierigkeit macht, wie *habe* und *hätte*, *sey* und *wäre*. Wie dem seyn mag: wolle der Herr Verfasser doch nur einige Bogen aus irgend einem für classisch anzusehenden Werke in Bezug auf jene Zeitregeln durchlesen und die hiehergehörigen Fälle sich zur Betrachtung ausheben, um sich zu überzeugen, dass seine zur Regel aufgestellte consecutio temporum eine durchaus nichtige Einbildung sey. Ich habe eben Garve's vorhin angeführte Schrift zur Hand. Da finde ich: „Er musste also gewiss viel Vergnügen an dieser Arbeit finden, und er musste im Grunde des Herzens überzeugt seyn, dass sie ihm nicht *misslinge*." — „Einige gaben ihm zu verstehen, dass seine Regierung seinem Nachfolger zu lange *dauere*; einer erzählte es als eine sichere Nachricht, dass M. Aurels Mutter bei einer gewissen Gelegenheit von den Göttern den Tod Antonius *erfleht habe*." — „Sie hatte ihm vorgestellt, dass die Pflicht der Selbsterhaltung ihm eine solche Nachsicht *verbiete*." — „Aber er würde gegen keinen so nachsichtig gewesen seyn, von dem er geglaubt hätte, dass er durch seine Vergehungen seiner Regierung Schande *mache*, oder seine Absichten *vereitle*." — „Es war die sichre Hoffnung, dass er, trotz der ausbrechenden Unzufriedenheit einiger, doch von dem grössten Theile seiner Unterthanen geliebt *sey*, oder am Ende ihren Beifall erhalten *werde*." — Das Alles nun, und hundert Aehnliches, was gleich im ersten Aufsatz (Vergleichung mit M. Aurel) anzutreffen ist, wäre nach der Heyseschen Festsetzung fehlerhaft; es müsste heissen *misslänge*, *dauerte*, *erfleht hätte*, *verböte*, *machte*, *vereitelte*, *geliebt wäre*,

*) Es wäre demnach zu tadeln, wenn Schiller in der Vorrede zu seinen Niederlanden S. V sagt: „erinnere man sich, dass aus diesen geringen Anfängen die ganze Revolution allmählig *hervorging*;" und Garve (in den Fragm. über Friedrich d. Gr. Th. I S. 75) hätte nicht sagen sollen: „wir wissen, wie viel zu seinen Siegen . . . . . . seine Entschlossenheit *beitrug*;" oder S. 78: „so erfahren wir vom Marcomannischen Kriege nichts als dass er ihn glücklich geendigt hat, dass er ihn mit grossen Besorgnissen *anfing*, dass er sich . . . . . den Beistand der Götter . . . . . . zu verschaffen *suchte* etc.;" an welcher letztern Stelle gerade der unterschiedene Charakter des Imperfects und Perfects recht deutlich vortritt, und wie man sich dabei um die Zeit des Rectionssatzes gar nicht zu kümmern hat.

erhalten würde. Nun woher nimmt denn diese Grammatik ihr Entscheidungsrecht, wenn sie nicht den Gebrauch bei anerkannt guten Schriftstellern nachweisen kann; wenn im Gegentheil Alles sich ganz anders findet, als ihre Festsetzungen besagen? Schmeichelt sie sich vielleicht, dem gemeinen Gebrauche, der für die imperfectischen Formen *hätte*, *würde* etc. eine Vorliebe hat, näher zu treten und gefällig zu seyn, indem sie einen grossen Theil dessen, was in Anspruch zu nehmen wäre, für legitim erklärt: so hat sie damit nicht viel gewonnen, weil sie andrerseits wieder Vieles als fehlerhaft betrachten muss, was recht ist. Denn von ihrem Gesetze der erforderlichen Tempus-Harmonie wird nun einmahl im deutschen Redgebiete nirgends Kenntniss genommen. Man nehme doch nur das erste beste Zeitungs- oder Erzählungsblatt zur Hand, und lese: „dem Generalconsulat ist Anzeige gemacht worden, dass, nachdem der . . . . . . Fall eingetreten *sey*, *hätten* die Repräsentanten der 3 alliirten Mächte beschlossen etc." — „Bei der Einführung der Censur sagte dieses Journal, jetzt *sey* die wahre Aera der repräsentativen Verfassung gekommen, und jetzt erst *werde* die Charte richtig interpretirt etc.; nur Handlungen, nicht Worte des Ministeriums *könnten* dieses erwecken." — „Ich entgegnete ihm, ich *würde* nicht schwören; denn da ich ein Ausländer *sey*, so *wüsste* er ja nicht sicher, ob ich ein Katholik *sey*, und mich durch einen solchen Eid für gebunden *hielte*." Unter den 10 angestrichnen Conjunctiven werden wir wahrscheinlich über den ersten und zweiten einig seyn, dass nehmlich jener richtig, dieser fehlerhaft ist. Von den 8 andern wird 3, 4, 7, 9 von H., 5, 6, 8, 10 von mir abgewiesen werden. Da ist also der Sprachgebrauch gegen unsre Theorien, oder wir gegen den Sprachgebrauch, in ziemlich gleicher Verdammniss.

Wenn also die oben von mir versuchte Darstellung freilich, wie man sieht, ebenfalls darauf Verzicht leisten muss, den Proteus von Conjunctiv, wie er sich im gemeinen Sprechen und Schreiben findet, zu fesseln, so darf sie dagegen hoffen, das treulich aufgefasst zu haben, was in den classischen nicht bloss durch Gehalt, sondern durch Sorgfalt in der Ausdrucks-Gestaltung zu Mustern gewordenen Schriften ziemlich allgemein beobachtet wird, und hier wenigstens einen überwiegenden vorherrschenden Gebrauch nachweisen zu können. Ich sage *ziemlich allgemein*; mehr wage ich freilich nicht zu behaupten. Wir müssen jedoch unterscheiden. Zweierlei scheint ausser allem Streit zu liegen; erstlich, dass, wo ein bedinglicher Begriff vorwaltet, man nie eine andre als imperfectische Form ergreifen wird; zweitens, dass, wo die präsentischen Formen in der Rede vorkommen, gewiss immer eine obliquale Beziehung zum Grunde liege. Ziereien, wie etwa: „ein Publicum, welches nun einmahl nicht im Stande ist, sich mit dem Vossschen Homer so zu befreunden, dass der Zwang der Fremdartigkeit ihm den Genuss nicht einigermassen *beschränke* und *versperre*," (für *beschränken sollte*), kommen doch selten vor, und werden hoffentlich nie festen Fuss in unserer Sprache fassen. Was

nun aber, drittens, noch zweifelhaft zu seyn scheint, ist das Eintreten imperfectischer Formen in den obliqualen Ausdruck. Da sehe ich wohl, wie viele Beispiele aus den angesehensten Schriftstellern mir entgegenzustellen sind, die sich aus meinen Grundsätzen nicht erklären lassen. Zwar mag allerdings derjenige, der darauf ausgeht, Stellen in dieser Beziehung zu vergleichen, sich wohl vorsehen, dass er dem Spielraum der Bedinglichkeit nicht engere Grenzen stelle, als sich gebührt, und nicht gleich einen Ausdruck für fehlerhaft halte, wenn sich dafür auch ein obliqualer setzen lässt. Es ist oben gezeigt worden, wie nahe sich oft beiderlei Ausdrücke kommen, die obliqualen und potentialen, ja dass in der wirklichen Redanführung selbst auch bedinglich Ausgedrücktes mit vorkommen kann. Indessen es ist nicht zu läugnen, dass auch ausser diesen Fällen, also da wo keine Spur von Bedinglichkeit zu Tage kommt, und entschieden ein obliqualer Ausdruck erforderlich wäre, imperfectische Formen erscheinen. Was sich dabei etwa noch Regelartiges und Berücksichtigendes entdecken lässt, ist Vermeidung der Zweideutigkeit, die aus der Aehnlichkeit des Conj. mit dem Indicative entspringt. „Er hat hiemit vielleicht nur so viel sagen wollen, dass Gott solche allgemeine Gesetze gewählt habe, aus welchen in besondern Fällen die wenigsten Uebel *entstünden.*“ Less. Schr. (Berl. 1825, II S. 84). Hat der Redende mit dem *entstünden* etwa irgend einen potentialen oder conditionalen Begriff verbunden? Keinesweges. Er ging wahrscheinlich dem angemessnern *entstehen* darum aus dem Wege, weil es mit dem Indicative gleichen Laut hat, und hier doch nur etwas Angebliches ausgedrückt werden soll. Indem ich von dem Anlass zu solcher Formen-Vertauschung rede, will ich sie selbst keinesweges darum gerechtfertigt wissen. Es bleibt immer ein grosser Uebelstand, wesentlich unterschiedene Redformen zu verwechseln, um — grössere Bestimmtheit zu gewinnen! Wie denn, wenn eben dadurch wieder ein anderes Missverständniss veranlasst wird, dass ich nehmlich einen bedinglichen Sinn in einen Ausdruck lege, der doch nur Obliquität vorstellen soll, also etwas, das ein andrer wirklich gesprochen hat? oder wenn das conjunctivische Imperfect wieder mit dem so oft ganz gleich lautenden Imperfect des Indic. zu verwechseln ist? Es sind uns Mittel genug gegeben, den Ausdruck jedesmahl so zu gestalten, dass der Sinn desselben nicht zu verfehlen ist. So reich ist keine Sprache, dass jede ihrer Red-Formen schon für sich hinlänglich ausgezeichnet wäre, um alle Zweideutigkeit auszuschliessen. Man muthet dem Leser oder Hörer auch etwas zu; man erwartet, dass er zu verstehen wisse, dass er aus dem Zusammenhange entnehme, wie alles gemeint ist. In folgender Schriftstelle (aus Schillers Niederl.): „man nenne sie zwar Senatoren, liess er sich öfters gegen seinen Anhang heraus, aber Andre *besitzen* die Gewalt. Wenn man Geld brauche, um die Truppen zu bezahlen, oder wenn die Rede davon sey, der eindringenden Ketzerei zu wehren, oder das Volk in Ordnung zu erhalten, so halte man sich an sie, da sie doch weder den Schatz noch die Gesetze *bewachten*, sondern nur die

Organe *wären*, durch welche die beiden andern Collegien auf den Staat *wirkten*," geht gewisslich nichts verlohren, dass *besitzen*, welches hier der obliquale Conjunctiv ist, mit dem Indicative gleichen Laut hat. Auch das *bewachten* und *wirkten* ist eine Abweichung, die ganz unnöthig wäre, wenn der Verf. anstatt *wären* das erforderliche *seyen* gebraucht, und dadurch die obliquale Stellung des Ganzen aufs Neue angedeutet hätte. Das Schlimmste aber ist, dass wir damit immer noch keine ordentliche und folgerechte Beobachtung gefunden haben. Es ist nicht immer die Zweideutigkeits-Scheu, welche uns über die Abweichungen Aufschluss giebt, die man sich erlaubt. Und wir werden uns denn doch wohl dem Glauben ergeben müssen, dass auch bei den vortrefflichsten Schriftstellern Manches, ohne eigentliches Princip, sich nach Willkührlichkeit, Zufall, und weil dass Unpassende nicht sofort zum Bewusstseyn kommt, oder das Passendere nicht zur Hand ist, kurz auf eine unregelmässige und — sagen wirs nur gerade heraus — fehlerhafte Weise gestaltet. Wenn Lessing sagt: „Sie führen an: die allgemeinen mechanischen Gesetze, nach welchen der Regen zu gewissen Zeiten herunterfalle, *hätten* einen unaussprechlichen Nutzen; allein wie oft befeuchte der Regen nicht einen unfruchtbaren Stein, wo er wirklich keinen Nutzen *schaffe*; und wie oft richte er nicht Ueberschwemmung an, wo er gar schädlich *wäre*" (Less. Schr. II S. 83): so ist allenfalls zu glauben, dass er *hätten* für *haben* gesetzt hat, weil letzteres mit dem Indicative zu verwechseln war (wiewohl ein verständiger Leser es nicht gethan hätte); aber warum *wäre?* Sage uns, Lessing, warum hast du *wäre* geschrieben? Du bist herrlich genug in grossen Dingen, um in kleinen ehrlich seyn zu können. Nicht wahr, es ist nichts anders als Unbedachtsamkeit, Verfehlniss, Uebereilung? Die Schriften und Schriftsteller werden einen solchen Vorwurf eher verwinden, als man es würde verantworten können, unsre Sprache selbst einer solchen Lockerheit und Gesetzlosigkeit zu zeihen, dass sie dem Belieben anheim stellen sollte, welchen Gebrauch man von ihren bedeutendsten Unterscheidungs-Formen machen wolle. Dass selbst die Lessinge und Herder und Göthe und Wielande*) sich zuweilen an die Sprachregeln nicht kehren, das glauben und sehn wir. Aber dass der deutsche Conj. ein regelloses Gemächte sey, dass man, wie es gefällt, sagen könne: er *finde* oder *fände*, *habe* oder *hätte* gefunden, *werde* oder *würde* finden (wie im manchen lat. Grammatiken geradezu angenommen wird), das wird man uns nimmermehr glaublich machen.

Indem ich diess schreibe, erhalte ich die *teutsche Sprachlehre* von Friedrich Schmitthenner, auf deren Darstellung des deutschen Conj. ich von meinem Recensenten ausdrücklich aufgefordert werde Rücksicht zu nehmen. Ich finde aber in dieser Darstellung

---

*) Zumahl als Dichter; denn die Reimnoth, welche *Pferde* und *hörte* vereinigt, kann leicht auch *höre* und *hörte* überhören lassen.

nichts anders als das oben erwähnte Herlingsche Princip, welches auch in meinem frühern Aufsatze in den Sprach-Erörterungen nicht unbeachtet geblieben ist. Anstatt dass nehmlich die Heysesche Grammatik unter den Verbalformen der Vergangenheit im Rectionssatze nur dem Perfect verstattet, einen Bestimmungssatz mit *habe*, *sey*, *werde* etc. an sich zu nehmen, giebt die Schmitthennersche diese Befugniss allen Vergangenheits-Ausdrücken, jedoch mit der Beschränkung, dass der Bestimmungssatz sich auf die Gegenwart beziehen müsse: „er glaubte es *sey* unschicklich“ (*überhaupt*, *zu jeder Zeit*, also durch ein Präsens am schicklichsten auszudrücken); dagegen „er glaubte ich wäre nicht zugegen“ (damahls nehmlich, wie er es glaubte). Nicht zu gedenken, wie schwankend die Anwendung dieses Begriffs, das Unterscheiden des Factischen und Allgemeinen, in vielen Fällen seyn möchte, besonders bei Antecedenz-Ausdrücken („als ich ihm dankte, dass er meinen Sohn so freundlich aufgenommen — *habe* oder *hätte?*“), begnüge ich mich zu fragen, ob denn hiedurch wirklich ein — ich will nicht sagen allgemeiner Gebrauch — sondern nur eine in der edlern Schriftsprache doch etwa häufig vorkommende Beobachtung, die auf eine empfundene Analogie zu deuten scheint, bezeichnet werde. Reden die Bücher so, wie hier vorgeschrieben wird? Die Grammatik sagt (S. 292): „Bei *manchen* Schriftstellern, ältern und neuern, finden sich zwar auch in diesem Falle (wo der abhängige Satz mit der Zeit der Rection zusammenfällt) die unbezüglichen Zeitformen (*sey* etc.); allein da dieser Sprachgebrauch einestheils den Gesetzen der Sprache widerspricht (welchen Gesetzen? doch nicht denen, von welchen eben hier erst erwiesen werden soll, dass sie Gesetze sind?), anderntheils es unmöglich macht, die auf die Zeit der Wahrnehmung und Aeusserung beschränkte Gleichzeitigkeit, Vergangenheit und Zukunft von der auf den Zeitpunkt der Rede bezognen zu unterscheiden, so muss ihn die Sprachlehre verwerfen (also der Gebrauch ist verwerflich, wenn er nicht unterscheidet, was der Grammatiker gern unterschieden sähe!). Nur in dem Falle ist eine Verwechselung der Zeitformen, der Gegenwart mit der Vorgegenwart und umgekehrt, erlaubt, wo durch den Gleichlaut des Indic. mit dem Conj. Zweideutigkeit entstehen könnte: „*er gestehet*, *dass er es gesagt habe*, *ich hätte es aber missverstanden.*“ Wie weit sind wir hier aus einander! Fürs Letztere, die Verwechselung der Zeit in Fällen möglicher Zweideutigkeit, möchte ich nicht so nachgiebig seyn, und wünschte, dass die Sprache mit solchen Polstern für die Bequemlichkeit ein wenig zurückhaltender wäre. (Könnte es in dem angeführten Beispiele nicht heissen: „es sey aber von mir missverstanden worden?“) Das Erstere dagegen, die Berücksichtigung, welche von der Grammatik als unerlasslich aufgestellt wird, halte ich für eine ganz willkürliche Satzung. Sie sagt, bei *manchen* Schriftstellern finde sich freilich auch: „er glaubte, dass ich nicht zugegen *sey*.“ Wie? bei manchen? Es ist ja das der allgemeinste Gebrauch, derjenige, der sich am allerbestimmtesten hervorthut. Ich sehe, dass un-

ter den obigen, zufällig ergriffenen, aber gleich hinter einander in derselben Schrift vorkommenden Beispielen kein einziges ist, was mit diesem Princip stimmt. Und Garve ist doch ein Schriftsteller, dem man wenigstens Gefühl des Schicklichen und Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks nicht absprechen wird. Wollen wir lieber ein Geschichtsbuch zur Hand nehmen? wo der Fall, dass der Bestimmungssatz etwas Factisches und durchaus nur auf die Vergangenheit Bezügliches enthält, natürlich am häufigsten vorkommen muss. Da werden wir also wohl lauter *hätte* und *wäre* finden? Nichts weniger. In *Manso's Geschichte des Preuss. Staats* wird gleich die erste Satzverbindung dieser Art (auf der 3ten Seite) von der S. Grammatik für verwerflich erklärt werden. „Man *fühlte*, was man sich und den verheerten Provinzen schuldig *sey*, und dass an des Krieges unerwartetem Ausgange dem Golde gleicher Antheil mit dem Eisen *gebühre*." Und so folgen nun ein paar Bogen hindurch, als welche ich zu dem Ende durchgesehen habe, lauter solche Conjunctive, die, wo nicht bedingliche Begriffe zutreten, alle die präsentische Form haben: *ausarte*, *gewählt werde*, *liege*, *erwarte*, *könne*, *werde geben*, *erwachse*, *bereichere* etc.; ja ganze lange Reden in dieser Gestalt, was auch immer die Rection für ein Tempus haben möge. Kann Herr S. unter 20 oder 50 der hier vorkommenden Beispiele immer auch nur eines ausfindig machen, wo die Rede sich entschieden nach seiner Regel bequemt, so will ich solcher einen Platz im Capitel vom deutschen Conjunctive einräumen. Oder glaubt er vielleicht im Geschichts-Stil dieses Schriftstellers etwas Geziertes zu finden, so nehmen wir *Schillers Niederlande*, die mir eben zur Hand liegen. Schlagen wir irgend einen einzelnen Abschnitt auf, z. B. den von *Oranien*, *Egmont* etc. Da kommt vor: „der Kaiser erröthete sogar nicht, einmahl öffentlich zu gestehen, dass dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge *gebe*, die seiner eigenen Klugheit würden entgangen seyn; — man fürchtete, dass ihn diese Vorliebe . . . . . . nie ganz verlassen *habe*; — der König, hiess es, *übergehe* beide; — jedem Volke, meinten sie, *müsse* etc." Dergleichen findet sich fast auf jeder Seite *). Wie kann die Grammatik einen so entschieden vortretenden Sprach-Gebrauch, und der noch dazu nicht bloss erklärbar sondern recht vernünftig ist, ver-

*) Freilich kommen mitunter auch Formen vor, die ich nicht für richtig erkennen kann. Aber die S . . sche Ansicht gewinnt daraus keine Begründung. Wenn es z. B. heisst: „so lange die höchste Gewalt in so strafbaren Händen sey, *wäre* es ihnen unmöglich, *erklären* sie, der Nation und dem Könige mit Nachdruck zu dienen," so sieht man leicht, dass das doppelte *sey* vermieden werden sollte. Und so sind es auch sonst allerlei Berücksichtigungen dieser Art, Uebelklang oder auch Zweideutigkeit zu vermeiden, welche vom regelmässigen Ausdrucke abführen. Besonders häufig kommt in dieser Schrift *würde* für *werde* vor; wie denn auch in obliqualer Rede für hypothetische Satz-Verbindungen mit *wenn* zuweilen fehlerhaft die bedinglichen Formen des Conj. angewendet werden, wo doch der Ausdruck in der directen Rede keinen Conj. verlangen würde. Es wäre hier zu weitläuftig, das Alles weiter auseinanderzusetzen.

werfen wollen; wie kann sie mit ihren zwei Beispielen dagegen auftreten, die noch dazu von der Art sind, dass der Conj. darin sehr wohl als ein bedinglicher zu erklären ist!

Die Grammatik behauptet (§ 295), die deutsche Sprache binde sich nicht an das lat. Gesetz der Folge der Zeitformen (consecutio temporum); und darin hat sie vollkommen Recht. Aber ich fürchte, dass es doch gemeiniglich nichts anderes ist, als eben die lat. consecutio temporum, welche im Geheimen auf die Grammatiker unserer Sprache einwirkt, dass sie, die ja alle lateinisch erzogen sind, schlechterdings eine Beziehung in unsre conjunctivischen Tempusformen bringen wollen, die sie nun einmahl nicht haben. Wenn im Lat. die Frage ist, ob im abhängigen Satze *sit* oder *esset* an seiner Stelle sey, so sehe ich mich nach der Sphäre des Rectionssatzes um, ob sie zur Gegenwart oder Vergangenheit gehöre; im letztern Falle ist das Imperfect. erforderlich: interrogavit utrum potius esset. Im Deutschen heisst es, sofern überhaupt die Obliquität ausgedrückt seyn will: „was besser *sey*,“ die Rection mag lauten *fragt*, oder *fragte*, *hat gefragt*, *wird fragen* etc., das ist einerlei. Dagegen kann in allen diesen Fällen für *sey* auch *wäre* stattfinden, sobald ein bedinglicher Begriff zutritt. Die Frage lautet alsdann in der directen Stellung nicht *was ist besser*, sondern *was wäre besser;* eine Unterscheidung, die wieder im Latein nicht bemerkbar gemacht werden kann.

Es mag wohl mancher, der dies liest, die Frage bei sich thun, ob es am Ende nicht das Beste wäre, wenn wir der lateinischen Gesetzgebung uns unterwürfen und uns ihre consec. temporum aneigneten. Da wären wir auf einmahl aller Schwankungen und Verwirrungen los, wir hätten Festigkeit und Sicherheit gewonnen. Bilde sich nur niemand ein, eine solche willkührliche Uebertragung sey eine leichte Sache. Es mag schwer halten, den Völkern Constitutionen zu geben; viel schwerer hält es, den Sprachen. Sie lassen sich keine willkührlichen Satzungen aufdrängen. Und was etwa doch zu erzwingen wäre, würde immer wieder sehr bedenkliche Aufopferungen anderweitiger Vortheile herbeiführen. Wollen wir nur den Sprachen nicht aufhelfen oder nachhelfen, sie helfen sich selbst. Lassen wir dem Latein seine Art, wie es sich eingerichtet hat und unstreitig recht gut eingerichtet hat. Im Deutschen herrscht eine andere Ordnung, aber sie ist auch nicht schlecht, und sie steht mit dem ganzen übrigen Organism im vollkommensten Einklange. Es ist mit den Sprachen, wie mit den Werken der Natur. Die Vortrefflichkeit schliesst die Mannigfaltigkeit nicht aus. Die Liliaceen sind lieblich anzuschauen; die Primulaceen haben einen andern Typus: aber sind sie weniger schön?

Unser Gegenstand verdient besonders von Schulmännern beachtet zu werden. Beim Uebersetzen aus dem Latein entsteht wohl der meiste Anlass zu falschen Gewöhnungen. Man will gern dem Latein nahe kommen, und zwingt dem deutschen Ausdruck Fremdartiges auf. „Socrates dicere solebat, omnes in eo quod scirent, satis esse eloquentes“

(Cic. de or. I, 14.) heisst auf Deutsch: „alle seyen in dem, was sie wissen, beredtsam genug." Mit dem *sie wissen* ist auch im Deutschen der Conj. gemeint (was man ersieht, sobald der Singular gebraucht wird: jeder sey in dem, was *er wisse*, beredtsam); allein man wird lieber übersetzen lassen *was sie wüssten*; da klingt Alles übereinstimmend; man erspart sich Erörterungen. Und so lernen die Schüler an gutem Latein schlechtes Deutsch. In der That, wenn man so sieht, mit welcher Nachlässigkeit in den Schulen beim Uebersetzen aus fremden Sprachen unsre Muttersprache behandelt wird, und wenn man dazu nimmt, wie wenig Befriedigendes noch in den Sprachlehren zur bessern Leitung des Unterrichts an die Hand gegeben ist: so muss man sich wundern, dass unser Conjunctiv sein eigenthümliches Gepräge noch so gut bewahrt hat; und seine wahren Analogien müssen sehr fest und tief in unserm Gefühl gewurzelt haben, dass sie nicht schon lange ganz verdunkelt worden sind.

Etzler.

Miscellen.

Die vier Akademieen des Französischen Instituts hielten Anfangs April eine öffentliche Sitzung, in welcher der Baron Silvester de Sacy Rechenschaft über die Preisaufgabe von 1827 ablegte. Es handelte sich um die Untersuchung, ob das Fehlen oder Vorhandenseyn einer Schrift, sey es Hieroglyphen- oder Buchstabenschrift, Einfluss auf die Bildung der Sprache der Völker gehabt habe. Seit 1825 war diese Aufgabe alljährlich wiederholt aber nie genügend beantwortet worden. In diesem Jahr fanden die Akademieen die Aufgabe durch zwei Arbeiten, vom Baron Massias und vom Bibliothekar Schleiermacher in Darmstadt, genügend gelöst. Da aber beide ganz verschiedener Meinung waren, und jeder seine Meinung mit vieler Gelehrsamkeit verfochten hatte, so blieb es unentschieden, wem man den Sieg zuerkennen solle, und der Preis wurde zwischen beiden getheilt. Als neue Preisaufgabe für den 4 Apr. 1829, mit dem Preise von 1200 Franken, wurde aufgegeben: *Ausgeführte Analyse des grammatischen Systems der Baskischen Sprache.* In derselben Sitzung las Geoffroy eine Abhandlung über die Naturgeschichte der alten Aegypter vor, in welcher er besonders nachwiess, dass das Crocodil bei denselben eine consequente Verehrung genoss. Eine Gattung von Crocodilen nämlich wurde als Bringer alles Bösen verabscheut, die andern als beschützende Gottheiten verehrt, weil man bemerkt hatte, dass die letz-

teren sich stets dann zu zeigen pflegten, wenn eine nützliche und erwartete Ueberschwemmung sich näherte.

Nach einer Berechnung von Adrian Balbi erscheinen auf der Erde jährlich 3168 Journale, nämlich 9 in Australien, 12 in Afrika, 27 in Asien, 978 in Amerika und 2142 in Europa. Davon kommen auf Nordamerika 840, auf Frankreich 490, auf Grossbritannien und Irland 383, auf Preussen 288, auf die Niederlande 150, auf Russland und Polen 84, auf Schweden und Norwegen 82, auf Oesterreich 80, auf Dänemark 80, auf das Königr. Sachsen 54, auf Baiern 48, auf die Schweiz 30, auf Würtemberg 29, auf Baden 22, auf Hamburg 22, auf Hannover 19, auf Hessen-Darmstadt 18, auf Frankfurt 18, auf Sachsen-Weimar 17, auf Churhessen 13, auf Mecklenburg-Schwerin 9, auf Sachsen-Gotha 5, auf Bremen 3, auf Sachsen-Meiningen-Hildburghausen 2, auf Reuss-Schleiz 2, auf Nassau 2.

Die Bremer Schriftstellerin Hedwig Hülle [Verfasserin der gereimten Odyssee, s. Jbb. I S. 473.] hat in einer neuen Sammlung von Poesieen und Prosa (Bremen 1827.) den ersten Gesang der Iliade in achtzeilige Stanzen übersetzt, oder vielmehr nach andern Deutschen Uebersetzungen in Reimverse umgestaltet.

Den Römischen Dichter *Virgil* hat Godofr. Higgins in seiner Schr. *the Celtic Druids* (London, Hunter.) zu einem Druiden gemacht, und neben andern Seltsamkeiten auch behauptet, dass die Druiden das Schiesspulver und Teleskop gekannt haben.

Ueber die Sprache der Lenape-Indianer am Delawar ist zu Philadelphia 1827 eine Grammatik erschienen [Deutsch abgefasst vom Missionär Zeisberger, ins Englische übersetzt von de Ponceau], welche mehrere auffallende Spracherscheinungen darlegt. So hat die Sprache dieses Volksstammes nicht ein männliches und weibliches Genus, sondern ein lebendiges und lebloses. Nach demselben Unterschiede sind die 2 Declinationen geschieden. Besondere Casusformen giebt es nur für den Vocativus und Locativus; die übrigen Casus werden durch die Stellung unterschieden. Das Zeitwort hat vier Modi (Infinitiv, Indicativ, Subjunctiv, Imperativ), aber nur drei Zeiten (Präsens, Perfect, Futur); nur der Subjunctiv hat auch ein Plusquamperfectum. Die Hülfsverba *haben* und *seyn* fehlen, und werden durch Substantive ausgedrückt. Es giebt 8 Conjugationen, deren jede wieder eine positive und negative Form, und auch besondere Transitivformen hat. Adjectiva fehlen meist, und werden durch Verba ausgedrückt. Merkwürdig ist auch die ausserordentliche Fähigkeit der Zusammensetzung der Worte: so heisst *Kuligatschis* = „du niedliches Thier gieb mir deine kleine Pfote."

Die vierte Auflage von Heeren's *Ideen über den Verkehr und Handel der vorzügl. Völk. des Alterth.* hat Dorn-Seiffen ins Holländische übersetzt (Rotterdam, 6 Thle. 1824—1827. 8.), einzelne Anmerkungen hinzugefügt und in den Vorreden über wissenschaftliche Gegenstände sich verbreitet. Auch hat die Uebersetzung ein paar Kupfer mehr, als das Original.

Ueber Hannibal's Zug über die Alpen hat auch Napoleon seine Meinung abgegeben, und behauptet, dass derselbe nicht bei Lyon sondern südlicher über die Rhone gegangen, und nicht über den kleinen Bernhard sondern in der Gegend des Mont-Cénis nach Italien eingedrungen sey. S. Mémoires de Napoleon par Montholon T. II p. 150—162.

Eine *Geschichte der Weine* hat Alexander Henderson zu London herausgegeben und darin auch die Weine der Alten und ihre Behandlung sorgfältig angegeben. Die Art der Weinbereitung, der Lese und Kelterung, die Ingredienzien (Pech, Honig, Aromata), die Instrumente beim Weinbau, die Trinkgebräuche und Bacchusfeste, die Weingläser, welche aus Aegypten kamen, die Weinsorten etc. werden beschrieben. Von Griechischen Weinen waren der Lesbische, Chiische und Thasische die bessten; die Gallone davon (4 Quart) kostete 6—12 Thlr. In Italien brachte Campanien den bessten Wein (zuerst kam der süsse Falerner, dann der Cecuber, dann der von Alba, von Letos, von Sórrent, von Capua, welcher letztere dem Madera glich.), in Gallien Vienne und Languedoc. Mehrere dieser Gegenstände findet man auch berührt und zum Theil noch besser behandelt in einem Aufsatz von Böttiger: *über die Pflege des Weins bei den alten Römern,* welcher in der Abendzeitung von 1819 St. 259 f. steht.

In Hannover hat in diesem Jahre J. C. D. Wildt herausgegeben: *Restauration der Griechischen Musik durch Erörterung der zwölf Töne in der Octave,* ein Querfolioblatt, auf welchem die Zahlenverhältnisse der Intervalle bei uns und bei den Griechen, die Schwingungen der Saiten, die Verbindung der Tetrachorde, ihre Zahlenverhältnisse, die Griechischen und Deutschen Benennungen der Saiten und Töne angegeben und nachgewiesen werden. Leider ist aber die Darstellung so kurz und gedrängt, dass nur vorzüglichen Musikkennern alles deutlich seyn wird.

In Paris erschien 1825: *Nouveau Parallèle des Ordres d'Architecture des Grecs, des Romains et des auteurs modernes, dessiné et gravé au trait par Charles Normand.* 63 Taff. mit Umrissen und 39 S. Text. Alle Ordnungen der Griechen, Römer und neuern Völker (jene von den vorzüglichsten alten Bauten entnommen) sind hier nach gleichem Model zusammengestellt und zeigen in den

freilich nicht ganz sorgfältig gemachten Umrissen ihre Eigenthümlichkeit und Verschiedenheit auf sehr belehrende Weise. Die nähere Angabe des Inhalts der einzelnen Tafeln findet man im Tübing. Kunstbl. 1828 Nr. 28 S. 112.

Ueber die Etruskischen Gräber und über die Etruskische Architektur überhaupt hat der Professor Franz Orioli in Bologna eine Dissertation mit Kupfern herausgegeben, welche als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Kenntniss derselben gerühmt wird.

Die Frage, ob in den ältesten Malereien und Sculpturen sich Spuren von der Abbildung des Todes als Gerippe finden, hat nach Lessing, Fiorillo u. A. Gabriel Peignot in den *Recherches sur les danses des morts et sur l'origine des cartes à jouer* (Dijon et Paris, Lagier. 1826. 8.) wieder zur Sprache gebracht, allein sie freilich auch nicht weiter zu lösen gewusst, als dass er aus Petronius die Abbildung des Todes als Gerippe zu erweisen sucht. Uebersehen hat er dabei ein Basrelief bei Le Noir: *Musée des Monumens Français* Vol. I Nro. XXXVI. Dasselbe zeigt nämlich ein auf ruhiger Meeresfläche segelndes, antikes Schiff, auf dessen Vordertheil ein geflügeltes Skelet mit der Sense, die gleichsam als Ruder dient, und mit Köcher und Bogen bewaffnet steht. Auf der Mitte des Schiffes steht auf einem Globus, auf welchem Sonne, Mond und Sterne und einige Gebäude gezeichnet sind, ein Greis mit langem Bart und langem Gewand, der in der Rechten eine Sanduhr hält, mit der Linken durch Taue das Segel regiert. Die Stange des angeschwellten Segels hält eine nackte weibliche Figur, die auf dem Hintertheil des Schiffes steht. Schwerlich ist indess das Basrelief alt, obschon Le Noir es glaubt. Ueberhaupt scheint es dem Schönheitssinne der Alten zu widerstreiten, dass sie den Tod als ein von Fleisch entblösstes Gerippe gebildet hätten, und wirklich sind auch auf dem bekannten Monument zu Cumä die Gerippe mit Haut bekleidet. s. Sickler de monumentis aliquot Graecis e sepulcro Cumano. 1812.

Gemälde in Pompeji.] Vgl. Jbb. VI S. 241. An den innern Mauern eines Privathauses, nicht weit von der Fullonia, fand man 1827 ein Wandgemälde, welches Zephyr's Vermählung darstellt. In einer angenehmen ländlichen Gegend nämlich erblickt man eine Göttin, die Venus, umgeben von zwei Liebesgöttern, deren einer eine Lanze hält, an welcher der obere verloschene Theil vielleicht mit etwas verziert war, der andere ein Gewand aufhebt. Sie hält in ihren Händen den Zipfel eines Schleiers, der wie ein leichter Dunst eine jugendliche, nackte, geflügelte Figur [den Zephyr] umschwebt, welche um den Kopf einen Blumenkranz, an der Stirn Flügel und in der linken Hand Blumen trägt, und, von zwei Liebesgöttern geleitet, von oben lüstern sich herabsenkt nach einer bezaubernden, halb entkleide-

ten Nymphe [der Chloris oder Flora], welche schlafend da liegt. Eine sitzende, jugendliche, geflügelte Gottheit, deren Kopf mit einem Scheine umgeben ist und die, den Blick auf Zephyr gerichtet, mit der linken Hand einen Blumenstrauss und ein niedliches Körbchen über den Kopf der Schlafenden hält, trägt den obern Körper derselben sanft auf ihren Knien; ein Liebesgott hebt den Schleier, welcher sie bedeckt; eine mit geweihten Bändern und mit Blumenkränzen geschmückte Hochzeitsfackel brennt daneben. Es ist kaum zweifelhaft, dass der Blumenstrauss und das Körbchen als Sinnbilder auf die Verbindung des Zephyr und der Flora, und auf die daraus entsprossende Vegetation sich beziehen. Auch auf einem geschnittenen Steine des Arundelschen Museums, welcher die Hochzeit Amors und Psychens vorstellt, hält Hymen einen Fruchtkorb über ihren Köpfen. — Auf einem andern Gemälde, das am Peristyl eines Hauses gefunden ward, erblickt man die Iphigenia, die sich aus den Armen zweier Opferpriester loszuwinden sucht, welche sie mit Gewalt zum Altar schleppen und deren einer sie an den Beinen fasst. Iphigenia hebt die Augen und Arme jammernd gen Himmel; das leichte gelbe Gewand, welches durch die gewaltsamen Bewegungen sich losgemacht hat, schwebt in der Luft und enthüllt ihren schönen Leib. Vor dem Altar steht ein Priester mit entblösstem Opfermesser, welcher wegen des Opfers unentschlossen zu seyn scheint und die Augen zu der in der Luft hinter einigen Wolken erscheinenden und mit dem Bogen bewaffneten Diana aufhebt. Diese winkt einer auf der entgegengesetzten Seite des Gemäldes sichtbaren Jagdnymphe, welche eine Hindinn am Kopfe hält. Auf der linken Seite des Gemäldes sieht man auf einer Säule die goldene Statue der Diana, mit einer bis auf die Füsse reichenden Tunica bekleidet, mit einer brennenden Fackel in jeder Hand, und an jeder Seite einen sitzenden Hund, der gegen sie hinauf schaut. Neben dieser Bildsäule, den Rücken an den Altar gekehrt, steht Agamemnon, in einen Purpurmantel gehüllt, und bedeckt mit der einen Hand sein Gesicht. Die Kleidung des Priesters ist neu und malerisch. Er trägt zwei Tuniken, die untere, von der man nur die Aermel sieht, grün, die obere ohne Aermel, violettfarbig und bis an die Füsse herabhängend. Den Kopf ziert das priesterliche Diadem, und von dem goldenen Gürtel hängt ein kleines weisses Gewand, mit einem violetten Streifen verbrämt, herab. Unter vielen Gemälden, die man in diesem Hause fand, ist dieses am bessten erhalten, hat aber in Ansehung der Kunst nichts besonders Ausgezeichnetes und ist unbedeutender als die Malereien im Vorsaale. Der Torso der Iphigenia ist vortrefflich, der Kopf voll Ausdruck, aber die Formen sind fehlerhaft. Eben so die Zeichnung des Priesters. Auf gleiche Weise ist das erste Gemälde durch Schönheit und Einheit der Erfindung und durch die Leichtigkeit der gewählten Formen unschätzbar, aber die Ausführung entspricht diesen Eigenschaften nicht. Man vermuthet daher, dass die Maler in Pompeji ihre Compositionen von den Arbeiten berühmter Meister entlehnten, aber sie nicht gleich jenen auszuführen verstanden. [*Aus-*

zug aus der Wiener Zeitschr. für Kunst, Literatur etc. 1828 St. 38 S. 302—304.]

In Herculanum hat man ausser dem hintern Theile des Theaters an einem andern Orte beträchtliche Theile von 2 Häusern, und zwar, was für die Architektur sehr wichtig und fast ganz neu ist, jedes von 2 oder selbst 3 Etagen, ausgegraben, in denen die Decken, die bei den meisten bis jetzt aufgedeckten antiken Häusern fehlten, zwar verkohlt aber doch noch an ihrer Stelle und völlig erhalten sind. In den Zimmern des Erdgeschosses hat man vieles Hausgeräth gefunden.

Schul - und Universitätsnachrichten, Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Lemgo. Die dasige gelehrte Schule besteht als Gymnasium seit 1583 und ist ein städtisches Institut, das aus städtischen Fonds erhalten wird und der Stadtobrigkeit untergeben ist. Weil jedoch seit 1819 die fürstliche Landesregierung dem Gymnasium einen jährlichen Geldzuschuss giebt, so hat sie sich auch die oberste Beaufsichtigung durch einen fürstl. Commissarius (jetzt der Kanzlei-Director *Ballhorn-Rosen* in Detmold.) vorbehalten. Das seit Michaelis v. J. erledigte Rectorat erhielt seit Anfang d. J. der bisher. fünfte Lehrer an der Provinzialschule zu Detmold *H. A. Schierenberg* aus Horn im Lippeschen. Statt seiner ging der Conrector des Gymn. *Berthold* als Lehrer nach Detmold, und das erledigte Conrectorat wurde zu derselben Zeit dem Dr. *C. Brandes* aus Salzuflen übertragen. Zugleich übernahm der Lieutenant *Rötteken* aus Lemgo den öffentlichen Unterricht in der Mathematik provisorisch und mit der Aussicht auf baldige definitive Anstellung als Mathematiklehrer des Gymnasiums, wozu aber bis jetzt der nöthige Fonds noch fehlt. Die Lehrer der Anstalt sind demnach der Rector *H. A. Schierenberg*, der Prorector *L. Overbeck*, der Conrector Dr. *C. Brandes*, der Subconrector *F. G. Honneus*, der Lehrer der 5n Classe M. *Nieländer* und der provisorische Mathematicus *W. Rötteken*. Die fünf Classen des Gymn. zählten zu Ostern d. J. 99 Schüler [6, 6, 15, 31, 41], welche in wöchentlichen 139 Lehrstunden [30, 29, 29, 27, 24] in der Religion, Lateinischen, Griechischen (erst von III an), Hebräischen (die Theologen in I und II) und Deutschen Sprache, Geschichte (in I—IV), Alterthumskunde (in I u. II), neuen Geographie (III u. IV), Naturgeschichte (III u. IV), Mathematik (I—III), dem bürgerlichen Rechnen (III—V), Gesange und Schönschreiben (III — V) unterrichtet werden. Privatim wird noch

im Französischen, Englischen und Zeichnen Unterricht gegeben; Physik und mathematische Geographie fehlen noch.

NORDHAUSEN. Am Gymnasium ist *Carl Fleischer* als Lehrer der Mathematik und Physik [s. Jbb. V S. 318] und der Schulamtscand. *Aug. Rothmaler* als Collaborator angestellt worden.

OEHRINGEN. Der bisherige Präceptor am Lyceum M. *Pahl* ist zum Rector dieser Anstalt ernannt und als solcher bestätigt worden.

PADERBORN. Der Schulamtscand. *Franz Luke* ist als Hülfslehrer bei dem Gymnas. angenommen worden.

PREUSSEN. Se. M. der König haben aufs neue 1000 Thlr. zur Unterstützung Israelitischer Convertiten bewilligt, welche sich dem geistlichen und Schulstande widmen. Vom Ministerium der Schul- und Unterrichtsangelegenheiten etc. sind ausserordentlich bewilligt worden: 403 Thlr. der höhern Bürgerschule zu ANCLAM zur Anschaffung eines mathematisch-physikalischen Apparats und eines Erdglobus, 386 Thlr. der kön. Realschule in BERLIN zum Ankauf der noch fehlenden physikalischen Apparate, 685 Thlr. zur Vermehrung der naturhistorischen und anatomischen Sammlungen der Univ. in BRESLAU, 17900 Thlr. zum Ankauf und zur Einrichtung eines Gebändes für das Schullehrerseminar in STETTIN. Zum Bau eines neuen Gymnasialgebäudes in OPPELN wurde das nöthige Holz aus den dasigen Amtsforsten angewiesen. Der Oberlehrer *Michelet* am Franz. Gymn. in BERLIN erhielt eine ausserordentliche Unterstützung von 150 Thlrn.; der Candidat *Johann Vullers* eine gleiche von 400 Thlrn., um in Paris unter Silvester de Sacy für das Lehrfach der Orientalischen Sprachen sich gründlicher zu unterrichten; der bei der kön. Gesandtschaft in ROM beschäftigte Dr. *Röstell* auf zwei Jahre eine jährliche Unterstützung von 300 Thlrn., um sich durch längern Aufenthalt daselbst für das Lehrfach des kanonischen Rechts noch mehr auszubilden. Gehaltszulagen wurden ertheilt: 500 Thlr. dem geheimen Justizrath und Prof. Dr. *Schmalz* und 200 Thlr. dem ausserord. Prof. med. Dr. *Schultz* an der Univ. in BERLIN, 100 Thlr. dem Prof. *Treviranus* und 100 Thlr. dem Prof. *Brauiss* an der Univ. in BRESLAU, 300 Thlr. dem Prof. Dr. *Friedländer* und 100 Thlr. dem Prof. Dr. *Meier* an der Univ. in HALLE, 300 Thlr. dem Prof. Dr. *Schubert* (wegen Ablehnung eines auswärtigen Rufs) und 100 Thlr. dem Prof. *von Bohlen* an der Univ. in KÖNIGSBERG. Eine Gratification von 50 Thlrn. erhielt der Lehrer *Berlin* am Gymnas. in SCHLEUSINGEN; ausserordentliche Remunerationen in ANCLAM der Rector *Purgold* an der höhern Bürgerschule 100 Thlr.; in BERLIN der Prof. *Giesebrecht* am Gymn. zum grauen Kloster 75 Thlr., der Collaborator Dr. *Philipp* ebendaselbst 60 Thlr., der Prof. *Trahndorf* am Friedrich-Wilhelms-Gymn. 100 Thlr., der ausserord. Prof. Dr. *Jarcke* an d. Univ. 150 Thl.; in CÖLN am Karmeliten-Gymn. die Oberl. *Eschweiler* u. Dr. *Jacob* jeder 100 Thlr., der Oberlehrer *Hoss* und die Collaboratoren *Schneider* und *Schumacher* jeder 50 Thlr., der Gesanglehrer *Schugt* 26 Thlr.; in CREUZNACH der Oberlehrer *Grabow* und der Gesanglehrer *Gleim* jeder 50 Thlr.; in HALLE der Privatdocent und Li-

centiat *Guerike* 100 Thlr. und der Prof. *Sprengel* 150 Thlr.; in Königsberg in der Neumark der Cantor und Lehrer *Bieck* 50 Thlr.; in Königsberg in Preussen die Doctoren und Privatdocenten *Dove* und *Neumann*, welche beide zugleich zu ausserordentlichen Professoren ernannt sind, jeder 100 Thlr. und der Prof. Dr. *Schubert* 150 Thlr.; in Lissa die sämmtlichen Gymnasiallehrer 420 Thlr.; in Oels der Lehrer *Purmann* 50 Thlr.; in Soest der Conrector *Fromme* 100 Thlr.; in Wittenberg der Subrector *Schmidt* 75 Thlr. Nach einer Verordnung des kön. Ministeriums soll bei der Prüfung der Candidaten der Theologie, da ihnen bei ihrer Anstellung eine unmittelbare und leitende Einwirkung auf die Schulen vertraut wird, nicht sowohl auf den Besitz der materiellen Kenntnisse, die zum Schulamte erforderlich sind, sondern vielmehr darauf gesehen werden, ob die Candidaten über Zweck, Einrichtung und Ziel der Schulen und ihre Arten und Stufen, über die Behandlung der verschiedenen Unterrichtsgegenstände und ihren organischen Zusammenhang, über das Verhältniss von Unterricht und Erziehung zu einander, über die Verbindung der religiösen und sittlichen Bildung mit der intellectuellen, endlich über Beruf, Pflicht und Verhalten des Lehrers und des Geistlichen in Beziehung auf die Schule richtige, klare und geordnete Begriffe, zugleich aber auch selbst die erforderliche praktische Gewandtheit und Lehrfähigkeit besitzen.

Ragusa. Zum Lehrer der mathematischen Gegenstände an der Hauptschule ist unter dem 1 März der Lehrer der 4n Classe an der Hauptschule zu Rovigno, *Peter Auer*, ernannt worden.

Rostock. Für das Sommerhalbjahr haben 23 ord. und 3 ausserord. Proff. und 8 Privatdocc. [5 Theol., 7 Jur., 7 Med. u. 15 Philos.] akad. Vorlesungen angekündigt.

Rudolstadt. An die Stelle des verstorbenen Stadtcantors *Hundius*, der zugleich Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium war, ward in letzter Eigenschaft der Pfarrer zu Mellenbach, *Carl Gräf* (Verfasser von: *Unsre Erde mit ihrem Monde. Ein Beytrag zur allgemeinern Verbreitung der Einsicht in das Weltgebäude.* Mit 5 Kupfertafeln. Gotha, bei J. Perthes 1825.) berufen und den 26 März in dieses Amt eingewiesen. Bei dem Ministerio versieht er zugleich eines der Diaconate.

Sachsen. Nach einer Verordnung des kön. Kirchenraths ist für die beiden Fürstenschulen zu Grimma und Meissen das schon früher vorhandene Gesetz wieder in Gültigkeit gesetzt, dass junge Leute nicht vor ihrem 13 Lebensjahre in dieselben als Schüler aufgenommen werden sollen. Bisher war das 12 Lebensjahr als Normaljahr angenommen.

Schaffhausen. I) Einrichtung des Gymnasiums überhaupt.] Als Gymnasium unterscheidet sich diese Anstalt von der Bürger- oder Deutschen Schule, und hat die Bestimmung, denjenigen Knaben, die sich den Studien widmen, oder die überhaupt eines höhern Grades wissenschaftlicher Ausbildung bedürfen, einen erschöpfenden Unterricht zu gewähren, daher auf die classischen Sprachen wie

auf die Realien gleich sorgfältige Rücksicht genommen wird. Es ist Institut für den ganzen Kanton, und steht dem Land- wie dem Stadt-Bürger unter gleichen Bedingungen offen. Jeder Schüler, einheimischer oder fremder, in jeder Classe hat ein jährl. Schulgeld von 15 Fl. Rhein. zu bezahlen. Die Eltern oder deren Stellvertreter haben einen gedruckten Revers zu unterzeichnen, in welchem sie sich verbindlich machen, ihre Kinder zur pünktlichen Beobachtung der Schulgesetze anzuhalten, und selbst zur Aufrechthaltung der Disciplin nach ihren Kräften mit zu wirken. Das Gymnas. besteht zwar aus 2 Hauptabtheilungen: Real- und Gelehrte-Schule; jedoch berücksichtigen die 2 untersten Classen der Realschule noch keinen von diesen Hauptzweigen vorzugsweise, sondern sorgen für Erweckung und Uebung der geistigen und sittlichen Anlagen, und beschränken den Unterricht auf solche Kenntnisse und Fertigkeiten, die Kindern ohne Rücksicht auf den gelehrten Beruf oder auf das bürgerl. Geschäftsleben nothwendig und wünschenswerth sind. Hier werden Knaben von etwa 8 Jahren aufgenommen, die in Instituten oder von Privatlehrern die Elemente im Schreiben, Lesen und Rechnen erlernt haben. Der Aufenthalt in jeder Classe ist 1 Jahr. Diese 2 Classen in Verbindung mit der 3ten bilden gewissermaassen ein Progymnasium, doch so, dass die 3te die Schüler in solche, die sich den Studien widmen, und in solche, die vorzugsweise den Realunterricht benutzen wollen, hinsichtlich des Französischen und Lateinischen scheidet; denn die erstern erhalten 6 wöchentliche Stunden im Latein., die letztern eben so viele Stunden im Französischen Elementarunterricht. Auch diese Classe hat einjährigen Cursus. Von hier aus trennt sich nun die Realschule von der gelehrten, so dass sich 2) ein Real-Gymnasium mit 2 Classen und 3) ein Obergymnasium mit 3 Classen bildet, jede Classe mit 2 jährigem Cursus. Im Real-Gymnas. wird das Französische fortgesetzt, im gelehrten macht es der Griech. und Lat. Sprache Platz. Nur in der 3 gel. Cl. sind dem Französ. wieder einige Stunden eingeräumt. Uebrigens wird in Beziehung auf die ungleiche Zahl der Curse in verschiedenen Classen an einer Abänderung gearbeitet, wodurch der aus Verschiedenheit der Curse entstehenden Störung im Lehrgang abgeholfen werden soll. Die bisherigen Unterrichtsgegenstände sowohl in der Real- als Gelehrten-Schule sind aus des Directors Einladungsschrift zum Examen 1828 zu ersehen. Aus der 3 Classe der gel. Schule treten die Schüler, etwa im 16 oder 17 Lebensjahre, in das Collegium humanitatis über, wo die nähere Vorbereitung auf die Universität sowohl in Sprachen als Realien innerhalb 2 auch 3 Jahren vollendet werden soll.

II) Lehrerpersonale. Jede der 5 Realclassen hat einen Hauptlehrer, der aber in seinem Fache auch an der gel. Sch. Unterricht ertheilt, nemlich in der Religion, Deutschen Sprache, Geschichte und Erdbeschreibung, Geometrie, Franz. Sprache. Neben diesen geben an dem Realgymnas. noch 5 Lehrer Unterricht, jeder in seinem Fache, nemlich im Rechnen, in der Naturgeschichte, im Zeichnen, Schreiben, Gesang. An der gel. Schule geben den Unterricht in den classischen Spra-

chen 2 Hauptlehrer und der Director des Gymnasiums, wobei jedoch zu bemerken ist, dass der erste Unterricht im Latein. in der 3 Cl. der Realschule von dem Lehrer der Deutschen Sprache gegeben wird. — Eine sehr zweckmässige Einrichtung ist es, dass die Lehrer auf den vom Staate angewiesenen fixen Gehalt beschränkt sind, und durchaus auf keine Geschenke der Schüler, z. B. am Neujahr oder Geburtstage, zu rechnen haben.

III) Disciplin im weitern und engern Sinne. Zur Aufrechthaltung und Förderung derselben dienen 1) die Schulgesetze, von denen jeder Schüler bei seiner Aufnahme ein gedrucktes Exemplar erhält. Ueberdiess werden dieselben bei Eröffnung des neuen Schuljahres jedesmal vorgelesen, und mit nöthigen Erläuterungen und Ermahnungen vom Director begleitet. 2) Die Sittenliste jeder Classe, in welche sowohl die Tadelhaften, z. B. Abwesende, zu spät Kommende, Unvorbereitete und Nachlässige, Zerstreute und Unordentliche, Plauderer und Muthwillige, Boshafte und Widerspenstige, als auch die besonders Lobenswerthen in Hinsicht auf Fleiss und Betragen bemerkt werden. 3) Die Zeugnisse über Fleiss, Fortschritte und Betragen, welche vierteljährlich den Eltern oder deren Stellvertretern mitgetheilt, und von ihnen unterschrieben an die Lehrer zurückgeschickt werden. 4) Die monatlichen Conferenzen, in welchen die Lehrer ihre Erfahrungen, Ideen, Vorschläge und Wünsche über den Unterricht, dessen Fortgang oder Hindernisse, über Disciplin u. dgl. sich gegenseitig mittheilen, und alles besprechen, was auf das Beste der Schule abzweckt. Die Leitung dieser Conferenzen und die Führung des Protokolls besorgt der Director, welcher dasselbe den Schulbehörden auf Verlangen vorlegt, und überhaupt die Wünsche der Conferenz den Ephoren des Gymnas. mittheilt. 5) Die vierteljährigen Censuren, welche von dem aus 2 Mitgliedern des Schulraths bestehenden Ephorate des Gymn. gehalten werden, bei welcher Gelegenheit theils durch den Director Bericht über das Bestehen und den Fortgang der Anstalt an dasselbe zu erstatten ist, theils jeder Lehrer seine Beschwerden über Schüler oder seine die Schule betreffende Wünsche vorbringen kann. Ausser diesen und andern Mitteln, Ordnung, Thätigkeit, Fleiss und Sittsamkeit zu erhalten und zu fördern, werden auch besonders an wichtigen Zeitabschnitten, z. B. am Schluss oder Anfang des bürgerlichen oder des Schul-Jahres mit den sämmtlichen Schülern Andachtsstunden gehalten, wobei ein religiöser Gesang vierstimmig abgesungen, darauf ein Vortrag vom Director gehalten wird, in welchem die Religion mit wissenschaftlichen Bestrebungen in nähere Verbindung gebracht, und auf sie Ermahnungen, Verpflichtungen u. dgl. gegründet werden.

IV) Ueber Unterrichtsstunden, Zahl der Schüler, Ferien u. dgl. A) *Realschule:* Unterste Classe mit wöchentlich 26 Stunden; II: 29. III: 36. IV: 34. V: 34. B) *Gel. Schule:* I Cl. 34 St. II: 37. III: 35. Der Unterricht im Sommersemester beginnt Morgens 7 Uhr, Nachmitt. 2 Uhr; im Wintersemester früh 8, Nachm.

1 Uhr. Im Laufe der Woche ist *Ein* Nachmittag, nemlich am Donnerstage, frey. Die Hauptferien sind: 2 volle Wochen nach dem Osterexamen; 3 Wochen in der Erndte; 3 im Herbste oder in der Weinlese. Die kleinern Ferien im Laufe des Jahres erstrecken sich alle zusammen ungefähr auf 10 Tage. — Das Gymn. zählte im verflossenen Schuljahre 98 Schüler. Davon gingen mehrere nach dem Examen aus der Realschule zur Vorbereitung auf ihren künftigen Beruf ab; 2 aus der 3 Cl. der gel. Schule traten in das Collegium über. Gegenwärtig beläuft sich die Gesammtzahl auf 120.

V) Ueber Examen, Promotion, Prämien. Die Hauptprüfung geschieht jährl. kurz vor Ostern im Saale des Gymnas. in Gegenwart der Mitglieder des Schulraths und der sämmtlichen Lehrer, und können auch die Väter der Schüler, oder andre gebildete Freunde des Schulwesens beiwohnen. Die Beförderung der Schüler in eine höhere Classe, wobei die Vollendung des Pensums der vorhergehenden Classe und sonstige gute Zeugnisse über Fleiss und Verhalten als Bedingung festgestelit sind, ist mit einiger Feierlichkeit in der Münsterkirche verbunden. Knaben und Mädchen aller öffentlichen Schulen versammeln sich daselbst, singen vierstimmig einige relig. Verse, einer von den Vorstehern einer Schule hält eine Rede, und darauf werden durch den Sekretär des Schulraths die Namen der Zöglinge aufgerufen, welche theils in eine höhere Classe befördert werden, theils einer Prämie würdig befunden worden sind. Die Prämien, deren für eine Classe höchstens 4 ausgetheilt werden, bestehen entweder in Büchern, oder in Instrumenten zum mathematischen- und Zeichen-Unterricht u. dgl.

Tarnopol. Am 12 Febr. d. J., am Geburtstage des Kaisers, ward nach allerhöchster Verordnung die Direction der Gymnasialstudien von dem bisherigen Gymnasialcollegium an die Jesuiten-Ordens-Obern feierlich übergeben.

Thorn. Zum Schlusse des Schuljahres $18\frac{2}{2}\frac{6}{7}$ (den 9 April) schrieb der Prof. Dr. *K. W. Keferstein* als Programm: *Ueber den belebenden Geist, welcher die Kirchenreformation vorbereitete und sich aus ihr entwickelte* (36 S. 4.), welchem der Director Dr. *Carl Fr. Aug. Brohm* S. 39—52 Schulnachrichten beifügte. Aus ihnen heben wir folgendes aus: Die Gymnasialbibliothek zählt 6060 Bände zum grössten Theile sehr brauchbare Werke. Lehrer waren: der Director Dr. *Brohm*, Ord. in I; der Prof. *Schirmer*, Ord. in II; der Prof. Dr. *Lauber*, Ord. in III; der Prof. Dr. *Keferstein*, Ord. in IV; der Lehrer *Sudau*, Ord. in V; der Lehrer Dr. *Wernicke*; der Lehrer *Hepner*; der Lehrer Dr. *Hünefeld*; der Zeichenlehr. *Neuscheller*. In diesem Lehrerpers. fiel während des Schulj. keine Veränderung vor. [vgl. Jbb. VI S. 262.] Dennoch aber haben nicht nur die Lehrer, sondern auch fast sämmtliche Schüler desselben einen schmerzhaften Verlust durch den Tod eines Mannes erlitten, welcher seit dreissig Jahren sich ein grosses Verdienst um die Erziehung und wissenschaftliche Bildung der Jugend unserer Stadt und ganz beson-

ders auch um die Zöglinge des Gymnasiums erworben hatte. Es war dies Herr *Johann Friedrich Bormann*, gebohren zu Quedlinburg am 1 Julius 1767. Er besuchte zuerst das Gymnasium seiner Vaterstadt, und bezog dann im Jahre 1786 die Universität zu Wittenberg, wo er besonders unter Reinhard und Tittmann Theologie studirte. Im Jahre 1788 begab er sich nach Halle, wo Nösselt, Knapp, Niemeyer, Eberhard, Jacob, Maas seine vorzüglichsten Lehrer waren. Nach beendigten Universitätsstudien übernahm er eine Lehrstelle an der Schule des Hallischen Waisenhauses, und unterrichtete mit sichtbarem Erfolg besonders im Lateinischen und in der Geschichte. Demnächst ward er Lehrer und Erzieher der Söhne des Hofraths von Madai zu Benkendorf bei Halle, im Jahre 1796 aber von dem Magistrate zu Thorn als Lehrer an der hiesigen Neustädtischen Schule angestellt. Sein ausgezeichnetes Talent und seine glückliche Wirksamkeit als Lehrer blieb nicht unbemerkt. Daher ward er im Jahre 1800 auf den Vorschlag des damaligen Directors Süvern an unser Gymnasium berufen, und rückte im Jahre 1803 in die Stelle des abgegangenen Lectors der obern Classen, des 1817 verstorbenen Sammet. Im Jahre 1810 ward er von der Schulbehörde des damaligen Herzogthums Warschau zum Professor ernannt, und 1817, bei der neuen Gestaltung des Gymnasiums, von der Preussischen Behörde als Oberlehrer an demselben bestätigt. Michaelis 1821 aber schied er aus diesem Verhältnisse, und wurde zum Director sämmtlicher hiesigen Stadtschulen ernannt. Was er in dem erweiterten Amtskreise seiner sechs letzten Lebensjahre geleistet hat, liegt ausser den Gränzen meiner Beurtheilung. Würkte er in demselben auch nicht mehr unmittelbar auf unsere Lehranstalt, welcher er einundzwanzig Jahre anerkannt nützlich gewesen war, so dauerte doch mittelbar sein Einfluss durch die Vorbildung fort, welche die zur dereinstigen Aufnahme in das Gymnasium bestimmten Knaben in der hiesigen Stadtschule erhielten. Um so mehr verpflichtet sein Verdienst um das Gymnasium, während er Lehrer an demselben war, zur dankbaren Erinnerung. Die Klarheit seines Geistes ging in seinen Vortrag über, dessen Lebendigkeit und Munterkeit selbst die trägsten Schüler erweckte. Besonders erfolgreich war sein Unterricht in den untern und mittlern Classen; aber die Liebe und Achtung, welche er sich in diesen durch Ernst und Milde, durch Wohlwollen und ruhige Würde erwarb, verbreitete sich durch das ganze Gymnasium, und erhielt sich bei den Zöglingen desselben, auch wenn sie längst schon in das Mannesalter getreten waren. So ausgezeichnet er als Lehrer, besonders durch seine Würksamkeit für die Ausbildung des Verstandes und des moralischen Gefühls seiner Schüler war, eben so achtungswerth und geachtet war er in dem Verhältnisse zu seinen Amtsgenossen und als Mensch überhaupt. Jederzeit bewies er sich wahr und offen. Sein Herz kannte keine Verstellung. Doch verliess ihn ruhige Besonnenheit in seinen Urtheilen über Andre nie. Ueberhaupt war er mehr geneigt das Gute, als das Fehlerhafte, an Jedem aufzusuchen, mit welchem er in irgend einer Verbindung stand, und

sein wohlwollender Sinn bewährte sich auch hierdurch. Neid gegen fremdes Verdienst war fern von ihm, eben so sehr die kleinliche Besorgniss einer Zurücksetzung durch Vorzüge Andrer. Denn bei aller Bescheidenheit, welche ihn nie Ansprüche machen liess, die er nicht wirklich geltend machen konnte; bei aller Gutmüthigkeit, womit er selbst die gerechtesten Ansprüche oft nicht geltend machte, kannte er dennoch seinen eignen Werth, und war der Anerkennung desselben ohne Anmaassung gewiss. Daher fand zwischen ihm und seinen würdigen Amtsgenossen jederzeit nur gegenseitige Freundschaft und Achtung statt und alle seine Mitarbeiter fühlten gegen ihn dasselbe Vertrauen, welches er in jedem Verhältnisse von dem Augenblicke an gewann, wo man ihn nur zuerst sah und hörte. Dass ein so guter Mensch auch ein guter Bürger, ein guter Gatte und Vater sein musste, ergiebt sich von selbst. Es bedurfte in der That nur einer eingeschränkten Bekanntschaft mit ihm, um ihn in seinem häuslichen Leben eben so achtungswerth zu finden, als in seinem öffentlichen. Er verheirathete sich am 18 Junius 1802 mit Jungfrau Johanna Elisabeth Fork. Von sechs Kindern, die ihm geboren worden, wurde das älteste, eine Tochter, nur ein Jahr alt; drei Söhne starben bald nach ihrer Geburt. Zwei Töchter haben ihn überlebt, von denen die älteste am 19 September v. J. sich mit dem Gutsbesitzer von Ostaszewo, Herrn Eduard Sponnagel, verheirathet hat. Der Hochzeitstag derselben gehörte zu den letzten frohen Tagen des entschlafenen trefflichen Mannes. Er fühlte seit längerer Zeit schon bedeutende Abnahme seiner körperlichen Kräfte, dennoch aber überwand er alle Beschwerden ohne zu klagen, um die Seinen nicht zu beunruhigen, und erwartete Hülfe von der Zeit und seiner sonst festen Körperbeschaffenheit. Aber sein Zustand verschlimmerte sich schnell. Mit sichtbarer Anstrengung hielt er noch am 16 October die öffentliche Prüfung in der Stadtschule, aber bald darauf erlag er, und starb am 2 December nach schweren Leiden an Magenverhärtung. Bewusstsein und selbst Heiterkeit des Geistes hatte ihn bis zum Tode nicht verlassen. Am 5 December ward seine entseelte Hülle zur Erde bestattet. Alle Lehrer und Schüler des Gymnasiums folgten der Leiche mit inniger Trauer. Das Gedächtniss des verklärten, trefflichen Mannes wird bei den Seinen, bei seinen zahlreichen Schülern und Freunden, bei seinen älteren und jüngeren Amtsgenossen dauernd im Segen bleiben.

Angekommene Briefe.

Vom 1 Febr. Br. v. *P. L.* aus *B.* [Der Wunsch ist bereits erfüllt.] — Vom 24 Mai Br. von *C. M.* a. *H.* [Freundlichen Dank. Das Uebrige wird besorgt werden.] — Vom 18 Mai Br. v. *C.* a. *J.* — Vom 23 Juni Br. v. *L.* a. *H.* [Freundlichen Dank.] Alle übrigen Briefe werden besonders beantwortet werden.

Inhalt

von des ersten Bandes viertem Hefte.



